Sonderlinge.

Bregenzerwälder

Lebens- und Charakterbilder

aus neueſter Zeit.

Von

Franz Michael Felder.

1557

Erſter Band.

Bibliotheca Universitatis Lipsiensis 1883.

Leipzig

Verlag von S. Hirzel.

1867.

Inhalt.

Seite

Erſtes Kapitel:

Auf dem Kirchenplatze 1

Zweites Kapitel:

Beim Adlerwirth 17

Drittes Kapitel:

Der Freimaurer 33

Viertes Kapitel:

Ein unglücklicher Vater 67

Fünftes Kapitel:

In Feld und Haus 87

Sechſtes Kapitel:

Wie es beim Barthle zugeht 114

Siebentes Kapitel:

Wie Sepp den Franz beſucht und was er dabei erfährt . 137

Seite

Achtes Kapitel:

Ein Sonderling als Hüter 162

Neuntes Kapitel:

Der Alpsonntag 200

Zehntes Kapitel:

Folgen des Alpsonntags 236

Erstes Kapitel.

Auf dem Kirchenplatze.

Einer der unfreundlichsten Monate seit Mannesdenken war wol der Heumonat des Jahres 1859. Der Nebel hing so dicht auf die Häuser herab, als ob er sich in den Aesten der die Dörfer des Bregenzerwaldes umgebenden Tannenwälder verwickelt habe und gar nicht mehr fortkommen könne. Nun schüttete der langweilige Gast Regen über Regen auf die schon völlig in Weiher verwandelten Wiesen, wo Gras und Heu schwarz und grau hervorlugte. Schon seit Wochen hatte sich die Sonne nicht mehr sehen lassen, daher wurde denn endlich am dritten Sonntage des Monats in dem Dorf, ob welchem der Nebel am dichtesten lag, ein Psalter um gutes Wetter gebetet.

Alle Stühle in der Kirche waren voll, was an Sommersonntagen sonst Nachmittags wol selten der Fall ist. Nicht nur der arme Taglöhner, dem jede verdienstlose Stunde ein Loch in die Hausrechnung macht, auch der wohlhabendere Bauer hatte Sonnenschein sehr

nöthig, für das Vieh auf den Alpen sowol, als für das Heu, welches — gemäht oder ungemäht — im Wasser lag und zu faulen begann. Es beteten daher auch Alle so laut und „ernsthaft", wie wenn der Psalter dem in der Gemeinde zuerst Sterbenden zukommen sollte. Es währte eine gute Stunde, bis die 150 Ave Maria gebetet waren, und dann auch noch die Litanei zur göttlichen Vorsehung und die drei Vaterunser zum Andenken an die glückliche Heimkehr der Bregenzerwälderinnen aus dem Schwedenkrieg, die im Sommer jeden Nachmittag gebetet werden. Hernach aber wurde dann das Schlußlied gesungen und der Gottesdienst war zu Ende.

Wenn schon Städtern und anderen Stubenmenschen das Wetter als Anknüpfungspunkt ihrer Gespräche dienen muß, so ist das noch viel mehr bei Bauern der Fall, deren Wohl und Wehe gänzlich von der Witterung abhängt. Die aus der Kirche kommenden Mädchen und Weiber dachten selbstverständlich vor Allem an ihre neuen Kleider. Zwar schützte der großmächtige rothe Regenschirm die fast pyramidalische Kopfbedeckung von dunkelblauer Wolle und die blauseidenen Aermel; aber ohne die schwarze, so leicht den Glanz verlierende Juppe, die allenfalls aufgeschürzt werden konnte, war auch noch des auf den schlechten, schmutzigen Wegen von so vielen Gefahren bedrohten grünen Unterrocks mit den rothen Spitzen zu gedenken, und der kirschblüthenweißen Strümpfe, die neugierig darunter herauslugten. Es galt, den gewohnten Bergschritt zu mäßigen, so städterisch als

möglich aufzutreten und doch recht schnell nach Hause zu gelangen. Die Mannspersonen aber kümmerten sich jetzt weniger um ihre Kleider als um Vieh und Heu. Alle blieben auf dem Platz vor der Kirche stehen und während sie ihre langen seidenen Zipfelkappen auffetzten, schauten sie wehmüthig hinauf in den starren Nebel, der ihrem Psalter zum Trotz wieder ordentlich fallen ließ. Bald ging das Klagen an über dieses Schandwetter, das nun wieder die schönsten Hoffnungen zu Wasser mache. Die wenigen Alpknechte, welche den Nachmittagsgottesdienst zu besuchen Zeit hatten, erzählten, daß das Vieh auf dem weichen, nassen Boden überall mehr oder minder der Gefahr des Erfallens ausgesetzt sei, andere jammerten, daß man dieses Jahr überall nur halb so viel herausbringen werde, als gewöhnlich; „und am schlechtesten ist's mir gangen, — weitaus am allerschlechtesten!“ polterte Barthle, ein großer, starknochiger Mann, den Jedermann für mehr als fünfzig Jahre alt gehalten hätte, mit lauter, hölzerner Stimme. Dann die rechte Hand vorwerfend, während er die andere auf die scharf nach links gebogene Nase legte, fuhr er fort: „Wegen euerem Schaden thät ich keine Hand umkehren, keinen Finger krümmen; aber mir, mir geht's schlecht! Wenn unser Einer sich beklagt, dann ist's was Anderes. Beim Kreuz und am Hag und überall ist mir Heu am Schaden, wenigstens zwei Kuhwinterungen und werden rein zu Streue, rein zu nichts. Sein thut's schon grad, als ob wir keinen barmherzigen Gott mehr im Himmel hätten.“ Nun machte Barthle eine Handbewegung, wie wenn er wie-

der zu beten anfangen wollte und verließ dann ungewöhnlich rasch den Platz.

Die Zurückbleibenden versuchten mit den Schuhspitzen Löcher in den Boden zu machen. Barthles Küherstimme schien ihnen noch immer in den Ohren zu liegen, denn erst nach längerer Pause bemerkten Einige: „Ihnen sei ihr „kleiner Schaden" groß genug. Barthle müsse wegen seinen zwei Kuhwinterungen doch keinen Tag hungern, während ihnen jeder Kreuzer ans Leben gehe. — Doch der Barthle sei eben der Barthle und so alten Leuten müsse man ihre Wunderlichkeiten verzeihen," wurde gleich wieder mildernd beigefügt. Nur der Zimmermann Klaus schien sich mit Barthles Wunderlichkeiten nicht so schnell wieder versöhnen zu können. „Er hätte geglaubt," spottete er, „so ein betiger Mann wie Barthle könnte sich viel besser dem Willen Gottes ergeben und zum Kreuze kriechen. Wenn Andere ihm Hülfe suchend ihre Noth klagten, habe der gute Mann immer einen frommen Trostspruch, und nun, da ihm selbst einmal etwas ganz Gewöhnliches begegne, wolle er schon fast verzweifeln."

„Klaus, laß den Barthle gehen! Er ist ein Frommer und Gemeinderath ist er obendrein auch noch. Schimpfe Du lieber die Gottlosen, die in ihrem Hochmuthe sich selbst die Schuld an ihren Unfällen zuschreiben, als die Guten, welche Alles dem lieben Herrgott auf die große Rechnung setzen, die er nach ihrem Tode bezahlen soll. Das Alles ist lauter Frömmigkeit," spottete der Maurersepp, ein blasser, halb fremd gekleideter Mann, der etwa in Barthles Alter sein mochte.

„Ja, Frömmigkeit!“ eiferte Klaus, „freilich, außer im Heuet, geht er Tag für Tag zur Messe, läßt sich in alle Bruderschaften einschreiben und hat von dem ewigen Beten um die Knie herum die Lederhosen so verrutscht, daß man ihm schon auf hundert Schritte den Betbruder ansieht; aber man merkt's jetzt wieder und hat da ein herrliches Exempel von einem Beispiel, wie prächtige Leute das im Ganzen sind. Seinen Buben, den Klausmelker*), hat er wegen etlichen theuern Streichen fortgejagt, und die Marianne thät wol auch gehen, wenn sie so leicht könnte wie der Bruder, aber so Eine ist halt angebunden und muß nun mit dem Alten Trübsal blasen und Wehmuth schnupfen, Rosenkränze beten und Pfennige spalten dazu. Nicht wahr, das heißt man fromm sein?“

„Meinetwegen könnt ihr so lang bleiben, als ihr wollt und da ausmachen, wie man's nennen soll, um dabei etwas zu erwarmen,“ sagte Sepp und verließ lachend die Versammlung.

Nur Klaus lief dem Forteilenden nach, die Anderen aber schienen zum Gehen wenig Lust zu haben. In's Wirthshaus sitzen ist, besonders bei so ungünstigen Aussichten, bei weitem nicht für Jeden ein Spaß, und daheim konnte man ja noch genug Langeweile erleben. So ein Bauer weiß an Sommersonntagen, an welchen man keinen Spaziergang machen kann, die langen Stunden unmöglich herum zu bringen. Mit dem Weibe giebt's

*) Klausmelker — Nikolaus Melchior.

juſt nicht viel zu reden, da man ja immer beiſammen iſt, daher faſt nur das Gleiche hört und erlebt, und bei einander ſitzen wie Klötze, gar nichts Neues ſehen und nichts hören und nichts denken, iſt denn doch faſt unerträglich. Kommt am Ende noch gar eine Baſe oder Nachbarin mit all ihren Schreihälſen, ſo iſt's noch ärger. Die guten Männer, die an regneriſchen Sonntagen ſolche Geduldsproben mit prophetiſchen Blicken auf ſich warten ſehen, und an den ſchon verdienten Marterkronen mehr als genug zu tragen haben, gehen daher am liebſten gar nicht heim und der Himmel muß allemal ſchon ein ganz beſonderes Unwetter, mit Sturm und Hagel verziert, herabſchicken, um einige Bauern, die ſich an ſo einem „verworfenen Tag" irgendwo zuſammenfanden, wieder auseinander zu treiben.

Auch heute hielten die noch auf dem Platze Zurückgebliebenen zuſammen wie Hanf und Harz. Wenn ein Sturm kam, erfaßten ſie die großmächtigen Regenſchirme mit aller Kraft, ſchützten ſich und die neuen Kleider ſo gut als möglich vor den Dachtraufen der Nebenmänner und plauderten, daß es eine Art hatte. Da man ſich gerade nichts Neues zu erzählen wußte, redete man, wie gewöhnlich, von dem, der zuletzt fortgegangen war, nämlich vom Sepp, denn von dem Klaus wußte man nicht viel. Er war eben der Zimmerniklaus, der viel verdiente, gern trank, oft recht grob aufbegehrte und mit ſeinem Weib ſchon beinahe den dreißigjährigen Krieg durchgemacht hatte. Vom Maurerſepp aber, dem ſogenannten Freimaurer, wußte man ſchon mehr zu reden. Zwar

auch nichts Neues; aber das war ja gar nicht nothwendig, da man schon am Alten genug hatte. Es war eben am kurzweiligsten, wenn jeder sagen konnte, was er wußte und man nicht immer einen Einzigen reden lassen mußte. Der Bauer möchte immer auch gern ein Wörtlein dreinreden und ihm ist daher jede Gelegenheit erwünscht, wo er das kann und darf, während ihn beinahe jedes Gespräch langweilt, wenn er zum bloßen Zuhören verdammt ist. Von Herzen gern läßt er einen etwas schon sechsmal Gehörtes der Länge und Breite nach erzählen, wenn er sich nur damit trösten kann, daß dann das Reden auch noch an ihn kommt und er treulich berichten kann, wie, wann, wo und von wem er das schon gehört, und was er dann darüber zu seinem Weib gesagt habe.

Man redete lange davon, wie der Sepp ein Glücksnarr sei und Alles weiter vorwärts bringen könne, als Andere, obwohl er sein Lebtag halb lutherisch gewesen sei. Immer sei dem besser gegangen als Anderen, so daß er jetzt zu den Wohlhabendsten im ganzen Dorfe gehöre. Und wenn nun endlich gar noch sein Franz mit Barthles Mariannen heirathe, wie man jetzt allgemein sage, so brächten die Beiden ein Vermögen zusammen, man könnte weit gehen, bis man so eins irgendwo beisammen finde. Denn des Barthles Klausmelker komme sicher nicht mehr heim, so lange der Alte lebe, und dann werde ihm der im Testament wol auch daran denken und ihm, wie es auch nur billig und recht sei und sich gehöre vor Gott und der Welt, nicht so viel zukommen lassen als der Marianne, die auch wahrhaftig mehr ver-

dient habe, als der Lümmel. Sie habe der Haushaltung etwas genützt und gegen den Vater sei sie gewesen wie Kinder sein sollten gegen ihre Aeltern, die für sie gehauset und gespart und sie aufgezogen.

Nun fing man an Rath zu halten, auf welchen Hof die jungen Leute wol ziehen würden, wenn sie zusammen kämen; denn beide Höfe konnten sie doch unmöglich übernehmen, weil sie schon mit einem Arbeit genug bekommen mußten. Die meisten vermutheten, Franz werde auf seines Vaters Hof bleiben und Marianne zu ihm ziehen, sobald Barthle die Augen zugethan habe. Des Freimaurers Haus sei ja fast so gut als ein neues, die Güter habe er auch in viel besserem Stand als der Barthle. Ja in dem Stück sei der Sepp schon ein wahrer Kampel*). Nur schlechte, daher wohlfeile Güter habe er gekauft und jetzt seien es fast oder gar die besten im Dorf, Sepp habe viel Mist gekauft von armen Leuten, die den Dünger zwar nöthig, das baare Geld aber noch nöthiger gebraucht hätten; ja sogar Knochenmehl habe er später kommen lassen und sich allem Auslachen zum Trotz mit dem schlechten Gut mehr Arbeit gemacht als andere Leute mit besserem. Damals habe wol Jedermann gewähnt, es sei schad um die Arbeit und um Alles; aber gar so dumm müsse es doch nicht gewesen sein; Sepp habe es so weit gebracht als Einer und man sehe jetzt ein, daß so etwas ganz vortheilhaft wäre, wenn man das Geld zum Anfangen hätte wie z. B. der Barthle.

*) Durchtriebener Gesell.

Der wäre schon im Stande, dem Sepp seine neuen Kunststücke nachzumachen, aber der möge nichts Neues anfangen. Er sage: „Die Väter hätten's auch nicht so gemacht und hätten doch anständig leben können. Man brauche in Kleidung und Kost es nicht besser zu verlangen, als die es gehabt, dann werde man auch nicht nöthig haben, den letzten Tropfen und den hintersten Halm aus dem Erdboden herauszupressen. Es wäre viel gescheider, wenn man im Kleinen hausen thät und nicht so viel verbrauchen für Kost und Most, dann würde man das Knochenmehl und derlei Pfuschereien gar nicht brauchen, dann hätte jeder genug an dem, was unser Herrgott freiwillig wachsen lasse."

Darüber nun, ob Barthle recht oder unrecht habe, waren die Meinungen noch sehr verschieden und es wurde eine Zeitlang sowol dafür als dawider geredet, bis endlich der Gemeindevorsteher den Ausschlag gab, indem er sagte: „Ganz recht hat Barthle! Ein ordentlicher Bauer bleibt beim alten Brauch. Das was er hat, verwaltet er in Ehren und übergibt es einst dem Sohn so, wie er's vom Vater hatte. Der Sepp ist und bleibt ein Sonderling. Er mag wol Glück haben in zeitlichen Dingen, aber! aber — ich möcht' nicht mit ihm sterben. Im Weltlichen will er klüger sein als Salomons Katz; doch die wahre Weisheit hat er nicht, denn er fragt weder geistlichem noch weltlichem Oberhaupt etwas nach. Nur den armen Teufeln will er helfen und den Schlechten und Verworfenen, aber gar so armenväterlich als man wähnt, ist er doch nicht, sonst würde er nicht seine Fel-

der mit Anderen gehörendem Dünger fett gemacht, sondern ihnen Geld geliehen haben."

Alle Gegner Sepps nickten dem Vorsteher beifällig zu, und die, die etwas zu seiner Vertheidigung vorzubringen gewußt hätten, wagten nicht zu reden.

Die Bauern sind ihren Vorstehern gegenüber zuweilen wunderliche Kerle und haben es beinahe wie jene Schoppernauerin, die ihr altes Haus hatte herrichten lassen und nun mit den Bauleuten höchst unzufrieden war, weil dieselben vor der Hausthüre keine Stiege angebracht hatten. Man setzte ihr auseinander, daß so eine Stiege für ein Bauernhaus sowol unbequem als unschön sei, überdieß vor ihrem Hause unmöglich hätte gemacht werden können. Doch das war vergebens. „Der Vorsteher," sagte sie gegen Alles, was man vorbrachte, um sie zufrieden zu machen, „der Vorsteher hat eine Stiege und ich will auch eine, denn der kennt's."

„Der ließ eben sein Haus nicht selbst bauen," entgegnete man. „Aber er hat eine Stiege."

Die Menschen sind überall und immer so ziemlich dieselben. Im Bregenzerwald gibt es solche, die Stiegen vor den Häusern haben wollen, wenn der Vorsteher auch eine hat, sie mag sonst noch so unbequem sein — und zu Syrakus am Hofe des Dionysius sollen die Leute durcheinandergestolpert sein, und sich gestoßen und Stühle umgeworfen haben, wie Blinde oder Betrunkene, weil der Vorsteher Dionysius — kurzsichtig war.

Ja einer ersten Person zu Lieb' und Ehr' stellen sich

kluge, vorausberechnende Leute (und das sind die Bauern so gut als andere) immer ein wenig blind, taub und stumm. Wer das etwa nicht kann, der mag dafür büßen, wie Sepp. Dieser war in seinem Dorfe unter den „Angesehenern," d. h. Wohlhabenderen, der einzige, der dem Vorsteher öffentlich zu widersprechen wagte. Er hatte, wie er es auszudrücken pflegte, „schon längst dem Vorsteher und aller seiner Hoffart und allen seinen Werken von Herzen widersagt.". Daher die Abneigung des Vorstehers und seines ganzen Anhangs gegen ihn, der nie schmeichelte, sich nie blind stellte, sondern Alles sah und was er gesehen hatte, nie verschwieg, obwol er wußte, daß er sich bei denen, die, wie er zu sagen pflegte, das Kraut fett machen, dadurch immer mehr in Ungnade brachte. Die Vorgesetzten im Dorfe hielten es nicht der Mühe werth, die Redereien Sepps zu beantworten, sondern sie meinten nur so achselzuckend: „Der sei doch sicher auch nicht so dumm, daß er sich einigen Lumpen und Taglöhnern wegen böses Blut mache. Er belle und lärme nur darum so entsetzlich, weil er noch zu keiner Ehrenstelle im Dorfe habe kommen können, daher den Begünstigteren recht grausam neidig sei. Die Anderen, die auch keine Stellen hatten, urtheilten über Sepp: „Er ist ein rechter Streitkopf. Gar nichts kann er unbegeifert lassen, sogar der Pfarrer und der Vorsteher können es ihm nicht recht machen. Die Rechte der Angesehenen möchte er verkleinern und den Untersten und Letzten will er helfen auf Unkosten aller Anderen. Da soll die Gemeinde die Kinder eines Lumpen erziehen, soll

den Aermeren diese und jene Last abnehmen; Alles, weil Sepp es sagt. Dummheit! wo wirklich Noth an den Mann kommt, hat man immer geholfen, schon bevor er noch die Hosen anlegen konnte. Die Leute können ja arbeiten, dann haben sie Brot, und verhungern läßt man keinen. Wenn ihm die Noth eines Menschen zu Herzen geht, so soll er ihm helfen; aber in der Gemeinde wird nur wegen den Bettlern*), die ohnehin fast keine Steuern zahlen, keine neue Ordnung eingeführt werden."

So hatte Sepp nur noch die auf seiner Seite, für die er sich bei den Anderen verfeindete, aber bei weitem nicht Alle. Diejenigen, die sich öffentlich auf seine Seite zu stellen wagten, waren fast nur Leute, die Niemand hören mochte, Bettler und solche, denen man von ihrem Vater und Großvater her noch dieß und jenes vorzuwerfen wußte, so daß auch sie Schweigen für das Klügste hielten, wenn ihr Freund, wie heute auf dem Platze, schonungslos durchgehechelt wurde.

Am meisten verwunderten sich die Hechelnden darüber, daß Sepp, der sonst doch gar nicht beten möge, in die Kirche gegangen sei. Da sehe man's wieder, was die Sorge um's liebe Heu könne. Der habe heut sicher den ersten Psalter gebetet seit der Zeit, da ihm die Naglerin alle Morgen den magern Schwarzkopf wusch und

*) Bettler nennen die angesehenen, reichen Bregenzerwälder jeden Armen und jeden, den sie schimpfen oder verächtlich machen wollen. So sagt man auch, besonders in Bizau und Reute, von einem zänkischen, neidischen, kurz unerträglichen Menschen: „Er thut ärmlich."

ſein Vater ihn Holz ſtehlen hieß. Da bemerkte der Hansmichel, ein mittelgroßer, etwas nach vorn gebeugter, ſonſt aber nicht alt ſcheinender Mann, den ſein verzerrtes Geſicht als einen Schnäpsler bezeichnete: „Sepp hat auch heute keinen Pſalter gebetet. Ich hab' ihn extra beobachtet. Erſt beim dritten Roſenkranz iſt er kommen, — vermuthlich, weil er mit irgend einem hat reden wollen, den er auf dem Platz oder beim Adlerwirth anzutreffen hoffte. Nein, ihr guten Männer, wegen dem Beten geht Sepp nicht in die Kirche, das glaubt nur mir!"

So ſagte der Hansmichel; aber davon, daß er ſich faſt zu Tode fürchte, er ſelbſt ſei der, welchen Sepp anzutreffen hoffe, um das ihm geliehene Geld zurückzufordern, davon ſagte unſer Hansmichel natürlich nichts.

Ein Anderer meinte: „Im Chriſtenthum und im Beten werde der junge Freimaurer noch lauer werden als der Alte. Der Franz habe ſich nun ſchon, ſeit er mit dem Vieh auf die Alp gezogen ſei, nicht mehr in der Kirche ſehen laſſen. Dem ſei es eben ſo wenig um's Beten, als es einem Hund um's Holzfreſſen ſei."

Keiner der Anweſenden ſetzte dieſem ſcheinbar in manchen Dingen ſehr Unwiſſenden auseinander, daß Franz Sonntag und Werktag beim Vieh bleiben müſſe. Wie würde ein Bauer Augen machen, wenn ein Küher und notabene gerade der Küher in ſeiner Alp am Sonntag zum Gottesdienſt kommen wollte! Dann würde ihm gleich einfallen, was ein Küher für Pflichten habe, jetzt aber ſchien das keinem Menſchen einfallen zu wollen,

denn alle sprangen auf den ihnen wie einem Hund ein Stück Fleisch vorgeworfenen Gedanken los, und nagten daran herum, daß es zum Erstaunen war. Man ist eben nicht gewohnt, Männer so den ärgsten Klatscherinnen in's Handwerk pfuschen zu hören, aber wozu kann Langeweile und Leidenschaft den Bauer nicht bringen? Man hatte durch die Rede des im Alpenleben so Unerfahrenen zwar keinen Grund, aber doch Veranlassung bekommen, nun auch Franzen tüchtig durchzuhecheln, und das war genug.

„Der Pfarrer," hieß es, „habe schon oft gesagt und es sei auch wahr und nun auf's Neue erwiesen: die halbstudirten Bauern seien immer die schlechtesten Christen. Franz hätte eben das Studiren lernen sollen. Zu so einem blassen Federfuchser wär' er grad' recht gewesen; ein Bauer aber sei nichts nutz, wenn er nur immer die Nase in den Büchern drin hab' und nie thun könne, wie's der Brauch sei."

Darauf bemerkten Andere: „Sepp hätt' ihn schon zum Studiren gelassen, aber er hat gewähnt, in unserem Dorf sei sein Bub' der Allerreicheſt' und der Hübscheſt' und der Gescheideſt'; an anderen Orten aber könnt' es vielleicht noch Reichere, Hübschere und Gescheidere geben, d'rum hat er ihn lieber daheim behalten."

„Nun," sagten die Ersten wieder, „so ein Gescheidsein nützt aber doch Gott und der Welt nichts! Oder was hat er etwa davon, wenn er aus Büchern herausliest, daß es in einem Land kohlbrandschwarze Leute gebe, die einander fressen?"

„Und," riefen Andere, „daß die Sonne still stehe und die Welt sich umdrehe wie ein Wagenrad, so daß wir selbst mitsammt Berg und Wald unter und über an der Erde hängen, wie die Fliegen an der Diele; das sind ja Dinge, es könnten sie einem nach einem Rausch nicht närrischer träumen, und solche erzählt er fast Jedem, dem es nicht zu dumm ist, sich in ein Gespräch mit ihm einzulassen; sogar den Taglöhnern, die bei ihm arbeiten."

„Da sei vom Gescheidsein freilich keine Rede," hieß es jetzt allgemein, „und weder Franz noch sein Vater brauchten sich darauf etwas Besonderes einzubilden; zum Hübschsein sei Franz viel zu mager und mit dem Vermögen wisse auch kein Mensch, wie es noch gehen könne; oder man wisse eigentlich schon, wie es gehen müsse, wenn Leute, die so kuriose Sachen im Kopf haben wie Franz, eine Bauerschaft verwalten und zu Allem sehen sollten. Unter und über gehe es da, wie die Welt alle Nächte. Aber das sei ganz in der Ordnung. Es hab' von jeher geheißen: Was durch den Rumpelbach herauf gekommen sei, gehe wieder durch den Rumpelbach hinab. Eine Haushaltung, die ungewöhnlich schnell reich worden sei, werde noch schneller wieder arm, denn auf einen Sparer komme ein Braucher, der dann mehr zum Schlüsselloch hinausbringe, als der Erstere zur Thüre herein gebracht habe."

Der Vorsteher, der noch drei unverheirathete Töchter daheim oder sonst irgendwo hatte, that nun wieder den Mund auf und sagte: „Sepp hat's im Grund recht gemacht, daß er den Buben auf die Alp schickte. Wenn

er ſich regen und bewegen muß, werden ihm die Flauſen ſchon vergehen. Er iſt ſonſt kein ſo übler Kerl, der Franz, und gefiele mir hundertmal beſſer als der Alte, man mag mir ſagen, was man will. Schad' iſt's nur, daß ihn der mit Gewalt zu einem Eſel machen will."

Es regnete immer ſtärker und ein heftiger Windſtoß drohte Allen die Regenſchirme umzukehren, ſo daß dieſe zugemacht werden mußten, wenn man ſie noch in geſundem Zuſtand heimbringen wollte. Das machte der Unterhaltung ein Ende und Alle eilten der Heimath oder dem Wirthshauſe zu.

Zweites Kapitel.

Beim Adlerwirth.

In der großen Gaststube des Wirthshauses „zum Adler" saßen am runden Haustische in der untern Ecke schweigend einige Männer, denen Rösle, des Wirths oder eigentlich der Wirthin ältestes Töchterlein — das einzige Kind ihrer ersten Ehe — die vor sie hingestellten Groschengläschen, ohne sie um ihr Begehren zu fragen, mit Branntwein füllte. Noch waren nicht alle Gläschen gefüllt, als auch Barthle in die Stube kam, sich ohne einen Gruß oder ein freundlich Wort auf das Kanapee beim oberen Tisch setzte und den Schnäpslern verächtliche Blicke zuwerfend, mit der Stimme eines kommandirenden Generals einen Schoppen Rothen forderte. Das Rösle ließ am untern Tische Alles stehen, wie es eben stand und eilte den Barthle zu bedienen; denn so ein Mann wartet nicht gern und würde sehr bald und sehr laut das zweite Mal befehlen. Die am untern Tische schienen das so gut zu wissen als das Rösle; sie warteten, ohne an das sonst geltende Recht der früher Ge-

kommenen zu erinnern, ganz ruhig, bis das flinke Mädchen wieder kam und nun auch ihnen die Gläschen füllte.

Jetzt öffnete sich die Thüre wieder und „guten Abend, ihr Herren Stammgäste!“ rief Sepp, noch ehe er den Barthle erblickt hatte, die Schnäpsler mit kräftiger, nur etwas heiser scheinender Stimme, freundlich an.

Einige hielten ihm die Gläser entgegen.

„Danke, danke!“ sagte Sepp, „bringt's nur da dem Klaus, der wird von Herzen gern auch für mich Bescheid thun.“

„Ja, von Herzen gern!“ rief der soeben Erwähnte. Dann, nachdem er Einigen die Gläschen beinahe geleert hatte, sagte er zu dem noch immer neben ihm stehenden Sepp: „Aber gelt, jetzt bist froh, daß Du mir das Heu im letzten Winter abnahmst, wenn Du es auch nicht haben mußtest. An dem kann man in so einem schlechten Heujahr etwas machen, wenn man's wieder verkauft.“

„Ich bin kein Händler,“ sagte Sepp; „ich glaubte nur Dir eine Gefälligkeit zu thun.“

„Das hast Du auch gethan. Respekt! Nicht Jeder würde mir, wie Du, den vollen Preis bezahlt haben.“

Dem Barthle schien es gar nicht zu gefallen, daß der reiche Sepp sich so lange bei den Schnäpslern aufhielt. Unmuthig rückte er eine Zeit lang hin und her, dann endlich rief er: „Komm Sepp, ich bring' Dir's!

Und Platz ist auch gut und genug da auf dem Kanapee — das ist" —

„Im Hui, gleich, so schnell ich kann!" sagte Sepp lächelnd, bat dann den Klaus, ihm eine Pfeife voll Tabak zu schenken; und als ihm dieser den Beutel gegeben, putzte er langsam seine Pfeife, „damit ja recht viel hineingehe; „dann stopfte er sorgfältig ein, zündete an und schritt dann alsgemach dem Kanapee zu.

„Es ist g'rad kalt heut'," sagte er, sich neben dem Barthle setzend, und nachdem er aus dessen Glas getrunken hatte, fuhr er fort: „Aber Barthle, der Skorpion, das ist Einer! Du mußt Dir in Zukunft auch Schweizerkalender anschaffen wie ich, in denen steht dieses Zeichen und auch die andern immer etwa drei oder vier Tage früher. Oder schaffe Dir zweierlei Kalender an, dann kommst Du bald so weit, daß Du keinem mehr glaubst und es Dir ziemlich gleichgültig wird, ob der Mond im Skorpion oder im Stier sei."

„Ja, Du hast gut reden, ganz gut!" sagte Barthle ein wenig gereizt; „aber dieses Sauwetter hast Du doch auch nicht erwartet; es ist Dir nur dieß Mal so gerathen — das ist es Dir!" setzte er, wie gewöhnlich, nach einer Pause bekräftigend hinzu.

„Und Dir halt nicht," versetzte Sepp lächelnd, „wenn Du schon das Heu nicht im Skorpion nach Deinem Kalender gemäht hast. Da möcht' ich gar nicht so jammern und klagen, wenn ich an Deinem Platz wär'. Ich thät lieber den dummen Kalender- und Zeichenunsinn aufgeben. Glaubensartikel sind das doch keine."

„Was ist es denn mit dem Skorpion?“ fragte das Rösle, indem es einen Schoppen vor Sepp hinstellte.

„Vor drei Wochen,“ erzählte Sepp, „sind wir auch da gewesen, ich und Barthle. Da fragt er mich: Fängst morgen auch an mit Heuen? Na, sag ich, das Gras ist noch nicht recht zeitig. Zudem ist jetzt schon lange schönes Wetter gewesen und es wird nun wohl bald einmal ausleeren wollen. Da will ich denn lieber noch den Rumpel vorüberlassen. Das Alles sei wahr, hat Barthle d'rauf gesagt; aber für die nächste Woche stehe Skorpion im Kalender, d'rum hab' er im Sinn, schon morgen anzufangen, damit er an den Skorpionstagen dann nicht mehr mähen müsse.“

„Ja,“ fiel das Rösle ein, „jetzt weiß ich's! Und dann hast Du gelacht und gesagt: In Deinem Kalender stehe der Skorpion in dieser Woche.“

„So ist's gewesen!“ bestätigte Sepp, that dann einen kräftigen Zug aus seinem Glase und fuhr heiter fort: „Ich glaub' eben so Etwas gar nicht, es mag stehen wo es will. Wenn eine Sonnenfinsterniß kommen soll, steht sie in allen Kalendern am gleichen Tag, und so müßt's mit den Zeichen auch sein, wenn etwas Wahres daran wäre.“

Am untern Tisch entstand ein leises Gemurmel; doch bald war es wieder still, denn die um denselben Herumsitzenden hatten noch zu wenige „Gläschen“ getrunken, um dem Sepp, der jedem von ihnen schon irgendwo „zum Besten geredet“ hatte, laut widersprechen zu dürfen. Ueberdieß hieß der Hansmichel, der unter-

deſſen auch gekommen war und ſich an den runden Tiſch geſetzt hatte, ſie alle mäusleſtill ſein; der „Sepp ſei heut' ganz an den Rechten gekommen, der werde ihm die Meinung ſchon ſagen, der könne das, daß man's hören möge."

Der Barthle ſagte aber kein Wort. Starr ſchaute er vor ſich auf den Tiſch und ſchnitt mit ſeinem ſilberbeſchlagenen Beſteckmeſſer in ein Groſchenbrot die Anfangsbuchſtaben ſeines Namens.

Wie um ihn zu entſchuldigen, ſagte endlich das Rösle: „Es haben aber Viele den Glauben, an gewiſſen Tagen oder bei gewiſſen Himmelszeichen ſollte man gar nichts thun."

„Unſinn, lauter Unſinn!" eiferte Sepp, „man ſoll die Arbeiten verrichten, wenn das Wetter und die Gelegenheit dazu da iſt, und wenn's dann allenfalls einmal nicht genau geht, wie man's gern hätt', ſollt' man auch nicht völlig verzweifeln und" — fügte er den Barthle ſcharf anſehend bei — „nicht ſagen: Es ſei, ob man keinen barmherzigen Gott mehr im Himmel habe. Oder iſt das chriſtlich?"

„Es iſt aber doch wahr — das iſt es!" ſchrie Barthle mit zornrothem Geſicht, Meſſer und Brot auf den Tiſch werfend.

„Oho?!"

„Ja, ja, wahr iſt es und iſt auch kein Wunder, ſo ſchlecht und liederlich und gottlos iſt die jetzig' Welt und Alle, die zu ihr gehören — Alle, Keiner ausgenommen — gar Keiner. Wie geſagt: Es iſt kein Wunder, wenn

unser Herrgott endlich erwildet und straft in seinem Zorn; und dann muß eben der Unschuldig' mit dem Schuldigen herhalten, oder der Schuldig' mit seiner Spitzfindigkeit entrinnt vielmal noch ganz. — Das thut er!"

„Du glaubst also," spottete Sepp, „unser Herrgott könne auch erwilden und zornig werden wie Du?"

„Ja, das wohl. Und Du? Glaubst Du das nicht?" fragte Barthle und warf dabei dem Sepp Blicke zu, wie ein Criminalrichter einem schon mehr als zur Hälfte überwiesenen Verbrecher.

„Nein, das glaube ich nicht," sagte Sepp herzhaft, „unser Herrgott kann kein Gott des Zornes sein. Wenn ihm unsere armseligen Welthändel so viel Kopfarbeit machen thäten, dann möcht' er immer wild sein. Diese Welt mit ihren bösen Bewohnern ist ja seine Welt. Es geschieht, wie Du auch glauben wirst, nur was er will, daher er sicher das wollte, was geschieht."

„Aha!" rief Barthle, „jetzt wohl, jetzt haben wir ihn, den lutherischen Hund. Schämen solltest Du Dich in's blutig Herz hinein, mit dem einen Fuß schon im Grab sein und noch so reden, so heidengottlos, so — Was steht denn im Evangeli, wenn Du gar so g'scheid bist?"

„Das eben ist lutherisch, wenn man nur an's Geschriebene glaubt und selbst forschen will und selbst nachdenken. Ich und Du hätten dieses Recht nicht," antwortete Sepp.

„Aber was sagen die Geistlichen, was?"

„Mein Gott! die sagen auch allerhand. Der eine

ſagt z. B.: man dürfe gar nicht tanzen und in ſeiner Gemeinde, da gibt's jede Faſtnacht Händel; dem andern iſt's gleichgültiger und er predigt lieber gegen Neid und Klatſchſucht; kurz, Jeder treibt's, wie er's gelernt und thut, was er für gut oder zum vorgeſteckten Ziele führend hält. Es gibt ſchon auch recht freiſinnige Geiſtliche, die —"

„Ja freiſinnig!" fiel Barthle dem Sepp in die Rede, „freiſinnig? Lutheriſch mußt Du ſagen! So ein freiſinniger Herr hat vor Kurzem in ſeiner G'meind das Roſenkranzbeten unter der Meß' abgeſchafft, verboten, und hat geſagt, das Roſenkranzbeten ſei meiſtens nur Lippengottesdienſt, leeres Geplärr. Gelt Du, das iſt freiſinnig, das?"

„Das iſt wenigſtens nicht dumm. Und weißt Du's auch noch, was der freiſinnige Pfarrer zu den ganz wie Du aufbegehrenden Pfarrkindern geſagt hat: „Er wolle", hat er geſagt, „ihnen alle Zeichen der Meß' erklären, dann könnten ſie derſelben mit größerem Nutzen als bisher beiwohnen. Wenn einer fünfzig Ave Maria wie ſie herunterhasple, daß ſelbſt Gott kaum ein Wort verſtehe, ſo ſei damit nichts gewonnen, d'rum wolle er die, welche nichts Anderes zu beten wüßten, belehren, was der Prieſter bete." Der gute Pfarrer hat dann unermüdlich gelehrt und erklärt in Predigt und Chriſtenlehr'; aber den frommen Schäflein hat das gar nicht gefallen. „Es ſei ihnen zu langweilig," haben ſie geſagt. Iſt das chriſtlich? Iſt es katholiſch?"

„Man braucht keine neue Lehr' und keinen neuen Glauben da hereinzubringen; — das braucht man!"

„Aber Barthle, iſt denn die Meſſe ſo eine neue Lehre, ein neuer Glaube?"

„Sei's was es wolle! Man iſt früher auch katholiſch geweſen, wenn ſchon nicht ſo g'ſcheid und ausgedacht wie jetzt, und hat Gebeter und Segen gehabt und Alles, wie ſich's gehört."

„Ja und hat damit Unfug trieben und den Aberglauben gehabt: der Chriſt müſſe für ſein Seelenheil nichts thun als Roſenkränze beten, Weihwaſſer nehmen und Kreuze machen, dann geh' einem zeitlich und in alle Ewigkeit wohl. Du haſt recht. In dem Stück ſind wenigſtens ein Theil Leute geſcheider geworden, da hab' ich z. B. die vorige Woche ein luſtig's Stückle von einem Kaplan, auch einem freiſinnigen Geiſtlichen, erzählen gehört; das hat mich wahrhaft recht herzlich gefreut."

„Erzähl's uns auch!" riefen die Schnäpsler, denen dieſer Religionsſtreit ein wahres Seelengaudium war.

„Nun, das kann ich," ſagte Sepp, legte ſeine Pfeife vor ſich auf den Tiſch und begann: Zu dem Kaplan iſt einmal Einer kommen, wie es deren Mehrere gibt, nämlich Einer, der lieber Alles mit Beten als mit Schaffen gerichtet hätt' und hat geſagt: der Herr ſoll kommen und ihm ſeine Alp benedictiren. Alljährlich hab' er dort wenig Gras, wenig Milch und am Herbſt mageres Vieh. Da müſſe wol etwas Teufels d'rin ſtecken, denn beim früheren Beſitzer der Alp ſei das Alles ganz anders geweſen, d'rum wollt' er jetzt einmal probiren und die

Alp charmant benedictiren lassen. Der Kaplan ist dann auch gleich mit. In der Alphütte hat nun der Bauer, wie das bei solchen Segnungen sonst üblich ist, ein Feuer anmachen wollen; aber „nichts damit!“ hat der Kaplan gesagt und hat angefangen, mit dem Bauern stundenlang herumzulaufen auf der ganzen Alp. Zuletzt hat er sein lateinisches Buch eingesteckt und den Bauern gefragt: „Hast jetzt den bösen Geist gesehen?“ „Nein!“ „Aber ich!“ „Und könnt Ihr ihn vertreiben?“ „Nein, aber Du kannst's.“ Nun sagte der Bauer: Er wolle von Herzen gern thun, was zu thun sei, beten, fasten oder wallfahrten. D'rauf hat dann der Kaplan gelächelt und gesagt: Es sei nichts Solches; aber einen Theil weniger Kühe solle er auf die Alp nehmen und einen Knecht mehr anstellen zur Arbeit, wenn er sie nicht selbst thun könne. Dann müsse er den Knechten so viel Lohn geben, als die andern Alpknechte auch haben, und wenn er das thue, und vom heutigen Tag auch sonst noch eine gute Lehr' mit heim nehme, so werde ihm der Segen und das Glück, den Knechten die Freude an der Arbeit, der Alp das Gras und den Kühen die Milch nicht mehr fehlen. Ja, mit Gottes Beistand könn' er's auf diese Weise noch weiter bringen, als der frühere Besitzer. So hat der Kaplan, der, wie ihr schon bemerkt haben werdet, nicht nur lateinisch lesen konnte, zu dem Bauern gesagt und ist dann ohne etwas dafür zu nehmen, wieder heimgegangen. Da ist nun leicht und ohne Brille einzusehen, was er mit der andern guten Lehre dieses Tages hat sagen wollen. Er hat eben gemeint: Man müsse

ſelbſt Hand anlegen, müſſe „arbeiten oder frieren“, wie das Sprüchwort ſagt, und das mein' ich auch. Segnen und Beten iſt recht, aber ein Bauer kommt am beſten auf, wenn er in Gottes Namen brav Jauche ausführt und ſeine Felder gehörig düngt. Unſere Felder gleichen nicht dem Geldbeutel des Fortunatus, aus dem man immer nehmen konnte, ohne je hineinzuthun. Ohne Nahrung, ohne Erſatz des ihnen Genommenen können ſie nicht leben, nicht immer gleich fruchtbar bleiben.“

Während Sepp noch erzählte und erklärte, hatte Barthle ſeinen Geldbeutel, aus dem er, ohne hineinzuthun, ſchon noch eine Zeit lang herausnehmen konnte, aus der Taſche gezogen und darin nach kleinem Geld geſucht. Dabei machte er ein Geſicht, als ob er Senf getrunken habe. Nun, da Sepp ausgeredet, ließ er die Unterlippe, die er ſich unterdeſſen faſt blutig gebiſſen hatte, wieder los und ſagte mit etwas heiſerer Stimme: „So, das iſt hübſch, wenn man ſolche Sachen im Kopf hat und ſich nicht einmal ſchämt, ſie in einem öffentlichen Wirthshauſe auszukramen. Düngen und dergleichen ſei beſſer als Segen und Gebet. Hat man,“ fuhr er immer lauter fort, „hat man auch ſchon einen Chriſtenmenſchen ſo reden gehört und dazu noch einen ſo ſteinalten, der andern Dingen nachſinnen ſollte? Aber, fuhr er nach einer Pauſe fort, ich ſollt' eigentlich nicht ſtaunen; Du biſt immer ſo ein zeitlichgeſinnter Heidenlümmel geweſen, Seel' und Seligkeit haſt Du vergeſſen und Dich nur gefreut am Zeitlichen. Man ſagt allerhand von den Wegen, auf denen Du Dein Geld bekom-

men, Wunderdinge sagt man — mußt Du wissen. Ich hab' noch nicht Alles geglaubt, aber was der Pfarrer gesagt hat, das weiß ich. Der hat einmal gepredigt: Diejenigen, denen auf der Welt Alles nach Wunsch geh', die hätten in der Ewigkeit nicht mehr viel Gutes zu erwarten. Gott wolle denen das wenige Gute, das sie allenfalls gethan, auf der Welt belohnen, und wenn dann so Einer sterbe und in den Himmel wolle, dann heiße es: Marsch hinaus, packe Dich — das heiß' es!"

Die Schnäpsler lachten, Sepp aber sagte: „Jetzt gehören wir noch der Welt, und die von Gott uns anerschaffenen Bedürfnisse beweisen, was unsere Pflicht ist. Auch die Kapuziner leben nicht von ihrem Gebet, sondern von unserer Arbeit oder der unserer Väter. „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen!" sagte Gott, als er den Adam aus dem Paradies schickte auf diese Welt. Uebrigens hab' ich nicht gesagt, daß Beten u. dgl. unnütz sei; aber das mein' ich: Beten und nur Beten und Glauben, weil man zu träg ist zum Handeln und Denken, das sei nicht viel, und sage das herzhaft, wenn ich schon weiß, was daraus entsteht. Wenn Jesus selbst jetzt wieder käm', so würd' man ihn nicht mehr drei Jahre lehren lassen, und wieder würden die feinsten Schriftgelehrten und Pharisäer seine Gegner sein."

„Ganz recht hat der Maurer!" meinte Klaus.

„Ja, gelt Klaus? Ganz recht hat der Maurer, der freisinnige Maurer, der Freimaurer! Und bei Gott, er verdient Dich zum Freund und Vetter zu haben!

Da!“ Nun warf Barthle die zwei Sechſer für ſeinen Schoppen auf den Tiſch, daß ſie bis unter den Ofen rollten, ſprang der Thüre zu und ſchrie: „Mit ſolchem verfluchten gottloſen Geſindel will und mag ich nichts mehr zu thun haben, verſtanden, Du alter Heide, gar nichts mehr!“ Mit dieſen Worten ſchlug er die Stubenthür hinter ſich zu, daß die Gläſer auf den Tiſchen und alle Fenſter im Hauſe zitterten.

Eine Weile war es in der Stube mäuschenſtill; endlich ſagte Sepp: „Nein, aber das iſt doch zu arg. Der Barthle mag ein frommer Mann ſein, aber die Tugend der Geduld iſt noch nicht die ſeinige, und das iſt für einen Mann ein Unglück, ſchon auf der Welt. Wie überhaupt jede Tugend zur Glückſeligkeit des Menſchen beiträgt, ſo auch dieſe. Sagt nun ſelbſt, ihr unparteiiſchen Zuhörer, was hat er Vernünftiges zur Vertheidigung ſeiner Anſichten vorgebracht? Was, das einen Andersdenkenden auch überzeugen könnte? Ihr wißt nichts und ich auch nichts. Er ſelbſt wüßte gewiß auch nichts, denn er arbeitet und ruht und ißt und trinkt und betet nur aus Gewohnheit, nicht wahr?“

„Juſt ſo iſt's, Du haſt den Barthle ganz abgemalt, darum aber mußt Du ihn auch nicht nach dem beurtheilen, was er ſagt, das Wort „Warum“ ſteht nicht in ſeiner Sprachlehr', und wer ihm mit dem kommt, der bringt ihn ganz aus dem Zeug,“ bemerkte Klaus; die Andern aber hielten die Gläschen an den Mund, tranken, huſteten und tranken wieder, ſo daß Sepp ihre Abſicht, dem Klaus allein das Antworten zu überlaſſen, bald be-

merkte. Er trank ſein Glas aus und ſagte wehmüthig: „Ihr dürft eben auch nicht denken, ſondern müßt glauben, glauben, bis jeder Tropfen Verſtand Dreikönigſalz worden iſt.“

Das Rösle gab ihm einen Brief; der Bot' hab' ihn heute gebracht. Sepp ſteckte ihn ein, ohne die Ueberſchrift anzuſehen und ſagte, ſich gegen den untern Tiſch wendend: „Hansmichel, gehſt mit?“ Der Angeredete wechſelte die Farbe, ſtand aber gleich auf und ging, ohne ausgetrunken oder bezahlt zu haben, mit Sepp zur Thüre hinaus.

Es iſt merkwürdig, wie das Kommen oder Gehen eines einzigen Menſchen einer Geſellſchaft alles Leben nehmen oder geben kann. So lange Sepp in der Stube geweſen war, hatte nur Klaus etwas zu ſagen gewagt, die übrigen Schnäpsler hatten ſich nur augendrückend ihre Gedanken mitgetheilt. Im Grund hätten ſie ſchon reden dürfen, denn ſie Alle gaben von Herzen dem als der chriſtlichſte Mann im Dorf bekannten Barthle recht; aber es war nicht rathſam, das dem Sepp gegenüber auszuſprechen. Hatte doch der Freimaurer faſt Jedem von ihnen ſchon mit Geld oder gutem Rath geholfen, und wenn ſie künftig einmal einen Helfer oder Beſchützer brauchen ſollten, ſo war, das wußten Alle, vom Sepp noch eher etwas zu erwarten, als vom Barthle, welcher die zu guten Zwecken beſtimmten Gulden lieber zur Bekehrung der Heiden an auswärtige Miſſionen ſandte, als daß er damit in ſeinem Dorf Werke der Barmherzigkeit übte. Freilich verſchenkte auch Sepp nicht viel und

wurde besonders in der letzten Zeit von Jahr zu Jahr häuslicher, aber ein Darlehn war ihm doch immer noch eher abzuschwatzen als dem Barthle, der, wie ein echter Bauer von altem Schrot und Korn, seine Thaler im Kasten behalten wollte. Schweigen hatte daher den Schnäpslern das Klügste geschienen, da sie es mit dem Sepp nicht verderben, aber auch nicht gegen ihre Ueberzeugung reden wollten.

Aber wie in einem von den Bewohnern verlassenen Hause Mäuse und Spinnen ihr Unwesen treiben, alle Wände, alle Möbel und was sie noch sonst finden, zerfressen und beschmutzen, ebenso zogen, sobald Sepp die Stube verlassen hatte, die Schnäpsler ohne Gnade und Barmherzigkeit über Sepps Ehre und guten Namen los, bis, wie man zu sagen pflegt, kein rechter Faden mehr an ihm war. Unter Allen war Klaus der Einzige, der nicht bemüht war, sich durch seine Abneigung gegen den Freimaurer als guten Christen zu zeigen. Ja Klaus war sogar Sepps Vertheidiger, aber er würde nichts ausgerichtet haben, wenn er seine Rolle als solcher auch zehnmal besser gespielt hätte, als dies wirklich der Fall war.

Dem Rösle war bei diesen Schwätzereien die Weile zum Sterben lang. Immer wieder schaute es zum Fenster hinaus, ob der Vater nirgends zu errufen sei; doch immer vergebens. Es kroch unter den Ofen, um die zwei Sechser herauszuholen, räumte den obern Tisch ab, ging eine Weile hinaus, und da die Gäste, als es wieder kam, noch immer vom Sepp redeten, suchte es endlich selbst sie auf etwas Anderes zu bringen. „Er hat seine Zei-

tungen vergeſſen," ſagte es auf einmal, „wollt ihr nicht etwas leſen vom italieniſchen Krieg?"

„Krieg hin, Krieg her, wir haben daheim Krieg mehr als genug."

„Wo er wol den Brief her hat?" fragte das Rösle mehr ſich ſelbſt als die Andern. „Mir iſt's faſt geweſen, als ob ich die Handſchrift kennen ſollte — aber nein, der hätt' doch an den Vater geſchrieben." —

„Mein Gott! Dem ſchreibt die halbe Welt Briefe und mit allen geſcheiden Köpfen iſt er in Verbindung," ſagte Klaus und als die Andern die Köpfe ſchüttelten, fuhr er mit ſtolzem Selbſtbewußtſein fort: „Ja, das iſt Einer! Ich könnt' euch Dinge von ihm erzählen, wenn ich wollte. So hab' ich z. B. ſchon Briefe bei ihm geſehen, die ſind ſo ſtudirt und vornehm geſchrieben geweſen, daß unſer Einer ſie um's Leben nicht hätt' leſen können." —

Lächelnd bemerkte das Rösle: „Das werden wol Urkunden und Schriften vom Gericht geweſen ſein; mit denen geht's mir auch ſo wie dem Klaus, ich kann ſie auch nicht leſen."

„Oder Briefe von den Freimaurern, hä hä hä!" wieherte das Weberle, ein kleines Stücklein Mann, welches — nebenbei geſagt — ſich vor den Bauern oft damit groß that, alle in deutſcher Sprache gedruckten guten Bücher geleſen zu haben. „Die Freimaurer," ſetzte es dann belehrend hinzu, „die Freimaurer haben eine ganz eigene Schrift, die außer ihnen kein Menſchenaug' leſen kann. Natürlich! Die haben einander viel

zu berichten, was ſie ſonſt Niemanden wiſſen laſſen mögen."

„Was ſind denn die Freimaurer eigentlich?" fragte das Rösle. „Sind es Zwerge oder Venedigermännle oder was?"

„Da kann ich Auskunft geben," ſagte das Weberle, indem es mit beiden Händen auf einmal aus den Hoſentaſchen fuhr, das Gläschen ergriff und einen herzhaften Schluck that. „Alles," fuhr es dann, das leere Gläschen vor ſich auf den Tiſch hinſtellend, fort, „Alles redet von den Freimaurern und wenn Du Jemand fragſt: Was ſind Freimaurer, he was? ja dann weiß Keiner etwas. Ihr aber habt euch juſt an den Rechten gewendet. Auf derlei Fragen weiß das Weberle ſchon Beſcheid, hä hä hä! Das ſind ihm nur Kleinigkeiten. Natürlich! Wenn man viel lieſt, lernt man viel und wird bekannt mit rechten und geſcheiden Leuten, von denen man recht grauſam viel und allerlei Sachen inne wird. Alſo paßt auf! Freimaurer ſind Leute, die an keinen Gott glauben und mit dem Teufel einen Bund gemacht haben." —

„Wie machen ſie es aber, daß ſie mit dem Teufel zuſammenkommen?" fragte Klaus.

„Ja, gelt Klaus, das thäteſt Du gern wiſſen? hä hä! Du wärſt es am End' noch gar ſelbſt zu thun im Stand', wenn man Dir Mittel und Wege zeigen würde. Es wär' nicht übel, wenn der Schwarze genug Thaler bringen müßte, he was? Es iſt am beſten, wenn wir

heut' von ſolchen Sachen ſtill ſind; ich will keine Verantwortung haben!"

„Abah Weberle! Du biſt ein Schwätzer und weißt nichts mehr, ſonſt würdeſt Du es ſchon ſagen; aber was mich anbelangt, ſei nur ſtill, ich mag nichts hören und glaube nichts."

„Ich wiſſe das nicht — he was?" rief das beleidigte Weberle mit einer Stimme, die man bei einem ſo kleinen Männlein gar nicht vermuthet hätte. „So gut als Einer weiß ich, daß nicht alle Freimaurer den Schwarzen perſönlich kennen und daß man ſich an den Großmeiſter wenden muß, oder wie er ſonſt heißt." —

„Und wer und wo iſt dieſer Großmeiſter?"

„Das weiß ich Gottlob nicht, da mußt Du Dich an den Sepp wenden, der kann Dir ſchon Auskunft geben, wenn er will."

„Meinſt Du alſo wirklich, Sepp ſei ſo Einer?"

„Ob er Einer ſei? Allerdings iſt er Einer! Kein vernünftiger Menſch bringt in ſeinem Leben ſo ein Vermögen zuſammen wie er, der doch vom Bauern nicht mehr verſtehen kann als Andere. Er hat ja Glück wie ein Schelm. Und wer noch zweifeln kann, der darf ihn nur reden hören, dann merkt man gleich: der glaubt an keinen Gott, er glaubt an nichts" —

„Als an den Teufel, mit dem er ja im Bund iſt," bemerkte Klaus.

Nun wollte das Weberle aufbegehren: „Man brauche ihm nicht immer d'rein zu reden, wenn es etwas auseinanderſetze!" Aber alle Schnäpsler entſchuldigten

den Klaus und sagten lachend: „Eine Frage sei doch jedem erlaubt und die müsse man thun, wenn sie einem einfalle. Das, was der Klaus gesagt hab', sei gar nicht so uneben und es verdiene besprochen und überlegt zu werden, ob ein Mann, der mit dem Teufel einen Bund mache und ihm seine arme Seele verschreibe, weder an Gott noch an sonst etwas glaube."

Man besprach und überlegte nun, bis es draußen zu regnen aufgehört hatte, und noch beim Kerzenlicht redeten die scharfsinnigsten über diese wichtige Frage und brachten endlich heraus, „daß Sepp, sei es auf welche Art es wolle, sein Seelenheil zeitlichen Vortheilen zum Opfer bringe."

Und doch war der Mann, über den man heute wieder einmal so viel geschimpft hatte, kein Wucherer, kein Dieb und man wußte ihm überhaupt nichts Schlechtes nachzusagen, als daß er keinen Glauben habe und sich um Niemand kümmere.

Es wird freilich noch seltener in einem Dorf des Bregenzerwaldes ein reicher Mann ohne Anhänger und Freunde, als ein Mann mit Sepps Weltanschauung zu finden sein; aber etwas unbäurisch und sonderbar sind wol dem geneigten Leser schon die Reden Sepps vorgekommen, und es wird ihm daher nicht unerwünscht sein, etwas mehr von dem Leben dieses Sonderlings zu erfahren, um sich daraus seine jetzige Denkungsart erklären zu können.

Drittes Kapitel.

Der Freimaurer.

Sepps Vater war ein armer Nagelschmied. Länger als ein Vierteljahrhundert hat er geschmiedet und pflegte daher sein ganzes Leben ein vernageltes zu nennen.

Vier wichtige Tage hat's aber doch auch gegeben in diesem Naglerleben.

Am häufigsten erzählte er von dem ersten.

Den hatte er in einem ungewöhnlich heißen Sommer erlebt; die Jahrzahl jedoch wußte er nicht genau anzugeben. Der Vater war krank geworden und er mußte das erste Mal mit der Nagelkiste hausiren gehen. Bald kam ihm das freie Leben außer der Schmiede nicht mehr so schön vor, da nun die breite Kiste auf seinem Rücken saß, wie er früher, selbst auf der Kiste sitzend, sich's ausgemalt hatte. Die Geschäftsrechnungen ließen ihm viel freie Zeit und da kam er dann auf allerlei Gedanken. Einst sah er aus einem schönen Hause ein Kind zur Taufe tragen. Von allen Seiten eilten Leute herbei, den „Erbprinzen" zu sehen und ihm Glück zu wün-

ſchen. Der Nagler ſtand an eine Gartenmauer gelehnt und ſtarrte dem kleinen Zug nach, ſo lang er die weißen Taufkleider flattern ſah. „Warum," fragte der ſich unwillig ſeine Laſt wieder Aufladende, „warum bin ich nicht auch in ſo einem ſchönen Haus auf die Welt gekommen? Hab' ich das weniger verdient, als dieſer Schreihals? Oder iſt etwa ſein Vater frömmer als der meine, der, während ich dieſes Jammerthal mit den erſten Klagetönen anheulte, ſtill in einem Winkel ſaß und auszurechnen verſuchte, wie viel ich wol koſten und verdienen werde? Ja ſo ein Bauer kann Gott danken, wenn er einen Gehülfen und Erben bekommt; unſer Einer aber erbt gar nichts, als das Recht, mit ſeiner Arbeit wie ein Bettler im Land herumzulaufen. Liegt denn dieſe Kiſte wie ein Fluch auf allen Rücken der Unſrigen, weil der Urgroßvater kein ſolches Haus hatte?"

Der Nagler ſann hin und her, wie das zu ändern wäre. Ach, er fand keinen Ausweg! Er war ſo klein, ſo ſchwach, ſo ganz allein, daß er ſich endlich ſelbſt ſagte: Da müſſe Gott helfen. Aber Gott half nicht, ließ ihn einen glänzenden Sechsbätzler in der Lotterie verſpielen, obwol er 2 Meſſen zu leſen verſprach, wenn ſeine Zahlen herauskommen ſollten.

Das war ein trauriger Tag, an dem er im Wochenblatt den Ziehungsbericht las, es war eben Einer der vier wichtigen. Gott hätt' ihm ſo leicht helfen können und hatte es nicht gethan. „Alſo," folgerte der Nagler, „will Gott mein Elend, und gegen ſeinen Willen kann Keiner aufkommen."

Man ſollte nicht glauben, daß der vergiftete Same einer böſen Stunde ſo ganz alles Leben in einem Menſchen zerſtören könnte. In geſunder Luft würde das auch nicht möglich ſein; aber da, wo man jeden in ſeinen angeborenen Verhältniſſen verharren ſieht, wo man auch ſelbſt mit Gewalt in dieſelben zurückgedrängt wird, wo ſo ein Nagler mit ſeiner ſchweren Kiſte wie auf einem Moos*) durch's Leben ſchreitet, gehört oft nur ein einziger unbedeutender Stoß dazu, ihn zum Stehen, zum Sinken zu bringen und ſo zu ängſtigen, daß ſich der Schwache zum Leibeigenen der ihn ſcheinbar rettenden Perſonen und Verhältniſſe machen läßt.

Schwerlich hätte der Papſt unſerem Nagler ausreden können, daß er zum Unglück geboren ſei. Erſt nach dem Tode der Mutter, dem zweiten wichtigen Ereigniſſe ſeines — Daſeins — zeigte er einmal eigenen Willen. Zu ſeinem Unglück that er das, behauptete er ſpäter, wenn er dem Schuhmacher, der alle Nägel bei ihm kaufte, davon erzählte.

Nach dem Tode der Mutter war es ungemein öd' in ſeinem Hauſe. Er ging in ein benachbartes Haus, und hier lernte er ein Mädchen kennen, welches ganz neue Gedanken in ihm wach rief. Gretens Brüder ſahen die Liebſchaft mit Freuden entſtehen und wachſen, denn der eine hätte ſelbſt gern das Haus angeſtellt und der andere gönnte der etwas kränklichen Schweſter von Herzen eine ſo gute Verſorgung, wie ſie die nach ſeiner Anſicht durch

*) Moor.

den fleißigen Nagler erhielt. Die Gemeinde war allerdings gegen die Heirat, aber der Nagler war entschlossen, dießmal nicht nachzugeben, wenn er auch barfuß oder auf Steinen in den Schuhen bis nach Rom laufen müßte. So kam denn für den Nagler der dritte wichtige Tag und zwar um so früher, da das Mädchen nicht mehr zu Hause sein mochte, nachdem der jüngere Bruder, sein Helfer und Beschützer gegenüber dem älteren, in die Fremde gegangen war.

Des Naglers Hochzeitstag war ein stiller, nebliger Montag.

Das erste Jahr hernach war für beide das traurigste. Sie hatten so viel zu gewohnen, zu dulden und zu tragen, daß der Nagler meinte, seit Job hab' es keine so unglücklichen Menschen mehr gegeben. Ja er war doch billig genug, nicht nur sich selbst zu bedauern, sondern auch sie, die nun auch an dem Fluch seines Hauses tragen zu müssen schien.

Die junge Naglerin war weit herum die beste Stickerin gewesen, daher hatte sie schon vom sechsten Jahr an Tag und Nacht beim Stickstock sitzen und sich krank arbeiten müssen. Später hätte sie von Herzen gern als Taglöhnerin gearbeitet, um zuweilen in's Freie zu kommen, aber das blasse, kränklich aussehende Mädchen wurde von Niemand angestellt. Auch die Heirat mit dem Nagler änderte in Gretens Leben nichts, als daß sie von nun an in des Naglers enger Stube sitzen und arbeiten mußte, so lange sie aufrecht zu sitzen vermochte. Hernach war wieder ganze Wochen Ach und Weh, der

Nagler sollte arbeiten für zwei, sollte die Kranke pflegen und nebenbei immer auch noch auf weiter hinaus sinnen und sorgen. Die fleißige Stickerin brachte nie viel zusammen, da der Lieferant ihretwegen kein besonderes Geschäft haben mochte, und sie daher fast immer nur grobe Arbeit zu machen bekam. Auch in Zeiten, wo Gret sich ziemlich wohl fühlte, lebten die Beiden nicht glücklich; ihr kam dann Alles so beschwerlich, so unerträglich vor, daß sie nicht mehr schweigen konnte, und durch ihr ewiges Klagen auch den Mann noch mehr entmuthigte und verbitterte, da er bald jedes ihrer Worte für einen Vorwurf hielt. „Er thue, was er könne," zürnte er, „die Sorge für die Küche überlasse er ihr. Sie solle das Verdiente aus- und eintheilen, so gut sie könne und still dazu sein. Das ewige Gejammer entmuthige noch mehr als alles Andere."

Das dritte Jahr dieser Ehe war das glücklichste. Gret war nur selten unpäßlich und eine Arbeitslust regte sich in ihr, wie sie solche noch nie empfunden. Lächelnd erzählte sie einst dem Gatten, „daß es nun bald noch reger im Hause werde." Nun nahm auch der erfreute Nagler wieder alle Kräfte zusammen. Mitten in der Fastenzeit schwang er den Hammer im Tact eines lustigen Liedes und am Ostersonntag, an dem sein Sepp zur Welt kam, sang er in der Kirche das Alleluja überlaut mit. Er sah den Jungen schon neben sich in der Schmiede, sah schon alles Mögliche und Unmögliche, und die Naglerin hatte ihre gute, ihre schönste Zeit. Besser als alle Gelehrten hat sie bewiesen, wie der Wille auch dem schwachen

Körper Kraft und Ausdauer zu geben vermag, bis endlich beide zusammenbrechen. Doch darum kümmert die Welt sich nicht. Sie gleicht dem Nagler, der seine Freud' daran hatte, daß nun das Weib so ganz anders geworden war. Nachgesagt aber muß ihm werden, daß er das nicht nur sich selbst, sondern auch dem Sepp von Herzen gönnte. Das lustige Bürschlein machte ihm viel Freude und oft holte er vom Krämer so zwischen Feuer und Liecht die große Wage, um zu sehen, wie viel der Junge wieder zugenommen habe.

Sepp war das einzige Kind, was wol weniger darum erwähnenswerth ist, weil er nun alleiniger Erbe seiner Aeltern zu werden Hoffnung hatte, als weil dieser Umstand sicher nicht ohne Einfluß auf die Bildung seines Charakters blieb. Einzelne Kinder, auch wenn sie von den Aeltern gerade nicht verzogen werden, unterscheiden sich doch in manchem von solchen, die in einem Kreise von Altersgenossen aufwuchsen. Häufig findet man das älteste unter mehreren Geschwistern viel unsicher, frühreifer, ernster als die andern, was wol nur davon kommt, daß es mehr als die jüngern mit Erwachsenen umgehen und von denselben lernen [illegible] das einzige Kind nun aber ist nicht nur eine Zeit lang, sondern fast immer auf den Umgang mit Erwachsenen angewiesen, da es, gewöhnlich unfügsamer und eigensinniger als andere, mit allen Altersgenossen der Nachbarschaft in Feindschaft lebt und Krieg führt. Wenn es dem „Einzigen" an List

oder Kraft fehlt, seine Altersgenossen zu beherrschen, zieht er sich unter die Erwachsenen zurück, wenn er nicht sonst etwas findet, womit er sich allein beschäftigen und die Zeit verkürzen kann.

Beim Sepp war das Letztere der Fall. In den ersten Höschen, wozu der Mutter jüngerer Bruder das Tuch geschickt hatte, war er herzhaft hinausgeschritten aus dem Vaterhause mitten unter seine Altersgenossen, aber bald wurde der „eigensinnige Naglerslümmel“ fortgejagt, und Steine oder Schneeballen flogen ihm entgegen, so oft er wieder kommen wollte. Zuerst nun lief dann der so Zurückgestoßene zu den Arbeitern auf's Feld oder in die Werkstätten der Schuhmacher, Schreiner und Weber; aber da wurde der zwar sauber aber ärmlich Gekleidete bei Weitem nicht so freundlich aufgenommen als die geputzten und gekämmten Kinder der reichen Arbeitgeber, die ihm nachstürmten, um ihn zu verklagen, und fast jedesmal machte dann der traurig Heimschleichende den Vorsatz, von nun an immer daheim zu bleiben. Daß dann dieser Vorsatz gewöhnlich bald wieder vergessen wurde, war dem lebhaften Knaben leicht zu verzeihen, denn das Leben bei Vater und Mutter war der Art, daß er daheim sich nur selten behaglich fühlte. Der jetzt immer unpäßlichen Mutter war er zu laut, zu lebhaft, und der Vater hatte stets etwas zu klagen. Auf ihm allein lagen alle Lasten und Beschwerden. Nicht weil die Nachfrage nach Nägeln besonders stark war, aber weil er durch sein Handwerk das Nöthige für sich und die Seinen verdienen mußte, konnte er die Schmiede nie

mehr verlassen, und so kam es denn bald, daß es im Hause an Allem fehlte. Niemand sammelte für den Nagler das Holz, welches an der Aach und in den Gemeindewaldungen zu Grunde ging, niemand rupfte Waldgras für die beiden Ziegen, und hundert andere Arbeiten, deren Vernachlässigung immer auf das Empfindlichste gestraft wird, blieben ungethan, bis endlich Sepp, theils um sich die Zeit zu vertreiben, theils um die Aeltern nicht mehr immer jammern und klagen hören zu müssen, dieselben zu verrichten begann. Die Mutter hatte wieder viel bessere Tage bei dem sonst immer mürrischen Nagler, als der kaum sechsjährige Sepp die meisten ihrer Arbeiten in Haus und Feld verrichtete.

Der Tod der Mutter machte dem Sepp viel mehr Kummer und Schmerz als dem Nagler. Der war eigentlich froh, daß sie, die so viel kostete und so wenig verdiente, endlich „erlöst worden" war; aber bald zeigte sichs, daß er mit acht Gulden monatlich noch weniger als sein Weib auskommen konnte, und Sepp mußte beinahe täglich hören, daß „er einen Magen habe wie ein Maltersack" und „wenn doch nur die Mutter ihn zu sich in den Himmel holen thät, daß er, der Nagler, sich auch noch einmal wohl sein lassen könnte auf Erden."

Im Sommer wußte sich Sepp schon zu helfen. Er verdingte sich auf die Alpen reicher Bauern, wo er dann doch wenigstens das Essen verdiente; ärger aber war es im Winter, wo er in die Schule gehen sollte und der Vater dem talentvollen und fleißigen Knaben kaum Zeit

gönnte die Aufgaben zu machen, so daß dieser seiner Lernbegierde manche Stunde des Schlafs zum Opfer bringen mußte.

Endlich ward Sepp aus der Werktagsschule entlassen und sollte nun ein Handwerk lernen. Der Vater wollte ihn zu sich in die Schmiede nehmen, da er glaubte, er dürfe nicht noch mehr Schulden auf sein Häuschen laden, was, um dem Sohne die Mittel zur Erlernung und Uebung eines anderen Handwerks zu verschaffen, nothwendig gewesen wäre. Wenn Sepp, der seine Abneigung gegen das Nägelmachen nicht verbarg, den Vater an seine eigenen Erfahrungen erinnerte, die, wie er wähnte, traurig genug sein sollten, um von ihm nicht zu verlangen, daß er auch wieder auf demselben Wege unter derselben Last durchs Leben keuche, sagte der Nagler, dem es im Ganzen nicht an der Kraft zum Dulden und Tragen, wol aber an Muth selbst in sein Schicksal einzugreifen fehlte: „Was willst du, und was kannst du? Die zweite Frage ist die wichtigste, nach der Antwort darauf hast du dich zu richten. Mir hat Gott nicht helfen wollen; ich war armer Leute Kind und auch mit der Lotterie wars nichts, dir will er auch nicht besser, sonst hätt' er dich nicht als mein Kind auf die Welt kommen lassen, also was kannst du, wenn Gott dir nicht hilft? Nichts kannst du, als durch deinen Eigensinn dich noch ärmer machen. Meinst du, ich hätt' früher eine Freud' gehabt, mit der Nagelkiste im Land herumzulaufen? Sicher so wenig als du, aber da fragt niemand darnach, was man möchte, Leiden und Hungern ist

unſer Loos auf Erden, dem ſicher auch du nicht entgehen wirſt."

Dem jungen Sepp, der mehr als der Vater auf die eigene Kraft vertraute, kamen dieſe Reden etwas wunderlich vor, doch Alles, was er dagegen ſagte, war vergebens, und es iſt ſehr ungewiß, was er endlich angefangen haben würde, wenn nicht der nach kurzer Krankheit erfolgte Tod des Vaters und ein Brief des Vetters, der Sepp den Antrag machte, zu ihm in die Fremde zu kommen, den Streit auf ganz unerwartete Weiſe beendigt hätte.

Sepp ließ nun eine arme Familie, die einen kleinen Miethzins zu zahlen verſprach, in ſein Häuschen ein. Sein Bündel war bald gepackt, und mit ſchwererem Herzen als er gedacht, verließ er die Stätte, wo er ſeine erſten Spiele geſpielt, wo er doch auch manche frohe Stunde verlebt hatte.

Sepps Fortgehen machte in der Gemeinde keine Lücke. Hätte nicht ſein Häuschen den Vorübergehenden zuweilen an den ſeltſamen Knaben erinnert, der bald ganz menſchenſcheu, bald die Ausgelaſſenheit ſelbſt zu ſein ſchien, ſo würde man ihn wol gleich vergeſſen haben.

Der junge Maurer vergaß die Heimat und was er dort erlebt hatte, ſchon weniger, obwol es ihm nicht an neuen Erfahrungen fehlte. Das Elend der Armut, alle Kränkungen, alle Zurückſetzungen, die er hatte erfahren müſſen, und auch jedes freundliche Wort, jeder Liebesdienſt, ſtanden feſt wie in Erz gegraben in ſeinem Ge-

dächtniß. Er wollte reich werden, denn den Reichen sah er vor allem Unangenehmen geschützt, sah, wie er überall für den Besten und Klügsten galt, und überdieß war es nur dem Reichen möglich, nach seiner Liebhaberei zu leben, dem Unterdrückten zu helfen, oder ein gewichtiges Wort für ihn zu reden. Er kannte in seiner Heimat manchen, der wie er in Armut aufgewachsen war, aber keinen Vetter hatte, der ihm zu einem Handwerk half. „Und einem reichen Bauern wär' es so leicht zu helfen," dachte er; „o wie bald sind tausend Gulden beisammen für ein armes Mädchen, das an seinem Schicksal, seiner Kraft verzweifelnd sich in ein Kloster flüchten will, um ihm durch dieses Geld gleichsam den Stoß hinein zu geben; aber wenn das Mädchen redlich arbeitet und mit der Verzweiflung kämpft, dann ist nirgends Hülfe, nirgends Unterstützung, bis das Armenhaus die Arbeitsmüde aufnehmen muß. Wer es doch so gut hätte, daß er da helfen und Andere, die zum Helfen fähig wären, auf vernünftige Gedanken bringen könnte, o der wäre größer als die Großen und glücklicher als die Glücklichen!"

Daß Sepp es für keinen „vernünftigen Gedanken" hielt, wenn man die zu guten Zwecken bestimmten Summen den Klöstern zukommen ließ, muß zum Theil seiner praktischen Denkungsart, zum Theil dem Umstand zugeschrieben werden, daß sein Arbeitgeber eine ziemliche Anzahl von Büchern von einem Bruder geerbt hatte, die er, da er sie nicht sehr hoch anschlug, seinen Arbeitern zur Verfügung stellte.

Dem guten Doktor, der am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts die beliebteſten Dichter und Proſaiker ſeiner Zeit geſammelt hatte, war es wol niemals eingefallen, daß etwa dreißig Jahre ſpäter ein Bregenzerwälder Maurer ſich an langen Sonntagen damit die Zeit verkürzen werde. Sicher hätte er auch nicht geglaubt, daß ein ſolcher ſich dabei ſo vortrefflich unterhalten könnte. Wenn auch Sepp nichts vom Versmaß verſtand, fand er Klopſtocks Oden doch ſchön und gehört ſogar zu „den Wenigen", die den Meſſias bis zu Ende geleſen haben. Sein Lieblingsbuch aber und das erſte, welches er ſich ſelbſt kaufte, war das von Zimmermann „über die Einſamkeit." Dieſes hatte nach ſeiner Anſicht nur den Fehler, daß da das Dorfleben gar zu ſchön dargeſtellt wurde. „Das Leben," meinte er, „ſei überall ſo wie es die Menſchen und beſonders die Rädelsführer geſtalteten. Die Dorfbewohner ſeien vom nämlichen Zeug wie andere Leute, wenn das dem, der ſie nur zuweilen beobachten könne, auch anders vorkommen möge. So einer ſehe die Bauern gewöhnlich nur in ihren Ruheſtunden, bei Feſten und Vergnügungen, ſehe nur das Liebliche, nur Glück und Frieden; das Harte, Starre, Verknöcherte, die Leidenſchaften zeigten ſich nur da, wo es ohne Tadel, ohne Schaden geſchehen könnte. Das beſte ſei wol, daß in Dörfern jeder Einzelne gehört und beobachtet werde. So verliere ſich keiner zu ſehr unter die Mittelmäßigkeit und ein einziger rechtſchaffener, einſichtsvoller Mann könne ungemein viel ausrichten. Der Bauer höre auf den Rath jeder alten Pflaſterſibylle, weil

es — doch wenigstens ein Rath sei, viel mehr aber würde er noch die vernünftigen Gründe eines gebildeten Mannes hören und sein Leben darnach einrichten wollen, daher denn Solche wol nirgends so viel Gutes stiften, so viel Ehre erwerben würden, wie in einem stillen, von der Welt abgeschlossenen Dörfchen. Es wäre auch nur billig, daß man etwas mehr thäte für einen Stand, von dessen Arbeit eigentlich die ganze Gesellschaft lebe."

So dachte Sepp und die Entschlüsse, die aus solchen Betrachtungen erwuchsen, sind Beweise genug, daß er sich wirklich für den gebildeten Mann hielt, welcher ein so großer Wohlthäter ganzer Dörfer werden könnte. Ja er schmeichelte sich mit der Hoffnung, einmal wohlhabend geworden, als Lehrer und Führer der bisher so einfältigen Bauern auftreten, die Armen und Unterdrückten auf seine Seite bringen, und so noch ein bedeutender Mann werden zu können.

Daß Sepp durch sein planloses Lesen der verschiedenartigsten Schriften, zu deren Verständniß ihm oft die nothwendigen Vorkenntnisse fehlten, nicht gar so „gebildet" wurde, als er, durch die Schmeicheleien der allerdings viel unwissenderen Mitgesellen und das Gefühl weit über diesen zu stehen verführt, zu glauben begann, läßt sich leicht denken. Unter seinen Mitarbeitern, die den fleißigen und kurzweiligen Gesellen, der Alles wußte und kannte, ungemein gern hatten, spielte er beinahe die Rolle eines Gelehrten. Seinen Urtheilen, wie einseitig sie zuweilen auch sein mochten, konnte, durfte keiner widersprechen. Was war da natürlicher,

als daß er, die Lückenhaftigkeit seiner „Bildung“ gar nicht mehr bemerkend, sich bald dem Wahne hingab: So wie jetzt hier unter den Mitgesellen, werde er einst auch in seiner Gemeinde herrschen und alle Bauern klüger und besser, ihm selbst ähnlicher machen können.

O das mußte herrlich werden!

Sepp war der fleißigste, der sparsamste unter allen Arbeitern. Es galt ja, bald so viel zusammen zu bringen, um daheim etwas Ordentliches anstellen zu können. Ein Bauer zu werden, das war immer sein Wunsch gewesen, und es wäre ganz gegen seine Natur gegangen, wenn er sich hätte ruhig hinsetzen und das Erworbene genießen sollen; nur ein weiteres Feld für seine Thätigkeit gedachte er sich damit zu schaffen.

Nachdem er etwa fünfzehn Jahre bei seinem Vetter — einem behaglichen Lebmann, der viel verdiente und viel verbrauchte — gearbeitet hatte, starb dieser und Sepp nahm nun seine Kleider, die nach und nach gekauften Bücher, sein verdientes Geld und alles ihm Gehörende zusammen und kehrte in den Bregenzerwald zurück.

Sepp hatte als Fremdler in mancher Beziehung sicher so viel als Einer gelernt, doch in der Kunst mit Menschen umzugehen und zur rechten Zeit vor- und nachzugeben — der einzigen, die mancher in der Fremde lernt — hatte er es noch nicht besonders weit gebracht. Meister und Gesellen hatten ihn für ein wahres Wunder der Klugheit gehalten, ihm geglaubt und getraut ohne Weiteres. Gesellschaften, in welchen er auch andere ihm

fremde Menschen angetroffen hätte, besuchte der von Kindheit an an die Einsamkeit und die Unterhaltung mit sich selbst gewöhnte nur höchst selten, und wenn es ausnahmsweise doch einmal geschah, so wurde der fast allen Unbekannte wie ein Fremder behandelt, bis er durch seine witzigen Aus- und Einfälle, die der in Gesellschaften überaus Lustige so zu sagen pfundweise verschoß, die Lacher auf seine Seite brachte. Da mochten dann die Besonneneren, die seinen Spott und das Gelächter seiner Anhänger fürchteten, sich nie mehr mit ihm einlassen. Schweigen war das Klügste gegenüber einem Menschen, „der recht bäurisch grob jedem auf die Nase band, was er von ihm dachte und das dann einen Spaß nannte, weil die Narren darüber lachten.“ Der junge Maurer, der sich über alles zu urtheilen erlaubte, schien viel eitler zu sein als er wirklich war, da er sich trotz seinem Lesen das Vertrauen auf sich selbst, sein Wissen und Können — dieses natürliche Erbe jedes ächten Volkskindes — noch ungebrochen bewahrt hatte.

Sepp wurde auch dann nicht anders, als sein Reden und Thun nirgends mehr Beifall fand. Sein Bewußtsein das Rechte gewollt zu haben war immer wieder stark genug, ihn über Kränkungen zu trösten, was bei nur eitlen Menschen wol niemals der Fall ist.

Bis zu dem Sonntage, an welchem wir ihn zuerst sahen und hörten, ist er trotz allem Schimpf und Spott so ziemlich der Nämliche geblieben, die Lust aber, ein Lehrer und Führer seiner Gemeinde zu werden, die ist ihm gewaltig vergangen. Nur zuweilen kann er sich

nicht enthalten „Worte — in den Sand zu schreiben," wobei er sich dann gebärdet wie Einer, der sich zum Lachen zwingen will, während ihm ein Finger abgenommen wird..

Schöneres gab es wol nie etwas in Sepps Leben als die — Hoffnungen, die ihn heimtrieben und ihm auf der Reise die Zeit verkürzten. Nicht der Gedanke, daß er nun auch neben den Vermöglicheren sitzen und sich wohl sein lassen könne, sondern Thatenlust, freudiger Entschluß, nun erst recht zu leben und zu wirken anzufangen, erfüllten seine Seele, als er die bekannten Berge wieder erblickte.

Sepps Ankunft im Dorfe war ein Ereigniß wie ein anderes. Man redete einige Tage davon und dann kümmerte sich kein Mensch mehr um ihn, bis er durch den Ankauf mehrerer großer Grundstücke, die er baar bezahlt haben sollte, die Aufmerksamkeit der Reichen und den Neid der Aermeren auf sich zog. Die jetzt allgemeine Behauptung: „Der Fremdler werde von der Bauernarbeit und vom Viehhandel wol nicht viel verstehen," wurde von Sepp sehr bald widerlegt. Aeltere Leute erinnerten sich nun, schon früher bemerkt zu haben, daß in dem Jungen ein prächtiger Bauer stecke, nur möchten sie mit seinem Geld sich nicht das Leben unbequem machen und würden lieber klein und g'freut*) als wohlfeil und breit eingekauft haben. „Schlechter Grund richte alles zu Grund." Sepp aber hielt es für vortheilhafter

*) G'freut — so daß man sich darüber freuen darf.

ſein Erſpartes auf ſolchen Boden zu legen, an welchem noch etwas zu verdienen ſein mußte. Er ließ die Leute reden ſo viel ſie mochten und lachte darüber, daß ihnen ſeine Ankäufe faſt mehr Kopfarbeit machten als ihm ſelbſt.

Sehr bezeichnend für Sepps damalige Stellung in der Gemeinde iſt wol der Umſtand, daß er, nachdem er ſein Haus beinahe ganz neu hatte aufbauen laſſen, von den ärmeren Dorfbewohnern der Neuhäusler, von den Reichen aber der Naglerſepp genannt wurde. Mancher bereute, daß er ſeines kleinen Anweſens wegen, das ihn kaum ernährte, daheim geblieben war, wo er beim beſten Willen nichts erübrigen konnte, und dieſe Reue fand häufig in liebloſen Reden und noch Aergerem ihren Ausdruck. Sepp ſah wohl, daß er den Armen zu reich und den Vornehmen zu gemein ſei, aber lachend hörte er das Neidglöcklein läuten und ſagte: Geld und Bildung regieren die Welt, und ich darf mich mit beiden neben Jedem ſehen laſſen. Sie mögen mir die Zähne weiſen, wenn ich durchs Dorf gehe, aber bei keinem iſt die Abneigung gegen den Naglerſepp ſo groß, daß er ihn unverrichteter Sache fortſchickte, wenn er um ſeine Tochter anhalten thät. —

Das war wol ein merkwürdig ſtolzes Wort für des armen Naglers Sepp, doch es war nichts dagegen einzuwenden. Sogar der reiche Haldenbauer hatte ihm ſchon mehrmals lang und breit auseinandergeſetzt, daß ein Hausweſen ohne ein tüchtiges Weib einem wurmſtichigen Melkkübel gleiche. „Der gute Mann könne

melken so lange er wolle, er bringe nichts zusammen und bekomme nur nasse Strümpfe." Dann zuletzt kam er allemal — Sepp wußte selbst nicht wie — auf seine Therese zu sprechen. „Für einen Bauer," bemerkte er, „dem was durch die Hände gehe, sei das Eine, man müsse weit gehen, bis man noch eine Solche fände. Es hätt' Einer wol Ursache Gott zu danken, wenn er sie bekäme, aber die sei eben nicht für den Nächstbesten da. Eine, der es nicht am Haben und auch nicht am Können fehle, dürfe schon etwas Anständiges erwarten. Eben davon komme es, daß die Therese sich noch nicht versprochen habe, wie unbequem ihr auch das Nöthen und Drängen der vielen Liebhaber schon längst geworden sei."

Sepp brachte ohne viel Kopfzerbrechen der langen Rede kurzen Sinn heraus. Mehr nachzudenken machte ihm die Frage, was nun zu sagen und zu thun sei. Jedenfalls durfte er diesen Antrag nicht so schnell ablehnen als viele ähnliche, die er schon auf die verschiedensten Arten erhalten hatte. Therese war im Dorf nicht nur das reichste Mädchen, sondern sie war eine Werchader*) wie es deren nur wenige gab, und Sepp beschloß daher sie einmal zu besuchen.

Therese wußte gleich, wie viel es geschlagen habe, als sie den Sepp an einem schönen Mittag auf ihr Haus zukommen sah. „Der Spitzbub' will dich nicht nur hören, sondern auch sehen und bei der Arbeit beobachten, das ist klug!" sagte der Vater und „laßt nur mich"

*) Eifrig und tüchtig zum Arbeiten.

antwortete Thereſe, welcher ſehr viel daran lag die Neigung des hübſchen und von Jahr zu Jahr wohlhabender werdenden Burſchen zu gewinnen.

Den bisher faſt immer mit Vergrößerung und Verbeſſerung ſeines Anweſens beſchäftigten Sepp hatte man bisher im Dorf nur von einer Seite kennen gelernt und ihn allgemein für einen mit Leib und Seele verbauerten Menſchen gehalten. Thereſe glaubte daher ſich als rechte Viehpatronin am meiſten zu ihrem Vortheil zu zeigen. Sepp hörte unter dem Mittageſſen mehr von Kühen und Miſt reden, als ſonſt in einem Jahr, und als die Tochter mit der ſtundenlangen Geſchichte einer Kuhfamilie in auf- und abſteigender Linie fertig war, führte der Alte aus, „daß es im Leben allweg komme, gut und ſchlecht, und daß der Einzelnſtehende dieſen Wechſelfällen leicht erliege. Selbſtgefühl ſei eine ſchöne Sache, aber gar zu viel ſollte man nicht auf ſich ſelbſt vertrauen. Was eine rechte Verwandtſchaft, die den Kredit nie zum Wackeln kommen laſſe, und im Nothfall mit Rath und That aushelfen könne, werth ſei, wiſſe kein Menſch als wer's erfahren habe. Für den Sepp gebe es daher nichts Wichtigeres, als durch Verbindung mit einer angeſehenen Verwandtſchaft ſich auch dem Namen nach empor zu bringen, und ſein Glück dadurch zu umzäunen, zu feſtigen und zu ſtützen."

Daß dem Sepp ſolche Reden nicht beſonders gut gefielen, kann man ſich denken. „Hab' ich's durch mich ſo weit gebracht, ſo geht's noch weiter," dachte er, „deinen Rath brauch' ich hoffentlich nie, und wie ein

Bettler mich am Feuer deines Ansehens wärmen ist auch nicht meine Sache."

Nach der Rede des Haldenbauers war eine lange Pause entstanden. Endlich sagte die Magd, ein schönes junges aber armes Mädchen: „Ich glaubete, einer wie Sepp könnte schon sich selbst vertrauen, er hat gezeigt, daß er Kraft hat sich auch das zu verschaffen, was Anderen das Glück in die Wiege warf."

Der Haldenbauer und Therese warfen der Sprecherin Blicke zu, mit denen man einen Kessel voll Milch hätte gerinnen machen können, diese aber schien sich darum nicht viel zu kümmern, da sie dafür von Sepp um so freundlicher angesehen wurde.

„So sollte das Mädchen glauben und trauen der Kraft des Mannes, mit dem es leben will," dachte Sepp. „Hätte sie nur etwas Vermögen, dann — aber soll ich mir selbst weniger trauen als sie?"

Sepp ging nun so oft in Haldenbauers Haus, daß seine Heirat mit der Tochter desselben für eine ausgemachte Sache galt, und das Staunen und Schimpfen ist wirklich unbeschreiblich, als er sich etwa ein halbes Jahr später mit Mari der Magd zum erstenmal verkünden ließ. Man wußte, daß er die Therese hätte bekommen können und seine Heirat mit Marien wurde daher nicht nur von des Haldenbauers zahlreicher Verwandtschaft, sondern von allen Reichen und Angesehenen als ein Schimpf, eine Beleidigung angesehen, während die Armen im Dorfe, eine solche Blindheit nicht begrei-

fend, den bisher für so klug Gehaltenen kurzweg einen Esel nannten.

Sepp hatte im ganzen Dorf keinen Freund mehr, der es redlich mit ihm meinte. Er wurde noch schärfer beobachtet als da er aus der Fremde gekommen war. Seine Bereitwilligkeit, arme aber arbeitsame Menschen mit Geld und gutem Rath zu unterstützen, wurde ihm so ausgelegt, als ob er so die Armen auf seine Seite bringen und gegen die Wohlhabenden aufreden wolle, jedes seiner Worte wurde auf der Goldwage gewogen, und da er jetzt, daheim durch sein Weib Alles gehörig versorgt wissend, mehr als früher mit fremden Leuten umging, nicht mehr bloß vor seinen Tagelöhnern offen seine Ansichten aussprach und den längst beschlossenen Kampf gegen Vorurtheil und Aberglauben begann, hatten seine ärgsten Gegner nicht einmal nöthig, die von ihm aufgeschnappten Reden erst noch zu verdrehen, um ihn bei Reich und Arm geradezu verhaßt zu machen. Fühlten sich die Wohlhabenden durch seine Angriffe auf alte Vorurtheile verletzt, so war den Aermeren sein Spott über ihren Aberglauben noch verdächtiger, denn Glaube und Aberglaube stehen auf der gleichen Wurzel, so daß meistens auch der Glaube sich angegriffen wähnt, wenn man seinen Schatten — schwarz findet. Wäre Sepp auch viel vorsichtiger zu Werke gegangen als dieß wirklich geschah, seine Bemühungen würden doch erfolglos geblieben sein, denn es fehlte ihm an Zutrauen, und wo das fehlt, ist alles Reden umsonst. Früher war er den Armen zu reich, den Reichen zu gemein, den Frohen zu ernst und

den Frommen zu gottlos; jetzt war er mit einem Wort „der Freimaurer", ein Mann, dem nichts heilig war, der nichts glaubte, als daß zweimal zwei vier sei.

Jemehr man über Sepps religiöse Gesinnung, oder eigentlich seine unreligiöse im Klaren zu sein meinte, um so lieber redeten die Bauern mit ihm über Glaubenssachen, denn Jeder wollte bei der nächsten Gelegenheit sich durch das Vorbringen einer neuen Klage gegen den Freimaurer als guten Christen zeigen. Diejenigen Hausväter, welche früher dem Sepp eine ihrer Töchter zugedacht hatten, konnten jetzt gar nicht begreifen, daß der Pfarrer so etwas ruhig zusehen könne und schüttelten unbefriedigt den Kopf, wenn dieser sagte: Er wisse schon selbst, was er zu thun habe. Sie sowol als Diejenigen, welche Sepps schonungslose Offenheit zu fürchten Ursache hatten, berechneten ganz richtig, daß der Gewaltsmensch nur durch den Pfarrer von der Kanzel herab ganz vernichtet und unschädlich gemacht werden könne. Der aber, von der ungeheuern Macht seines Wortes überzeugt, sah so lange großmüthig zu als — Sepp zu den Stammgästen des Adlerwirths gehörte, daher von diesem nur höchst selten, wenn es gar nicht zu vermeiden war, angeklagt wurde.

An einem Sonntag, an welchem ein Kapuziner die Hölle sehr heiß gemacht hatte, fragten die beim Kronenwirth sitzenden Bauern den ebenfalls anwesenden Sepp: „Woher denn der Teufel mitten in der hohlen Welt drinnen das Holz nehme für ein so großes Feuer?" Sepp sah wol, wie Aller Augen sich auf ihn richteten, aber

das war gerade der rechte Augenblick zum Reden. „Das Geistige," sagte er, „kann nur mit Farben gemalt werden, die für uns passen. Was schmerzt mehr als das Feuer? Gewiß nichts. Darum bezeichnet es den höchsten Grad des Schmerzens. Ein Mensch im Feuer — welch ein schreckliches Bild! Gewiß muß das auch auf die Einbildung so roher Menschen wirken, die ohne die Furcht vor dem Teufel gar nicht brav oder wie man's meinetwegen heißt, bleiben könnten. Alles Gräßliche, Ungeheure hat man in die Hölle hineingedichtet zum Schrecken derjenigen, die wie recht unartige Kinder nur dann folgen, wenn man ihnen mit dem Stocke nachläuft."

Hätte Sepp eine Woche lang getrunken und geflucht wie ein Holzhacker, hätte er unzüchtig geredet oder geschimpft über Staat und Regierung, so würde er sich durch das Alles bei seinen Zuhörern und denen, die wieder von diesen es vernommen, nicht so verächtlich gemacht haben, als durch diese wenigen Worte. Der Adlerwirth hatte nichts Eiligeres zu thun als dem Pfarrer zu erzählen, wie gottlose Reden beim Kronenwirth droben geführt würden und was zum Beispiel der Maurersepp am letzten Sonntag gesagt habe, nämlich: „Es gebe keine Hölle, und daß die Geistlichen etwas davon erdichtet hätten, sei nur geschehen, um die dummen Leute zu erschrecken, sie nachgiebig und fügsam zu machen."

„Wollen ihn schon kriegen!" sagte der Pfarrer kurz und trocken.

Am Sonntag darauf wußte Jedermann, wen der

Pfarrer meine, als er, von den falschen Propheten predigend, unter Anderem sagte: „Falsche Propheten sind auch die, die ein paar gottlose Bücher gelesen haben, oder aus der Welt herein die Verführung bringen. Solche sind besessen von dummem Stolz, d'rum bilden sie sich weiß Gott was ein auf ihre Schlechtigkeit und wollen, wie der erste Verführer, der Satanas, einen Anhang haben. Wer noch einen Funken Religion hat, der flieht solche Teufelsdiener, solche Brautwerber für des Teufels Großmutter, solche verfluchte Köpfe ärger denn die Pest, denn er weiß, daß sie mit dem Teufel im Bunde stehen."

Dem guten Sepp, der dieser Predigt erstaunt, aber mit ruhigem Gewissen zuhörte, wäre wol nicht eingefallen, daß dieselbe ihn mehr angehe als andere Fremdler, wenn er nicht Aller Augen auf sich gerichtet gesehen hätte. Nach dem Gottesdienst wollte er Einige fragen: Warum sich denn der Pfarrer heut so ereifert habe! Die aber wichen ihm scheu aus, seinen Unmuth hinter einem Lächeln verbergend, ging er nun heim. Aber da mußte er noch eine Predigt hören: „Um Gottes und Christi willen!" rief Mari ihm entgegen, „was thust Du, daß alles auf Dich zeigt, wenn man von den Schlechtesten prediget? Ich glaub' fest, daß Du unschuldig seist, aber sag' mir doch, wie das Alles so hat kommen können!"

Sepp erinnerte sich in der Eile an nichts als an die letzthin beim Kronenwirth vorgekommene Abhandlung über die Hölle, die er dann seinem Weibe wortgetreu mittheilte.

„Gottlob!“ rief Mari, „es ist wie ich glaubte, Du bist besser als man meint, sei stolz darauf, denn mancher ist schlimmer. Der Pfarrer hat's nehmen müssen, wie es die bösen Leute ihm gegeben haben.“ —

„Nehmen müssen!“ eiferte Sepp, „die Pf—, die Geistlichen sagen: trau Dem nicht und glaub' Jenem nicht, und sie glauben und trauen dem nächstbesten Schwätzer. Warum darf der Pfarrer jedem Schwätzer und Lump, den er im Grund' selbst verachten muß, glauben, während ich nicht glauben und sagen soll, was mir vernünftig scheint, was die Besten und Gebildetsten ausgesprochen haben?“

So eiferte Sepp den ganzen Mittag, und Nachmittags ging er das erste Mal nicht in den Gottesdienst, obwol kein Geschäft von irgend welcher Wichtigkeit ihn daran gehindert hätte.

Sonst hatte die Predigt Allen, die den Sepp kannten, außerordentlich gut gefallen. „Der kann's einem sagen,“ hieß es; am liebsten aber war es den Leuten, daß sie sich nun über das schnelle Reichwerden des Freimaurers keine Kopfarbeit mehr zu machen brauchten, denn der Pfarrer hatte es ja deutlich gesagt, daß er im Bund mit dem Teufel stehe, das war den Leuten das Interessanteste und selbst der Pfarrer war nachher nicht mehr im Stande es ihnen auszureden, wie gern der seinen Eifer heimlich Bereuende das auch gethan hätte.

Sepp wäre nun, obwol ihm als Bauer fast jedes Unternehmen glückte, ein bedauernswerther Mann gewesen, wenn er nicht einen Engel zur Seite gehabt hätte,

der ihn mit Liebe und Sanftmuth zu leiten wußte und dem es gelang, ihn wenn auch nicht mit seiner Umgebung, so doch mit seinem Schicksal zu versöhnen. Mari war, wie Wenige, dazu befähigt häusliches Glück zu schaffen, und als sie gar den Sepp mit einem Franz erfreute, empfing nach seiner Ansicht auch sein Arbeiten, welches ihm der einzige Zeitvertreib war, nachdem das rauschende Geleite seiner Ideale ihn verlassen hatte, eine höhere Weihe, indem es nun nicht mehr ein zweckloses Thalersammeln war.

Franz blieb das einzige Kind und der Vater konnte nun alle Sorgfalt auf dessen Erziehung verwenden, was er auch redlich und mit Freuden that.

„Die Kindererziehung," sagte er oft und immer mit heiterm Lächeln, „macht mir sicher mehr Kopfarbeit als manchem Schullehrer, wenn sie ihm auch beinahe von allen Dorfbewohnern allein überlassen wird, indem die Meisten nur dann für das Wohl ihrer Kinder etwas zu thun wähnen, wenn sie für dieselben Batzen auf Batzen häufen. Reich sein ist nicht für Jeden gut. Mancher, ja vielleicht Jeder, der bei ungewöhnlichem Vermögen eine gewöhnliche Erziehung erhält, wird ein unerträglicher, eigensinniger, hoffärtiger Schafskopf. So einen aber will ich nicht! Mein Bub' soll ein Achtung verdienender Mensch werden; kein dickköpfiger Klotz, der gewohnheitsmäßig auf seinem Lebensweg fortrollt wie ein Stein von einem Berg herunter. Als ein selbstständiger Mann soll er sein Vermögen zu seinem und Anderer Wohl brauchen, daß Arme und Reiche vor des

Freimaurers Buben Reſpekt haben müſſen, ſie mögen wollen oder nicht."

Da Franz ungemein leicht lernte, wurde dem Vater vom Pfarrer und von Andern, die den lebhaften und wahrſcheinlich nicht ohne Einfluß bleibenden Erben des reichen Freimaurers gern weit weg gehabt hätten, gerathen, er ſolle den Buben zu den Studenten nach Feldkirch ſchicken, wo doch etwas Rechtes aus ihm werde. Aber dann fuhr Sepp wild auf: „Iſt etwa ein Bauer nichts Rechtes? Nicht der Stand macht dem Menſchen, ſondern der Menſch dem Stand Ehre, ſage ich, und wenn mancher Bauer nichts Rechtes worden iſt, wer hat die Schuld als er ſelbſt und ſeine Erzieher? Meinen Buben aber erziehe ich genau ſo wie man auch mich hätte ſollen erziehen können. Nichts ſoll ihm fehlen, was mir mangelte und dann hat er's auch daheim gut genug. Studiren? Wunderlich, daß ich auf einmal ſo freundliche Rathgeber bekomme. Es wird auf der Welt wol genug gepredigt, gepflaſtert, geſalbt und proceſſirt, wenn ſchon mein Bub' nicht Pfarrer, oder Dokter, oder Advokat iſt. Zu dem allem gibt's, Gott Lob und Dank, Leute mehr als genug, drum ſoll er etwas viel Selteners, ein Muſikant werden, der den Leuten die Wahrheit geigen kann und darf, daß es eine Luſt iſt. Ja, ja, ſo muß es werden! Wie er das bekommt, was mir fehlte, ſo wird er auch das mir Unmögliche erreichen."

„Dem Starrkopf iſt weder zu rathen, noch zu helfen," ſagten Sepps Rathgeber, indem ſie ihn achſelzuckend verließen.

Dem Sepp war das Gesagte heiliger Ernst. „Jeder Stand," meinte er, „und jedes Verhältniß hat seinen eigenen Beruf. Des Armen Pflicht ist's, für sich und die Seinen zu sorgen und sich herauszuarbeiten aus seiner traurigen Lage. Ich habe das redlich gethan, Franz ist nicht mehr arm; aber darum braucht er nicht die Hände in die Hosentaschen zu stecken und wie jener Reiche zu seiner Seele zu sagen: Jetzt iß und trink und laß dir wohl sein! sondern es ist seine Schuldigkeit, auch etwas zu thun für die, welche für sein nicht von ihm erworbenes Geld arbeiten müssen und ihr Rathgeber und Helfer zu werden. Das nun soll mein Bub' einsehen lernen, dazu soll er fähig werden."

Die Spottreden derjenigen, denen von Sepps Taglöhnern diese und ähnliche Auslassungen desselben mitgetheilt wurden, machten dem Freimaurer nicht viel Kopfweh; weniger gleichgültig war ihm der Umstand, daß sich auch Mari mit den Grundsätzen nicht einverstanden erklärte, die ihn bei der Erziehung seines Sohnes leiteten. Nicht, daß etwa durch das, was sie mit einer ihn in Erstaunen setzenden Entschiedenheit gegen die Art und Weise seiner Erziehung und ihren Zweck vorbrachte, diese seine Grundsätze auch nur einen Augenblick zum Wanken gebracht worden wären; aber es that ihm in der Seele weh, daß sein Weib, mit dem er nun schon so manches Jahr im schönsten Frieden gelebt hatte, gerade in dem wichtigsten Punkte gegen ihn war, ja sich auf die Seite seiner Gegner stellte. Häufig mußte er von ihr den Vorwurf hören, er mache sein Kind unglücklich, da

er es immer zu Hause behalte, statt es schon jetzt durch den Umgang mit andern Altersgenossen zur Nachgiebigkeit und zu manchem Andern zu gewöhnen.

„Dummes Bauerngeschwätz!“ eiferte dann Sepp, „Dir wird wol der Vorsteher oder der Pfarrer im Beichtstuhle eingeblasen haben, daß mein Franz sich an Nachgiebigkeit gewöhnen sollte; wenigstens meine Ansicht ist das nicht. Für Menschen, die sich selbst weder zu rathen noch zu helfen wissen, ist's ganz gut, wenn sie dem Peter und dem Paul nachfragen; er aber soll und wird keine solche Wetterfahne werden, die jeder Wind umdrehen kann, sondern ein Mann, der am besten seiner eigenen Einsicht folgt. Wozu also Nachgiebigkeit? Sonst aber wäre auf der Gasse nichts für ihn zu gewinnen, als daß er durch die bösen Beispiele reicher und die Kriecherei armer Kinder ein Kerl würde, dessen Mängel und Fehler man später mir aufbürden oder im besten Fall mit meinen Thalern ein wenig bedecken würde. Du bist sonst so vernünftig, verstehst mich so gut, glaubst mir so fest — kannst Du denn jetzt gar nicht mehr einsehen, wie gut ich's meine?“

„Damals, als Du in der Gemeinde so Manches ändern wolltest, hast Du es auch gut gemeint und doch nichts ausgerichtet,“ antwortete die Mutter traurig.

„D'rum soll nun ein Anderer es versuchen.“

„Versuchen“ — klagte Mari, „und darum das Glück und den Frieden auf's Spiel setzen! Muß man denn gelehrter und klüger als Andere, muß man ein

Sonderling werden, um gut sein und Gutes thun zu können?"

„Ja hier gilt Jeder, der etwas Rechtes will, für einen Sonderling; ich bin stolz auf diesen Beinamen!"

„Aber Mann, Franzen möchte ich lieber glücklich machen, als stolz."

„Du redest wie ein Weib, das immer zittert, immer zagt; bleibe Du in der Küche, überlaß das Andere mir und Du wirst sehen, daß Alles trefflich vorwärts geht."

„Aber Mann —"

„Jetzt nichts mehr, kein Wort! Meine Meinung habe ich gesagt, sie ist fest wie unsere Berge, fest wie alles, was Sepp einmal im Kopf hat. Alles Reden wäre da umsonst."

Das wußte auch Mari gut genug, aber wenn das Herz zu voll ist, geht der Mund über. Zwar unterdrückte sie mehr, als sie sagte, und wenn sie gegen den Willen Sepps ihrem Lieblinge Manches erlaubte und verbot, wie sie selbst es für gut fand, so geschah das meistens ganz unwillkürlich, so daß Sepp, dem der Kampf der Mutterliebe mit dem Pflichtgefühl der Gattin nicht verborgen blieb, ihr deßwegen nie Vorwürfe machte. Aber je seltener ihre gegenseitigen Gefühle zum Ausbruch kamen, desto mehr gährten sie in ihrem Innern. Sepp, der jetzt nicht mehr immer bei der Arbeit war, daher sich mehr als früher seinen Gedanken und Vorstellungen überließ, fing an sich mit der Einbildung zu quälen, daß er eigentlich von seinem Weibe vielmehr gefürchtet und als Brodherr respektirt, denn geliebt und

und verstanden werde. Von Hause abwesend plagte er sich mit dem Gedanken: „Was wird sie, vom Pfarrer und weiß Gott wem berathen, wieder gegen Dich anspinnen?“ Daheim aber, wo Mari nicht immer im Stande war ihren Kummer zu verbergen, kam er sich zuweilen so — überflüssig vor, wie das fünfte Rad am Wagen. Es war nicht mehr das alte, frohe Zusammenleben, nicht mehr ein vereintes Streben nach einem Ziele, und doch konnte Sepp weder sich selbst noch seinem Weibe darum Vorwürfe machen. Im letzten Winter erhielt Franz die Erlaubniß, als Küher auf die Alp zu gehen, welche Sepp mit seinem Vieh besetzte. Man gab dabei vor, Franz müsse die auf einer Alp vorkommende Arbeit lernen, eigentlich aber war es den Aeltern mehr darum zu thun sich ihren Liebling eine Zeit lang zu entfernen.

Als aber Franz fort war, kam dem Vater das Leben recht öd' und traurig vor. Sogar am Lesen hatte er keine Freude, da er nicht mehr mit Franzen darüber reden konnte, und die letzten regnerischen Wochen hatte er einmal sattsam erfahren, was Langweile sei. Es darf daher den Leser nicht wundern, daß er vorhin diesen sonst, so zu sagen, menschenscheuen Sonderling im Wirthshaus antraf, wo er doch wenigstens wieder Stoff zu finden hoffte, über die Leute zu lachen.

Das ist der Lebenslauf des reichen und doch unbeliebten Freimaurers.

Aehnliches wurde schon von Manchem erlebt, doch die Meisten, die so ganz auf sich selbst angewiesen waren,

wurden gebrochen wie der einsam stehende Baum und gestürzt in den Schlamm der Gemeinheit.

Es ist selten, daß ein — Mensch die Kraft besitzt, sich über die Urtheile und Meinungen der Menschen zu erheben und auf eigenen Füßen stehend, gleichgültig gegen dieselben zu sein, ohne schlecht zu werden.

Viertes Kapitel.

Ein unglücklicher Vater.

Unmuthiger als an dieſem heilloſen Sonntage war Barthle wol noch ſein Lebtag' nie vom Adlerwirth heimgegangen. Er, der in allen Stücken ganz ſeinem Vater, dem alten Vorſteher ähnlich war, vom ſchwarzen Krauskopf bis hinab zu den breiten Füßen, im Glauben, Hoffen und Eigenſinnigſein, er war heut' als einfältig ausgelacht worden. Und von wem? Vom Naglerſepp, dieſem Bettlerbuben, dieſem —

Was hatte denn der Elende für ein Recht, ſich neben ihn, ſich gar ihm gegenüberzuſtellen?

Freilich war Sepp reich, ſehr reich, und Barthle wußte das auch gehörig anzuſchlagen. O er wäre billig geweſen und hätte, wohl wiſſend, daß Emporkömmlinge „gränzenloſe" Menſchen ſind, vom Sepp ſich viel mehr als von jedem Anderen gefallen laſſen; aber in einem Wirthshauſe vor Schnäpslern angeſtritten und ausgelacht werden, zum Schaden auch noch Spott nehmen müſſen — tauſend — nein, das war zu viel.

Der Pfarrer mit seinen Warnungen hatte Recht. Der Freimaurer war unverbesserlich, Taufe und Oel verloren. Nein, er verdiente gar nicht, daß ein Ehrenmann sich durch sein Geschwätz auch nur eine Minute verbittern ließ. Es wußte ja Jedermann, was man von seinen Reden zu halten habe.

So würde Barthle sich beruhiget haben, wenn ihm nicht auch sonst noch Manches im Kopfe herum gegangen wäre.

Er dachte an Vergangenheit und Zukunft.

Schien es doch, als ob dieser gottlose Querkopf nur dazu da sei, um ordentlichen Leuten, und besonders ihm das Leben zu verbittern. Lebhaft erinnerte Barthle sich auf einmal alles Widerwärtigen, was er dieses Sonderlings wegen schon hatte erleben müssen, von der Zeit an, wo er und Hansmichel ihn vergebens auf's freundlichste einluden mit ihnen zu spielen. Ja, schon damals war er stolz und frech. Wenn er von reicheren Kindern ersucht wurde, ihnen die Schulaufgaben zu machen, was derlei Hungerleider von Herzen gerne thaten, um sich damit ein gutes Wort und ein Bröcklein Zucker zu verdienen, war der unverschämt genug zu trotzen: „Habt ihr gemeint, man müsse euch gar alles thun für euer Geld? Der Sepp meint das nicht. Macht eure Sachen selbst; es ist doch alles was ihr thut.“ Später als er so merkwürdig reich geworden war, schien es seiner Eitelkeit noch nicht genug, die anständigsten Leute zu behandeln ob sie auf einer Bettlersuppe dahergeschwommen seien; alles wollte er aus den Fugen nehmen und eine

neue Weltordnung schaffen. Und was das Aergste war: alles glückte dem Spitzbuben — gar alles! Er konnte seinen Neigungen nachgeben, brauchte keinem Vater, keinem Pfarrer, keinem Landesbrauch ꝛc. was nachzufragen und war doch von Jahr zu Jahr besser daran. Wenn Andere heiraten wollten, mußten sie nach allen Seiten hin horchen und fragen und alle Wünsche zu erfüllen suchen, als die eigenen nicht. Er aber hatte sich um nichts bekümmert, hatte — Barthle schlug ein Kreuz und betete ein Vaterunser um des sündhaften Gedankens los zu werden. „Nein, in Gottesnamen nein," rief er, „die Mari hätt' ich doch nicht nehmen dürfen, nicht nehmen können, wenn auch Sepp nicht — Schäme dich, Schwächling, verweichlichter, daß du dein Herz Gott noch immer nicht ganz zum Opfer gebracht hast. Gönne du dem Tropfen das erbärmliche Glück, welches ihm Gott statt der Himmelsfreuden für das Gute gönnt, das er allenfalls gethan hat, das wird doch bald vorbei sein — sehr bald!" —

Es gelang dem Barthle noch nicht sich mit diesem Gedanken zu beruhigen. Ja glücklich war der Sepp und lebte im schönsten Frieden mit Weib und Kind, während er, Barthle, seinen Klausmelker für den verlorenen Sohn halten mußte. Einen Verderbten, Verführten, der wirklich nicht mehr werth war der Liebe und Sorge des Vaters. „Verderbt, verführt, und von wem? Von wem anders als diesem Freimaurer!" Jetzt stand alles klar vor Barthles Seele und: „O, rief er, o daß ich doch diesen Teufel gefürchtet, gehaßt hätte, das ist der Lohn

dafür, daß ich mich vom Geld blenden ließ, und in diesem Stücke nicht dem Pfarrer folgte — gerade in diesem nicht!"

Barthle hatte nämlich früher es leider gar nicht ungern gesehen, daß seine beiden Kinder oft bei Franzen im Hause des Freimaurers waren. Konnte er doch in solchen Stunden ungestört den Geldstrumpf lüften, Rechnungen machen, beten oder Mittagsruhe halten. Und überdieß — aus Kindern giebt's Leute, mit der Zeit sogar Brautleute, und was man im Frühling säet, das wächst im Sommer. Kurz und gut, Franz mußte einmal ein nicht zu verachtender Töchtermann werden, er mochte nun auswachsen wie er wollte. Allerdings war er ein Sonderling und gottlos auch ein wenig, aber eine Wallfahrt hat schon oft Wunderdinge gethan, die Mutter des heiligen Augustin hat seine Bekehrung auch erbetet — und übrigens hoffte Barthle ihm die Flausen schon vertreiben zu können, wenn er einmal ihm so viel nachfragen mußte als dem Sepp. Daß Franz aus keiner angesehenen Freundschaft war, machte dem Sohne des alten Vorstehers schon mehr Kopfarbeit, aber: „Alles trifft man nirgends beisammen! Franz hat Geld und als Mariannens Mann wird's ihm bald auch an Ansehen nicht mehr fehlen."

Ein Mann wie der Barthle mußte sich doch nicht mehr immer nach der öffentlichen Meinung richten. Er durfte nicht fürchten, daß diese Verbindung dem Ansehen seiner Freundschaft schaden werde, denn mit einem einzigen bösen Tropfen ist man nicht im Stande einen

Strom zu vergiften, und ein Wölklein am Himmel macht noch keinen trüben Tag.

Barthle hatte dieſe Gedanken zwar noch niemals ganz deutlich ausgeſprochen, aber Sepp, dem man ſonſt doch nicht mit Holzſchlägeln zu winken brauchte, hätte von rechtswegen ſchon lange merken ſollen, wie viel es geſchlagen habe. Er mußte das gemerkt haben und ſein heutiges Reden war daher ſo gut als eine abſchlägige Antwort. Der Nämliche, der einſt dem Knaben Barthle ſo manche Freude verdarb, dem Jüngling ſeine Künftige, des Halbenbauers Thereſe beinahe untreu machte und dann ſitzen ließ, um ihre auch von ihm mehr geliebte Magd zu nehmen, hatte, das wußte Barthle jetzt ganz beſtimmt, auch noch ſeinen Sohn verführt und erbarmungslos, mit teufliſchem Hohn, die Hoffnungen für die Zukunft der Tochter vernichtet. An eine Heirat der Marianne mit Franzen war nach dem heute Geſchehenen gar nicht mehr zu denken. Das hatte Barthle ausſprechen wollen mit den Worten: „Ich will und mag nichts mehr mit ſolchem Geſindel zu thun haben!“ nachdem er den Sepp vergebens zu bekehren oder doch zum Schweigen zu bringen verſucht hatte.

Da war es denn nicht zum Verwundern, wenn Barthle heute ſchon ſchneller heimging und die anderthalb Centner ſchwere Hausthüre heftiger hinter ſich zuſchlug als gewöhnlich, ſo daß Mariann, die natürlich von Allem nichts wußte, erſchrocken auffuhr und faſt noch ärger zitterte als das Kaffeegeſchirr, welches vor ihr auf dem Tiſche ſtand.

Wären wir einige Minuten früher in's Haus gekommen, so hätten wir das Mädchen lesend angetroffen. Das wohlgeformte Köpfchen mit den dasselbe umschließenden braunen Zöpfen auf die schöne Hand gestützt, der man kaum ansah, wie viele und strenge Arbeiten sie zu thun hatte, saß es am alten runden Tische, das freundliche Gesicht mit dem ungewöhnlich ernsten Ausdruck einem Buche zugewendet, über welches aber der schnelle Blick fast alle Augenblicke hinausschweifte, als ob er etwas ganz anderes suche als die Personen, von denen sie eben in der Legende des Vaters las, bis der hereinstürmte und sich ohne ein Wort zu sagen auf die breite Ofenbank setzte.

Was mochte ihm wol begegnet sein? Ein Unfall auf der Alp? nein, es mußte etwas Anderes, etwas weit Aergeres ihm auf dem Herzen liegen. Vielleicht hatte er etwas von Klausmelkern gehört — o das müßte etwas Schreckliches gewesen sein!

„Um Gotteswillen, Vater, was fehlt Euch?"

„Nichts."

Mariann schenkte den Kaffee ein und setzte sich, ohne jedoch auch nur einen Tropfen hinunterbringen zu können. Barthle blieb auf der Ofenbank und schien Mariannens Bitte „doch etwas Warmes zu sich zu nehmen" gar nicht zu hören.

„Habt Ihr etwas von Klausmelkern vernommen?" fragte sie kaum hörbar.

„Nein — laß mich mit Ruh!"

Mariann räumte langsam den Tisch ab. Als sie

in der Küche war, hörte sie den Vater mit schweren Schritten hin und her gehen, plötzlich kam er mit dem Regenschirm in der Hand heraus.

„Wohin wollt Ihr schon wieder?“

„In die frische Luft.“

„Aber es regnet so.“

„Hat schon lang geregnet, das hat es!“

Unter der Hausthüre kehrte sich Barthle noch einmal um und sagte streng befehlend: „Mariann, Du bleibst mir daheim!“

„Ich bin immer daheim. Ihr werdet wohl bald wieder kommen.“

Ohne Antwort war Barthle fortgeeilt.

Mariann sah ihm traurig nach. Nur einmal ihr Lebtag' hatte sie ihn so gesehen, damals als er den Klausmelker fortjagte. Darum hatte sie auch zuerst an ihren unglücklichen Bruder gedacht, mußte jetzt noch immer wieder an ihn denken. Mehr und mehr verlor sie sich in Erinnerungen an jenen Schreckenstag, an welchem der Vater dem seinem Zorne entfliehenden Bruder fluchend ein Scheit nachwarf und ihn gehen hieß, „so weit der Himmel blau sei.“

Damals kämpfte in ihrem Herzen die Bruderliebe, die den jähzornigen Vater anklagen wollte, einen fürchterlichen Kampf mit dem Gewissen, welches Gehorsam als die erste Kindespflicht forderte. Lange rang sie und betete um Kraft und Erleuchtung — so lange bis endlich das Gewissen siegte. Freilich war es hart, grausam hart, den geliebten Bruder vom Vater verstoßen, ver-

flucht zu wissen, aber eben die große Strafe ließ auch ahnen, wie ungeheuer weh Klausmelker dem Vater gethan haben müsse, daß der ihn so strafen konnte. O sie hatte den Unglücklichen so geliebt, liebte ihn noch und je mehr sie dem Vater Recht zu geben sich bemühte, desto mehr dachte sie an ihn, desto öfter betete sie zu seinem Schutzengel, daß doch er den Verlassenen nicht verlasse, ihn leite und führe, sein Gewissen wach rufe und ihn doch auch wieder nicht verzweifeln lasse, damit er reuevoll und gebessert bald wieder heim komme und ein neues Leben anfange.

Doch diesen Glückstag, den sie sich oft schon so schön ausmalte, hatte sie noch immer vergebens erwartet. Schon mehr als ein Jahr war vergangen, seit man den ersten und einzigen Brief von ihm erhalten, in dem er seinen Heimatsschein forderte, mit der trotzigen Bemerkung: wenn man nicht die Ehre erleben wolle ihn auf dem Schub heimgebracht zu sehen. O es war ein grausamer Brief, den der Bruder nur wegen seinen Schriften geschrieben zu haben schien, und die noch nicht geheilten Wunden wurden dadurch auf's Neue aufgerissen und schmerzten nun noch mehr als vorher. Von seinem damaligen Leben hatte er nicht viel berichtet; er erzählte nur, wie er habe herumbetteln müssen, bis er endlich Arbeit gefunden habe. Kein Trost, keine Hoffnung leuchtete aus dem düsteren Gemälde seines Lebens und Denkens hervor. Nur glaubte Mariann aus der traurigen Schilderung seiner ersten Erlebnisse außer dem Vaterhause mit Sicherheit schließen zu können, daß der

Vater doch zu weit gegangen sei, als er den „Flüchtling“ für einen Dieb halten zu müssen meinte. Sie sagte das dem Vater und sprach dabei die Hoffnung aus, daß denn das Geld doch noch gefunden werden könnte. „Es sei doch nicht recht,“ meinte sie, „einen Menschen eines Verbrechens zu verdächtigen, bevor man bestimmt wisse, ob dieses Verbrechen überhaupt verübt worden sei. In der wunderlichen Angst vor Feuersbrünsten habe ja der Vater schon oft das Geld außer dem Hause und so gut versteckt, daß es nur zufällig wieder gefunden worden sei.“ Nun könnte es leicht auch dieses Mal so gegangen sein.“ Der Barthle aber hatte keine Lust gehabt zum Suchen. „Dieser Schandbrief,“ sagte er, „diese Spitzbubenfahne mit dem Bilde eines Lümmels beweist gar nichts als den trotzigen Sinn des Schreibers, der eine teufliſche Freude daran haben muß, wenn er dem Vater recht viel Kummer machen kann. So ein harter gefrorener Mensch wie der ist zu gar Allem fähig, zum Lügen und zum Stehlen. Das Geld sei wo es wolle, aber das ist hart, das stößt einem fast das Herz ab, daß man nichts mehr Gutes glauben, nichts mehr hoffen kann.“

Mariann redete vergebens dagegen, der Vater war nicht einmal zum Suchen zu bewegen, denn wer log und spielte und solche Streiche machte wie Klausmelker, der war ein Dieb, mußte ein Dieb werden, das war dem Barthle eine ausgemachte Sache. Mariann aber konnte den Bruder nicht für so schlecht halten, und in Augenblicken, wo sie zu zweifeln anfangen wollte, milderte das

Mitleid mit dem Verstoßenen ihr Urtheil: „Es wäre ja schrecklich, wenn er ganz mittellos fort in's Elend hinaus hätte gehen müssen, während ich daheim behaglich lebe. Welch ein jämmerlicher Ersatz wären die harten, kalten Kronenthaler für die Liebe des Vaters und alles das, was er nicht mitnehmen konnte!“

So beschäftigten sich ihre Gedanken Tage lang mit Klausmelkern und seinem Briefe. Zuweilen dann schien ihr der Vater doch gar zu hart gewesen zu sein. „Hart — war er wirklich hart?“ O, er war die Liebe und Güte selbst; nur gewissenhaft war er und das könnte ihm doch nicht als ein Fehler ausgelegt werden. Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeit leiteten ihn bei allem, was er sagte und that. Streng war er gewesen gegen den Fehlenden, aber mild und freundlich, meinte Mariann, würde er gegen den reuig Zurückkehrenden sein, wie er auch gegen sie jetzt immer war.

Nicht alle Dorfbewohner dachten so gut vom Barthle wie seine Tochter. Viele meinten: dessen Freundlichkeit gegen sie sei nur Verstellung. Er suche ihr dadurch nur zu beweisen, daß es auch früher nicht an ihm gefehlt habe. Er wolle auf diese Art wieder gut machen vor Gott und ihr, was er durch seinen Jähzorn verdorben habe.

Wer vom Barthle so etwas vermuthete, der mußte ihn schlecht kennen. Gewalt anthun konnte er sich, wo er es für Pflicht hielt, aber sich solcher Berechnungen wegen verstellen, das war nicht seine Sache. Nach seiner Ansicht hatte ein Vater den Kindern gegenüber nichts gut

zu machen und er schon gar nicht. Er war nur gerecht und ging, ohne sich um die Urtheile der Welt und um das Zucken des Vaterherzens bei dem Worte Gerechtigkeit zu kümmern, auf seinem Wege vorwärts, mochte dieser führen wohin er wollte. Mußte es denn gerade Verstellung sein, wenn er jetzt gegen Mariannen freundlicher war als früher? Was war wol natürlicher, als daß er die Tochter, der jetzt so Vieles allein überlassen blieb, die tausend Gelegenheiten hatte ihm ihre Liebe durch Thaten und durch Entsagung zu beweisen, nicht mehr nur höher schätzte als den Bruder, sondern bald auch von ihrer hingebenden selbstlosen Liebe ein wenig erwarmte? Ja er gab sich sogar Mühe sein leidenschaftliches Wesen zu beherrschen. Nicht daß er etwa dann und wann zu weit zu gehen meinte, er erklärte sich's wenigstens so, als ob er nur dem gutherzigen Tröpfle nicht wehthun wolle. Mochte das nun sein wie und warum es wollte, für den Barthle sowol als für Mariannen war's jedenfalls ein großes Glück, denn jedes harte Worte des Vaters rief die im Herzen des Mädchens schlummernden Anklagen gegen denselben wieder wach. Mariann fühlte sich dann so verlassen, daß sie immer wieder an den unglücklichen Bruder denken mußte, dem sie sonst ihre Leiden, Sorgen und Hoffnungen hatte mittheilen können.

Auch heute war das der Fall, und um wieder von ihren „sündhaften" Gedanken abzukommen, ging sie in ihr stilles Kämmerlein, um da zu beten. Doch da kam sie immer tiefer hinein. Plötzlich stand sie auf, suchte

ein Buch und fing an zu lesen. Man hätte ihr aber leicht ansehen können, daß es ihr auch jetzt nicht gelang, sich zu zerstreuen, oder gar auf andere Gedanken zu bringen.

Etwa nach einer halben Stunde kam Barthle heim und zu Mariannen auf die Kammer, um seinen tropfnaß gewordenen Regenschirm zum Trocknen auszuspannen. Er sah in des Mädchens Hand ein Buch, welches, nach dem Einbande zu schließen, nicht für die Kirche bestimmt war.

„Was hast?“

„Ein Buch vom Sepp — und in dem lese ich nur, wenn ich sonst gerade nichts zu thun weiß, zum Zeitvertreib. Es ist doch nicht kurzweilig so mutterseelenallein und ich hab' schon vielmal gedacht — —“

Erst jetzt sah sie den zornigen Blick des Vaters und wagte nicht mehr auszureden. Barthle aber fragte rasch: „Was, was hast Du vielmal schon gedacht?“

„Wir sollten uns auch einige Bücher anschaffen,“ antwortete Mariann ganz leise. Sie hätte von Herzen gern geschwiegen, wenn der Vater sie nicht gerade heraus zum Reden aufgefordert hätte. Doch da das nun einmal geschehen war, mußte sie folgen, mußte enden; und lügen wollte sie auch nicht, obwol sie voraussah, daß sie mit ihrer Bitte ganz zur Unzeit kommen werde.

„So —“ sagte der Vater, „und das hast also schon oft gedacht? Nun ja, ich glaub's! Klausmelker hat das auch haben wollen, genau das. Bücher? Dummes Zeug! Es sind ja Gebetbücher da, ein ganzer Haufen,

die ſchon meinem Vater und meinem Großvater gut genug geweſen ſind, und eine Legende iſt da, die ich ſelbſt gekauft hab' für drei baare Gulden; aber gelt, das ſchmeckt euch nicht, da mögt ihr die Naſe nicht hineinſtecken, und ſchleppt lieber weiß der Teufel was für Sachen in's Haus herein. Das erſte Buch, das ihr mir in's Haus brachtet, hätt' ich auch auf den bloßen Händen verbrennen ſollen zu Staub und Aſche, das hätt' ich, dann ſäh' es jetzt bei uns ganz anders aus, dann ſtünd' es beſſer, das weiß ich; aber nun will ich einmal aufräumen, daß aufgeräumt bleibt für immer!"

Barthle ging, während er das ſagte, raſch einige Schritte gegen Mariannens Bett, ſo daß das vor Schrecken und Angſt zitternde Mädchen das Buch auf den Boden fallen ließ. Schnell hob er es auf, preßte es krampfhaft mit den Händen zuſammen und ſagte: „Ich hätt' Luſt den verdammten Fetzen in's Feuer zu werfen; aber ſo Einer wie der Sepp ſoll mir nicht nachreden können, daß ich ihn um Etwas gebracht habe und wenn's auch nur ein weltliches Buch iſt. — Nein, das ſoll er nicht!"

Verächtlich warf er den zu einem Ballen zuſammengedrückten Band wieder auf den Boden, ſtieß ihn mit den Füßen gegen Mariannen und rief: „Wenn der Fetzen morgen um dieſe Zeit noch unter meinem Dach iſt, ſo werf' ich euch beide hinaus, Dich und das Buch." —

„Aber Vater," ſagte das Mädchen kaum hörbar,

„redet doch nicht so laut, wenn ein Mensch vorbeigeht, so muß er Euch ja hören.“

„Hör' es wer wolle!“ eiferte Barthle, „ich will keine Bücher im Haus, mögen sie dann vom Kaiser oder vom Landrichter kommen; von diesem gottvermaledeiten Freimaurer will ich schon durchaus keine, von ihm will ich gar nichts — verstanden? Ich will's, kurz und gut, nicht haben, daß Du mir eine Büchermaus abgebest!“

Die letzten Worte hatte Barthle etwas leiser gesprochen und mit einem Blicke begleitet, den man beinahe freundlich hätte nennen können. Ja er fing wirklich an das zitternde Mädchen zu bemitleiden und sich zu erinnern, daß das gute Kind noch gar nichts von dem wisse, was ihn so sehr ärgere. Er bereute seine Heftigkeit; aber um sich vor dem Mädchen nicht schwach zu zeigen, verließ er so schnell als möglich und scheinbar noch zornig die Kammer.

Die noch an allen Gliedern Zitternde starrte dem Vater nach, horchte eine Zeit lang auf jeden seiner Tritte, und brach dann in lautes Weinen aus. Jetzt hatte also auch sie ihn erzürnt, und zwar so, daß er ihr schon mit „Hinauswerfen“ drohte! Ein kalter Schauer hatte sie überlaufen, als sie dieses Wort hörte.

Und was hatte sie denn gethan?

Noch nie kümmerte sich der Vater um ihre Bücher, fragte nie, wem sie gehörten. Er schien es gern zu sehen, daß sie jetzt an Sonntagen daheim blieb und las. „Daheimbleiben sei ihm das Liebste,“ sagte er oft, und Ma-

riannen kam es gar nicht hart an, ihm diesen Wunsch zu erfüllen, wenn sie nur etwas hatte, womit sie sich beschäftigen und die Zeit verkürzen konnte. Zuerst, nach der Flucht ihres Bruders, hatte sie mehrere Sonntage nacheinander einige ihrer Schulkamerädinnen zu sich eingeladen, um von ihnen Stricken, Nähen, Häkeln u. s. w. zu lernen. Die ärmern Häusern angehörenden Mädchen waren dann schon beim Kaffeetrinken und zuweilen auch noch beim Nachtessen da, sie redeten, lachten und sangen, daß die Vorübergehenden vor dem sonst immer stillen Hause stehen blieben und erstaunt horchten. Den Barthle, der gewöhnlich am Tische saß und in alten Schreibkalendern blätterte, beachteten die Fröhlichen gar nicht und schienen überhaupt nie daran zu denken, daß sie sich im Hause eines Gemeinderaths befänden. Doch es währte nicht lange, bis Barthle, der die Mädchen sehr scharf beobachtet hatte, der ganzen Herrlichkeit ein Ende machte, indem er einst zu Mariannen sagte: „Wenn sie sich rathen lasse, so solle sie mit solchen Mädchen nichts mehr zu thun haben; wenn das nicht freche Dinger wären, dann dürften sie in einem rechten Hause nicht so selbstherr sein wie daheim.“ Das folgsame Kind lud nun die Mädchen nie mehr ein, und als sie auch ungeladen kamen, ging es etliche Sonntage nacheinander fort. Später wollte Mariann dann das allein lernen, was sie nun einmal angefangen hatte, aber der Vater sagte: „Ueberlaß du derlei Arbeiten lieber Denen, die sonst auf der Welt nichts können und nichts mögen. An Werktagen hast du dazu nicht Zeit und an Sonntagen brauchst

du nicht gegen das Gebot Gottes zu arbeiten. Zur Unterhaltung kannst du ja die Legende, oder sonst ein gutes Buch nehmen und darin lesen."

Schon als Werktagschülerin hatte Mariann dem Vater oft aus der Legende vorlesen müssen; aber für sich hatte sie keinen großen Nutzen und auch keine angenehme Unterhaltung dabei gehabt. Beim Lesen der vielen schrecklichen Märtyrergeschichten schauderte es ihr oft so, daß sie auch Nachts im Bette keine Ruhe hatte, weil es ihr im Traum vorkam, man wolle sie um den wahren Glauben bringen und ein böser Heide plage sie, ihrer Standhaftigkeit wegen, auf jede nur erdenkliche Art. Sie hatte daher keine besonders große Freude, als sie vom Vater wieder zur Legende verwiesen wurde, doch fand sie dann darin mehr und Besseres als sie erwartet hatte. Es kam da manche beherzigenswerthe Lehre, manches Beispiel, worüber sie wieder wochenlang nachdachte und das Gelesene auf ihre eigenen Verhältnisse anzuwenden suchte. Die Martergeschichten jedoch las sie nicht mehr, und als der Vater sie auch diese lesen hieß, da sagte sie: „daß sie grausam litten, Alles litten, Alles opferten, um sich das Köstlichste zu bewahren, weiß ich, und das ist das Wichtigste, lesen und dabei fast ohnmächtig werden, würde mir doch nichts nützen."

„Und ich höre solche Schindereien ganz besonders gern: da geht's gehörig drunter und drüber, da kann man sehen, wie wenig, wie blutwenig das eigentlich ist, was Gott unsereinem zu tragen gibt. Mitleid braucht man keins mehr zu haben, denn nun ist Alles vorbei und

die Geplagten sind glücklicher als wir, viel glücklicher als wir. Und sie haben's auch verdient, das haben sie! Es sind Leut' gewesen, vor denen man Respekt haben muß. Lieber wollten sie Haar und Kopf lassen, als nachgeben. Das sind Beispiele, daß es einem an Leib und Seele wohl thut, davon zu hören."

„In der Ausdauer im Guten ist uns aber Jesus das schönste Vorbild," erwiederte Marianne.

Barthle hatte nichts dagegen einzuwenden, aber wenn er in der Stube war und Zeit hatte zuzuhören, mußten nachher wie früher Martergeschichten gelesen werden.

In den langen Abenden des letzten Winters war nun Mariann mit der Legende fertig geworden, und als der Frühling kam, und der Vater nur selten einmal an einem Sonntag in der Stube war, ging Mariann — nicht heimlich, doch ohne dem Barthle etwas davon zu sagen, zum Sepp und bat ihn, ihr etwas zum Lesen zu leihen, aber etwas von der jetzigen Welt und für die jetzige Zeit, denn alte Geschichten von Leuten, die sie nicht begreifen, sich nicht vorstellen könne, habe sie nun in der Legende genug gelesen.

„Das Mädchen denkt klug," murmelte Sepp. „Es mag dem Himmel danken, daß der Alte nicht Alles weiß, sonst würde er, das würde er —"

Er ging in Franzens Zimmer und kam bald mit einem ziemlich gebraucht aussehenden Band wieder zurück. „Zwar," sagte er, „ist es nicht extra für Weibs-

bilder gemacht, aber die Legende eigentlich auch nicht, gelt?"

Es war das „Goldmacherdorf" von Zschokke. Mariann hatte dann fleißig jede freie Minute zum Lesen benützt und war eben zu dem Kapitel gekommen, wo die Goldmacher vom Oswald das Hexen lernen wollen, als der Vater mit dem Regenschirm kam und auch diesem Sonntagsvergnügen für immer ein Ende machen wollte.

Hätte Mariann den Sepp und Alles, was von ihm kam, für schlecht und verführerisch gehalten, so würde sie ihm das Buch noch heute zurückgebracht, ja dann würde sie es nie von ihm entlehnt haben. Aber sie glaubte den Sepp besser zu kennen, als ihr Vater, der heute so über ihn hergezogen war. Daß nicht das Buch, welches Barthle ja gar nicht angesehen, denselben so zornig gemacht, hatte das Mädchen bald herausgebracht. Es mußte also der Eigenthümer desselben sein, an welchen das Buch ihn jetzt wieder erinnert haben mochte. Aber was konnte ihn denn gegen diesen auf einmal so aufbringen? Bisher, das hatte Mariann wol bemerkt, war ihm Sepp gar nicht zuwider gewesen, wenn er auch immer etwas an ihm zu tadeln wußte. Das Tadeln konnte der Vater nun einmal nicht lassen, und gerade die pflegte er am schonungslosesten durchzunehmen, welche ihm eigentlich die liebsten waren und die er eben deßhalb ganz fehlerfrei gewünscht hätte. Es war nie bös gemeint, und oft, wenn der Vater einen seiner Freunde recht unbarmherzig herabsetzte, sagte Mariann lächelnd:

„Wen Gott lieb hat, den züchtiget er!“ Sie wußte wol, daß er jeden andern, der es gewagt hätte, so wie er selbst, seine Freunde zu tadeln, zum Hause hinaus gejagt haben würde. Nun aber galt es Ernst! Das hatte sie dem Vater wol angesehen und angehört. Sie entschloß sich zu folgen, obwol ihr seine Forderung hart und unbillig vorkam. Sie dachte: „Wenn der Vater auch einmal ein Opfer von mir fordert, so bin ich es ihm zu bringen schuldig. Ich weiß ganz gut, daß es sich nicht bloß um's Buch handelt und die vergnügten Sonntage, die ich damit gehabt hätte, sondern daß von nun an die Freundschaft mit Sepp zu End' ist. Die Freundschaft mit der einzigen Haushaltung im ganzen Dorfe, zu der ich gehen durfte, gehen mochte. Aber in Gottesnamen, und dem Vater zu lieb, will ich nun einmal das thun, was mich hart ankommt, will nun auch seine Launen geduldig ertragen, nachdem ich mich so lange seiner Liebe erfreut habe; er ist eben auch nur ein schwacher Mensch. Noch bei weitem besser ist er doch als hundert Andere.“

Es war noch selten, oder nie vorgekommen, daß Mariann Entschuldigungen für die Fehler ihres Vaters, oder für sich Beweggründe zum Gehorsam suchen mußte. Denn immer hatte sie ihn für den Besten und das, was er wollte und that, für das Klügste gehalten, so daß ihr Gedanken, wie die heutigen, als die traurigsten und sündhaftesten vorgekommen wären.

Mariann hatte aber ebensowenig eine Ahnung davon, daß von nun an das bisherige Verhältniß zwischen

ihr und dem als eine Art von höherem Wesen angesehenen Vater aufhören müsse, als dieser daran dachte, welch eine Reihe von Gedanken und Empfindungen er durch Nichtbeherrschen seines Zorns in seinem Kinde wachgerufen habe.

Fünftes Kapitel.

In Feld und Haus.

Am andern Morgen, als noch kaum der Tag sich sehen ließ, war im Dorfe schon Alles in Bewegung. Viele Bauern hatten die ganze Nacht nicht ruhig schlafen können, denn immer wieder hatte es sie aus dem Bett an's Fenster getrieben, um zu sehen, was der Nebel mache. Und nun, als man noch bei Licht den Kaffee trank, erzählten sie genau, wie der Himmel jede Stunde ausgesehen, bis endlich um zwei Uhr der letzte Nebel über die Berge hinausgezogen sei.

Nach dem Frühstück ging es an's Mähen „was gibst, was hast." Ueberall hörte man das Klingen der Sensen und das Singen der Mäher, die im Tacte des Liedes die Sense schwangen. Es war ein herrlicher Morgen und allgemein behauptete man: „die nahen Berge hätten schon Jahre lang nicht mehr so goldig geglänzt, die Vögel in den Wäldern nicht so schön gesungen als heute." Die unfreundlichen Tage der letzten

Wochen waren vergessen, und wol die meisten im Dorfe, die sich an dem herrlichen Morgen erfreuend, mit Lust an die schon so lang verzögerte Arbeit gingen, schickten ein fröhliches Dankgebet hinauf zum Allgütigen, der den gestrigen Psalter so gnädig aufgenommen hatte.

Doch bald verstummten die Sänger und immer langsamer ging das Mähen, welches heute ein gar kleiner Spaß war, weil Wind und Regen das an vielen Orten fast mannshohe Gras niedergeworfen und ineinander verwickelt hatten, so daß das Feld fast aussah, als ob es ein Hexenplatz gewesen sei.

Zuerst wollte es nun besonders denen, die sich rühmten, gute Mäher zu sein, nicht in den Kopf, daß man heute Viertelstunden lang fast auf dem gleichen Plätzchen bleiben, und wie die Katze um den heißen Brei, um dasselbe herum laufen müsse. Jeder fuhr zuerst etlichemal mit der Sense über die liegenden Halme hinweg, oder bohrte die Sensenspitze in den Boden, ehe er es aufgab, in gewohntem Tacte fortzumähen. Man tröstete sich zwar einigermaßen mit dem Gedanken: Anderen geht es auch nicht besser! Aber ärgerlich war es doch für die bessern Mäher, welche stolz darauf sind, recht viel wegzubringen. Man darf sich daher nicht wundern, daß diesen die Lust zum Singen bald verging.

Doch was dem einen übel kommt, das kommt dem andern wohl, sagt ein altes Sprichwort, welches sich auch heute bestätigte. Während die guten Mäher sich ärgerten, daß sie beim besten Willen nicht vorwärts kommen konnten, gab es dagegen andere, die sich darüber

freuten. Sie brauchten dießmal wenigstens das Ausmähen nicht zu fürchten, welches sonst immer die Angst und Noth der schlechten Mäher war. Wenn man nämlich zu mähen anfängt, geht der voran, welcher sich für den flinksten hält, die andern aber folgen ihm nach, so schnell sie können, und jeder mäht nun eine „Mahdo" so lang, als die Wiese ist. Ist der Vorangehende nun wirklich ein besserer Mäher, als die ihm Folgenden, so kann er lange vor diesen wieder zurück, um die zweite Mahdo anzufangen, und kommt so immer mehr in Vortheil. Bald hat er die Heuerinnen eingeholt, die auch willig den Weg räumen, da ausgemäht zu werden für sie keine Schande ist; wol aber für die Heuer, auf die es nun mit Riesenschritten losgeht, bis sie völlig eingeholt sind. Dann wird noch einmal gewetzt und dabei durch einen mit dem Wetzstein auf dem Rücken der Sense hervorgebrachten schrillen Ton der bereits errungene Sieg allem Volke verkündet. Nun geht es wieder auf den Vormann los, welcher sich fast zu Tode abmüht, dem Dahereilenden zu entrinnen, oder doch noch wenigstens eine Zeit lang Arbeit zu machen! Aber endlich erlahmt seine Kraft; er muß einmal wetzen, das Halstuch aufknüpfen und sich ein wenig verschnaufen, denn er ist so müde und „hin," daß er nicht mehr vorwärts könnte, wenn ihm das ganze Wuthas*) nachstürmte. Indessen schreitet der Nachkommende, noch gestärkt durch den Gedanken: So viel Ohren das Wetzen hörten, so viel Augen sehen uns jetzt

*) Wuthas — das wüthende Heer.

zu! immer näher und näher, bis endlich der Erste, müde und von Schweiß triefend, das Feld räumen muß. Das Kämpfen und Schwitzen ist aber damit noch nicht zu Ende, denn es kann einem passiren, daß er an einem Morgen zwei bis drei Mal ausgemäht wird, wenn man ihn recht drangsaliren will.

Heute war aber an solche Neckereien nicht zu denken, alles mähte friedlich nebeneinander her, man wetzte fleißig und nahm Zeit zum Plaudern, mehr als den Bauern lieb sein mochte. Diese glaubten nämlich, man sollte um so fleißiger arbeiten, da man auch dann noch nicht viel wegbringen würde. Doch mochten sie heute nichts sagen, um nicht schon den ersten Tag als Nöther und Treiber bei ihren Leuten unbeliebt zu werden. Sie versuchten zum bösen Spiele gute Miene zu machen, stellten sich zu den Heuern und plauderten mit ihnen von dem gestrigen Streite des Freimaurers mit Barthle, welcher jetzt das neueste und wichtigste Ereigniß des Dorfes war. Den Schnäpslern, die überall davon erzählten, war über Nacht das, was Sepp und was Klaus gesagt hatten, untereinandergekommen, und noch viel dazu, was keiner gesagt hatte. Doch das war nicht so gefährlich; vom Sepp konnte und durfte man überall sagen, was man wollte; Alles wurde geglaubt, nur das Gute nicht. Wenn so ein armer Teufel einem sechskrippigen*) Bauern von seiner Noth erzählt, und wie er daheim ein krankes Weib und hungrige Kinder habe, da kann er sich heiser schwätzen,

*) Einer, der wenigstens sechs Kühe hat.

bis endlich der Sechskrippige den Mund aufthut und sagt: Es wäre traurig, wenn's so wäre, aber es ist Alles nicht wahr, was die Leut' lügen; item, wenn ein Schnäpsler im Wirthshause mit einem vierschrötigen Weintrinker ein vertrauliches Gespräch vom guten oder schlechten Wetter anfangen will, dann bekommt der Vierschrötige ein so gewaltiges Husten, daß er sogleich aufstehen und sich an einen andern Tisch setzen muß; — schimpft aber der arme Teufel über die, welche auch der Vierschrötige nicht leiden kann, und lügt von denen etwas, welchen auch der Sechskrippige folgen muß, dann findet er Zuhörer genug, wenn er nur nicht so dumm ist, sie auf dem Kirchweg, im Wirthshaus oder auf öffentlichen Plätzen zu suchen. Heute hatte jeder, der etwas wußte, das Recht zu reden und seine Meinung zu sagen.

Von den Freimaurern im Allgemeinen und von Sepp insbesondere wurden Dinge erzählt, daß einem dabei Sehen und Hören hätte vergehen können, und dann, wie gewöhnlich bei solchen Veranlassungen, über Schule und Regierung geschimpft. Ueber die Schule, weil dort so wenig Religion, dagegen so viele weltliche Sachen gelehrt würden, wie z. B. die Sprachlehre, die schon halbes Hexenwerk sei, für keinen Schüler zu verstehen, der nicht schon den Teufel im Leib' hab'; über die Regierung schimpfte man, daß sie solche gott- und meisterlose Menschen, wie den Sepp, nicht zu den Soldaten und bis zu unterst nach Afrika hinab stecke. In früheren Zeiten sei das viel geschickter und besser eingerichtet gewesen. Da habe man Alle, die man im Lande

nicht habe verbrauchen können, zu den Soldaten geschickt und so alle Jahr aufgeräumt in den Dörfern, daß es eine Lust gewesen. Ja, damals sei noch Ordnung im Land gewesen und Frömmigkeit. Die Schlechten habe man selbst strafen können, und in Au seien einmal mehrere Haushaltungen des neuen Glaubens wegen fortgejagt worden, es wisse kein Mensch, wohin. Jetzt aber sei es ganz anders. Jeder Stutzkopf glaube, was er gern möge, Alles wolle gleichberechtigt sein und oft fänden sogar die ärgsten „Bettler" auf dem Gerichte Rath und Hülfe. So kam man von einer Landplage zur andern und wäre vermuthlich noch weit gekommen, wenn nicht auf einmal einige der dem Dorfe Zunächststehenden gerufen hätten: Seid still und luget! Man war still, lugte, sah zwei Gensdarmen gemüthlich durch's Dorf spazieren, und fing dann in Gottes Namen wieder zu mähen an.

Am fleißigsten waren diesen Morgen die Heuer Sepps gewesen, wozu vielleicht die zwei Kreuzer, die sie über den gewöhnlichen Taglohn erhielten, sehr viel beitrugen. Nur einer hatte sich zu den Arbeitern auf des Nachbars Wiese gestellt und als man dann um 8 Uhr überall zum Morgenessen heim ging, erzählte er den Andern, daß man heute an Sepp wieder einmal kein gutes Haar ungerupft lasse. Da fingen die anderen an aufzubegehren: „Ob er sich denn nicht geschämt, dabei zu sein und mitzureden? Er sollte doch wissen, daß man vom Sepp nichts höre, als was der Haß der Großen und der Neid der Kleinen zusammenlüge. Daß die Reichen und Großen

ihn vor Haß zerreißen möchten, sei ganz begreiflich, denn er frage ihnen nichts nach, dürfe herzhaft widersprechen und habe schon allerhand an den Tag gebracht, das sie wol lieber im Dunkeln gelassen hätten; aber daß auch die Aermeren so dumm seien und ihren alten Götzen zu Lieb' und Ehr' den Einzigen, der auch wisse, wie einem armen Teufel zu Muth sei, so herabsetzen, das könne man fast nicht glauben. Sepp sei doch der Einzige, der es wahrhaft gut mit ihnen meine; er sei mitleidiger und dienstbarer, als alle die den Kopf voll Glauben hätten. Und das sei für sie das Beste; das Uebrige müsse man Gott und dem Pfarrer überlassen. — Nun dürfe man das freilich vor Niemand sagen, man müsse dafür sorgen, daß die Kirche im Dorf bleibe, aber wahr sei doch wahr und ein Lauskerl sei, wer etwas Anderes hören möge, wenn er doch so wenig müsse, wie da der Hans. Oder was er denn anderes gehört habe, das so viel werth wäre, als die Arbeit, die er unterdessen hätte thun können?"

„Ja geltet, jetzt kommt der Wunder (die Neugier)?" rief Hans, rasch den Kopf aufrichtend, den er während der Predigt hatte hängen lassen, wie ein armer Sünder. „Ihr seid mir die," fuhr er lachend fort, „welche nichts hören mögen. Ich hätt' fast Lust und thät auch nichts sagen. Man muß nicht mit Prügeln werfen, wenn man Vögel fangen will!"

Die Anderen sagten: „Er solle nur schweigen ihretwegen;" aber das war von Hans zu viel gefordert. „Der Adlerwirth," erzählte er, „soll gestern Abends bei

ihm geweſen ſein, von wegen der Sägmühle. Doch ihr habt ſicher ſchon von dem Handel gehört?“

„Noch kein Dämpfle.“

„Nun, ſo will ich denn berichten, was ich weiß. Ihr dürft mich ſchon reden laſſen, denn einſtweilen hat Sepp Ruhe, und ihr ſchimpft nur die, welche von ihm etwas hören mögen. — Doch was hab' ich da ſagen wollen? — Der Adlerwirth war früher ein armer, heuchelnder, ſchmeichelnder Schlucker, liſtig wie der Teufel. Er iſt weit in der Nähe herumgekommen, hat in Dornbirn ſtädtiſche Bräuche gelernt und einen neuen Rock gekauft. Dann als der alte Adlerwirth in den Himmel mußte, hat er das ſchöne Pöſtlein erſchwätzt und ertänzelt mitſammt der Wirthin. Jedermann weiß, daß er glücklicher verheiratet iſt als ſie. Vom Rösle, dem armen Stiefkind, wollen wir gar nicht reden.“

Die Heuer wurden ungeduldig. „Das Alles ſei ſchon etwas Altes.“

„Schon gut,“ ſagte Hans, ohne ſich aus ſeiner Ruhe bringen zu laſſen. „Eben aus dem Alten entwickelt ſich das Neue, behauptet der Dokter. In kurzer Zeit wird das Rösle volljährig. Dem nun gehört von Rechtswegen die Wirthſchaft und der größte Theil des Vermögens. Da könnte dann der Katze das Haar ausgehen wollen, wenn etwa das Mädchen Luſt kriegte zum Heiraten, denn es thut nicht gut, wenn mehr Ehpaar in einem Hauſe ſind als Oefen. Der Adlerwirth will's nun machen wie der ungerechte Haushälter.“ —

„Du redeſt viel, Hans.“

„Aber nicht zu viel. Jedermann ſagt, von ſeinem eigenen Vermögen könnt' er keinen Sauſtall machen laſſen, und doch wird nun gebaut. Das heißt nun doch auf deutſch nichts anderes, als er will das reiche Mädchen an ſich und in ſeine Schulden, ſeinen Wirrwarr hinein verwickeln, daß es ſich dann gar nicht mehr herauszappeln kann, wenn es nicht das und jenes abzerren oder abhauen laſſen will. Man hat auf dieſer Welt ſchon mehr Wunder von der Art erlebt."

„Hat denn das Rösle keinen Vormund, welcher ſich für das Kind wehrt, wenn es die Geſchichte nicht merkt, oder nichts ſagen darf?"

Hans ſchaute die Fragenden lachend an. „Wenn der Teufel einen Vormund gehabt hätt', wär' er ſchon längſt um die Hölle gekommen. Meint ihr, er hätt' bisher ſtill zuſehen können, dieſer Vormund, wenn ihm das nicht am meiſten eintrüge? Nein, der ſagt nichts, das Rösle weiß nichts, die Mutter darf ſich nicht regen und niemand würde ſich wehren, wenn der Fink nicht wäre. Der aber wehrt ſich wie die Katz' auf dem Rücken. Der Adlerwirth will nämlich die Säge neben dem Haus an den Dorfbach bauen, der weiter unten auch des Finken Sägmühle treibt. Dieſer nun behauptet, der Dorfbach — oder eigentlich nur der gute Verdienſt — gehöre nur ihm allein. Der Vorſteher ſteht natürlich zum Finken, ſeinem künftigen Töchtermann. Für den Adlerwirth nun iſt das nicht gut, wenn's ernſtlich Streit geben ſollte, denn „was der Vorſteher thut, iſt wohlgethan," meinen die Gemeinderäthe mitſammt allem, was drum

und dran hängt. Nun soll gestern der Adlerwirth beim Sepp gewesen sein, um sich guten Rath und vielleicht auch noch etwas mehr von ihm zu holen."

Die Heuer meinten: „Da werde der Wirth wol nicht viel ausgerichtet haben. Die beiden hätten sich nie leiden können und wegen diesem für Sepp nicht besonders einträglichen Handel werde das auch nicht so schnell anders werden. Es sei aber gut, wenn der Wirth nicht noch ein Mittel in die Hände bekomme, sein schlechtes Gesöff an schlechte Leute zu bringen."

So redeten und werweißeten*) die Heuer, bis sie vor Sepps Wohnung angelangt waren.

Mari hatte bereits den Tisch gedeckt und begann zu beten, sobald die Stubenthür hinter dem letzten Heuer zugefallen war.

Sepp kam erst nach dem Tischgebet aus einem Nebenzimmer. Man muß aber darum noch nicht glauben, daß er gar nie gebetet habe. Jeden Sonntag ging er wenigstens zur Messe und auch in seinem Hause wurden die täglichen Andachten verrichtet. Alles, was die Kirche streng befiehlt, wurde von ihm beobachtet, nicht weil er das sich selbst, wol aber der Weltordnung schuldig zu sein meinte. „Wie die Menschen just sind, müssen sie auf diese Art äußerlich gebändiget und innerlich befriediget werden," meinte der Freimaurer, der noch ganz gut wußte, wie wohl ihm selbst einst gewesen war, wenn er sich so recht in „den Messias" hinein gelesen hatte.

---

*) Vermuthungen aufstellen, eigentlich oft „wer weiß" sagen.

Das Haus eines Bauern, der wohlhabend genug ist, sich alles nach Wunsch richten und machen zu lassen, kann einem nur ein wenig aufmerksamen Beobachter weit mehr andeuten und bestätigen, als einige Heuer, die beim Morgenessen sitzen. Wir versäumen daher nichts, wenn wir, während Sepp mit seinen Taglöhnern aus der riesigen Schüssel Suppe löffelt, uns in seinem Hause ein wenig umsehen.

Es ist noch beinahe neu, wie der Wohlstand seines Besitzers. Wenn ein Einheimischer es mit den andern Häusern vergleicht, so kommt es ihm vor, es sei gerade, wie wenn man den Sepp mit den übrigen Dorfbewohnern vergleichen wollte. Auch ein Fremder, wenn er die großen, freundlichen Zimmer voll altmodischen und neuen Hausgeräthes sähe, an deren getäfelten Wänden Landkarten und Kuhschellen neben einander hängen, würde sich gleich einbilden: dieses Haus gehöre dem ausländisch gekleideten Manne, dessen sonnverbranntes Gesicht, dessen Gang und Redeweise aber doch, trotz fremder Kleidung und fremden Gedanken, den Bauer nicht verkennen lassen. Daß Sepp am Schein keine Freude habe, mußte sich jeder gestehen, der seine schönsten Kühe hinten im Stall stehen sah, und beim Eintritt in die schmucklosen Wohn- und Schlafzimmer wurde man überzeugt, daß er vor keiner Consequenz zurückschrecke. Die alte Redensart: „wer Geld hat läßt bauen, und wer es recht dick hat, läßt malen und anstreichen auch noch," ist schuld, daß mancher Bauer in seinem Hause, besonders da, wo selten fremde Leute hinkommen, vieles ungemacht läßt, um

dafür die Wände roth und die Fensterläden grasgrün zu verschmieren. Sepp aber wollte es lieber bequem als schön. Um Formen hat er sich nie viel bekümmert. Er überließ es ganz der Sonne, die neuen Wände braun zu färben. Die Wohnstube war einfacher und öder als die des ärmsten Tagwerkers. Den Bauern war nie recht wohl in dieser Stube. Allerdings sah sie ihnen nicht zu vornehm, wol aber zu unchristlich aus. Sogar der Ehrenplatz im Herrgottswinkel war fast ganz mit weltlichem Zeug besetzt, mit Aepfeln, Blumen, weltlichen Bildern u. dgl. wie beim Dokter. Ein Kruzifix war zwar zu sehen und noch dazu ein sehr fein gearbeiteter Heiland, „aber so erbärmlich klein, daß es eigentlich nicht viel besser war als gar nichts.“ Die Leute meinten, wenn Sepp sich um Gott und Erlösung etwas kümmerte, würde er einen größeren Heiland machen lassen. Er aber pflegte darauf zu erwidern: „Eben weil ich mich darum kümmere, weil ich den Erlöser und der Menschheit größten Lehrer noch viel mehr schätze und verehre als ihr, thät ich mich schämen, ein so schlechtes Bild von ihm zu haben, wie ich es da und dort schon gesehen habe. Um euern Herd aber kümmere ich mich nicht und wenn euch meine Hauseinrichtung nicht gefällt, so ist das Liebhaberei, wie wenn sie mir gefällt.“

Es gibt nicht viele Bauern, die so denken, wie Sepp, und gar nichts thun, gar kein Opfer bringen des lieben Scheines wegen; aber noch viel seltener sind Weiber, die zu solchen Sonderlingen passen.

Nicht nur reiche Bäuerinnen, die, ohne daß die

Männer es merken, hie und da ein halb Dutzend Thaler aus dem vollen Geldſtrumpf herausnehmen können, wollen wenigſtens die Wohnſtube und ſich ſelbſt mit allem Möglichen ſchmücken und überhängen; ſondern auch Mägde, die im einſamen Kämmerlein in ſtillen Nächten ſich aus dem Ueberzug eines alten Regenſchirmes ein Hemd zuſammenſchneiden, kaufen ſich auf der Kirchweih einen ſilbernen Roſenkranz mit ſchwerſilbernem Glauben (Medaillon) und eine ſeidene Schürze für den ſo mühevoll erworbenen Lohn. Mari aber gehörte jetzt eben ſo wenig zu den Erſtern, als ſie früher zu den Letztern gehört hatte. Nicht an Sachen, die, wie ſie zu ſagen pflegte, weder nähren noch warm halten, ſondern an ihren Kaſten voll Weißzeug hatte ſie ihre größte Freude und konnte daher nicht begreifen, wie man daran ein Vergnügen finden könne, alles, was man auf- und anbringe, an ſich oder vorn in's Haus zu hängen. Ebenſo lächerlich erſchien ihr die Sucht vieler Weiber, als recht ordnungsliebend zu gelten und die Mittel, wodurch ſie dieſen Zweck zu erreichen ſuchen. Es kam ihr recht närriſch vor, wenn ſie ihre Nachbarinnen den ganzen Tag mit Beſen im Hauſe und hauptſächlich vor demſelben herumfahren ſah. Trat ſie dann einmal in die Wohnſtube einer dieſer „Ordnungsliebenden“ ein, ſo ſah es da freilich aus wie in einem Pfarrhof, und das Weib ſtand mit dem Waſchlumpen in der Hand vor der Hausthüre und rief, wie Gott dem Moſes, jedem Eintretenden zu: Ziehe aus deine Schuhe! In den übrigen Zimmern und Winkeln dagegen war eine Ordnung, die eigentlich

einen ganz anderen Namen verdient hätte, so daß Mari es den gar so säuberlichen Nachbarinnen und Basen nicht verargen konnte, wenn sie dieselben Jahre lang nie zu betreten wagten. Mari hielt gewiß so viel auf Ordnung als eine, aber es war ihr weniger um den Schein, als um die Sache zu thun. Das Pharisäerthum in der Haushaltung war ihr ebenso zuwider, als ihrem Manne das andere.

Nach dem Essen gingen die Heuer mit Rechen und Gabeln wieder auf's Feld. Mari räumte den Tisch ab und Sepp fing an die heute gebrauchten Sensen zu dengeln.

Mancher Bauer darf seine Leute nie allein auf's Feld lassen, immer und überall muß er selbst voran sein, als ob er von Wespen gejagt würde. Wenn einer recht faul ist und ihm sein Geiz daheim doch keine Ruhe läßt, so geht er wenigstens mit dem Rechen hintennach. Sepp aber meinte: „Wer arbeiten wolle und könne, werde es auch thun, wenn's schon der Arbeitgeber nicht gerade sehe, gezwungene Katzen mausen nicht.“ Früher war er auch hinten und vorn dabei gewesen, weniger um Andere zu treiben, als um selbst voran zu gehen; jetzt blieb er ohne Sorge daheim und schickte statt seiner die Erinnerung an den ungewöhnlich hohen Taglohn mit den Arbeitern in's Feld, und hatte dabei noch nie Ursache gehabt, mit ihnen unzufrieden zu sein. — Stolz darauf, daß ihnen Alles überlassen wurde, thaten sie so viel sie konnten, um den höhern Lohn und das ihnen geschenkte Vertrauen zu verdienen. Sepp war aber auch daheim

nicht müßig, immer kam ihm wieder eine Arbeit in den Sinn, die nothwendig verrichtet werden sollte. Seine Taglöhner und andere Leute mochten noch so vielmal sagen: „er solle doch ruhig bleiben und sich wohl sein lassen, er habe ja genug gethan sein Lebtag und dürfe sich jetzt schon gute Tage anschaffen," das nützte Alles nichts. Er hatte es ähnlich, wie viele alte ernsthaft gewordene Leute es haben, wenn sie wieder einmal in's Wirthshaus kommen und Tanzmusik hören.

Da erwacht in ihnen die Erinnerung an die schönste Zeit ihres Lebens. Gerne lassen sich Männer, die schon ihre Enkel bei sich auf dem Tanzplatze haben, bereden, wieder einmal zu probiren, ob es noch gehe, und tanzen dann mit weißhaarigen Großmütterchen, daß die jüngeren Tänzer, sich dadurch geehrt fühlend, ihnen gern „drei allein" lassen und ihre Kunstfertigkeit bewundern. Und wirklich, sie verdienen es! Wie eine Spindel drehen sie sich und gedenken dabei der Zeit, wo sie als fröhliche Buben und Mädchen auf allen Tanzplätzen waren.

Dem Sepp nun, der sein Lebtag nie getanzt hatte, ging es gerade so, wenn er an einem schönen Tage Alles um ihn her sich regen und bewegen sah. Er hatte stets bei der Arbeit die vergnügtesten Stunden gehabt, sie war ihm die dankbarste Freundin gewesen und die beste Trösterin, der es immer gelang, den Aufgeregten zu beruhigen, und bei ihm traf's Niemand schlechter, als wer ihm mit der Behauptung kam, es sei eine Strafe Gottes, daß der Mensch im Schweiße seines Angesichts sein Brod essen müsse.

Wer die Arbeit wahrhaft und um ihrer ſelbſt willen liebt, der hält ſie nicht bloß für ein Mittel, ſich Fett zu ſammeln, um dann ruhig ſeinen Winterſchlaf halten zu können, ſondern ihm iſt ſie auch Zweck, Beruf, ja ſein einziges Vergnügen. Wie der Gärtner mit der reifen Frucht alle Freuden des Säens, Pflegens und Pflückens noch einmal genießt, aller ſeiner Pfleglinge wegen gehabten Sorgen ſich lächelnd erinnert, ebenſo kehrt dem Greiſe, wenn er die durch ſeinen Fleiß fruchtbar gewordenen Felder ſieht, die Erinnerung an die ſchönſten Jahre ſeines Lebens und mit ihr auch ein Theil der Kraft derſelben wieder zurück.

Sepp hatte das ſchon oft erlebt, wenn er, vor der Hausthüre ſitzend, ſeine ſchönen Güter*) überſchaute; heute erlebte er es wieder. Er ſaß auf dem großen Dengelſtock im Schopf**) und hämmerte auf die Senſen ſo flink und kräftig wie ein Zwanzigjähriger. Nur hie und da hielt er ein wenig inne, und ſchaute lächelnd in den ſchönen Tag hinaus. Mari, die, von ihm unbemerkt, hinter der Hausthür ſtand, hörte ihn halblaut reden. „Das iſt wieder einmal ein wahrer Prachttag, der nicht mit Geld zu bezahlen wäre," ſagte er; „wie doch Alles ſo froh ſich wieder aufrichtet, die Pflanzen und die traurig gebückten Köpfe der Menſchen, die geſtern noch verzweifeln wollten, weil ihnen nicht Alles nach Wunſch ging. Nun, die Leute ſind einmal ſchon ſo:

*) d. h. Wieſenſtücke.

**) offener Vorbau am Hauſe.

fromm, wie die Kapuziner, wenn's der Pfarrer ſieht und hört, ſonſt aber, und beſonders in der Stunde der Prüfung, iſt es mit ihren Tugenden, zum Beiſpiel mit der Ergebung in den Willen Gottes — von der man ſo ſchön zu reden weiß, wenn in Haus, Stall und Feld Alles gut ſteht — nicht beſonders wichtig. Ich kann's eigentlich auch Niemand verargen, wenn man ſo iſt, nur ſollte man dann auch nicht beſſer und heiliger ſcheinen wollen. Ich weiß wol und hab' ſchon genugſam erfahren, daß einem das am ſchwerſten aufliegt, was ſich mit dem beſten Willen und aller Kraft nicht anders machen läßt."

„So Etwas kommt aber oft vor im Leben, und man ſollte es doch auch ertragen lernen!" ſagte Mari, indem ſie etwas näher zu ihm hintrat.

Sepp hatte ſich raſch umgewendet. Es ſchien ihm im erſten Augenblicke unangenehm, von Mari gehört und verſtanden worden zu ſein. Doch bald wurde der Ausdruck ſeines Geſichts wenigſtens wieder ſo freundlich als gewöhnlich. Er that noch ein Paar kräftige Schläge, legte dann Senſe und Hammer neben ſich auf den Boden und ſagte: „Das Ertragenlernen, gute Mari, iſt nicht Jedermanns Sache. Mir iſt es leichter geworden, mich aus der Armut herauszuarbeiten, als ſie zu ertragen; mein Vater dagegen war ein wahrer Meiſter im Dulden. Man iſt aber ungleich g'naturt! Der Meiſter, bei dem ich in der Fremde arbeitete, pflegte zu ſagen: Die Leut' im Ganzen ſeien ſo dumm und ſchlecht, daß es ſchad' wäre, wenn man etwas Vernünftiges zu ihnen ſagte. Ich aber meinte: Eben weil ſie ſo — ſo

unerträglich ſeien, ſollte man thun, was man könnte, um ſie beſſer zu machen und vernünftiger."

„Jetzt geſteh mir aber einmal, was haſt du denn ausgerichtet?"

„Nichts — rein ſauber nichts!" ſagte Sepp, indem er ſchnell aufſtand, um eine andere Senſe zu holen. Als er ſich wieder geſetzt hatte, fuhr er fort:

„Eben das liegt ſo hart auf mir, daß ich mich darein fügen ſoll, wie beim ſchlechten Wetter, daß ich gar nichts dagegen thun kann."

„Gegen was?"

„Gegen was? —!" rief Sepp heftig, „gegen Dummheit, Aberglauben und leeres Formenweſen ſtatt Religion, gegen die Allmacht der Reichen, die Schneckennatur der Armen und gegen — —"

„Den Roſenkranz und das Benediciren und den Skorpion," fügte Mari ſchnell bei.

„Haſt auch ſchon davon gehört?"

„Wie ſollt' ich nicht? Alles redet davon und fängt an vor dir das Kreuz zu machen. Iſt's dir denn noch nicht genug am Alten? Du haſt ſchon lang' leben müſſen faſt wie ein von Allen Gemiedener. Du mußt erfahren haben, wie weh das thut, und haſt doch noch nicht genug, machſt's immer noch ärger. Wir kennen uns ſchon länger," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „und du kannſt wiſſen, daß das Einreden nicht meine Sache iſt; aber wenn du ſo redeſt, wo es ſich um die alten frommen Bräuche und um Franzens Glück handelt, da kann, da darf ich nicht länger mehr ſchweigen."

„Ja ich merk's," ſagte Sepp mit einem Lächeln, welches ſeinen Unmuth nicht ganz zu verbergen im Stande war.

„Ich möchte einen Unparteiiſchen es ausſprechen laſſen," fuhr Mari eifrig fort, „ob mein heutiges Reden unnöthiger und närriſcher ſei, oder deines geſtern beim Adlerwirth. Du haſt dem Barthle einen Stein in den Garten geworfen, den er wol nie wieder herausbringt. Franz wird dir gewiß nicht dafür danken und — was Mariann thut, weiß ich nicht."

„Aha! Steckt es da?" ſagte Sepp heiter, „nun wegen dem mach' du dir nur keine Sorgen; Franz iſt Einer, der an jeden Finger zwei Mädchen bekommt, lauter von den ſchönſten, brävſten und hübſcheſten, wenn er nur will. Es gibt in unſerm Ländchen noch ganze halbe Kirchen voll und nur wenige würden ihm „Nein" ſagen!"

Wo iſt wol die Mutter, der ſo eine Rede nicht wohl thäte, und die dem Redenden nicht wieder gut würde, auch wenn es derſelbe wäre, der noch vor Kurzem einen Strich durch ihre Lieblingsrechnung machte? Freilich kann ſie ſo wenig als eine Glocke auf einmal ſchweigen, aber ihre Rede iſt nicht mehr Sturmgeläute, ſondern nur noch das Verklingen des letzten Tons, welches dann allerdings zuweilen etwas lange währt. Wie um ſich zu entſchuldigen, ſagte Mari: „Sie würde nichts geſagt haben, wenn es ſich nicht um Franzens Glück handelte, aber Eine wie die Mariann gebe es weit und breit nicht mehr; ſie meine nicht wegen dem Vermögen oder der

Hübſche allein, ſondern hauptſächlich wegen der Gutheit. Die ließe ſich um einen Finger wickeln, ſo geduldig und fügſam ſei ſie, wie ihre Mutter ſelig, die mit Barthle auch ſo muſterhaft friedſam gelebt hab', wie es mit dem nicht die Hundertſte im Stand geweſen wäre. Und dann das müſſe ſie ſchon auch ſagen, da ſie nun einmal im Reden ſei: Sie dünke es närriſch, wenn man immer ſtreiten thue über das was man glauben ſolle, denn ſie meine, in dem Stück mache Jeder ſo gut er könne. Durch ſolche Streite komme man in böſen Ruf, mache ſich bei Vielen verhaßt, und ausrichten und beſſer machen könne einer gar nichts, wenn er nicht Pfarrer ſei; dafür habe ſie Beweiſe, wenn er allenfalls, wie ſonſt immer, noch Beweiſe haben wolle. So ſei zum Beiſpiel der Barthle ſchon vielmal ausgelacht werden wegen der hohen Hausthürſchwelle, über die man mehr klettern als gehen müſſe. Aber Alles umſonſt, denn Barthle ſage: „Wenn er die Schwelle anders machte, würde wieder die Thüre nicht paſſen, ſo aber füge Alles prächtig zuſammen und das ſei das Schönſte. Solche Flickereien möge er nicht; denn ihm, wie früher ſeinen Vätern ſei es ſo gut und recht, und ſonſt geh' das Niemand etwas an." — Wenn man nun nicht einmal im Stande ſei, einem ein Stück von der unbequemen Thürſchwelle wegzuſchwätzen, dann dürfe man ſich nicht einbilden, daß man von ſeinem Glauben etwas wegnehmen, oder etwas an demſelben flicken könne. Das ſei aber noch nicht das Aergſte; denn wenn einen das am beſten freue, was er habe, ſo ſei es ja recht; das Aergſte ſeien die böſen Folgen ſolcher Streite, die noch

nie ausgeblieben ſeien. Gewiß mache auch heut' der Adlerwirth dem Pfarrer wieder ein Langes und Breites. Dann wiſſe kein Menſch, was man am Sonntag in der Predigt wieder Alles hören müſſe."

So ging es noch lange fort und Sepp wußte, um ſein Weib auf andere Gedanken zu bringen, kein beſſeres Mittel als demſelben etwas Neues mitzutheilen. Als daher Mari einmal etwas länger als einen Augenblick innehielt, benützte er ſchnell die vielleicht lange nicht wiederkommende Gelegenheit und ſagte: „Den Adlerwirth brauchſt du einſtweilen nicht mehr zu fürchten, heut' bin ich ihm ſicher der liebſte Mann."

„Oha, das wäre ja noch ärger als das Andere!" ſagte Mari erſchrocken. „Was habt ihr denn gehabt geſtern Abends?"

„Er will eine Säge bauen."

„Und das Geld dazu — woher nimmt er es?"

„Wo er's überkommt. Ich zum Beiſpiel hab' ihm einige hundert Gulden verſprochen."

„Du dem Adlerwirth? — Aber nun glaub' ich bald, man müſſe nicht nur zwei, ſondern zwanzig Centner Salz mit einander eſſen, bis man ſich kennen lernt. Du dem Adlerwirth Geld leihen! was man doch Alles erleben kann."

„Es iſt für die ganze Gegend ein Nutzen, wenn der Fink den Wurf nicht mehr allein in den Händen hat."

„Aber für den Adlerwirth ſelbſt iſt es gewiß kein

Nutzen, ich habe schon oft gehört: für einen nichtsnutzigen Mann sei jedes Geschäft ein Loch im Hauswesen. Je mehr Geschäfte also, deste mehr Löcher, und deste bälder werde es leer und gehe zu Grunde!"

„Der Adlerwirth mit seinem Hauswesen geht mich gar nichts an und dich auch nicht," sagte Sepp ruhig, „er ist nie mein Mann gewesen und ist es auch jetzt nicht."

„Und doch willst du ihm Geld anvertrauen, dich zu ihm stellen?"

„Das Geld werd' ich schon ein wenig anzubinden wissen, daß es mir nicht so schnell davon läuft; es ist eigentlich nicht meine Absicht den Adlerwirth zu unterstützen, aber der guten Sache will ich vorwärts helfen mit allen Kräften."

„Das ist recht und schön, du bist doch immer ein guter, ja der beste Mann, wenn's doch nur die Leut' um Gottes willen einmal einsehen thäten!"

„Vielleicht," sagte Sepp lächelnd, „bin ich dießmal nicht gar so gut als du wähnst, doch ich sollt' dir eigentlich nichts davon in den Sinn geben."

„Von was solltest du mir nichts in den Sinn geben?"

„Davon, daß ich dem Vorsteher und seinem Anhang einen gewaltigen Possen spiele, wenn ich dem Adlerwirth seinen Handel gewinnen helfe."

„Welchen Handel?"

„Der Fink, oder eigentlich der Vorsteher hat einen

ganzen Haufen Gründe gegen eine Säge am Dorfbach ausfindig gemacht. Zum Beispiel: „das Wasser komme später auf des Finken Säge, wenn es der Adlerwirth zuerst brauche," und dergleichen. Der Fink meint kurzweg: der Bach gehöre ihm, und doch ist es ihm noch nie eingefallen, den Bachwuhr allein zu machen, oder einem den Schaden zu ersetzen, den sein Bach auf den Gütern anrichtete. Du verstehst das freilich nicht, aber glaub's auf mein Wort: von einem Rechte des Finken ist vernünftiger Weise keine Rede; doch mein Gott! vernünftiger Weise! was geht das solche Männer an? Die schreiben gemüthlich ein paar Bögen voll solcher Gründe zusammen und schicken sie zur Schande unseres Ländchens in die Welt hinaus, damit man auf dem Gericht und überall mit und ohne Brille ihr gutes Recht einsehen und ihre Weisheit bewundern könne. Kurz, der Fink will einen Prozeß anfangen."

„Behüt' uns Gott! Gar einen Prozeß und du willst dich auch darein mischen? Nein, um Gotteswillen thu doch das nicht! Es kostet da recht grausam viel Geld und Ständ' und Gäng'. Die Gerichtsherren sind ja auch noch da; kann man denn nicht zu diesen?"

„Ja wol, man kann; aber die Gerichtsherren meinen: die Vorsteher und gesalbten Häupter seien die Klügsten und Besten in den Gemeinden, drum helfen sie zu diesen, und wer keinen Titel hat, der hat auch kein Recht."

„Ja, ja, das versteh' ich halt nicht und du wirst wol recht haben, wirst wol wissen, was du willst. Mir

wäre es freilich am liebsten, wenn du dich nicht so viel um fremde Sachen kümmertest. Wie wär' uns so wohl jetzt, wenn du nur die Leute machen ließest, was sie wollten, sie würden dich doch auch ruhig deinen Weg gehen lassen. Gott hat dir so viel verliehen, doch die Gabe hat er dir nicht gegeben, es wär uns sonst zu wohl auf der Welt. Wir dächten nie an seinen Himmel, wenn wir immer Frieden im Haus und in der Gemeinde hätten. Nun in Gottes Namen! Ich will jetzt dem gar nicht mehr nachsinnen."

Mari ging wieder in die Küche, aber ihren Vorsatz „dem Gesagten nicht mehr nachzusinnen" hielt sie nicht. Ein Prozeß und ihr Mann darin verwickelt! Das war doch gar zu schrecklich, um es so mir nichts dir nichts wieder aus dem Sinn schlagen zu können. Schon oft hatte sie von Prozessen und dem daraus entstandenen Unheil und Elend erzählen gehört; jetzt sollte dieses Alles verschlingende Ungeheuer in ihr Dorf, ja bis in ihr eigenes Haus kommen! Sie sah in Gedanken schon alle Kommoden, Tische und Bänke mit unleserlichen, überstempelten Schriften bedeckt, ihr schönes Geschirr zu Tintenfässern benützt; magere Schreiber sah sie auf den Säulen ihrer Füße im Dorfe herumrennen, Weiber und Mädchen ängstigend mit unverschämten Blicken und Reden, und fette Herren mit Brillen hörte sie lateinisch reden, daß ihr dabei himmelangst wurde. Denn das Alles geschah auch wegen ihrem Mann, der es einst vor Gott verantworten, und für den Adlerwirth bezahlen mußte. „Ein Prozeß," hatte sie schon oft gehört, „sei

das Schlechteſte, es ſei eben eine ungewiſſe ungerechte Sache, ſonſt gäbe ſie keinen Streit unter den G'ſtudirten.“ Daß aber ihr Mann, nur um dem Vorſteher und deſſen Anhang einen Poſſen zu ſpielen, dem Adlerwirth helfe, glaubte ſie nicht und blieb dabei, daß er es nur der guten Sache wegen thue, das war noch ihr einziger Troſt. Fraglicher erſchien ihr, ob Sepp dabei nicht auch den Adlerwirth im Auge habe? Sie meinte nämlich: Wenn Einer, den man lang als Feind angeſehen habe, daher komme und Rath und Hilfe ſuche, ſo ſei für einen Mann wie ihr Sepp die Verſuchung, aus einem Feind einen Freund zu machen und ſo auf die edelſte Weiſe ſich zu rächen, ſo groß, daß man es ihm eigentlich nicht verargen könne, wenn er dem Herzensdrang nachgebe und etwas Unüberlegtes thue. Sie hielt das freilich für eine ſeltene Schwäche ihres Mannes, doch fühlte ſie, daß ſie in dieſem Fall ſo gehandelt haben würde, und was hätte ihn Anderes auch zu dieſer Handlungsweiſe veranlaſſen ſollen? Sie mochte ſeine Reden umkehren ſo oft ſie wollte, ſie fand nichts heraus, als daß er ihr eigentlich die Wahrheit gar nicht ſagen möge, ſonſt würde er nicht in einer Minute zwei Gegentheile behauptet haben. Das that ihr zwar weh, doch nahm ſie ſich feſt vor, geduldig zu ſein, es ihm zu überlaſſen und nie mehr weiter darüber zu fragen.

Während Mari ſo ſann und Vorſätze machte, vergelte Sepp eine Senſe nach der anderen. Er redete nicht mehr mit ſich ſelbſt und war ſo mit der Arbeit —

oder vielleicht mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, daß er gar nichts von dem gewahrte, was um ihn her vorging. Barthles Mariann, die ohne von ihm bemerkt zu werden, bis hart neben ihn herangetreten war, hatte ſchon zwei Mal die beim Dengeln übliche Frage „macheſts ſcharf?“ wiederholt und noch keine Antwort erhalten. Endlich als ſie das dritte Mal fragte, richtete er ſich auf und ſagte: „Ein wenig! — Aha, grüß Gott Mariann, hätteſt etwas wollen?“

„Dir das „Goldmacherdorf“ wieder bringen,“ antwortete das Mädchen, indem es mit weggewandtem Geſicht das Buch neben den erſtaunten Sepp auf den Dengelſtock legte.

„Haſt du Zeit,“ fragte er, „jetzt mit Büchern in der Welt herumzulaufen?“

Mariann ſchwieg eine Zeit lang und ſah auf den Boden, als ob ſie dort die Antwort leſen wolle; endlich ſagte ſie: „Eben weil ich jetzt keine Zeit mehr bekomme zum Leſen, hab' ich dir das Buch gebracht.“

„So — dann wirſt du jetzt wol kein anderes mitnehmen wollen?“

„Nein, nein! Ich ſag' „vergelt's Gott“ für das und nun muß ich wieder gehen. — Seid nicht gar zu ſtreng und b'hüt Gott!“

Das Alles ſagte Mariann in einem Athemzuge und — fort war ſie.

Sepp nahm das Buch, legte es neben ſich und fing dann langſam wieder zu dengeln an. „Das iſt nun noch einmal der tauſends Skorpion!“ murmelte er,

„man will mit dem Freimaurer nichts, gar nichts mehr zu thun haben — verſtanden! d'rum wirft man ihm ſeinen Plunder ſo vor die Thür; das iſt Alles. Sonſt iſt Mariann nie ſo gekommen und nie ſo gegangen. Was ſie wol denkt jetzt? Doch — bah! Es kümmert ſich auch Niemand darum, was ich denke. Froh bin ich nur, daß Mari nichts davon gehört hat, die würde mir ſonſt noch einmal eine Predigt halten.“

Sechstes Kapitel.

Wie es beim Barthle zugeht.

Wie ein Kind, das sich eines Unrechts bewußt ist, eilte Mariann heim. Erst als sie des väterlichen Hauses hohe Schwelle überschritten hatte, stand sie aufathmend still, und schaute wehmüthig zu dem schönen Hause auf der andern Seite der Gasse hinüber, welches sie soeben verlassen hatte, gerade als ob sie erwarte, es werde nun dort etwas ganz Besonderes vorgehen. Sie sah und hörte aber nichts, als daß Sepp nicht mehr so schnell dengelte wie vorher, was sie sich leicht erklären konnte. Die einsam Lebende, die schon oft Tage lang über ein unbedeutendes Ereigniß, eine einzige Rede nachgedacht hatte, bildete sich ein, es werde dem Sepp nun lange Zeit Kopfarbeit machen, daß sie ihm so zur Unzeit das Buch gebracht habe. Vielleicht errieth er, daß sie es auf Befehl des Vaters habe thun müssen, und das wäre ihr auch das Liebste gewesen. Als Sepp sie fragte, „ob sie jetzt Zeit habe mit Büchern in der Welt herum zu laufen?“ fehlte nicht mehr viel, so hätte sie

ihm den ganzen Hergang erzählt; doch den Vater vor einem Fremden — und wenn es auch Sepp war — anklagen, um sich selbst dadurch zu entschuldigen, das durfte und wollte sie nicht. Etwas aber mußte sie sagen und da entrann ihr dann in der Verlegenheit eine Antwort, die sie gleich darnach für so grob, so ungeschickt hielt, daß sie sich zu schämen anfing, und daher fortmachte so schnell sie konnte. Im Gehen hatte sie noch einmal hinein geschaut in das ihr immer so liebe Haus, in welchem sie so manchen frohen Tag verlebt hatte. Sie nahm in Gedanken Abschied vom Sepp, der fast mehr als der eigene Vater für ihre und Klausmelkers Erziehung gethan hatte, von Marien, die ihr eine zweite Mutter gewesen war, und von dem stillen, ernsten Franz, der sie so oft ihrem wildern Bruder gegenüber vertheidigt, mit dem sie immer so gern und so leicht gelernt hatte. Der Gedanke, daß nun die gute Nachbarschaft mit diesen, ihr so lieben Leuten zu Ende sei, wollte sie nicht mehr verlassen. Als sie daheim angekommen war, fing sie an zu fragen: „Was wird nun Sepp von mir denken? Was wird er dem Franz erzählen? Mein Betragen muß ihnen wol sonderbar vorkommen!“ Mariann war nicht eitel, aber vor ihrem Erzieher mochte sie doch nicht gern ungezogen, vor ihrem Wohlthäter nicht undankbar erscheinen. Sie war froh, daß endlich der Vater kam, vor dem sie sich nun doch wieder mit gutem Gewissen sehen lassen durfte; es erinnerte sie auch an ihre Hausarbeit, an die sie gar nicht mehr gedacht hatte.

Unter dem Eſſen erzählte der Hansmichel, welcher mit dem Weberle beim Barthle als Heuer angeſtellt war, mit etwas unſicherer Stimme: „Er habe geſtern dem Sepp ſeinen Wald, hinter dem Dorf, zu kaufen gegeben.“

„Was?“ fuhr Barthle auf, „ſchämſt du dich nicht ins blutig Herz hinein?“

„Armut iſt keine Schand!“ ſagte Hansmichel.

„Wo willſt du aber das Holz für deinen Gebrauch hernehmen? du Schafskopf!“

„Aus der Gemeindewaldung, es liegt Abgehendes und Faulendes genug dort.“

„Tröſt Gott deinen Vater ſelig! Der kann nun froh ſein, daß er im Himmel iſt! Was er doch wol ſagen würde, wenn er das noch erlebt hätte,“ ſagte Barthle wehmüthig. „Es war ein ſchöner Wald, nun wird er niedergemacht werden. Es iſt ſo ſchön geweſen, wenn im Frühling dort die Vögel ihr Morgenlied ſangen, nun aber wird man dann dort nichts mehr hören als das Krachen der Lauinen, die werden den Weg bald finden, den man ihnen aufthut. Um den Wald iſt's wahrhaft ſchade!“

„Aber meine Kinder kann ich doch nicht verhungern laſſen.“

„Hätteſt du nicht geheiratet!“

„Ja geltet!“ rief das Weberle, „wenn man ſo etwas ſich ausreden ließe! Mir hat man die Bärbel auch ausreden wollen, Jeſus, Maria! Aber Bärbel hat geſagt: Du wirſt ſehen, Jakob, wir kommen beſſer

durch als der Hansmichel, obwol er eine beſſere Wiege gehabt als wir, denn der hat nichts als Einbildungen, und kann nichts als fürnehm leben. So hat ſie geſagt und jetzt? jetzt ſieht man's!"

Das Weberle war eigentlich eines jener Männchen, die Niemand zu nahe treten, Jedermanns guter Freund ſein möchten, dabei aber konnte es keine Gelegenheit unbenützt vorbeigehen laſſen, ſeine Klugheit und die Einſicht ſeiner Bärbel gehörig hervorzuheben, wobei es dann oft alle andern Rück- und Vorſichten vergaß.

Es entſtand eine lange Pauſe. Der Hansmichel wagte nichts zu ſagen, Barthle konnte den ſchönen Wald, welcher eines ſeiner größten Berggüter vor Lauinen ſchützte, nicht ſo ſchnell wieder vergeſſen. Daß Sepp den Wald zum Abholzen gekauft habe, wußte Barthle gewiß, da derſelbe ſchon viele Waldungen hatte und nicht der Mann war, welcher aus bloßer Liebhaberei einige hundert Gulden auslegte. Man würde jedoch dem Barthle ſehr Unrecht thun, wenn man glaubte, er habe nur aus Eigennutz, weil ſeinem Berggut dadurch Gefahr drohte, den Verkauf des Waldes ſo ungern gehabt. Dem Manne, der ſich ſogar an die unbequeme Thürſchwelle ſo gewöhnt hatte, daß er ſie trotz allem Auslachen nicht anders machen ließ, that es ſehr weh, daß ſein Dorf die herrlichen Wälder, die daſſelbe wie ein Kranz umgaben und vor manchem Sturm ſchützten, immer mehr verlor. Ein Bischen Neid war auch dabei, denn der Wald war einer der ſchönſten, hatte ſeinem Vetter dem Kleber gehört, und

wenn es nun für ihn, den Verwandten, schon unangenehm war, daß ihn Hansmichel verkaufen mußte, so war doch der Umstand, daß Sepp ihn gekauft hatte, für den Barthle noch ärgerlicher. „Muß denn dieser Freimau — die Nase in Allem haben?“ rief er endlich aus. „Er ist immer so armenväterlich; hättest du nicht von ihm Geld entlehnen und den Wald ihm als Pfand verschreiben können? So leihen ja sogar die Juden aus.“

Des reichen Klebers Hansmichel mochte nicht sagen, daß er schon vor langer Zeit Geld aufgenommen, und daß er den Wald verkaufte, weil er die Zinsen nicht mehr aufzubringen im Stande war. Er fragte also dagegen: „Hättet ihr mir Geld gegeben, Barthle?“

Das Weberle merkte wol, daß die Luft immer heißer wurde. Ihm war nicht mehr recht wohl bei der Sache, und es suchte daher das nahende Wetter noch geschwind auf eine andere Seite zu 'treiben. „Der Sepp,“ sagte es, „kann jetzt den Wald schon brauchen. Der Adlerwirth will eine Säge bauen und soll darum schon mehr Mal bei ihm gewesen sein. Ich und Bärbel haben gesagt zu einander: die werden vermuthlich gemeine Sach machen.“

Barthle fuhr bei diesen Worten so heftig auf, daß das Weberle vor Schrecken den so eben gefüllten Löffel auf den Tisch fallen ließ, war dann aber gleich wieder ruhiger, und sagte: „Ja, ich glaub selbst, so etwas sei im Gang; Sepp ist grad der rechte Hummel, um auch noch als Holzhändler unser Land auszusaugen.“

„Die Holzhändler," meinte Hausmichel, „bringen aber doch viel Geld ins Land."

„Den Teufel bringen sie," rief Barthle heftig. Nach einer Pause fuhr er aber wehmüthig fort: „Am frömmsten, und am häuslichsten, und am reichsten ist man damals gewesen, als man noch kein oder nur wenig Geld gehabt hat. Die jetzig' Welt, die nicht mehr zu leben weiß ohne Kaffee und Tobak und derlei Modetand, kann das freilich nicht begreifen. Aus Allem muß jetzt Geld gemacht werden — aus gar Allem! Unsere Väter haben uns Kirchen gebaut, Pfründen gestiftet, Weg' und Steg' gemacht und Alles ordentlich hergerichtet, die Menschen von heut' sollten sich schämen vor ihnen und vor der Nachwelt, an die sie aber gar nicht mehr denken in ihrer Geld- und Genußsucht. Wenn es noch einige Jahre so stark geht mit dem Holzhandel, so kann man unser Ländchen nicht mehr Bregenzerwald, sondern nur noch Bregenzerloch heißen — das kann man! Doch wir wollen beten, den Narren kann man doch nichts sagen, Alles ist umsonst."

Nach dem Tischgebet schickte Barthle die Heuer rechts, die Heuerinnen links, um das gemähte Gras zu „wenden". Er selbst wollte dem Platz vor dem Hause, der sogenannten Hofstatt abwarten, denn es war seine Gewohnheit allein irgendwo zu arbeiten, mit den Andern ging er nur wenn es durchaus nicht anders zu machen war. Auch seine Heuer und Heuerinnen vertheilte er immer so viel er konnte; denn er meinte: „Je größer der Hause sei, desto größer werde das Geschwätz, wo

man aber viel rede, da werde wenig gethan." Das fröhliche Reden und Lachen bei der Arbeit war ihm zuwider; wer es gar gewagt hätte, wie viele andere Heuleute, zu jauchzen und zu singen, der hätte beim Barthle bald Feierabend bekommen. Er mochte daher keine jungen Heuer und Heuerinnen, „denen gebe das ledige G'schäft (gegenseitige Neckereien) viel zu viel Arbeit," sagte er, und hatte daher, schon mehrere Jahre den Hansmichel und das Weberle als Heuer angestellt, zwei Männer, die allerdings mit dem „ledigen G'schäft" nichts mehr zu thun hatten, aber deswegen doch nicht meinten, daß den ganzen Tag ohne Aufhören gearbeitet werden müsse.

Dem Hansmichel konnte man es auf den ersten Blick ansehen, daß ihm die Arbeit gar nicht in die Hände passe. Natürlich: des reichen Klebers Hansmichel hatte nicht viel gelernt. In den Jahren, als die Lederhosen noch nicht so an ihm herumlotterten, war er immer mit zwei Stieren im Dorf herumgefahren, daß man meinte „Wunder was", und ihm Jedermann, am meisten aber seine Brüder, die guten Händel mißgönnten, weil alle strengeren Arbeiten ihnen aufgebürdet wurden. Später waren die Brüder, die etwas gelernt hatten, dann aber doch viel besser daran als Hansmichel, der zwar den Stolz des Vaters ganz, von seinem Vermögen aber nur den fünften Theil erbte. Wie viele reiche Bauern, hatte der alte Kleber seinen Buben nie mehr als einige Batzen in die Hände gelassen; was sie brauchten war immer da, sie lernten daher nicht sparen und nicht

rechnen. Es währte nicht lang, bis Hansmichel, der auch nicht arbeiten gelernt hatte, den größten Theil von seinem und dem Vermögen seines Weibes verbraucht hatte, und zu den sogenannten Hausarmen gehörte. Weil seine Verwandten ihm und den Seinigen wenigstens das Häuschen und den Wald erhalten, auch ihn in der „eigenen Gemeinde" nicht betteln lassen wollten, verschafften sie ihm immer das Nöthigste, und Barthle, der, wie bereits erwähnt, auch zu seiner Freundschaft gehörte, hatte ihn, der sonst sicher nirgends Verdienst gefunden hätte, als Heuer angestellt.

Auch das Weberle war nicht einzig wegen dem beim Barthle, was es als Heuer zu leisten im Stande war. Aber es war ein pfiffiges Männchen, das sich überall und besonders beim Barthle sehr beliebt zu machen gewußt hatte. Als das Kind armer Leute war es überall herumgeschoben worden, hatte bald die Launen eines Jeden kennen und ertragen gelernt. Mit seiner Bärbel, die wol jedem Andern zu „gesalzen" gewesen wäre, lebte es im schönsten Frieden, denn es hielt sie für ein Muster der Klugheit, und hatte nie etwas dagegen einzuwenden, daß sie Alles regierte. Es selbst hatte seine größte Freude am Lesen und daran, den Bauern aus den gelesenen Büchern und den Zeitungen, die es vom Pfarrer holte, zu erzählen. Daß es sich auf seine Gelehrsamkeit viel einbildete, war ganz natürlich, denn noch sein Lebtag hatte ihm Niemand im Ernst widersprochen als Sepp, und um den kümmerte es sich gerade nicht viel, da es wußte, wie unbeliebt er war. Von Allem wußte das

Weberle zu berichten, von Geiſtlichem und Weltlichem. Was es las, erzählte es, und was es erzählte, war gewöhnlich aus entlehnten alten und neuen Büchern Geleſenes. Den Bauern gefiel am beſten, „daß es nicht, wie Andere, aus erlogenen Büchern das Lügen gelernt habe.“ Und das war auch richtig: von dem, was es erlebte, ſah und hörte, that ſeine Einbildungskraft nie etwas hinweg und nie kam etwas dazu, außer vielleicht hie und da, wenn es von ſeiner Bärbel erzählte. Dem Barthle, bei dem es manchen Tag im Jahr arbeitete, hatte es ſchon viele vergnügte Stunden gemacht, und war ihm ſo lieb, als ihm ein Taglöhner nur werden konnte.

Langſam ſchritten die beiden Männer dem Heuplatze zu, und Hansmichel, der unter dem langen Tiſchgebet die Vorwürfe des Barthle noch nicht vergeſſen hatte, machte jetzt ſeinem gepreßten Herzen Luft: „Von ſo einem möge er ſchon gar nichts hören, der habe noch nie erfahren, wie es in einem Hauſe ſei, wo Schmalhans den Küchenzettel mache. Gar nichts habe der erfahren! Wenn er ſein Vermögen auch mit einem hätte theilen müſſen, ſo wäre er jetzt ein armer Teufel. Von dem, was er eigentlich können und verſtanden hab', ſei der nicht fett geworden, und mit dem, was er verdient, hätt' ſich keine hungrige Kirchenmaus erhalten können. Den gehe es nichts an, was Andere machen, er ſolle nur zufrieden ſein, daß er es ſo gut habe und nichts zu verkaufen brauche.“ So maulte der Hansmichel, bis ſie auf dem Heuplatz angekommen waren. Unter dem Wen-

den ſagte das Weberle: „Ja Noth leiden iſt hart. Ich weiß es auch noch vom Vater her, wie das ein Elend iſt, wenn man nichts daheim hat als hungrige Leute, und nichts im Sack als Löcher. Aber wer es daheim dann ſonſt in der Ordnung hat, kann immer noch zufrieden ſein. Ich und Bärbel haben jetzt auch nichts Uebrigs, aber mit dem Barthle thäten wir doch nicht tauſchen. An meinen Buben werden wir dann etwa mehr Freuden erleben, als er an ſeinem. Beſonders mein Jüngſter iſt ein abſonderlich Geſcheider, der wird g'rad wie ich. Er hätt' mir freilich ſtudiren müſſen, wenn ich das Geld dazu gehabt hätt', aber nun, in Gott's Namen! Ein guter Kopf kommt am End' überall leicht durch . .“

„Meine Mutter,“ entgegnete Hansmichel, „hat manches Vaterunſer gebetet, daß doch keines ihrer Kinder einen guten Kopf überkomme. Sie hat gemeint: ſolche Köpfe ſeien ein Unglück für jede Haushaltung, ſie taugten kurzum gar nichts. Seit der Klausmelker da fortgelaufen, iſt mir dieſe Rede ſchon viel und vielmal in den Sinn gekommen.“

„Mit dem iſt es etwas Anderes; der iſt zuerſt durch Sepp verderbt worden,“ ſagte das Weberle.

„Ei Weberle, erzähl mir einmal, wie es geweſen ſei! Du biſt viel beim Barthle um und an, du mußt den ganzen Hergang wiſſen. Das Heu da kann trocken werden ohne uns, Mittag iſt's noch lang nicht — dort wär' prächtiger Schatten unter dem Aepfelbaum — komm!“

Das war nun einmal eine Aufforderung, gegen die

das Weberle nichts einzuwenden hatte. Im Schatten ſitzen und erzählen, das war ſein Gaudium, auch wenn es nur einen Hansmichel zum Zuhörer hatte. Eigentlich erzählte es doch am liebſten Selbſterlebtes oder Geſehenes. Da zog während dem Erzählen ein Stück Leben an ihm vorüber; es begriff da Alles, hatte darüber mehr oder minder nachgedacht und konnte daher nicht ſo leicht mit Fragen in Verlegenheit gebracht werden. Wenn es dagegen erzählte, was es geleſen oder von „glaubwürdigen Männern“ gehört habe, ſo war es ganz anders. Es begriff nicht Alles, erzählte daher auch nicht ſo deutlich und wußte auf manche Frage keine andere Antwort, als „daß ein Dummkopf in einer Minute mehr fragen, denn ein kluger Mann in einem ganzen Tag beantworten könne.“

Nachdem ſich die beiden Heuer in den prächtigen Schatten geſetzt und die Pfeifen angezündet hatten, fing das Weberle an: „Klausmelker gehörte im Ganzen zu denjenigen, die am liebſten viel verdienen und viel brauchen möchten.“

„Und das,“ fiel Hansmichel ein, „ſind die Schlechteſten. In der Jugend arbeiten ſie ſich zu Krüppeln, gewöhnen ſich an's Wohlleben, und im Alter haben ſie nichts und ſind nichts. Das hab' ich ſchon vielmal ſagen hören. Ich weiß auch noch ganz gut, wie unſer Vater den Kleinen damals ſchlug, als er ſich für eine ganze Woche wie ein armer Teufel auf den Taglohn verdingte, nur um Geld zur Kirchweih zu überkommen.“.

„Barthle,“ fuhr das Weberle fort, „hat auch ge-

dacht wie du da sagtest; zwar schlug er den Buben nicht oft, aber dafür dann tüchtig, wenn er einmal recht erwildete; Klausmelker überkam daher einen mächtigen Respekt und that verstohlen vor dem Alten, was er nur immer konnte. Auch Mariann fürchtete den Vater und wär' durch ein Feuer gesprungen, wenn er etwas sagte. Die Magd, welche nach dem Tode der Mutter in's Haus gekommen war, richtete den beiden Kindern manchesmal Schläge an und davon kam es, daß sie so ungern zu Hause waren. Man sollte doch nicht zu streng sein beim Erziehen, damit die Kinder nicht scheu würden. Ich habe schon schauderhafte Geschichten gelesen von bösen Stiefmüttern und Vätern, wie der Adlerwirth einer ist. Sein Stiefkind das Rösle war auch nie daheim und trieb sich mit denen des Barthle im Dorf herum, bis es daheim bleiben mußte, um seine jüngern Stiefgeschwister zu bewachen und der Mutter bei der Arbeit zu helfen. Barthles Kinder aber behielt Niemand daheim. Dem Vater, der noch dem Tode des Weibes nachsann, war ihr Frohsinn, ihre Heiterkeit zuwider und die Magd konnte sie gar nicht leiden. Nun werden sie dann hie und da auch zum Sepp gekommen sein und da ist es dann kein Wunder, daß sie immer wieder hingingen, wo sie ein eigenes Zimmer, Bilderbücher und was sonst Kinder freut, mit Franzen gemein haben konnten. Du kennst den Sepp! Wie über Alles, so hat er auch über die Erziehung des Menschen ganz eigene Ansichten. Ich fürchte fast, er glaube nicht einmal an die Erbsünde. Ich hab' ihn wenigstens mehr als einmal sagen gehört: „der Mensch sei

von Natur aus gut und werde nur durch die Welt verdorben.“ Man kann wahrhaftig faſt nicht begreifen, warum Gott Kinder zu ſo einem Mann in's Haus läßt. In früheren Zeiten hätte Gott ſolche Männer furchtbar geſtraft. Ich habe im „Prugger“ mehr als ein Beiſpiel geleſen. Dem Sepp aber geht's immer gut und er meint jetzt, er wiſſe das Rechte und nicht wir. Weil er nun das ſchon damals feſt im Kopf hatte, ſo wollte er ſeinen Buben und unglücklicher Weiſe auch Barthles Kinder ihm ähnlich machen. In ſeinem Hauſe ließ er ſie thun was ſie wollten, ſogar ſpielen mit Karten. Er hatte es eben wie der Teufel, der auch keine größere Freude kennt, als Andere unglücklich und ihm ſelbſt ähnlich zu machen.“

„Warum behielt denn aber Barthle ſeine Kinder nicht lieber daheim?“

„Ich hab's ſchon geſagt: weil ſie, beſonders der Bub, zu lebhaft waren. Barthle hat es freilich nicht ganz recht gemacht, aber du glaubſt gar nicht, wie der Klausmelker eine Unruhe geweſen iſt, gerade als ob er Queckſilber im Leib habe. Auf Alles kletterte er, Alles hatte er in den Händen und immer mußte man ihm etwas wehren, ſo daß es dem Barthle eigentlich nicht zu verargen iſt, wenn er ihn gern täglich eine Zeit lang fortließ.“

„Da muß es dann aber zugegangen ſein beim Sepp, wenn drei ſolche Wildfänge bei einander geweſen ſind!“

„Ja man ſollte das wähnen, aber ich kann dir ſagen, es war ſtiller als in der Schule. Da ſind Bücher geweſen und Tage lang haben die drei geleſen

und gelernt, mitten im Sommer ſogar. Da hat Klausmelker eine Freude gehabt und von der Welt draußen geleſen und weiß Gott von was allem. Da iſt der Teufel in ihn gefahren. Mir iſt es nur wunderlich vorgekommen, daß die beiden Geſchwiſter im gleichen Hauſe ſo Ungleiches gelernt haben. Mariann wurde immer ſtiller und ernſter. Stunden lang konnte ſie ruhig ſitzen, eine Blume, einen Berg, den ſie doch ſchon hundertmal geſehen hatte, betrachten, oder gar nichts thun als ſinnen; Klausmelker aber war wie das Geld überall und nirgends. Nur wenn er irgendwo an einem Spieltiſch ſaß, konnte er ruhig ſein. Du wirſt wol ſelbſt noch wiſſen, daß der zwölfjährige Junge ſchon von Herzen gern mit jedem ſpielte, welcher Luſt und Zeit dazu hatte?"

„Das weiß ich noch ganz gut, man ſagte überall davon. Aber das Geld dazu? Er wird's wol dem Alten geſtohlen haben?"

„Dem Barthle ſtiehlt man nicht ſo leicht, der hat's hinter ſieben Schlöſſern. Der Spitzbub iſt in der Kirche Miniſtrant worden, nicht aus Frömmigkeit, ſondern eben weil er bei jeder Meſſe einen halben Kreuzer hat verdienen können. Das ging nun freilich langſam, aber der Kerle wollte durchaus Geld haben, und in einem Jahr hatte er doch ſchon einige Gulden beiſammen."

„Barthle muß es aber doch gemerkt haben; that er denn nichts dagegen?"

„Wol freilich! er ſchlug ihn braun und blau, er betete für ihn, und ſonſt meinte er, könne man nichts thun als dafür ſorgen, daß er daheim kein Geld in die

Hände bekomme. Ich an Barthles Platz hätte es anders gemacht und ich wär' gewiß weiter gekommen."

„Was hätteſt du gethan?"

„Ich hätt' ihm ein paar Thaler gegeben und dann zugeſehen. Er war im Ganzen gar kein ſo übler Junge, nur lebhaft und unruhig. Geld' wollte er haben, denn er brauchte vielerlei, und da ihm der Vater keins gab, fing er Manches an, das er ſonſt nicht gethan hätte. Ich hab's nie recht erklopfen können, was er eigentlich für ein Heiliger ſei. Vielmal hat er für einige Kreuzer ſein Leben gewagt mit Springen und Klettern. Dennoch war er kein Geizhals und konnte das leicht einem armen Kind ſchenken, was er ſo mit Lebensgefahr verdiente."

„Ein wunderlicher Heiliger!"

„Ja wunderlich. Und ſo gern hätt' er gearbeitet, doch der Vater hat ihm nichts Rechtes überlaſſen. Da iſt Mariann ſchon beſſer dran geweſen. Barthle hat die jungen Mägde gar nicht leiden können, drum hat er froh ſein müſſen, daß ſie Alles ſo ſchnell und ſo geſchickt in die Hände nahm. Klausmelker hätte gern ſtudirt, aber Barthle hat den einzigen Buben natürlich nicht fortgelaſſen. Da iſt dann ein eigenſinniger Teufel in den Buben gefahren; er hat allerlei angeſtellt, daß ſogar Sepp ihn ernſtlich tadelte."

„Aber," drängte Hansmichel, dem das Weberle gar zu ausführlich erzählte, „wie hat er denn mit Ziegenfellen handeln können, wenn er vom Alten kein Geld bekam?"

„Zuerſt haben wir ihm ausgeholfen. Die Bärbel

hat sich nicht wenig darauf eingebildet, ja in ihrer Unschuld es sogar weiter erzählt. Ich bin fast krank geworden vor Schreck, als der Barthle mich einmal fragt: Ists wahr, daß du meinem Buben Geld leihst zum Handeln und ihm verstohlen seine Waare bei dir aufhängen läßt?" — „Ja." „Und warum hast du mir nichts gesagt?" — Jetzt Hansmichel, jetzt galt es meinen Dienst und meine Ehre! Ich sagte: „Man könnt' oft viel sagen, wenn man dürfte." „Was weißt du noch mehr?" „Daß dein Bub den Schleichhändlern ihre Waaren verkauft." Mich reute gleich das gesagt zu haben, denn Barthle wurde zuerst bereits (beinahe) rasend. Doch es lief dann gut ab. Barthle nahm den Jungen ins Verhör und da der alles ordentlich gestand, schien der Vater alles zu vergeben. Ob's ihm Ernst war, weiß ich nicht, denn Barthle kann sich grausam Gewalt anthun, wenn er das für seine Pflicht hält. Er sagte zum Buben: „Warum thust du denn alles verstohlen vor mir? Was recht ist, was sich schickt für unsererlei Leute, das hat man dir noch nie gewehrt, überdieß wärst du auch zum Folgen lang noch nicht zu alt — verstanden! Den Schleichhandel gibst du mir auf, sonst aber will ich's nun einmal mit Güte versuchen." So endend ging er fort, kam dann mit dem Hausgeldbeutel wieder in die Stube, zählte zehn Kronthaler auf den Tisch und sprach: „Da nimm und mach' damit so gut als möglich, daß du mir dann ordentlich alles wieder zurückgeben kannst." Ich hab' gedacht: Es sei denn doch ein guter Barthle, wenn er einmal seine schwache Stund' habe. Was

Klausmelker dachte, weiß ich nicht, aber gesehen hab' ich, daß ihm Wasser in die Augen kam, als er das Geld einsteckte.

Gehandelt hat er nun wie besessen und fröhlicher hab' ich ihn sein Lebtag nie gesehen. Es ist ihm aber nicht gut gegangen, dem armen Tropfen. Die Felle kamen plötzlich in Abschlag, so daß er solche, die er um einen Gulden gekauft hatte, jetzt um sechs Batzen wieder hergeben mußte. Wenn er nur auch da dem Vater alles gesagt hätte! Doch zu dem fehlte Klausmelkern, der den Barthle zu gut zu kennen meinte, der Muth. Barthle ist es denn aber doch inne worden, bevor der Junge so viel zusammenbrachte, um ihn zu bezahlen. Im selben Frühling hat er nämlich einmal Händel bekommen mit Klausen dem Zimmermann wegen einer Kleinigkeit; du weißt, daß man damals auf Gemeindekosten das Feld ausmausen ließ. Da drunten am Sägebach neben Barthles großem Platz hat auch der Klaus ein kleines Stück Gut, welches du wol kennen wirst. Nun an einem schönen Morgen kommt der Mauser an den Sägebach, hat nur noch eine einzige Mausfalle bei sich und stellt die herzhaft auf Klausens kleines Gut."

„Der Dummkopf!"

„Barthle sieht's, geht hin und wirft die Falle weg. Klaus war nahe dabei gewesen und kommt nun und fragt: Warum ist dir dort die Falle nicht am rechten Ort? „Sie gehöre auf sein Gut, denn er müsse dem Mauser mehr zahlen als Klaus," hat Barthle gesagt,

und da ist denn der Streit angegangen. Nun weißt du den kleinen Handel der großen Händel. Du weißt aber wol, wie der Barthle gegen solche Leut ist. Wenn ihn Einer einmal recht erzürnt, so fängt er gleich über seine ganze Verwandtschaft zu schimpfen an, als ob kein guter Faden an ihr wäre. Zum Klaus hat er unter anderem gesagt: Wenn er ein unverschämter, ehrvergessener Taugenichts sei, so dürfe man sich nicht wundern, und über sein böses Maul auch nicht, denn aus so einer Freundschaft heraus könne nicht wol etwas anderes kommen, wenn Gott kein Wunder wirke. Wunder aber thue Gott keine wegen so einem lumpigen Bettler."

Dem Hansmichel gefiel diese Rede ungemein wohl und er meinte: da werde dann Klaus wol still geworden sein.

„Klaus wird nicht so schnell still; der hat ein Maul, es sticht und haut. — „Wenn er auch ein Lump sei," sagte er, „und aus einer Bettlerfamilie obendrein, in seinem Hause habe er doch keine so verfluchte Ordnung, wie beim Barthle eine sei. Der Klausmelker, müsse er wissen, sei der heimtückischeste Spitzbub, ein Spieler, ein Schwärzer und alles was zu einem Lumpen gehöre. Er solle daher seine Besen nur wieder mitnehmen und vor der eigenen Thür sauber machen. Drauf ist Barthle still geworden und heimgegangen, als ob man ihn an den Kopf geschlagen hätt'. Er hatte da zwar nichts Neues vernommen, aber „sich so etwas von einem sagen lassen," murmelte er, als er bei mir vorbeiging, „und dabei

ſtehen müſſen wie ſtumm — nein, nein, das iſt zu viel!“ Unter dem Mittageſſen fragt' er Klausmelkern: Wo er das Geld habe. „Da,“ ſagte der und legte einige Gulden auf den Tiſch. „Und das andere?“ Ganz leiſe ſagte der Spitzbub': der Tiroler, dem er verkauft, hab' ihm noch nicht alles gezahlt. Da kommt zum Unglück Nachmittags, als der Junge nicht auf dem Handel, wie der Alte meint, ſondern auf dem Taglohn iſt, der Tiroler und will wieder Felle. „Er ſoll nur zuerſt die alten zahlen,“ ſagt Barthle. Nun aber ſchwört der Mann bei Jeſus, Maria und Joſef und allen Engeln und Heiligen, er habe alles bei Kreuzer und Heller bezahlt; der Adlerwirth und alle im Haus können es bezeugen. — Hansmichel! das war ein langer Nachmittag für unſer Einen und ein warmer auch. Ich leſe gern Geſchichten, in denen es recht unter und über hergeht; aber zum erleben iſt ſo etwas kein Spaß. — Mit einem Prügel in der Hand erwartete Barthle hinter der Hausthür Klausmelkers Heimkehr. Mariann war nirgends zu ſehen. Ich ſollte Holz ſpalten, aber ich konnte keinen rechten Streich mit der Axt thun und es war mir immer, als ob ich im Keller drinnen Jemand weinen höre. Endlich oder eigentlich ſchon kommt Klausmelker. Wie der Hund im Kalender auf den Mörder ſeines Herrn, fährt Barthle auf ihn heraus. Was er dabei ſagte, weiß ich nicht, es war mehr gebrüllt als geredet. Doch er war zu raſch geweſen; der Junge kam ungeſchlagen davon, denn er hatte flinkere Beine als der Alte. Aber noch jetzt läuft mir das Grauſen den Rücken hinauf, wenn ich daran

denke, wie der Vater dem Sohn den Prügel nachwarf und ſchrie: „Du verdammter Lümmel du! lauf dir die Füße ab bis an's Knie herauf und ſo weit der Himmel blau iſt, aber komm nie mehr unter mein Dach, du Lügner! nie, nie mehr!“ — Unter dem Nachteſſen war es ſo ſtill ob eine Leiche im Hauſe liege und die Todtenuhren hörte man gehen in den Wänden und die Fenſter klappern und raſſeln im Abendwind und Mariannen weinen im Keller und überall tönte es nur: „Nie, nie mehr!“ Das war ein Abend! Aber Hansmichel, mich friert, wir wollen wieder an's Heuen!“

„Erzähl' nur noch aus!“ ſagte dieſer „wenn's dir hier am Schatten zu kühl wird, ſo iſt dort Sonnenſchein.“

„Ich kann's ja beim Heuen auch erzählen,“ meinte das Weberle. Es ſtand auf, wiſchte ſich verſtohlen mit dem Hemdärmel die Augen und fing wieder zu wenden an.

Als auch Hansmichel nachgekommen war, fuhr es in ſeiner Erzählung fort: „Als ich heim kam, war Klausmelker in der Stube und ſagte: Er wolle ſeine Geige holen. Er war ein ungemeiner Liebhaber der Muſik und ſpielte ſo viel ich kenne nicht ſchlecht, faſt beſſer als ſein Lehrmeiſter der Klaus. Die Geige hatte er um etliche Batzen gekauft und ſie immer bei mir gehabt, da er ſie daheim nicht ſehen laſſen durfte. Ich ſagte zu ihm: Er ſoll' heut das Geigen eine gute Sache ſein laſſen und bei mir über Nacht bleiben; aber er wollte die Geige, wollte hinaus; er werde ſchon unterkommen,

ſagte er, er möchte noch einmal im Hauſe ſeiner Mutter ſchlafen und wenn es auch nur in der Streue wäre. So ging er mit der Geige hinaus und bald hörte ich ihn vor dem Hauſe aufſpielen, aber Hansmichel! ſo traurig, ſo wie in der Kirche beim Seelenamt, und doch wieder nicht ſo. Es war gerade, als ob er die ganze Geſchichte, das ganze Elend dieſes Tages aufſpielen thät. Bisher hatte ich am ganzen Leib gezittert, wie ein naſſes Kind, aber als ich ſo dem Geigen zuhörte, wurde mir merkwürdig warm und bis er aufhörte ſo heiß, daß ich ſicher gleich zum Barthle gegangen wär', um ihm einmal die Meinung zu ſagen, wenn Bärbel es mir nicht ausgeredet hätte. Sie hat eigentlich recht gehabt, es würde wol nichts genützt haben."

„Du wirſt ſehen, Barthle läßt dem närriſchen Lümmel keinen Kreuzer zukommen," bemerkte Hansmichel.

Das Weberle meinte: „Er ſäh es doch gern, wenn er wieder käm'. Ich hab' ihm Klausmelkers Kleider abkaufen wollen für meine Buben; aber er hat geſagt, wenn er wieder heim komme, müſſe er auch Kleider haben. Das iſt das einzige Mal geweſen, daß er von ſeinem Buben geredet hat."

„Aber hat er die Kleider nicht mit?"

„Nur mit einem kleinen Bündel hab' ich ihn am Morgen nach jenem Abend aus dem Kammerfenſter herausklettern geſehen, als der Alte im Stall war. Wo aus? habe ich ihn gefragt. „Luſtenau zu," hat er geantwortet, wie immer, wenn er nicht gern ſagte, wohin er gehe."

„Und seitdem hat man nie etwas gehört?“

„Er hat einmal geschrieben.“

„Ei was? wo ist er? was thut er?“

„Man sollt' eigentlich nichts davon sagen.“

„A bah! mir darfst du's schon sagen, ich meine nicht, daß alles geplaudert sein müsse. So hab' ich zum Beispiel noch keinem Menschen gesagt, wie schlecht der Adlerwirth stehe und daß er bald alles verkaufen müsse.“

„Aber ich weiß es jetzt doch, hä hä hä!“ lachte das Weberle. „Nun,“ fuhr es dann fort, „im Grund ist nicht viel dahinter und über alles schon lange Gras gewachsen. Ja: An einem Morgen — Sonntag ist es gewesen — bin ich in Barthles Haus kommen. Da sitzt Mariann am Fenster, hat ein geschriebenes Blatt Papier vor sich und wischt die Augen. Was hat jetzt die da? dachte ich, und als Mariann hinaus ging, nahm ich's und las, und es ist vom Klausmelker ein Brief gewesen. Er schrieb nichts Gutes. Nur 18 Kreuzer — der Lohn vom vorigen Tag — hab' er bei ihm gehabt, daher bald seine Geige verkaufen müssen, wenn schon daraus nicht viel zu lösen gewesen sei. Er habe dann einen Dienst gesucht in Dornbirn und Feldkirch und dazu gebettelt. Es sei ihm schlecht gegangen, bis er sich entschlossen und einen Bauern gefragt habe: Wo man sich melden müsse, wenn man Grenzjäger werden wolle. Der Bauer hab' ihm das aber ausgeredet und gesagt, wenn er nichts Besseres wisse, so solle er zu ihm kommen bis am Herbst. Bei dem sei er nun und der

Vater wiſſe jetzt ſeine ganze Geſchichte, wenn er ſich allenfalls noch ein wenig um ihn kümmere. Hinten dran ſtand: „Laſſet mir den Franz grüßen und ihm ſagen: er ſoll meiner im Unglück nicht vergeſſen und nicht mehr ſpielen. Geſchrieben in Luſtenau am 16. Juni. Das war im vorigen Sommer und ſeitdem hat man nichts mehr von ihm gehört.“

„Ja, da hat er es nun, wär' er daheim geblieben!“ ſagte Hansmichel trocken.

„Wär' nichts geweſen, zwei harte Steine mahlen nicht,“ meinte das Weberle.

Jetzt läutete es Mittag. Die beiden Heuer beteten laut und langſam den engliſchen Gruß und gingen dann mit mächtigen Schritten, die Heugabeln hoch aufrichtend, dem Hauſe Barthles zu, wo die Andern bereits auf ſie warteten.

Siebentes Kapitel.

Wie Sepp den Franz besucht und was er dabei erfährt.

Die ganze Woche war das Wetter gewesen, wie es die Heuer nur wünschen konnten. Ein schöner Tag folgte dem andern, die Sonne schien alles wieder einbringen zu wollen, was sie die letzten Wochen versäumt hatte, kein nahendes Gewitter brachte die Leute in Angst und Schrecken, kein Wölklein ließ sich sehen; aber laufen und springen mußte man doch die ganze Woche, beinahe als ob immer ein Donnerwetter das dürre Heu wieder zu durchnässen gedroht hätte. Am Samstag machte Alles spät Feierabend und nur Wenige kamen am Sonntag Morgens zur Frühmesse. Einer aber war da, den so früh gewiß Niemand in der Kirche gesucht hätte, nämlich der Sepp. Alle Anwesenden bemerkten ihn und alle verwunderten sich darüber, bis sie ihn in etwa einer halben Stunde mit Hut und Stock zum Dorf hinausschreiten sahen, und sich nun leicht einbilden konnten, daß er zu seinem Franz auf die Alp gehe. Wenn ein anderer

Mann an einem Sonntag in die Frühmesse und dann zu seinem Buben auf eine Alp wäre, so würde das wol keinem Menschen als etwas Auffälliges, Unrechtes vorgekommen sein; aber was Sepp that, war unrecht, und wenn aus einer seiner Handlungen nichts Böses herauszufinden war, wurde etwas hineingedacht. „Der Mann wird immer noch schlechter!“ hieß es fast überall, wo man ihn fortgehen sah. „Es ist doch ein wahres Elend mit diesem Freimaurer! In den Nachmittagsgottesdienst geht er schon lange nie mehr und nun fängt er auch noch an in seinen alten Tagen Predigt und Amt zu versäumen. Was wol der Pfarrer dazu sagen wird? Der wird wieder thun! Aber eigentlich ist er närrisch, daß er sich immer noch mit diesem harten Klotz abgeben mag, an dem doch Tauf und Krisam verloren ist.“

Sepp kümmerte sich nicht viel um die Reden der ihm Nachsehenden. Ihn beschäftigten ganz andere Gedanken, während er auf seinem Wege langsam dem neugekauften Walde zuschritt. Er war keine poetische Natur, jubelte nicht auf mit der neuerwachenden Schöpfung, wenn die dämmernde Eos mit Rosenfingern emporstieg; aber es war ihm doch wohl bei seinem Morgengange, wenn er schon mehr die schönen Tannen beachtete, als die Vögel, die, auf den Aesten derselben sich wiegend, ihr Morgenlied sangen. Es ist so einem Sepp eigentlich auch nicht zu verargen, wenn er, die Gold- und Silberstücke berechnend, welche er für die nun ihm gehörenden Riesentannen zu erhalten hoffte, kein Auge mehr hatte für das goldige Leuchten der von der Morgensonne be-

ſtrahlten Berge und die wie Silber funkelnden Thautropfen, die an den Gräſern hingen. Sepp rechnete viel und gern, aber er war doch kein Geizhals und noch viel minder ein Neidhammel, der alles für ſich will, nie an Andere denkt; er bedauerte den Hansmichel und noch mehr deſſen Kinder, die an ihrer Armut gar nicht ſchuld waren. „Doch," dachte er dann wieder, „ihr Unglück iſt eigentlich nicht ſo groß, als es zuerſt ſcheint. Wäre Hansmichel als armer Leute Kind auf die Welt gekommen, ſo wäre er ſicher ein beſſerer Menſch geworden. Seine Kinder ſind am Ende gar nicht ſo übel dran. Arbeit findet man in der Welt draußen genug, wenn man will; ſogar hier herum gibt's jetzt für ſtarke Hände oft etwas zu thun, und das hat man größtentheils dem Holzhandel zu verdanken." Wenn Sepp einmal auf den Holzhandel kam, dann ſaß er feſt und hatte zu ſinnen genug. Da konnte er zuerſt zuſammenrechnen, um wieviel Tauſende das Land durch denſelben bereichert werde; hernach ärgerte er ſich eine Zeit lang über die Dummköpfe, die ihren und des Landes Vortheil nicht einſehen, und aus Liebe zum Gewohnten ſogar ihre Wälder völlig unbenützt laſſen wollten, weil auch die Väter es ſo gemacht hätten; zuletzt aber tröſtete er ſich damit, daß am Ende auch hier, wie bei allem auf der Welt, die Ausſicht auf Gewinn den Sieg davontragen werde.

Mit ſolchen Gedanken beſchäftigte ſich Sepp, bis er etwa 3 Stunden ſpäter, müde und von Schweiß triefend, auf der Höhe des Berges ankam, über deſſen Rücken die Alp wie ein Sattel zu beiden Seiten hinunterhing.

Am Fuße des Felsens, welcher gegen Mittag den Kopf in die Höhe streckte, waren noch die letzten Spuren des Winters, einige Lauinen zu sehen, während in der Alp der Frühling, welcher sich schon längst aus dem Thal geflüchtet hatte, seine schönsten Feste feierte. Die Alp, mit den vielen, blumengeschmückten, von Alprosen umkränzten Hügeln, auf die über Nacht ein Regenbogen gefallen zu sein schien, lag zwischen noch von Schnee bedeckten Tobeln*) und ernsten dunkeln Tannenwaldungen wie die Freuden der Weihnachtszeit zwischen den unfreundlichen, traurigen Tagen des Winters. Der Gesang der Vögel war oft begleitet vom Krachen zusammenstürzender Lauinen und dem Rauschen des Wassers, welches, durch die gestürzten eingesperrt, sich wieder einen Weg durchbrechen mußte.

Doch die Schönheiten der Alpenwelt sind schon oft und unübertrefflich geschildert worden, es wird daher hoffentlich genügen, zu sagen, daß sogar Sepp alle seine Rechnungen vergaß und laut ausrief: „Aber das ist schön, großartig, herrlich!“ Und das war sicher viel von dem Manne, der sonst immer nur das Nützliche für schön hielt und an dem seine Freude hatte. Als er aber das Schellengeläute seiner Kühe hörte, da hatte er keine Ruhe mehr; so schnell er konnte, eilte er dem Hirten und der Herde entgegen. Franz mußte ihn gesehen haben, plötzlich laut aufjauchzend sprang er von einer Anhöhe herunter und stand einige Augenblicke später

*) tief eingeschnittene, schluchtenartige Thäler.

neben Sepp, der dem Daherstürzenden staunend zugesehen hatte. „Nun, grüß Gott, Küher," redete er ihn an und schüttelte ihm mit Heftigkeit die Hand, „du hast dich schon bedeutend verändert in den drei oder vier Wochen. Früher hat mich Mari oft ausgelacht, wegen meiner schwarzen Haut, und ich habe dann gesagt: Schwarz sei allerdings nicht schön, aber doch dauerhafter als weiß. Jetzt würde die gute Mutter staunen, wenn sie sähe, wie es die Hitze der letzten Woche deiner schönen weißen Haut gemacht hat. Wenn das so fortgeht bis am Herbst, wirst du deinen Mädchenkopf ganz verlieren und nur noch an den blauen Augen wird man dich als den Sohn deiner Mutter erkennen."

„Wenn ich nur sonst ihr ähnlich bin im Guten und Rechten!" erwiderte Franz. „Aber wie geht es ihr? ist sie gesund und wohlauf?"

„Ja, alles in der Ordnung, nur wegen deiner hat sie bei dem schlechten Wetter grausam viel Kummer gehabt."

Die beiden gingen nun zu den Kühen, die, fast bis an die Knie im Gras stehend, friedlich nebeneinander weideten. Sepp fragte beinahe jeder derselben besonders nach: Wie viel Milch sie gebe, und wie sie sich halte? Dann wollte er auch erzählen, wie ihm mit Heuen gehe, aber das hatte Franz von der Alp aus immer gesehen, er fragte daher sogleich, „was es denn sonst Neues gebe." So ein Alpknecht meint immer, die aus dem Dorfe Kommenden müssen Neuigkeiten bei sich haben alle Taschen

voll. Sepp aber wußte von nichts zu berichten, als von ſeinem Streit mit Barthle und von dem Plan des Adlerwirths, eine Säge zu bauen. „Heute," ſchloß er ſeine Mittheilung, „geht derſelbe vermuthlich mit einem Bogen im Dorf herum, auf dem er ſich Jeden unterſchreiben läßt, daß eine zweite Sägmühle für die ganze Gemeinde — den, welcher die erſte beſitzt, natürlich ausgenommen — von großem Nutzen wäre."

„Es wird ihm ſicher gut gehen, denn bei den Bauern geht nichts leichter, als das Unterſchriftenſammeln, wenn es nichts koſtet. Jeder unterſchreibt, wenn man ihn daheim anſpricht, beinahe was man will, wie überhaupt der Einzelne nur ſelten herzhaft zu widerſprechen wagt. Einer allein iſt in der Regel immer ſo weich, ſo fügſam wie Erlenholz, die Menge aber ſtarr wie ein Buchwald. Ein deutlicher Beweis dafür, daß der Menſch eigentlich ganz gut wäre, ein grundgemüthlicher Kerl, der nur durch die Menge und wegen dem großen Haufen zurückhält, vorwärts geht und thut und läßt, was er einzeln nie thun und laſſen würde. Es wäre ſicher ein Leichtes, den und jenen zu einem vernünftigen Menſchen zu machen, wenn man ihn nur allein hätte; mit dem Haufen aber iſt nichts anzufangen, da iſt's, ob man Bohnen aufbeigen*) wollte."

„Vielleicht," entgegnete Franz, „hat's aber auch ſein Gutes und iſt unſer und Anderer Glück, daß der Einzelne nicht alles zu Stande bringt wie er möchte.

*) zu Haufen aufſetzen wie Scheite.

Der Senn begegnet meinen Weltverbesserungsplänen stets mit der bekannten Redensart: Jesus wählte darum zwölf Apostel, weil er als Gott wol wußte, daß ein Einziger nicht Alles ausrichten und verstehen kann."

„Viele Köpfe, viele Sinne!" meinte Sepp.

„Aber es gibt doch keine dümmeren Thiere als die Schafe, die dem überallhin nachlaufen, der eine Schelle trägt."

„Mit deiner Sprichwörter- und Altweiberweisheit laß ich dich nicht obenauf. In den meisten Fällen haben's die guten Bauern gerade wie die Schafe, die sie so dumm schelten. So hassen sie beispielsweise schon der Spur nach jeden, der nicht des Herrn Pfarrers Freund ist."

„Wißt Ihr, warum?"

„Allerdings: Weil der Pfarrer eben der Pfarrer ist und —"

„Der Hirt," fiel Franz ein, „der Hirt, dem sich die Gemeinde anvertraut. Es ist daher kein Wunder, wenn die öffentliche Meinung —"

„Laß mich um Gotteswillen gehen mit dem Unsinn!" rief Sepp. „Es gibt gar keine öffentliche Meinung. Was der Pfarrer, oder der Vorsteher, oder der Adlerwirth sagt, ist öffentliche Meinung, das heißt: es hallt in den gedankenleeren Schädeln nach, bis einer kommt der noch mehr Einfluß hat, noch ärger lärmt und etwas anderes sagt."

„Ich meine, ſo entſtehe nur das Tagesgeſchwätz.“

„Es iſt das Nämliche.

„Nein Vater, bei weitem nicht.“

„Gut, gut! glaub' du was du kannſt, ich glaube nur was ich muß, und um das was Hans oder Greth etwa ſagen werden, bekümmere ich mich gar nicht. Darum kümmern ſich nur erbärmliche Heuchler und Spitzbuben. Vernünftige Menſchen leben, glauben und haſſen für ſich ſelbſt, denn ſie wiſſen, daß im Allgemeinen keiner ungerupft durchkommt. Dir hat der Senn den Kopf verdreht. Schäme dich! Iſt's etwa beſſer, wenn man nach den Grundſätzen Anderer handelt als nach den eigenen? Sicher nicht. Das Allerärgſte, Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, würde der Lohn dafür ſein. Du kannſt meinetwegen dem Sennen das ſagen, wenn du ihm ſelbſt gar nichts zu entgegnen weißt. Himmel, ich wollte dir den frommen Schwätzer, der mit ſeinen Sprüchen und Kraftſchlägen Alles vor ſich hertreibt, mit Vernunftgründen und Erfahrungsſätzen kitzeln, daß er ſich nicht mehr regen und nicht mehr bewegen könnte! Noch keiner iſt wahrhaft, das heißt innerlich beſſer geworden, wenn er ſich um die ſogenannte öffentliche Meinung kümmerte. Aus dem Unfrieden mit ſich ſelbſt kann unmöglich etwas Gutes entſtehen. Doch laſſen wir das, du kannſt ſelbſt darüber nachdenken, wenn du das Denken noch nicht verlernt haſt, was ich nicht hoffen will, wenn ich ſchon den Sennen als einen ungeſunden Patron kennen gelernt hab'. Ich bring' dir noch etwas Neues mit von einem,

der bei deiner öffentlichen Meinung auch nicht im besten Ruf ist, den du aber doch noch nicht ganz vergessen haben wirst. Da ist ein Brief vom Klausmelker."

„Ei und was schreibt der?"

Indem Sepp-Franzen den Brief übergab, sagte er: „Mach' ihn selbst auf. Mir hat er nur auf den Umschlag geschrieben, ich sollte dir den Brief uneröffnet geben und keinem Menschen sonst etwas davon sagen."

„Ein großmächtiger Brief das," bemerkte Franz, indem er ihn hastig aufriß.

Die Beiden setzten sich auf ein Hügelchen und Franz las:

Hopfenbach, den 16. Juni 1839.

Geliebtester Freund!

Du bist mir immer lieb gewesen. Auch fern von dir hab ich oft und oft an dich gedacht und gewünscht, daß auch du und Mariann mich nicht ganz vergessen thäten. Du hasts jetzt recht gut bei Vater und Mutter! Wenn auch meine Mutter noch leben thät, dann wärs schwerlich so weit gekommen mit mir. Nun, ich will niemand anklagen als mich. Ich hab mich nicht nach denjenigen gerichtet, mit denen ich hätte leben sollen. Man wird doch alle Jahre auch ein wenig klüger und die Erfahrung beschneidet dem Knabenmuth die Flügel. Wenn ich mein Leben noch einmal vom vierten Jahre an durchmachen könnte, nein Bruderherzerl, der Klausmelker würde nicht mehr Bauernknecht in Hopfenbach.

Mein Vater wird vielleicht von mir noch nichts hören wollen, drum ſchreib ich an dich. Die wenigen Kreuzer Botengeld für einen Brief von mir werden dich doch nicht reuen, wie ein verbregenzerwälderter Menſch du auch geworden ſein magſt.

Vor allem will ich dir erzählen, wie es mir gegangen iſt ſeit meiner Abreiſe aus dem Vaterhauſe.

Geld hab ich keines gehabt, daß es des Nennens werth wäre, das Betteln iſt ſchlecht gegangen, und als ich einen Mann antreffe, der ſchon oft Kühe von uns zum Wintern annahm, da frag ich ihn, wo man ſich melden müſſe, wenn man Grenzjäger werden wolle? Ich hatte wahrhaft ſo Etwas im Sinn. Der Mann aber hat mirs ausgeredet und es iſt ihm gelungen, da er ſelbſt mich anzuſtellen verſprach. Der Spitzbube! Er meinte, mit dem Klausmelker könne man machen wie man wolle. Arbeiten mußte ich unermüdet, Hunger leiden dabei wie eine Kirchenmaus und der Lohn war kaum groß genug, mir das Schuhwerk zu erhalten.

Da ſitzt er auf einem umgekehrten Melkkübel und beißt an den Fingernägeln herum, der ſtolze Schüler deines Vaters. Ergreift ihn Thatenluſt, ſo kann er Stroh aufladen, und ſeinen Zorn kann er am harten Brot auslaſſen. Ja, du frommes Bregenzerwälder-gemüth! die Welt iſt groß und ſchön, aber man ſollte auf etwas hinauf ſtehen können, um das Alles oder nur Etwas davon zu ſehen. Doch was nützt es dir von den Erfahrungen zu erzählen, die einer machen muß, wenn er wie ich ohne Freunde, ohne Credit, ohne Geld, ja ohne einen

anständigen Rock, nur mit stolzen Plänen in der Welt draußen steht. Du kennst mich Starrkopf gut genug um zu wissen, daß ich den Muth nicht gleich sinken lasse. Du kannst dir denken, wie ich mich regte und rührte, nachdem ich dem Bauern fortlief, und du kannst dir meine Wege selbst vorstellen, wenn ich dir sage, wohin sie mich führten. Der Vater hat mich nichts lernen lassen, ich wollte dieß und jenes, konnte aber nichts thun als froh sein, da ich endlich in einer Fabrik Arbeit fand. Jetzt war ich so frei, wie ich's nur wünschen konnte. Ich war für mich allein da und Niemand kümmerte sich um mich als die, denen ich etwas schuldig wurde, und das waren wenige. Unser einem glaubt keiner, traut keiner; überall ist er fremd, und es wär schon zum Verrücktwerden, wenn man nicht zuweilen eine Lumperei*) hätte. Warum nicht? Du gutes Mädchenköpfchen! Es stößt einem dann und wann was auf, das nicht hinuntergewürgt werden kann wie trocknes Brot, so was muß man hinunterschwemmen, und wenn man darüber den Verstand verliert, so ist nichts hin, er kommt mehr als früh genug wieder.

Bei unsern Lumpereien sind Einige gewesen, die haben schwätzen können wie Briefträger, die haben uns denn vorgepredigt vom Kumismus, oder wie das Ding heißt. Dann und wann hat die Polizei Einen geholt und dann hats geheißen: Das seien sociale Zustände,

*) lustige Lüderlichkeit.

man ſollte nach Amerika, wo es keine ſolchen Zuſtände gebe. Ich habs nicht recht begriffen mit dieſen Zuſtänden und der Polizei, aber nach Amerika gehen hätt ich ſchon mögen. Schlechter wärs nicht geworden, und da hätt ich doch die Abwechslung profitirt. „Wenn ich das hätt, was mir der Vater vom mütterlichen Vermögen ſchuldig iſt, dann könnt' ich die Spazierfahrt machen, aber der würde mir nichts geben wollen," ſagte ich, und „er muß!" ſagten die Andern und redeten und ſchwätzten, bis ich an einem ſchönen Morgen meine beſten Kleider, auf die ich aber nicht ſehr ſtolz war, anlegte und mich auf den Weg zum Barthle machte.

Zuerſt wars mir, ob ich einen Rauſch hätte, doch das verging lange bevor ich unſer Dorf erreichte. Glaub mir, es ſteckt etwas gar Wunderliches in der Luft deiner Heimat, etwas, von dem Einem zuerſt beinahe die Augen übergehen; doch der Tabakrauch trägt das bald wieder weg. Ich ſah die alten Berge, hörte die bekannten lieben Alpenlieder und wurde wieder angeredet mit der Sprache der Meinigen. Früher habe ich oft erzählen hören, wie das Einem ſo wohl thue, ich aber habe davon nichts als das Gegentheil empfunden. Zuweilen hätt ich jedem Fröhlichen, der mir begegnete, Ohrfeigen geben mögen, dann wurde mir wieder faſt weibiſch zu Muthe; ich nahm mir vor daheim zu bleiben und ordentlich zu thun, wenn der Vater ordentlich mit mir rede. Sonſt aber — tauſend Element! — ſonſt wollte ich auch noch einmal recht mit ihm aufbegehren und ihm ſagen, was er für Einer ſei.

An einem Samstag Abends kam ich in unſer Dorf. Ich war froh, daß ich meines handwerksburſchenmäßigen Ausſehens wegen nicht fürchten mußte, von Jemand erkannt zu werden. Ich hätte mich wahrhaftig vor allen Leuten geſchämt, nur vor dem Barthle nicht. Vor den wollte ich hinſtehen in meiner Erbärmlichkeit und zu ihm ſagen: Da ſieh, du frommer Mann, was du aus deinem einzigen Buben gemacht haſt!

Doch zu dem kam es nicht. Da ich nicht heim wollte, bevor es dunkel war, ging ich zum Adlerwirth. Ich traf das Rösle vor der Thür mit Aufräumen beſchäftigt. Wie doch das unterdeſſen ſo groß und ſchön und ernſt worden iſt! Es wird Einem ordentlich Angſt, wenn man ſich ſo anblicken laſſen muß und ich ſag dir: Ich armer, geldnöthiger Teufel hätte nicht hundert Gulden genommen dafür, wenn es mich erkannt hätte. Mir war ſpitzbubenangſt und ich machte mich in die Stube, ſo ſchnell ich konnte. Da war kein Menſch, und draußen hörte ich das Rösle rufen: Vater, es iſt einer drinnen, dem ich nichts Gutes traue, und zu dem ich doch nicht hinein mag. Der Wirth kam und brachte mir was ich verlangte. Die kleineren Kinder guckten ſcheu zum Fenſter herein und riefen dann im Fortſpringen einander zu: Er nimmt dich, er frißt dich! Mancheſmal würde ich darüber gelacht haben, heut aber war mir ganz anders zu Muthe. Ich ging früh ins Bett und verſchob das Heimgehen auf morgen, geſchlafen aber hab ich nicht. Was wird Mariann denken, und der Vater und das Rösle? Wer bin ich eigentlich? Kann ich die Schuld

von allem auf Andere ſchieben? O, wie könnte ichs gut haben und glücklich ſein, wenn ich nur klug geweſen wäre!

Doch ich mag nicht verſuchen dir zu ſchreiben, was ich in jener Nacht gedacht habe, der Brief wird ſonſt ſchon lang und breit genug. Ich will kurz berichten, was aus dem Gedachten entſtand.

Der Vater und die Schweſter ſollten mich ſo nicht ſehen, drum ging ich noch bevor es hell war zum Dorfe hinaus, und lief den ganzen Tag wie ein Verfolgter. In die Fabrik aber wär ich nicht mehr gegangen, wenn ich auch nicht auf dem Wege in einem Wirthshaus als Stallknecht ein Unterkommen gefunden hätte. Das Spotten und Lachen mag hören, wer es lieber hört, als ich. Es reut mich, daß ich nicht länger an jenem Dienſte blieb, denn hier in Hopfenbach hab ich nichts Beſſeres gefunden.

Ich bitte dich, von dieſem Briefe keinem Menſchen etwas zu ſagen, dem Rösle und der Mariann ſchon gar nicht. Schreibe mir, wie es daheim ſteht und was für Geſichter man wol machen würde, wenn ich auf einmal käme. Wenn man mich nur hinein ließe. Eigenen Boden wollte ich mir ſo leicht ſchaffen als der Bauer im Himmel; der ſetzte ſich auf ſeinen Hut, ich aber ſetzte mich auf die Eigenheiten des Vaters. Bruder, ich bin nicht mehr der Alte, ich will der nicht mehr ſein. Ich habe dulden, tragen, mich fügen gelernt. Ich kann alles, wenn ich weiß warum. —

Drei Wochen hab ich jetzt zu schreiben gehabt, jeden Sonntag, das verdient doch eine Antwort. Schreibe aber entweder bald oder einstweilen gar nicht mehr, da ich doch bald einen andern Dienst suche oder in eine Fabrik gehe.

In der Hoffnung, daß du bald schreibest, verbleibe ich

dein Freund

Niklaus Melchior Kleber.

Dienstknecht bei N. N. in Hopfenbach.

„Das ist ein ernsthafter Brief," rief Sepp nach langer Pause.

Franz hatte noch einmal zu lesen angefangen, plötzlich fragte er:

„Und ihr meint nun, Klausmelker sei ein Heuchler?"

„Bisher nicht."

„Oder ein Dummkopf?"

„Ich glaube nicht. Aber warum jetzt diese Fragen?"

„Weil er gegen die Urtheile und Meinungen Anderer noch nicht gleichgültig ist."

„Ja so — nun ich denke darüber anders. Unter dem Lesen ist mir eine Rede des Seilers oben im Dorf eingefallen, über die ich oft lachte und die ich heute zum erstenmal recht nachempfand. Man redete einmal von mir, und fand noch Einiges an mir zu loben. Der Seiler sagte unwillig: „Fleißige Arbeit, aber spottschlechter Hanf! Das hält nicht, ihr mögt's anfangen wie ihr

wollt. Mit dem Sepp nimmt's kein gutes Ende, ihr werdet ſehen, er reißt, wie feſt er auch ſcheine, denn er iſt im Grund gar nichts.“ Dieſe Seilerrede hab' ich nie vergeſſen; wenn ſie auch nicht feindlicher war als hundert andere, ſo hat ſie doch mehr Eindruck auf mich gemacht. Sie gab das Gefühl der Verachtung ſo ganz, daß ich ſie ſeitdem immer brauche, um dieſes Gefühl auszudrücken. Auch vorhin iſt ſie mir eingefallen. Dieſer Klausmelker mit ſeinem ohnmächtigen Zorn und ſeinem dummen Stolz, den liebevolle Gemüther Scham nennen würden, zeigt ſich überall erbärmlich. Warum iſt er nicht zu mir gekommen? Er rechnet viel zu viel, und man könnte glauben, er hab' immer beim Barthle gelebt. Ich ſehe wol, du denkſt anders — gut, mein Mann iſt ſo ein ſcheuer Lump nicht.“

„Wo keine Scham iſt, da iſt auch keine Ehre,“ bemerkte Franz.

„Laß mich einmal gehen mit dieſer Altweiberweisheit!“

„Die Sprichwörter ſind öffentliche Meinungen und ich habe dieſelben in letzter Zeit zu ſammeln und zu ſtudiren angefangen.“

Jetzt hörte man den Sennen jauchzen; das war für Franzen der Ruf zum Heimfahren. Der fing auch gleich an die Kühe zuſammen zu treiben, während Sepp ſinnend auf ſeinem Platze ſitzen blieb. „Zum alten Barthle,“ murmelte er, „wird der Klausmelker doch nicht mehr paſſen, er mag ſonſt ſein wie er will. Der ſtarre Vater

und der leicht bewegliche Sohn sind zu weit auseinander gekommen. Und," fuhr er nach einer Pause fort, „fast fürchte ich, daß das auch schon von mir und Franzen gelte. So wie sich der mir heute zeigt, hab' ich ihn nicht wollen; doch so wird er auch nicht bleiben. Was ist's, wenn er sich an die anschließt, mit welchen er leben muß? O, im Dorf drunten wird's bald wieder anders werden! Von den Alpen aus erblickt man alles schöner als es ist. Die Häuser stehen friedlich neben einander, die Kirche mitten im Dorf und sonst sieht man wenig und hört gar nichts von dem, was da drunten vorgeht."

Sepp stand nun auf und ging den heimeilenden Kühen so schnell nach als es dem etwas Ermüdeten möglich war. Als er zu Franzen kam, fragte er denselben: „Wie gefällt dir denn der Oberste, der Senn?"

„Er ist mir ungemein lieb," antwortete Franz, „o, wenn alle Leute so wären, dann wär's eine Freude mit ihnen zu leben!"

„Der Senn ist gerade wie die meisten Leute sind," sagte Sepp und es war ihm anzusehen, daß er dabei recht gleichgültig scheinen wollte.

„Ich bin froh, wenn die Meisten so sind," bemerkte Franz und wollte nun wieder vom Klausmelker anfangen. „Der Mariann," meinte er, „sollte man den Brief doch sehen lassen. Die wisse am besten zu antworten und könne sagen, wie es daheim stehe." Sepp dagegen sagte: „Dazu sei noch lange Zeit." Dann

fing er wieder vom Sennen an. Dieſen aber mochte Franz vor dem demſelben ſehr abgeneigten Vater weder loben noch tadeln. Jeder überließ ſich nun ſeinen Gedanken und Sepp murmelte: „Wenn ich gewußt hätte, daß uns der Käshändler dieſen Brummbär heraufſchickte zum Sennen, dann wäre Franz nicht Küher geworden, das weiß ich.“

Zuerſt ging Sepp zu den Melkern in den Stall, und blieb nicht nur dort, bis ſeine eigenen, ſondern bis alle Kühe gemolken waren. Der Bauer will nicht nur wiſſen, wie viel Milch er in's Maßbuch bringt, ſondern er will auch vergleichen mit Anderen, deren Kühe neben den ſeinigen weiden, und er iſt ordentlich ſtolz darauf, wenn ſeine Kuh einen Schoppen mehr gibt, als die des Nachbarn.

Nach dem Melken ging Sepp ſinnend vor der Hütte auf und ab, bis er vom Sennen zum Eſſen gerufen wurde.

„Kommt der Sonntag auch bis da herauf?“ fragte der Eintretende, erſtaunt, als er die Alpknechte in ihren beſten Kleidern am Tiſche ſitzen ſah.

„Allerdings,“ ſagte der Senn, „nur bleibt er allemal nicht lange da. Es muß dir, der nie Alpknecht war, etwas wunderlich vorkommen, daß wir uns da anziehen als ob wir zur Kirche gehen wollten. Uns wird viel ſonntäglicher zu Muthe, wenn wir den Staub der Woche wieder einmal abſchütteln.“

Sepp hielt dieſe Rede nur für das heuchleriſche Geſchwätz eines eiteln Frömmlers. Er wußte aber nicht,

wie lang so einem Alpknecht ein Sonntag werden kann, wenn er nicht Zeit hat in die Kirche zu gehen, die ihm nicht nur ein Bethaus, sondern auch sein Kunsttempel ist und der einzige Ort, wo er die Arbeiten und Sorgen des Lebens für einige Stunden vergessen kann. — In der Kirche probirt der Bauer alle Wochen, ob er noch lesen könne, da sieht und hört er das Schönste sein Lebtag. Drum muß ihm auch stets das in der Kirche Gesehene zum Vergleich dienen, wenn er etwas Schönes, etwas Erhabenes beschreiben will. Eine Musik ist schön wie eine Orgel, ein guter Redner kanns wie ein Pfarrer, und in großen, wichtigen Augenblicken wird dem Bauer zu Muthe als ob er allein in der Kirche wäre. Kann er einmal nicht mit der Gemeinde diesen ihm so lieben, so heiligen Ort besuchen, so will er doch den Sonntag mit den Andern feiern und ist schon zufrieden, wenn er nur durch ein äußerliches Zeichen seinem Wunsche zu Hülfe kommen kann, wie es auch den Ausgewanderten freut, wenn es ihm gelingt, die Lieblingsblume seiner Heimat auch auf fremdem Boden groß zu ziehen.

Sepp, der überall die Schattenseiten sah, hielt so Etwas nur für leeres Formenwesen. Ihm galt immer die Arbeit, die treue Berufserfüllung als das Höchste, daher sagte er zum Sennen: „Ich für meine Person halte von derlei Aeußerlichkeiten nicht viel und meine, wenn einer in einer Alp völlig wie ein Einsiedler lebe und seine Sache gehörig mache, sei Gott mit ihm zufrieden, wenn er auch das ganze Jahr in keine Kirche kommen sollte."

„Ich hoffe auch, er soll zufrieden sein," sagte der

Senn ernſt, „aber wenn man die ganze Woche kaum einen guten Gedanken hat, ſollte man doch in Predigt und Amt gehen können, man wird ſonſt gar zu zeitlich.“

„Iſt aber nicht treue Erfüllung ſeines Berufes der ſchönſte Gottesdienſt?“

„Ich hab' das immer gemeint, bis vor zwei Jahren, da hat der Pfarrer einmal eine Predigt gehalten, die hat mir viel Kopfarbeit gemacht. Er hat geſagt: für die zeitliche Arbeit erhalte der Menſch auch zeitlichen Lohn; aber der Menſch ſollte bei den Sorgen für's Zeitliche auch den Dienſt ſeines Erſchaffers nicht vergeſſen, ſollte etwas Beſſeres ſein wollen als die Ameiſe und andere Arbeiten und andere Sorgen haben als ſie! ſo hat er geſagt.“

„Und was haſt du dann gedacht?“

„Damit meine er mich und habe recht!“

Sepp ſah den Sennen erſtaunt an. Er mußte ſich wider Willen geſtehen: der Menſch iſt beſſer als du. Seine Selbſtliebe kämpfte jedoch mit dem Gefühl der Achtung, das für dieſen Menſchen in ihm ſich regte. „Willſt auch du wie Franz dich überſchwätzen laſſen und in den alten Tagen blinden Glauben zu achten anfangen? Nein, für einen Mann iſt Demuth keine Tugend!“ Das waren die Gedanken, womit Sepp ſeine „Schwäche“ bekämpfte, und als er Sieger zu ſein glaubte, rief er dem Senn lachend zu: „der Pfarrer hat für ſeinen Gottesdienſt zu eſſen, er hat gut reden, aber uns gibt dafür Niemand etwas.“

„Das wär doch keine Antwort auf so eine Predigt," ſagte der Senn.

Das hatte Sepp nur zu gut gefühlt. Es reute ihn, ſich ſo ſchwach, ſo leidenſchaftlich gezeigt zu haben. Aber geſagt war geſagt, und nun mußte dem Sennen gezeigt werden, daß er ein Recht habe, über den Pfarrer böſe zu ſein und alles, was von ihm kam, zu tadeln. „Dem Sennen," ſagte er ſcheinbar ganz gleichgültig, „dem Sennen geht es mit dieſer Predigt wie mir mit einer andern von den falſchen Propheten."

„Das ſollt' Einer wieder vergeſſen, wenn's auch nicht ganz recht war, wir ſind alle Menſchen mit Fehlern und der Pfarrer auch," ſagte der Senn.

„Aber," ſagte Sepp, „haſt du, hat ſonſt Jemand im Dorf es vergeſſen?"

Eine Minute lang war es ſo ſtill, daß man eine Nadel hätte fallen hören. „Niemand hat es vergeſſen, gar Niemand," rief Sepp, und fuhr dann wehmüthig fort: „Als ich vor etwa dreißig Jahren in unſer Ländchen zurück kam, wollte ich den Leuten nur Gutes thun, wollte vor allem der Freund jedes Armen, jedes Unterdrückten ſein, denn ich ſelbſt hatte erfahren, was dieſe Leute ausſtehen müſſen. Ich glaubte auch zu wiſſen, woran es fehle: ihre Religion war Form, heuchleriſches Weſen, träge Ergebenheit in Gottes Willen und dummer Aberglaube. Nun glaubte ich dagegen kämpfen zu dürfen, ohne daß ich dem wahren Chriſtenthum ſchaden werde, und noch jetzt halte ich es für ein ſchlechtes Zei-

chen, daß der Pfarrer anderer Meinung war. — Mit jener Predigt hat er mich ausgestoßen aus der Gemeinde, das Band zerrissen, welches mich an die Andern knüpfte, an die, von denen ich Gutes empfangen, denen ich auch Gutes thun wollte. Es war ein Glück für mich, daß ich bei der Arbeit meine Unterhaltung fand."

Der Beiknecht, der bisher stillschweigend zugehört hatte, stand plötzlich auf und sagte: „Nicht der Pfarrer, sondern du selbst hast dich verfeindet gemacht. Warum hast du unsere geistlichen und weltlichen Vorgesetzten nicht geachtet, warum achtest du sie noch nicht?"

„Ich achte jeden, der mir achtungswerth scheint."

„Der nach deinem Kopf ist," fiel der Beiknecht ein, „meinst du denn, es sei Niemand recht, als wer dir gefällt?"

„So haben es aber ich und auch du und fast alle Menschen," sagte Franz, welcher, die Natur des Beiknechts kennend, einen heftigen Streit fürchtete und wo möglich verhüten wollte.

Es war wieder so stille in der Stube, daß man aus dem Dorfe herauf läuten hörte. „Jetzt läutet's zur Wandlung," sagten die Knechte, knieten mitten in der Stube nieder und beteten. Sepp aber ging zur Thüre hinaus und schlug diese so heftig hinter sich zu, daß im Stall neben der Stube mehrere Kühe, die sich schon gelegt hatten, wieder aufsprangen und im ganzen Stall alles zu brüllen anfing.

„Allegro!" schrie der Beiknecht, „ihr Himmeltausendsakraments-Krüppel, wollt ihr ruhig werden

oder soll ich euch buchene, ungebrannte Asche einreiben?"

„Jetzt wird wol die Wandlung zu Ende sein," dachte Sepp, während der Beiknecht im Stalle herumpolterte. Als einige Minuten später Franz mit zwei Wasserkübeln zum Brunnen lief, hörte Sepp den Beiknecht zum Sennen sagen: „Meinst du nicht auch, die Kühe wären ruhig blieben, wenn Sepp gebetet hätt'? Es hat mir fast geschaudert, daß sogar unvernünftiges Vieh sich ob ihm entsetzt. Er ist aber auch Einer darnach! Der ging das ganz' Jahr nie in die Kirche, wenn sein Weib nicht wäre."

Der Senn sagte: „Mir kommt es vor, er sei im Allerinnersten nicht so schlecht, als er sich zeigt. Aber er haßt den Pfarrer, und ein Sprichwort sagt: Wer den Kaufmann nicht mag, der tadelt auch seine Waare. Ich glaube, er thut manches Unrechte nur dem Pfarrer zum Trotz und seiner Lehre."

Sepp mochte die Beiden nicht länger belauschen. Er stand auf und ging zum Brunnen hinaus. Franz wollte noch das Wasser heimtragen und dann mit ihm in der Alp herum laufen, aber Sepp hatte wenig Lust dazu. Die Alp habe er schon oft gesehen, und geredet habe er heute schon mehr als genug, er könne selbst nicht begreifen, warum er mit dem Betbruder etwas angefangen habe. Franz aber lief mit dem Wasser heim und gab dann nicht nach, bis der Vater sich wenigstens zu einem kleinen Spaziergang bereden ließ. Doch die Beiden redeten nicht mehr viel. Sepp war ärgerlich

und unzufrieden mit ſich ſelbſt, mit Franzen, mit dem Sennen und mit Allem. Franz erhielt immer nur halbe Antworten, er mochte anfangen, von was er wollte, ſo daß er zuletzt beinahe froh war, als Sepp vom Heimgehen zu reden anfing.

Auf dem Heimwege ſann Sepp nicht mehr dem Holzhandel nach. Den ganzen ſchönen Wald Hansmichels hätte er darum gegeben, wenn Franz nie zum Sennen gekommen wäre. Dieſer Sommer, meinte er, werde der unglücklichſte ſeines Lebens, weil er ihn um die ſchönſte Hoffnung bringe. Er hielt ſich für unglücklicher als den Barthle, der doch noch ein Kind habe, während er ſtatt ſeines Franz am Herbſt eine Kreatur des Sennen in's Haus bekomme.

Sepp verargte es ſeinem Sohn, daß dieſer den Sennen achtete und liebte, „dieſen ungebildeten, dummen Bauern, der nur wie das Vieh einen Inſtinkt hatte;“ und doch bewies der Umſtand, daß Sepp alles, was er an ſeinem Franz verändert fand, demſelben zuſchrieb und auch für die Zukunft ſeinen Einfluß fürchtete, wie ſchwach er ihm gegenüber in gewiſſen Stücken ſich ſelbſt gefühlt haben mußte.

Der Senn war als einer der ruhigſten, leidenſchaftsloſeſten Männer bekannt, den gar nichts aus der Faſſung bringen konnte und der bei den wichtigſten Ereigniſſen ruhig zu ſagen pflegte: die Welt hängt nicht an Einem Nagel. Er gehörte zu keiner Partei, weder zu den Reichen noch zu den Armen, und war doch bei Allen beliebt, nur beim Sepp nicht; der konnte ſolche

leidenſchaftsloſe Menſchen noch weniger leiden als ſeine Gegner. Nun fürchtete er, der Senn werde Franzen ſo gleichgültig machen gegen alles was um ihn vorgehe, wie er ſelbſt ſei, und mithin ſeinen Racheplan vereiteln, nach welchem er einſt als Wahrheitsgeiger hätte auftreten ſollen. Sein einziger Troſt war noch die Hoffnung, daß es dem zwanzigjährigen Franz unmöglich ſein werde, nach den Grundſätzen eines mehr als Dreißigjährigen zu leben. Daß dem Grunde, welchen Sepp mit ſeiner Erziehung legte, nicht viel zu trauen ſei, hatte er heute erfahren. „Da auf der Alp mag er ſich alles einbilden, wie er will," ſagte Sepp, als er heimgekommen war, „es iſt ihm recht närriſch wohl dabei; wenn er aber wieder etwas erlebt, ſo wird er wills Gott ſeine Spruchweisheit wieder verlieren, und ſtatt zu träumen und zu ſinnen, handeln lernen."

Achtes Kapitel.

Ein Sonderling als Küher.

Den im Lärm einer großen Stadt Lebenden erfaßt oft ein unwiderstehliches Sehnen nach ländlicher Einsamkeit und Ruhe; ja er beneidet wol zuweilen den von so vielen Naturschönheiten umgebenen Aelpler, während dieser nur selten an der bekannten Umgebung sich erfreut, mit welcher er zu sehr verwachsen ist, um sich ihr noch betrachtend gegenüberstellen zu können. Gewöhnlich muß ein Küher zuerst den Kelch der Langweile bis auf die Hefe geleert haben, ehe er etwas anfängt, womit er Kopf und Hände beschäftigen kann, aber nicht der Hundertste wird ein Beobachter der Natur. Der Eine vertreibt sich die Zeit mit Kopfrechnen, ein Anderer trägt Steine zusammen und baut Hütten und Kirchen, oder schneidet sich aus Holz Heiligenbilder und Kreuze; hie und da verkürzt sich Einer die Zeit mit Zusammenzählen aller in seinem Dorfe vorkommenden Taufnamen, so daß er jeden Herbst genau wie des Pfarrers Taufbuch sagen kann, wie viele Joseffe und Hansmichel, Marien, Annen

und Thereſen in ſeiner Heimat leben. So ein Alpknecht wird in der Regel ein wahrer Originalmenſch und erfreut ſich einer Gedächtnißkraft, um die ihn mancher paragraphenbeißende Juriſt beneiden könnte.'

Franzen aber war bisher der Tag noch nie zu lang geweſen. Wie alle neuen Küher war er ungemein ängſtlich, machte beſonders anfangs oft unnöthige Gänge und Sprünge, weil er ſeinem Berufe unmöglich genug thun zu können meinte. Der Sohn des reichen Bauern hatte zwar ſein Lebtag mit dem Vieh umgehen müſſen, aber nur mit eigenem; es war ihm daher die Verſorgung deſſelben nie ſo wichtig vorgekommen, als hier, wo nur etwa der vierte Theil der ihm anvertrauten Herde ſein Eigenthum war. Es iſt gewöhnlich viel leichter, dreißig aus einem Stalle kommende Kühe in Ordnung zu erhalten, als zwanzig aus mehreren Ställen zuſammengetriebene; und Franz hatte beinahe hundert Kühe beiſammen, die etwa zwanzig Bauern gehörten. Da gab es dann immer und überall aufzupaſſen und abzuwehren, bis die vielen Schellkühe es ausgekämpft hatten, welcher von ihnen das Recht des Vorangehens gehöre, und des Sennen Schellkuh mit lautem Brüllen ihren Sieg verkündete. Franz würde daheim, wo es den Sommer hindurch außer dem Heuen nicht viel zu thun gab, bei weitem ruhigere und beſſere Tage gehabt haben, als auf der Alp, wo das Leben nicht gar ſo angenehm iſt, als diejenigen ſich einbilden mögen, die nur hie und da einen Küher jauchzen hören und dann am Heiligenkreuztag die Alpknechte mit Backen heimkommen ſehen, die

faſt ſo roth ſind als die Roſen auf ihren Hüten. Mancher Maurer und Handlanger würde nicht tauſchen mit einem Alpknecht, deſſen Koſt zwar beſſer und deſſen Arbeit viel weniger ſtreng iſt, der aber nie einen freien Tag hat, und gerade beim ſchlechteſten Wetter am meiſten im Felde ſein muß. Sepp und beſonders die Mutter hatten das und Aehnliches viel und viel Mal geſagt, um Franzen die Luſt zum Küherleben zu nehmen, jedoch dieſer ließ nicht nach mit Bitten und Betteln, bis man ihm endlich erlaubte, ſich zu verdingen, „um," wie er ſagte, „einmal aus dem ewigen Einerlei herauszukommen, und etwas Neues zu erleben, wenn es auch nur Arbeit und Naßwerden wäre." Dem Sepp war es recht, daß Franz auch die Arbeiten eines Kühers lernen wollte und er nun ſeine vierundzwanzig Kühe nicht mehr lauter fremden Leuten anvertrauen mußte. Er wähnte, auch Franz habe hauptſächlich darum auf einmal ſo Luſt, Küher zu werden, und hatte ſich nur ſo lange gewehrt, weil er ihn ungern zu den andern Alpknechten ließ, die er „ſelbſt unter Bauern für die dümmſten und roheſten Leute" hielt. Doch er glaubte, daß er Franzen nun gut und feſt genug erzogen habe, um ihn unter die Leute laſſen zu können. Er ahnte nicht, daß gerade dieſe Erziehung Urſache war von Franzens heißem Wunſch, aus dem Dorfe wenigſtens eine Zeit lang fortzukommen.

Von früheſter Jugend an hatte Franz nichts ſo oft gehört als Klagen über die Dummheit und Schlechtigkeit der Menſchen. Nie durfte er fort von daheim, wenn es nicht durchaus ſein mußte, „um," wie der Vater laut vor

ihm ſagte, „von den Andern nicht verderbt und ſo ſchlecht wie ſie zu werden.“ Er war daher ſchon in der Schule nicht wie die andern Kinder, wurde ſchon da als Sonderling verlacht und gemieden. Wenn er einem Mitſchüler etwas zeigen, etwas machen helfen wollte, ſo hieß es: „Ja, man weiß ſchon ſonſt, daß du der Geſcheideſte biſt!“ Klagte er dem Vater ſeine traurigen Erlebniſſe, ſo ſagte dieſer trocken: „Ja, ja, ſo ſind ſie Alle, die Großen und die Kleinen, es iſt ein Glück für dich, daß du ſie ſchon früh aus eigener Erfahrung kennen lernſt.“ Marien ging ein Stich in's Herz, ſo oft ſie ſolche Reden hörte, aber ſie hatte ſchon erfahren, daß Sepp ſich hier nicht widerſprechen laſſe, und nur wenn er es nach ihrer Anſicht gar zu arg machte, widerſprach ſie ihm, obwol ſie wußte, was das für Folgen hatte. Im Ganzen lebte ſie recht friedlich mit ihm, denn ſie kannte ihn und wußte alle Steine des Anſtoßes zu meiden. Sie wußte zum Beiſpiel, daß ihr Mann auf Palmen, Amulete und dergleichen nichts hielt und ärgerlich wurde, wenn er irgendwo ſo etwas brauchen ſah, und ſie hatte daher nie gewagt, an die Wiege des kleinen Franz ein Amulet zu nageln, wie gerne ſie das auch gethan hätte. Die Nachbarinnen machten ihr oft wegen ihrer Lüderlichkeit Vorwürfe, worauf ſie, da ſie den Mann nicht verklagen wollte, kein Wort erwiderte, ſich ſelbſt aber mit dem Gedanken tröſtete: Gehorſam ſei beſſer als Opfer; der Allmächtige, Alleſſehende wiſſe ihren guten Willen und werde daher auch ihr Kind vor allem Böſen bewahren. So gab ſie in allen Stücken nach ſo viel ſie konnte, obwol

ihr Manches, beſonders Franzens Erziehung gar nicht gefiel. Dieſer hatte, nachdem auch Klausmelker nicht mehr kam, keinen einzigen Freund. Von ſeinen Altersgenoſſen und von Allen im Dorf wurde er verſpottet oder gehaßt. Sogar die Taglöhner, die beim Sepp arbeiteten, machten ſich über ihn luſtig und ſagten: Einen dümmern Menſchen als den hätten ſie noch nie geſehen. Der wiſſe nichts zu reden, als von dem, was er aus den Büchern des Vaters geleſen habe, er kümmere ſich mehr um die ſchwarzen Leute in fremden Welttheilen, als um die ſchwarzen Kühe ſeines Nachbarn, immer wolle er belehren und geſcheider ſein als die Andern, und doch verſtehe er von dem, was um ihn her vorgehe und was jeder Bauer verſtehen ſollte, nicht mehr als eine Kuh von einer Muskatnuß. Die gute Mari, die nur zu oft Gelegenheit hatte, ſolche Reden durch die Wände hindurch zu hören, konnte ſich oft und beſonders an langen Sommerſonntagen nicht enthalten, zu ihrem Manne zu ſagen: „Aber Sepp, du machſt doch aus unſerm Buben einen recht ſtolzen, eigenſinnigen, daher unglücklichen Menſchen. Schau nur, wie alle jungen Leute ſo froh ſind beiſammen, wie jeder Hafen einen Deckel findet, nur unſer Franz hat keinen Freund; ſtarr und knorrig ſitzt er bei ſeinen Büchern oder ſteht vor der Hausthür, wie eine einſam aufgeſchoſſene Buche. Natürlich! er hält ſich für bräver und klüger als die, über die du ſein Lebtag nur geſpottet und geſchimpft haſt. Aber Mann! wie ſoll einer für die Mitmenſchen etwas Gutes thun können, die er nicht kennt und nicht liebt?“ Auf ſolche

Vorwürfe pflegte Sepp, zuweilen ruhig, zuweilen etwas heftiger zu erwidern: „Man kann ſich an alles gewöhnen und gewöhnt ſich an alles. Wer eine Stunde in einem Zimmer iſt, merkt's nicht mehr, wenn es darin auch noch ſo ſehr nach Knoblauch riecht. Franz ſoll aber nicht gleichgültig werden gegen die Fehler Anderer, indem er ſich daran gewöhnt; erſt wenn er feſt ſteht auf ſich ſelbſt, ſoll er unter ſie treten. Zu lieben braucht er ſie gar nicht. Wenn er das Gute nur um ihretwillen thät, dann wär's ſchlecht. Nicht ſein Vergnügen wird es ſein, das Wohl des Nebenmenſchen zu fördern, aber ſeine Pflicht, denn dazu hab ich ihn erzogen."

Marien kamen dieſe Reden grauſam hart vor, doch wagte ſie ſelten etwas zu erwidern und ging gewöhnlich hinaus, um ihre Thränen zu verbergen.

Franz hatte ſchon oft bemerkt, daß Vater und Mutter uneins waren und daß er, wiewol ohne ſeine Schuld, die Urſache kleiner Streite ſei. Er gab zwar dem Vater ganz recht, da er ſeine Urtheile über die Bauern immer beſtätigt fand, aber die Spottreden deſſelben thaten ihm doch weh. Er ſelbſt konnte über erlittenes Unrecht nie lachen, ſondern nur klagen, und hatte daher, da er doch mehr oder weniger mit den Leuten umgehen mußte, nur ſelten eine fröhliche Stunde. Da war es nun nichts Wunderbares, daß er ſich fortſehnte aus einem Dorf, in welchem er in den freundſchaftsſüchtigſten Jahren keinen einzigen Freund hatte finden können, aus einem Hauſe, in dem er die letzte Zeit ſo vieles, das ſeinem kindlich zart fühlenden Herzen weh that, hatte ſehen und hören

müſſen. Der Wunſch, aus dem Dorf und von den Leuten fortzukommen, war ſo lebhaft in ihm geworden, daß er ſich als Küher verdingte, ohne recht zu bedenken, welch einen wichtigen Dienſt er damit übernehme und wie wenig er demſelben gewachſen ſei. Erſt nachdem er verdingt war, fing er ſich an zu fragen: Werd' ich wol den unbedachtſam übernommenen Dienſt ſo zu verſehen im Stande ſein, daß man mit mir zufrieden iſt? Er wagte nicht, ſeinem Gewiſſen auf dieſe Fragen zu antworten. In ſeinen Träumen ſah er die Mutter jammernd neben Kühen mit zerſchmetterten Köpfen und gebrochenen Füßen ſtehen, hörte arme Witwen und Waiſen ihn verfluchen, weil er ſie durch ſeinen Unverſtand, ſeine Nachläſſigkeit um ihre einzige Kuh gebracht hatte, und die ganze Gemeinde ſtand dabei und rief ihm wie aus einem Munde mit donnerähnlicher Stimme zu: Vorher gethan, hernach bedacht, hat manchem großes Leid gebracht! Das war eine ſchreckliche Zeit für ihn und er durfte ſich vor Niemand ſeinen Kummer anmerken laſſen, nicht einmal ſeinen Aeltern durfte er ihn klagen, weil er glaubte, daß ihm dieſe nicht helfen, ſondern nur Vorwürfe machen würden, die Mutter wegen ſeinem Leichtſinn, der Vater wegen ſeinem ſchlechten Vertrauen auf ſich ſelbſt.

Endlich war der ſo lange ſchon gefürchtete und doch ſo heiß erſehnte Tag der Alpfahrt gekommen. Wol noch ſelten war ein Küher ſeiner Herde ſo ſtill und traurig nachgegangen, wie Franz. Faſt auf jedem Hügelchen blieb er ſtehen und die vielen ſchwarzen, weißen und gefleckten Kühe überſchauend und zählend, fragte er ſich:

Ob du wol die alle am Herbſt geſund und in der Ordnung wieder heimbringen wirſt? O dann könnteſt du dir auch wohl ſein laſſen und jauchzen und ſingen wie jetzt der Beiknecht. Wenn das wirklich mir von Gott verliehen würde! Dann fing er ein Vaterunſer zu beten an, mit dem er aber nie fertig wurde, weil der ängſtlich Beſorgte ſogleich wieder etwas Anderes zu thun und zu ſinnen hatte. Wo zwei Kühe einander nur anſahen, fürchtete er einen auf dem ſchlechten Wege gefährlichen Kampf und ſprang dazwiſchen ſo ſchnell er konnte. Ja er war ſo beſchäftigt, daß er, obwol ein Liebhaber des Rauchens, nicht einmal Zeit hatte, ſich eine Pfeife zu ſtopfen, bis er endlich, nach vier Stunden langer angſtvoller „Fahrt“ auf der Alp angekommen war.

Nachmittags ſtand er bei den weidenden Kühen, er ſann darüber nach, wie er es anfangen müſſe, daß er mit ſeinen Mitknechten gut auskomme und kratzte dabei ſeiner Schellkuh am Halſe. Da kam, ein kleines Bündelchen auf dem Rücken und die großmächtige Käskelle in der Hand, der Senn herauf und rief Franzen ſchon von weitem entgegen: „Ah! Grüß Gott, Küher, wirſt auch einmal probiren wollen, wie Alpkoſt und Bergluft dir anſchlagen?“

Franz konnte nicht anders, als gleich von dem anfangen, was ihm juſt am ſchwerſten auf dem Herzen lag. „Er ſei noch nie Küher geweſen,“ ſagte er, „man werde daher anfangs mit dem Neulinge Geduld haben müſſen.“

„Das muß man immer und mit allen Menſchen,“ antwortete der Senn. „Du mußt das, ich und alle und die

friedlich und froh auf der Welt leben und mit den Mitlebenden gut auskommen wollen. Es ist überhaupt dumm, durch Eigensinn und Ungeduld sich und Andern das Leben hart zu machen, am dümmsten aber wäre das auf einer Alp, wo nur Wenige beisammen leben und Alle auf einander angewiesen sind. Ja, da wäre der Unfriede etwas Trauriges! Doch ich hoffe das nicht zu erleben, mit dir so wenig als mit Andern. Lug Küher, es kann und wird uns so wohl werden wie Vögeln im Hanfsamen, wenn wir wacker zusammenhalten, uns die Arbeit gegenseitig so leicht als möglich machen und Belehrung und guten Rath einander geben und von einander annehmen, so oft es nöthig ist."

Als nun Franz versicherte: „er werde es stets mit Dank annehmen, wenn man ihm einrede," sagte der Senn: „Nun, dann will ich damit gleich den Anfang machen! Die Kuh, die du da streichelst und kosest, wird wol deinem Vater — oder wenn du lieber willst — dir selbst gehören! Nun wollte ich dir nur sagen, daß du das für die nächsten zehn Wochen vergessen mußt. Als Küher gehört alles Vieh dein, alles hat gleich viel Recht auf deine Sorgfalt und Liebe. Du bist nicht hier, um etwa nur die Kühe deines Vaters zu versorgen, sondern du stehst, wie wir, auch im Dienste der armen Witwe, die uns mit ihrem einzigen Kühle beinahe all ihr Hab und Gut anvertraut hat."

Franz sah den Sennen ernst und erstaunt an; dieser aber fuhr nach einer Pause fort: „Ich merke, daß du gern etwas erwidern möchtest und es doch nicht thust,

vermuthlich dem Frieden zu Lieb'; das ist aber nicht recht, denn ein geladenes Gewehr ist oft gefährlicher als der Schuß, vor dem man sich in Acht nehmen kann. Wir haben zwar einander in diesem Stücke nichts einzureden; aber ich bitte dich — und gerade um des lieben Friedens willen bitte ich dich — trage doch nie heimlich geladene Gewehre mit dir herum, red' immer, wie du es meinst, sag', was du auf dem Herzen hast, damit man dir offen, wie du redest, widersprechen oder deine Meinung annehmen kann!"

„Du hast recht!" rief Franz, „und du wirst sehen, wir werden, bis es Herbst ist, ganz gute Freunde werden."

„Ja, ich wünsche und hoffe es," sagte der Senn und eilte der Hütte zu, wo es heute für ihn noch so Manches zu ordnen und herzurichten gab.

Sinnend schaute Franz dem Forteilenden nach. So frei und offen hatte er außer seinem Vater noch nie einen Menschen reden gehört. Dem reichen Bauernsohn mochte sonst Niemand einreden, er wurde nur scharf beobachtet und die Leute hatten ihre größte Freude, wenn sie wieder etwas nach ihrer Ansicht recht Dummes von dem Sonderlinge zu erzählen wußten. Als nun der Senn, kaum zu Franzen gekommen, ihm verboten hatte, sich mit seiner Schellkuh die Zeit zu vertreiben, war ihm das so dumm und unverschämt vorgekommen, daß er gewiß etwas dagegen gesagt haben würde, wenn nicht die Liebe zum Frieden und der Gedanke, daß er den Rath des Sennen noch manchesmal nöthig haben werde, ihn davon abgehalten hätten. Als ihn dieser aber gleich hernach

aufforderte, ebenfalls immer zu ſagen, was er auf dem Herzen habe, da ſchien es ihm eine ausgemachte Sache, daß der Senn nur meine: „Du mußt jetzt vergeſſen, daß du reicher biſt als wir, ſonſt würde mit dir nicht auszukommen ſein.“ Franz meinte, der Senn fürchte ſeinen Bauernſtolz, und das wär' ihm eigentlich gerade das Rechte geweſen, weil er ihn dann durch ſeine Bereitwilligkeit jedem ſeiner Befehle zu gehorchen, um ſo leichter für ſich gewinnen konnte. Auch noch auf andere Weiſe hoffte Franz aus dieſem Vorurtheile Nutzen für ſich ziehen zu können. Wenn nämlich der Senn ihn für einen recht geld- und kuhſtolzen Bauernkerl hielt, ſo konnte es für ihn gewiß kein größeres Vergnügen geben, als dem Reichen bei jeder Gelegenheit ſeine Einſicht und ſeine Ueberlegenheit als Alpmann zu zeigen, ſo daß Franz dann nie gezwungen war, durch Fragen ſeine Unwiſſenheit zu zeigen, ſondern bloß durch beſtändiges Gehorchen ſich beim Sennen beliebt machen konnte.

So rechnete Franz und zeigte ſich dadurch als ein gelehriger Schüler ſeines Vaters, welcher immer und vor allem die Schwächen und Fehler des ihm Gegenüberſtehenden herauszufinden ſuchte. Nur ſeine eigenen Fehler bemerkte Sepp gewöhnlich nicht. In dieſem Stücke war Franz, welcher ſchon ſo oft Zeit und Gelegenheit gehabt hatte, ſich mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen, viel gewiſſenhafter als ſein Vater, dem es an ſeinem Platze gewiß zu ſehr an Demuth gefehlt hätte, um ſich ſo ganz der Anſicht und dem Willen eines Anderen unterwerfen zu können. Franz kam dann aber mit ſeinen Mit-

knechten, von denen er ſich willig weiſen und leiten ließ, viel beſſer aus, als dieſes der Fall geweſen wäre, wenn er dem Grundſatze ſeines Vaters gefolgt hätte, welcher zu ſagen pflegte: „Nicht vom Hörenſagen, ſondern durch's Thun kann man etwas lernen und nur durch ſelbſterlebten Schaden wird man klug.“

Der Beiknecht bildete ſich nicht wenig darauf ein, daß er nun auch einmal einem Reichen einreden und befehlen konnte. Ihm war das Befehlen immer Zweck, nicht Mittel, wie dem Sennen, welcher die Ordnung über alles liebte und nie etwas zu befehlen hatte, wenn nicht ſeine Ordnungsliebe ihn dazu drängte. Ihn mußte es daher freuen, daß Franz ſo willig und thätig war, und wenn auch die Freude am Befehlen ihn nicht blind machte für deſſen Fehler, wie den ſtolzen Beiknecht, ſo war ihm Franz doch immer lieber, weil er ſah, wie ſehr dieſer ſich bemühte, ein tüchtiger Küher zu werden, und wie er faſt von Tag zu Tag ſeinem Ziele näher kam.

Dem guten Franz kam dann aber doch zuweilen ſein kindiſches Gehorchen recht lächerlich, ja verächtlich vor. Der Gedanke, daß er jetzt ſeine Lehrzeit habe und nur gehorche, um das Befehlen zu lernen, war bald nicht mehr im Stande, ſein immer mehr erwachendes Selbſtgefühl zu befriedigen. Er mußte doch wenigſtens zeigen, daß er ſonſt auch nicht gerade der Dümmſte ſei. Er fing daher an, mit den Andern über Dinge zu reden, die ihnen ſicher noch viel neuer und fremder waren, als ihm in den erſten Tagen das, was ein Küher nothwendig wiſſen und können ſollte. Aber trotzdem zeigten ſie ſich

bei weitem nicht ſo gelehrig wie er und ſeine Geduld hatte manche harte Probe zu beſtehen, indem er die derbſten Widerſprüche und den ſchonungsloſeſten Spott anhören mußte. Da trug keiner „ein geladenes Gewehr mit ſich herum“ und ſicher würde Franz, der an Widerſpruch nicht gewöhnt war, mit ſeinen Mitknechten bald nicht mehr gut ausgekommen ſein, wenn nicht die gemeinſame Arbeit aller das Gefühl der Zuſammengehörigkeit in ihnen erhalten hätte. Unter dem Eſſen gab es oft die heftigſten Streite, nachher aber mußte gemeinſam berathen werden, was nun wieder zu thun ſei, und bis man dann an die Arbeit kam, war der Friede vollſtändig hergeſtellt.

Die Arbeit war das Band, welches die drei immer feſter an einander knüpfte. Es war gar nicht anders möglich, als daß diejenigen, die hier Franzen ſo ganz beherrſchten, auch ſonſt Einfluß auf ihn gewinnen mußten, ſo daß er, als einmal die vom Vater ihm eingepflanzten Vorurtheile gegen die „dummen Bauernkerle“ überwunden waren, ſich oft geſtand: Sie haben eigentlich bei weitem nicht ſo unrecht, als mir bisher die Selbſtliebe hat einreden wollen; ich merke wol, daß man von ihnen auch außer der Arbeit noch Manches lernen kann.

Als einſt ein furchtbares Gewitter über die Berge heraufzog, eilte der Senn in die Hütte um geſegnete Kräuter (ſogenannte Palmen) zu verbrennen. Franz konnte ſich nicht enthalten hierüber zu ſpotten. „Ein kurioſes Hausmittel das!“ ſagte er, als er zum Sennen in die Hütte kam; „ich möchte doch wiſſen, was ſolcher frommer Plunder nützt. Ei, ſei ſo gut und ſag' mir, wie

es möglich ſei, daß dieſe Kräuter das Wetter vertreiben können?"

„Du biſt mir auch noch auf manche ähnliche Frage die Antwort ſchuldig," verſetzte der Senn ganz ruhig. „Vorgeſtern zum Beiſpiel haſt du uns erzählt, bis in fünfzig Jahren werde man Schiffe haben, mit denen man in der Luft umher fahren könne, fliegen könne, wie die Vögel. Und als wir nun fragten, wie denn das zugehe, da — ja du lieber Gott! da wußteſt du nichts zu ſagen, als du habeſt es geleſen und der, welcher es habe drucken laſſen, der werde das Ding wol verſtanden haben. Auf deine Frage kann ich dir jetzt auch erwidern: Ich habe es bei der Mutter und Großmutter geſehen, wie ſie Palmen verbrannten und einen frommen Spruch dazu beteten. Was aber dieſe Kräuter und das Wetter mit einander zu thun haben, das weiß ich freilich nicht viel beſſer als du weißt, wie man es machen wird, wenn man fliegen will. Ich glaube und thue das, was ich von denen lernte, die mich erzogen haben, die meine Wohlthäter und mir in allem Muſter und Vorbild ſind, du aber und dein Vater verachten, verlachen dieſe, denn euch ſind die Bücher Alles; das Fremde und das Neue dünkt euch das Beſte. Wir ſind alſo nicht gleich, daher thun wir am leichteſten, wenn jeder dem Andern ſo viel Platz gönnt, als er braucht, um ſeinen Purzelbaum ſchlagen zu können. Ja, Franz, ich kann's dir ſagen, du kommſt unſereinem oft wenigſtens ſo dumm und lächerlich vor als wir dir, und ich möchte wahrhaft gern hören, was ein Unparteiiſcher zu meinem Aber-

glauben und deiner Gelehrſamkeit ſagen würde; was die Leute hier herum dazu ſagen, wirſt du wol ſchon mehr als genug gehört haben."

Noch ſelten hatte Franzen etwas ſo viel Kopfarbeit gemacht, als dieſe Predigt des Sennen. Jetzt fing er allmählich an zu begreifen, warum die Leute ſein Büchergeſchwätz immer ſo langweilig, ſein Reden überhaupt ſo dumm und ſtolz gefunden hatten, während ſie ſonſt jeder alten Plaudertaſche Stunden lang mit Vergnügen zuhören konnten. Wie viel, das den Leuten unglaublich, unſinnig vorkommen mußte, hatte er ſchon erzählt und dann jede weitere Frage mit den ſtolzen Worten „ich hab's geleſen", oder „der Vater hat's geſagt" zurückgewieſen, wodurch dann ſeine Behauptungen freilich nichts gewannen bei Zuhörern, die Niemand als den Pfarrer, den Vorſteher und einige reiche oder „vornehme" Vettern und Baſen als Autoritäten anerkannten. Der Senn hatte recht. Die Leute hatten bereits über Franzen geurtheilt und ihn einen hoffärtigen leichtgläubigen Bücherwurm genannt, worüber er ſich ſchon manchesmal ärgerte. Doch jetzt nahm er ſich vor, einmal der Unparteiiſche zu ſein, deſſen Urtheil der Senn zu hören gewünſcht hatte und er fand nun, daß er dieſen Tadel ſchon manchesmal verdient habe. Er ſchämte ſich und erröthete bei dem Gedanken, daß er z. B. von der Luftſchifffahrt eigentlich nicht mehr wiſſe und verſtehe als die Andern. „Du hochmüthiger Tropf du!" ſagte er zu ſich ſelbſt, „Andere willſt du lehren und biſt ſelbſt ſo blitzdumm; über anderer Leute Fehler willſt du ſpotten und dich

kennſt du noch gar nicht! Das iſt doch zu arg, das muß anders werden, Franz. Wenn du noch einmal über Sachen redeſt, die du nicht verſtehſt, oder Andern nicht erklären kannſt, dann iſt's mit deinen Vorſätzen und deinem ganzen Wollen und Können nichts, dann iſt's, wie die Leute ſchon lang ſagten, wahrhaft ſchad' um das theure Mehl, welches du im Jahr ſiebenundvierzig gegeſſen haſt. Du hohle Rübe du."

Franz hielt dieſen Vorſatz wenigſtens beſſer, als ſonſt die meiſten Vorſätze gehalten werden. Zuweilen vergaß er ſich wol noch, aber wenn dann die Andern über ſeine Gelehrſamkeit ſpotteten, ſo war das genug, ihn wieder daran zu erinnern, und bald brachte er es ſoweit, daß er ungezwungen mitlachen konnte. Um ſo mehr aber zog er jetzt gegen ſolche Anſichten und Meinungen los, die er mit Gründen zu widerlegen im Stande zu ſein meinte. Als etwa vierzehn Tage nach jenem Palmenſtreit der Beiknecht einer Kuh, die ein böſes Euter bekommen hatte, geweihtes Dreikönigſalz eingab, fragte Franz lachend: „Wie hängt nun das zuſammen: Dreikönigſalz und eine Eutergeſchwulſt? Vor zwei Wochen habt ihr ſelbſt euren Aberglauben mit meinem Bücherglauben verglichen, den ihr dann lächerlich nanntet. Ich habe mir das gefallen laſſen und habe mich zu beſſern mir feſt vorgenommen. Ihr aber ſeid immer die alten. Ich dürfte wetten: wenn wieder der Himmel ſchwarz würde, ſo ſpränget ihr mit Palmen zum Feuer, wenn ihr ſchon ſo wenig einen vernünftigen Grund dafür hättet als damals."

„Ich glaube, ich hätte einen," ſagte der Senn, „aber einem Gelehrten wie dir wird wol nicht ausgedacht genug ſein, was ſo einem Käsmacher wie mir in den Sinn gekommen iſt."

„Das werden wir hören, fang nur an."

„Die Palmen, das Dreikönigſalz und ähnliche Sachen werden vom Pfarrer geweiht —"

„Ja, leider!"

„Es ſind alſo an und für ſich keine Hausmittel, wie etwa Brombeeren, Wegwurzeln oder ſolche Sachen."

„Ich glaube auch, ſie nützen ungeweiht als ein Vertreibungsmittel gegen Wetter und gegen Euterkrankheiten nichts, aber du wirſt eben meinen, der Geiſtliche könne ihnen dieſe Wunderkraft geben?"

„Nein, das nicht; aber dennoch können ſie etwas nützen."

„Ei was?"

„Du haſt ſelbſt oft ſchon geſehen, wie ſchrecklich ſo ein Gewitter iſt. Der Hagel, der die Arbeit eines Jahres in ein paar Minuten vernichtet, kracht ſo auf dem Dache, daß man nichts mehr hört als den Donner, der das Haus erſchüttert und keinen Augenblick iſt man vor dem Einſchlagen ſicher. Da fühlt dann der Menſch ſeine Armſeligkeit, der Dumme und der Kluge. Wenn der ſchnelle Blitz das Haus durchleuchtet, dann ſiehſt du den Stolzen demüthig und den Starken ſchwach. Draußen iſt Hab' und Gut der Wuth der Elemente überlaſſen. Hülflos, wenn Gott nicht hilft, ſteht der ſchwache Menſch jammernd da und kann nichts thun."

„Als Palmen ins Feuer werfen und dadurch den zündenden Strahl heranziehen," fiel Franz ein.

„Der Strahl geht, wohin Gott ihn schickt," sagte ernst der Senn, „sein Vaters und Großvaters Denken ist nie ein Haus auf diese Weise zu Grunde gegangen. Wo ist wol ein Mensch, der, wenn er in so einer schrecklichen Minute Palmen in's Feuer wirft, nicht an den Allwaltenden, Gütigen denkt, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt? Ich wenigstens muß allemal beten, wenn ich Palmen in's Feuer werfe. Es ist allerdings wahr: Gott weiß meine Noth, ohne daß ich sie ihm klage; aber du wirst hoffentlich nicht so hölzern sein, daß du nicht aus eigener Erfahrung weißt, wie einem selbst das Beten in solchen Augenblicken wohl thut, und wie man dadurch wunderbar gestärkt und ermuthigt wird, allenfalls auch das Aergste zu ertragen."

„Aha," sagte Franz, nachdem er, wie er beim Nachdenken zu thun pflegte, mit geschlossenen Augen eine Zeitlang ruhig neben dem Sennen gestanden war, „nun glaube ich dich zu verstehen. Du meinst, dem Gebrauche der Palmen habe man manche fromme Erhebung des Herzens zu verdanken. Aber nun möchte ich doch fragen: Kann man denn nicht auch ohne Palmen beten? Wozu denn immer diese Aeußerlichkeiten?"

„Allerdings kann man auch ohne Palmen beten und für so gescheide Leute, wie dich und deinen Vater, wären vielleicht solche Aeußerlichkeiten gar nicht nöthig; aber darum nennt man euch eben Sonderlinge, weil ihr

nicht seid wie der große Haufe, welcher, wenn er ein Kreuz erblickt, an die Kirche, und wenn er ein Glas sieht, ans Wirthshaus denken muß. Ich will dir nun noch von einem alten Brauch erzählen, der dir dann am besten erklärt, wie ich's eigentlich gemeint habe. Du weißt selbst, was für eine gefährliche Arbeit das Heuziehen ist, besonders wenn Branntwein und Uebermuth die jungen Leute alle Vorsicht vergessen lassen. Pfeilschnell treibt es sie oft mit der schweren Last an todrohenden Klippen und Abgründen vorüber; die kleinste Nachlässigkeit wäre ihr Untergang und kein Wunder ist's, wenn die daheim besorgt sind um Gatten, Söhne, Brüder und Liebhaber. Da ist denn, wie mir der Großvater noch erzählt hat, vor uralter Zeit ein gar wunderlicher Brauch aufgekommen. Die Aeltern, die Schwestern oder die Schätze der Heuzieher haben diesen nämlich Aepfel, Birnenbrot oder Lebkuchen auf den Heuzug mitgegeben. Diese Sachen wurden dann beim Besteigen der Berge an den gefährlichsten Stellen hart neben den Fahrweg in den Schnee gelegt. Auf der Rückfahrt war es nun Ehrensache für jeden, das was er von seinen Lieben bekommen hatte, wieder mitzunehmen und hernach, sobald man auf der Ebene angekommen war, zu essen. Hierdurch wurde Jeder zum langsamen, vorsichtigen Fahren gezwungen und auf diese Weise sicher manches Unglück verhindert. Du wirst vielleicht über das Ganze lachen wie über alles, was nicht aus Büchern, sondern aus dem Gemüthe kommt, ich aber finde es recht schön, daß die Liebe und Sorgfalt der Seinigen so den

Heuzieher bis auf die höchsten Berge begleiten und an jeder gefährlichen Stelle warnen konnte."

Franz gestand: „Er habe immer gelacht, wenn man von diesem wunderlichen Brauch erzählt habe, den er sich gar nicht zu erklären im Stande gewesen sei."

„Das glaub' ich gern," sagte der Senn, „wärst du nur einmal mit auf dem Heuzug oder hättest du dir alles recht vorgestellt, dann würde die Erklärung von selbst gekommen sein, aber wenn einer immer ein Buch vor dem Gesicht hat, und über alles mit geschlossenen Augen nachdenkt wie du, dann ist's nicht möglich, zu erfahren und zu begreifen."

Solche Nutzanwendungen würde Franz noch vor kurzem sehr übel aufgenommen haben. Jetzt aber kam ihm sein bisheriges Leben zuweilen gerade so unnatürlich, so traurig vor wie dem Sennen. Er konnte gar nicht begreifen, warum ihm der Vater den Umgang mit den Menschen so ängstlich gewehrt habe. Wenn er etwas für sie thun sollte, mußte er sie doch erst kennen und lieben lernen. Oder wußte etwa der Vater nicht, wie viel Schönes und Gutes sein Franz von seinen Landsleuten noch lernen könne?

Wie viele traurige Erfahrungen mußte der Vater gemacht haben, daß er, der doch so gut und freundlich war gegen jedes Thierle, gegen die meisten Menschen so hart und ungerecht hatte werden können! So z. B. hatte er im letzten Frühling, als Franz ihn fragte: „Was denn eigentlich der Senn für ein Mensch sei?" kurzweg geantwortet: „Er sei nicht besser als hundert

Andere, ein ganz gewöhnlicher Mensch.“ Nun der Senn hatte auch wirklich nicht viel Besonderes; aber was war das für ein Mann, und hundert Andere waren nach des Vaters Urtheil wie der Senn. — Franz konnte es dem Vater kaum noch verzeihen, daß der ihn immer in seinen vier Wänden einzusperren gesucht hatte.

„Weg mit der traurigen Vergangenheit!“ rief er sich vielmal zu. Nur noch mit der Zukunft wollte er sich beschäftigen, die er sich und den Seinigen so schön zu machen gedachte. Es mußte ihm ein Leichtes sein, den Vater, der die Menschen im Grunde doch liebte, doch ihr Bestes wünschte, mit Leuten, die dem Sennen ähnlich waren, wieder zu versöhnen.

Als Sepp ihn auf der Alp besuchte, wollte er damit den Anfang machen.

Nun aber erfuhr er, daß es viel leichter ist sich selbst, als seine bisherigen Gesinnungsgenossen mit einem Gegner zu versöhnen.

Der Senn und der Beiknecht hatten ihn anfangs gewonnen, indem sie ihn auf mancherlei Weise zur Dankbarkeit verpflichteten. Bald war sein gutes Herz ihr Lobredner geworden. Als aber Franz nun auch den Vater bekehren wollte, hatte er es einzig mit dem Verstande zu thun. Hätte er alles Liebe und Gute von seinen Mitknechten erzählen können, so würde er den Vater doch nur von seiner Dankbarkeit überzeugt haben. Wie viel sich Franz an jenem Sonntag auch zu sagen vorgenommen hatte, er kam nicht recht zum Reden, denn er fand einen ganz andern Mann als der war, für wel-

chen Franz in langen Wochen seinen Vortrag über den Umgang mit Menschen zusammengestellt hatte. Es schien ihm, der Vàter habe sich, seit er das letzte Mal mit ihm geredet, noch mehr verändert als er. Er kam ihm so kalt und herzlos vor, daß es ihm beinahe recht war, als Sepp ihn und die Alp wieder verließ.

Die diesem Sonntag folgende Woche wäre sicher für Franzen die langweiligste gewesen unter allen die er auf der Alp erlebte, wenn nicht der vom Vater ihm überbrachte Brief Klausmelkers ihm neuen Stoff zum Denken gegeben hätte. Es war keine Kleinigkeit, alle Stellen dieses Briefes mild und gut auszulegen, und doch meinte Franz, er könne sich nicht mehr beruhigen, bis ihm das gelungen sei. Wenn ihm auch Klausmelker nie besonders lieb geworden war, so war ihm doch Mariannens Bruder keineswegs gleichgültig. Zuweilen nahm er sich vor, sobald als möglich in's Dorf hinabzugehen, um dem gewiß eine Antwort sehnlichst Erwartenden zu schreiben; aber er sagte sich, wenn die Antwort nicht schneller befördert werde, als der Brief den er bekommen, so werde Klausmelker dieselbe nicht mehr erhalten, da er ja schon vor einem Monat seinen damaligen Dienstort zu verlassen beabsichtigte. Zudem sollte er erst etwas zu schreiben wissen. Man mußte vorher vorsichtig beobachten und wo möglich für den Verstoßenen, der sich nun zu bessern versprach, ein gutes Wort einlegen. Franz war nicht Klausmelkers Meinung, daß es schon genug sei, wenn er nur einmal unter dem väterlichen Dache sich befinde; so ein wichtiger Schritt, meinte er, dürfe nicht

übereilt werden. Franz wünschte Klausmelkers Heimkehr und dessen Aussöhnung mit dem Barthle, denn er wußte wol, wie glücklich das die gute Mariann machen würde. Darauf, daß auch er an Klausmelkern einen Freund finden werde, hoffte er gerade nicht. Doch es war noch viel Unverhofftes möglich. Er und Klausmelker standen sich vielleicht jetzt näher als früher. Klausmelker hatte in der Welt Schlimmes, er daheim Gutes erfahren; beide waren zu der Einsicht gekommen, daß es mit den Bregenzerwäldern schon zu machen sei, wenn man sich nur recht zusammennehme und ihre Eigenart, in der doch auch viel Gutes stecke, ertragen lerne. Jedenfalls war jetzt eher zu erwarten, daß Klausmelker und sein Vater gut mit einander auskommen werden als früher, da der unerfahrene thatenlustige Junge noch die ganze Welt mit seinen Einbildungen füllte und meinte, nur der Vater stehe seinem Glück im Weg. Damals hatte er geglaubt, wenn er einmal frei wäre und an einem Orte, wo gar nichts der Brauch sei, dann werde es ihm an nichts mehr fehlen. Nun aber hatte er seine Kräfte versucht, hatte gesehen, daß man keine Faust machen kann, wenn man keine Hand hat, und gewiß kam er besser, erfahrener, demüthiger zurück, als er einst fort war. So legte Franz jene Stellen in Klausmelkers Brief aus, die der Vater für Beweise erbärmlicher Schwäche genommen hatte.

Lächelnd erinnerte sich Franz an eine Erzählung des Sennen:

Ein Bäuerlein haderte des schlechten Wetters

wegen so lange mit unserm Herrgott, bis der zu ihm kam und sagte: „Ist dir mein Wetter nicht gut genug, so mach dir besseres. Auf ein Jahr lang unterordne ich dir alle Elemente.“ Das Bäuerlein regierte nun zur Zufriedenheit aller andern. Gute und schlechte, klare und trübe Tage wechselten nach Wunsch, und doch war das Jahr das unfruchtbarste seit die Welt steht, gar nichts war gewachsen, denn das Tröpflein hatte den ihm in seiner baufälligen Hütte unangenehmen und doch so nöthigen Sturmwind vergessen.

So geht es dem kurzsichtigen Menschen mit seinen Wünschen, sagte Franz. Diese einfache Fabel hätte Klausmelkern so viel lehren können, als eine ganze Reihe von Erfahrungen; aber der Mensch ist eben nur fähig Beispiele zu verstehen, wenn er auch etwas erlebt hat. Man muß selbst mit auf den Heuzug, wenn man die dabei vorkommenden Bräuche verstehen will. Klausmelkers Brief ist freilich hart und eckig wie eine neugemachte Erfahrung, aber wenn der erste herbste Schmerz vorüber ist, wird er ruhig werden. Schwach freilich auch, da hat der Vater recht, aber unter Mariannens Pflege würden seine Kräfte schnell wachsen und bald wird er genesen sein.

„Ja auch der Sturmwind ist nöthig, und es ist ein Glück, daß er ungewünscht kommt,“ rief Franz manchesmal, wenn er sich an das erinnerte, was er im letzten Winter hatte erleben müssen. Damals hatte er die ersten seinetwegen zwischen den Aeltern vorkommenden Streitigkeiten bemerkt. Die Entdeckung, daß er nun

nicht mehr für die Mutter sein könne, ohne gegen den Vater zu sein, hatte ihn so traurig gemacht, daß er's daheim gar nicht mehr aushalten zu können meinte. Da, wo der Boden, in welchem er bisher so fest wurzelte, zu wanken begann, da mußte er fliehen. Ihn, wie Klausmelkern, hatte ein furchtbarer Sturm aus der Heimat fort getrieben. Sie beide waren scheinbar unglücklich, aber beiden hatte das Unglück Segen gebracht. — Bald, o bald konnten sie beide nun einsichtsreicher und besser in die Heimat zurückkehren und Glück und Frieden mitbringen, in die Häuser ihrer Lieben.

Ungleich ist das Schicksal der Menschen und der Bäume, ihr Beruf aber ist der nämliche: sich vollständig zu entwickeln und Früchte zu tragen. Franzen hatten angenehme, Klausmelkern trübe Erfahrungen die Augen geöffnet. . . . .

Ja Franz war glücklich, seit er den Sennen und in ihm alle seine Landsleute kennen und lieben gelernt hatte. . . . .

Wenn er einsam ob den friedlich weidenden Kühen auf einem Felsen saß, so hoch über den Dörfern, daß auch die Kirchenglocken sein Ohr nicht mehr erreichten, — dann war's ihm wie dem Hirten, welcher immer das Schellengeläute des Thieres, das er sucht, zu hören meint. Von den Bergen, den Wäldern, den Strömen — überallher glaubte er sich das zuflüstern, rauschen, jubeln zu hören, was er leider nur in des Vaters engem Hause, in seinen Büchern gesucht hatte. Er war zu weit von andern Alpen entfernt, um die frohen Lieder

ihrer Küher zu verstehen, aber es war ihm ob alle sängen: „Wir sind frei, nur liebevoll wie eine Mutter zwingt uns die Natur, den Willen Gottes zu erfüllen!“ — Jubelnd stimmte er dann ein in die frohen Weisen der Andern, daß es weithin wiederhallte. O, Franz hörte droben in den stillen Bergen so viel, daß er seine Bücher, die er zum Zeitvertreib auf die Alp gebracht hatte, stets mitzunehmen vergaß.

Von den Menschen, mit denen er lebte, wollte er lernen; jeder von ihnen mußte einige von den Wahrheiten erfaßt haben, die die Welt Gottes predigt. Daß das so war, bewiesen schon die herrlichen Sprichwörter und Redensarten, mit welchen der Senn und der Beichtrecht und wol alle Bauern ihre Erzählungen „auszutäfeln“*) pflegten. Franz sammelte dieselben mit einem Fleiß, daß der Senn sein Staunen darüber nicht verbergen konnte. Es war ihm fast unbegreiflich, wie ein Mensch in Franzens Alter so wenig von der Heimat wissen könne. Doch ohne auf seine Ueberlegenheit in dieser Beziehung nur im Geringsten eitel zu werden, erzählte und erklärte er Franzen so viel und so gut er konnte. Wenn er dann allenfalls einmal nichts auszulegen wußte, so legte Franz etwas unter, obwol er noch sein Lebtag nie im Goethe gelesen hatte.

Der Senn war wirklich ein merkwürdiger Mann, ein wahrer Tausendkünstler: Schuhflicker, Thierarzt,

*) Die Zimmer sind dort zu Lande oft mit Täfelwerk künstlich „ausgetäfelt“.

Wäſcher, Zimmermann, Schneider, Philoſoph und ſonſt noch vieles war er, und zwar nicht bloß für den Fall der Noth. Mit wahrhaft bewunderungswürdiger Geduld arbeitete er im Winter zuweilen Tagelang an etwas, das ihm ſein Nachbar, der Handwerker, für einige Kreuzer gemacht haben würde. Der größte Meiſter im Handwerk wäre vielleicht nicht im Stande geweſen, mit dem Handwerkszeuge, welches dem Sennen zur Verfügung ſtand, einen Gegenſtand zu verfertigen, der dem, was er ſein ſollte, ſo ähnlich ſah wie das, was des Sennen zu allem geſchickte Hand zu leiſten im Stande war. Als Franz einmal darüber ſeine Verwunderung ausſprach, ſagte der Tauſendkünſtler: „Ja ihr verwöhnten Dorfkatzen hinterm warmen Ofen haltet das freilich für unmöglich, ihr müßt nur mit eurem Geldſtrumpf raſſeln und dazu ſchreien: Schneider ſitz! Maurer geh! Schreiner komm! Wäſcherin lauf! Dokter ſpring! dann ſitzt, geht, kommt, läuft und ſpringt man für euch, daß es eine Luſt iſt; ein alter Alpmann aber, der auf alles gefaßt iſt und ſchon ſo mancherlei erlebte, hat ſich ſelbſt helfen gelernt. Er kann und mag nicht wegen jeder Kleinigkeit zu ſeinem nächſten, etwa zwei Stunden weit weg wohnenden Nachbarn laufen, um ſeinen Rath oder Beiſtand zu holen. Du wirſt das ſchon auch noch erfahren, bis du etwa anderthalbhundert Wochen Küher geweſen biſt.“

Dieſe Rede machte auf Franzen einen merkwürdigen Eindruck. Erſt in den letzten Wochen war er zu der Ueberzeugung gekommen, daß er im Ganzen ge-

nommen doch nicht viel klüger und beſſer ſei als Andere, jetzt aber kam er ſich auf einmal recht ſchrecklich klein vor, der Senn dagegen ſtand ſo groß da, wie vorher noch nie. Dieſer Senn und tauſend Andere, die faſt alle ihre Bedürfniſſe durch ſich ſelbſt befriedigen konnten und anderer Leute Arbeit ſo wenig zu danken hatten, wie ſtolz durften ſie ſich hinſtellen vor ihn, der auf ſich ſelbſt allein angewieſen, jämmerlich umkommen mußte, und Anderen für ihre Thätigkeit nichts als das vom Vater und ſeinem Glück zuſammengebrachte Geld bieten konnte. War es denn ein Verdienſt, im Hauſe des Vaters oder irgendwo zu ſitzen und nachzurechnen, wie viel ſein Vermögen ſich von Jahr zu Jahr vermehre? Franz kam ſich in dieſem Augenblicke beinahe vor wie ein Hummel in einem Bienenkorbe. Das mußte anders werden, er mußte etwas Rechtes können und ſein. Aber was? Mit ſeinen Aufklärungs- und Weltverbeſſerungsplänen wenigſtens war es nichts, das wußte er jetzt gut genug, und er geſtand ſich, daß all ſein Wiſſen und Können den Leuten um ihn herum nicht ſo viel werth ſei als das desjenigen, der eine kranke Kuh zu behandeln verſtehe und im Nothfall einen Schlitten zu flicken im Stande ſei.

Franz wurde ungewöhnlich ſtille. Als er Abends beim Sennen auf dem Heuboden lag, ſagte er leiſe, damit es der Beiknecht im Stalle nicht höre: „Du, nun habe ich einen neuen Grund, die Bauern hochzuachten.“

„Was für einen?“

„Ich muß dieſelben jetzt auch darum achten, weil ſie mich bisher verachtet haben.“

„Warum nicht gar!“

„Es iſt ſchon ſo. Was bin ich für ſie und was iſt der ärmſte Handwerker für mich? Ich habe heute ernſtlich über dieſe Fragen nachgedacht und dir nun geſagt, worauf ich endlich kam. Nicht wahr, nun bin ich demüthig genug?“

„Halteſt du den Adlerwirth für demüthig, der faſt vor Gift und Galle erkrankte, weil er ſich vor Jahren bei den Wahlen für unfähig zum Vorſteher hielt? Ich heiße das nur ſich ſelbſt zu kennen anfangen. Du fühlſt jetzt, daß du nicht der biſt, für den du dich hielteſt und gern noch halten möchteſt. — Nun das iſt ſchon recht, aber der Demuth gleicht es noch ſo wenig, als ein neuer Käs einem alten.“

„Aber Hoffart kann man denn doch das wol auch nicht nennen! —?“

„Ich meine, es iſt ſo zwiſchen beiden. Aber mußt du denn durchaus demüthig oder hoffärtig ſein? Kannſt du denn gar nie Maß halten und zum Gewöhnlichen kommen? Du mahnſt mich gerade an ein junges Rind, welches das erſte Mal zum Ziehen eingeſpannt wird. Entweder läuft und zerrt ein ſolches wie verrückt, oder es ſteht ganz ſtill.“

„Und ich?“

„Und du — nun es fällt mir gerade kein beſonderer Fall ein, der hier paßte; aber im Ganzen biſt du mir ſchon oft gerade wie ſo ein Rind vorgekommen. Laß

doch einmal das ewige Grübeln über dich selbst. Man hat Hände und Füße nicht um sie nur anzusehen, sondern zum Arbeiten und zum Gehen. Du hast da ausgerechnet, es sei nicht viel mit dir; morgen, wenn es dir gelingt einen Hosenträger zu flicken, hältst du dich wieder für einen Kerl wie Salomon. Thue du was der Tag fordert, dann merkst du ohne viel Kopfzerbrechen, wer du bist, und was du kannst und sollst!"

„Ja Senn, du hast recht, es muß anders mit mir werden," sagte Franz kurz, als er den Beiknecht die Stiege herauf klettern hörte.

Am andern Tage blieb Franz nicht mehr mit gehängtem Kopfe bei den Kühen sitzen, sondern er kletterte fast immer auf den Bergen herum, wo er die Kühe stets im Auge behalten konnte. Abends brachte er seine Hirtentasche voll seltener Kräuter und Wurzeln heim, welche er sogleich dem Sennen zeigte, um von ihm zu hören, wie man sie nenne und wozu sie gut seien. Zugleich theilte er dem Ueberraschten mit, daß er sich nun entschlossen habe, wenigstens für den Fall der Noth, ein Thierarzt zu werden. Dem Sennen machte Franzens Entschluß unverkennbar große Freude; er versprach ihm alles treulich mitzutheilen, was er sein Lebtag' in dieser Beziehung erfahren und gelernt habe.

„Zwar," meinte er, „werde ich dir hier nur von den Zeichen, an denen man eine Krankheit erkennt, und von den Mitteln dagegen sagen können, da wir hoffentlich keine kranken Kühe bekommen; aber auch die studirten Thierärzte lernen anfangs nicht viel mehr, das Thun

ist auch hier wie sonst überall das Wichtigste und Lehrreichste. Einstweilen will ich dir sagen, was ich weiß, und im Winter wird es dir nicht an Gelegenheit zum Lernen fehlen. Sobald es dir nicht mehr zu gemein ist in den Ställen der Bauern zu sitzen, sobald du nicht mehr den ganzen Tag sauber geleckt und gestriegelt daheim bei den Büchern sitzest, wird jeder dich um Rath und Hülfe ansprechen im kleinsten Nothfall, und du wirst dir in kurzer Zeit viele und gute Freunde gewinnen, denn durch den Stall geht, wie du weißt, der Bauer in die Stube Ein bischen Stallgeruch wird dich bei den Leuten, mit denen du es zu thun hast, nicht unbeliebt machen und dir viel weniger schaden, als wenn du etwa wie Wein und Cigarren riechen würdest."

Nun kletterte Franz fast täglich, Wurzeln und Kräuter suchend, auf den Bergen herum; seine Begierde, das Gelernte nun auch zu üben, war so groß, daß es ihn sichtbar freute, als zwei seiner eigenen Kühe krank wurden. Er behandelte dieselben mit Glück, und nun wuchs Lust und Liebe zum Ding immer mehr. Der Senn kannte bei weitem nicht alle Pflanzen, welche Franz heim brachte, und dieser beschloß daher, sich über die Pflanzen Vorarlbergs und über die Behandlung kranker Hausthiere einige Bücher von Bregenz herein kommen zu lassen. Der Senn hatte nicht viel dagegen einzuwenden; er meinte nur: Die, welche Bücher machen, würden von so etwas wol nicht viel verstehen. Franz sagte nun, daß die Büchermacher nicht etwa eine besondere Klasse von Leuten seien, sondern Menschen aus

allen Ständen und Verhältnissen hätten schon durch Bücher ihre Ansichten und Meinungen, oder was ihnen sonst im Kopfe herumgegangen sei, zur Belehrung oder Unterhaltung Anderer und zum Unterhalt ihrer selbst veröffentlicht. Der Senn meinte, das beste Buch sei Erfahrung, doch würde er die Sachen gerade nicht ungern lesen, nur um zu sehen, was die Herren verstanden hätten.

Die Tage waren schon bedeutend kürzer geworden und immer lauter wiederhallten die Berge, wenn Franz seine frohen Lieder sang. Der Septembernebel machte seinen Wanderungen ein Ende und zwang ihn, nahe bei den Kühen zu bleiben, die er jetzt nur zu bald aus den Augen verlor.

Jetzt dachte er oft wieder an seine Heimat. Er war gern auf der Alp gewesen und doch war er froh, daß der Heiligkreuztag nahte. Er gedachte, im Dorfe drunten nun ein ganz anderes Leben anzufangen. Früher hatte er überall nur dummen Bauernstolz, Aberglauben und Geiz gesehen. Jetzt erwartete er lauter Sennen anzutreffen, der Bauernstolz war edles männliches Selbstgefühl, der Aberglaube hatte einen tiefen geheimnißvollen Grund, der Geiz war weise Sorgfalt für das Glück und Wohl der Angehörigen. Kurz, alles war herrlich und prächtig und gut. Ihn aber erwartete die allerschönste Aufgabe, nämlich die, dem Vater die Augen zu öffnen und dem Durstenden die vielen Quellen rings um ihn her zu zeigen; dann auch in Mariannens Hause dem Frieden und dem Glücke die

Thüre wieder zu öffnen. Franz malte sich das Dorfleben jetzt so schön aus, daß man es ihm nicht verargen darf, wenn er den Heiligkreuztag fast nicht mehr erwarten konnte.

Jemehr er nach Mitteln und Wegen suchte um für Klausmelkern etwas zu thun, desto mehr mußte er die gute Mariann bemitleiden, denn er sah sie unter dem Alten das leiden, was sich ihm vermuthlich als Hinderniß in den Weg stellte. Sie sollte ja alle Launen ertragen, hatte nie einen freien Augenblick und mußte leben wie in einem Kloster. Wie viel besser hatte sie es, wenn einmal der Bruder ihr einen Theil ihrer Arbeiten und Sorgen abnahm. Franz konnte kaum noch begreifen, warum er an das nicht früher gedacht, nicht früher Schritte gethan habe, um dem Bruder eine erwünschte Antwort schicken zu können.

Am Tage vor der Heimfahrt brachte der Beiknecht die Kleider der Alpknechte, den sogenannten Alpsaum ins Dorf hinab und kam mit einem ganzen Sack voll natürlicher und künstlicher Blumen wieder zurück. Abends nach dem Melken wurden nun die Hüte der Alpknechte und die Schellenbänder und Köpfe der schönsten Kühe, sowie auch derjenigen, welche den Knechten die liebsten waren, mit Kränzen umgeben, während man sich gegenseitig gestand, daß man sich in der letzten Woche in Gedanken mehr mit der Heimat beschäftigt habe, als in den neun vorherigen.

Dann legte man sich zum letztenmal für dieses Jahr ins Heu. Vom Schlafen jedoch war noch lange

keine Rede. Das Scheiden von Menschen, mit denen man Monate lang im schönsten Frieden lebte, weckt in Jedem ein wehmüthiges Gefühl, welches den frohen Gedanken an die Wiederkehr zu den Seinen eine Zeitlang gar nicht mehr aufkommen läßt. In solcher Stimmung theilt man sich noch Manches mit, was man sonst immer sorgfältig verheimlichte. Franz und die Andern gestanden sich gegenseitig, daß sie sich sehr viel zu verdanken hätten, obwol sie anfangs nicht besonders viel Gutes von einander erwartet. Der Beiknecht bemerkte: „Man sollte sich das zur Lehre nehmen und nie mehr urtheilen, bevor man selbst gesehen und gehört habe. Er wenigstens nehme sich fest vor, dem allgemeinen Geschwätz allein nie mehr zu glauben.“ Da sagte Franz: „Wenn ich anders bin, als die öffentliche Meinung urtheilte, wenn ich eure Zufriedenheit verdiene, so hab' ich das nur euch zu verdanken; früher war ich wirklich der erbärmliche verbissene Sonderling, für den ihr mich hieltet.“

Nun versprach man einander, sich nur Gutes nachzureden und wenn man sich später da oder dort wieder antreffe, daran zu denken, daß man einen Sommer friedlich und froh mitsammen gelebt habe.

Am Morgen in aller Frühe wurden noch die letzten Kränze gewunden und dann den Kühen die geschmückten Schellen angelegt. Dann nahmen Franz und der Beiknecht Abschied vom Sennen, der noch in der Hütte bleiben und alles in Ordnung bringen mußte. Wol sah man sich im Dorfe drunten bald wieder, aber darum er-

faßte die drei doch ein eigenthümlich wehmüthiges Gefühl, als sie in der engen dunkeln Stube einander die Hände reichten.

Im Stalle war große Bewegung, als die Kühe die bekannten Klänge der Alpzugsschellen hörten. Fröhlich muhend und brüllend sprangen die losgelassenen Thiere dem Beiknecht nach zum Stalle hinaus.

Es war ein fröhlicher Alpzug. Alle Kühe, die Franz vor zehn Wochen daherauf getrieben hatte, konnte er wieder mitnehmen. Keiner der Alpbesetzer mußte ihm traurig oder gar mit Vorwürfen entgegen kommen. Lächelnd gedachte er jetzt des Versatzes, den er beim Alpzuge gemacht hatte, und fing nun an zu singen und zu jauchzen, daß es fünf- und sechsfach in den nahen Bergen wiederhallte. Etwa eine halbe Stunde mochte Franz auf dem Wege sein, als ihm die Eigenthümer der Kühe schon entgegen kamen, die nun alle auf einmal mit ihm reden und ihren Kühen nachfragen wollten, „wie sie sich gehalten und wie viel Maß dieselben beiläufig auf die Milchtafel gebracht hätten." Franz gab allen Auskunft so gut er konnte und sah dann lächelnd zu, wie jeder von ihm weg zu seinen Kühen eilte, um dieselben streichelnd und liebkosend wieder zu begrüßen. Nur Sepp blieb bei Franzen zurück. Er lobte ihn, daß er, wie der dem Alpsaum von ihm beigelegte Pack beweise, für die lange Weile Kräutersammler geworden sei. „Zwar," sagte er, „halte ich nicht viel auf Hausmittel und solche auswendig gelernte Pfuschereien, aber es ist doch ein Weg zu den Leuten, da man die ungemein hoch

ſchätzt, welche ſo etwas treiben. Der Senn wäre ohne dieſen Hokuspokus gewiß nicht bei Jung und Alt ſo beliebt geworden. Er hat dir alſo den Weg doch gezeigt, den er ſelbſt geht und immerhin iſt das mehr als ich von ihm erwartet hätte." Franz wollte nun anfangen die Hausmittel und den Glauben an dieſelben zu vertheidigen; ſie ſeien, wie die Sprichwörter aus der Erfahrung entſtanden und daher . . .

„Gut, gut!" fiel Sepp ein, „ſpare deine Abhandlung nur für die Mutter, der wird ſie beſſer gefallen. Ich halte jeden Hausmittelbraucher für einen Betrüger, oder einen Betrogenen. Aber ſalbe du meinetwegen, bis du genug haſt. Wenn du mich nur mit deinen Lobreden gehen läſſeſt, will ich dich gern machen laſſen; ja ſogar loben will ich dich — wie im Evangelium der Herr den ungerechten Haushälter lobte." Franz betheuerte, daß er nicht betrügen, die Liebe und Dankbarkeit der Mitmenſchen nicht mit Liſt gewinnen, ſondern verdienen wolle. „Dann iſt's ganz recht," ſagte Sepp, „deine Abſicht iſt alſo gut, kurz, für dich iſt alles gut, und um Andere ſich zu kümmern iſt jetzt nicht mehr Mode." Franz ſah wol ein, daß er und der Vater noch nicht ſo ſchnell eins werden könnten, doch tröſtete er ſich damit, daß er bald Beweiſe für ſich haben werde und ſagte, er kümmere ſich ſchon auch um Andere und möchte zum Beiſpiel ungemein gern wiſſen, wie es jetzt beim Barthle zugehe, da er im Sinne habe, dem Klausmelker ſo bald als möglich zu ſchreiben. Sepp wußte nicht viel zu berichten, er vermuthete, daß der Alte jetzt nicht bei guter

Laune sei, da man ihm vor kurzem eine kranke Kuh aus der Alp heimgebracht habe.

Jetzt kam der Zug ins Dorf. Stolz schritten die bekränzten Kühe voran, als ob sie wüßten, daß ihretwegen die Leute zu allen Thüren und Fenstern heraus schauten.

Franzens Mutter, die heute den ganzen Morgen nirgends Ruhe fand, war die erste gewesen, die das Schellengeläute gehört und den Zug gesehen hatte. Glücklich wie ein Mädchen, dessen Geliebter siegreich aus blutigem Kriege heimkehrt, stand sie unter der Hausthür. Zuerst war es ihr, daß sie Franzen entgegen hätte eilen und ihn auf der Gasse begrüßen und umarmen mögen; doch sie sah den Sepp, sah die vielen andern Leute nun auch, und jetzt war sie ganz ruhig und wischte sich die Augen mit zitternden Händen.

Mari war übrigens nicht die Einzige, welche den Zug mit nassen Augen ansah. Das frohe Jauchzen der Aelpler, das Muhen und Schellen der glücklich und gesund heimkehrenden Kühe dünkt den Bauer und die Bäurin schöner, feierlicher als Orgelton und Saitenklang. Keiner, der den Bauern und sein Fühlen und Denken kennt, wird es unbegreiflich finden, daß zu Schwarzenberg*) noch vor wenigen Jahren stets mit allen Kirchenglocken geläutet wurde, wenn der Alpzug aus der der Gemeinde gehörenden „Gräsalp“ ankam.

Auf dem Marktplatze des Dorfes hielt der Zug

*) dem Geburtsort der Angelica Kaufmann.

ſtille. Sepp und die andern Bauern ſuchten jetzt mit Hülfe der Alpknechte die ihnen gehörenden Kühe heraus, und trieben dieſelben in ihre Vorſaſſe — niedriger gelegene, eine bis ein und einhalb Stunden vom Dorfe entfernte Alpen, wo die Bauern mit ihrem Vieh ſich aufhalten, bevor die Hochalpen bezogen werden und nachdem dieſelben verlaſſen worden ſind.

Neuntes Kapitel.

Der Alpsonntag.

Am ersten Sonntag nach Heiligkreuztag — dem sogenannten Alpsonntage — Morgens hatte Franz gleich den andern Alpknechten gebeichtet, dann mit der Mutter den Kaffee getrunken und spazierte nun sonntäglich gekleidet vor dem Hause auf und ab. Während er dichte Wolken aus der wieder hervorgesuchten, porzellanenen Sonntagspfeife blies, dachte er daran, wie mißvergnügt, wie unzufrieden mit sich selbst und mit der ganzen Welt er den letzten Sonntag gewesen war, den er daheim zugebracht hatte. Hätte er damals gewußt, wie frohe Tage auf der Alp ihn erwarteten, so würde er den kurios angeschaut haben, der im Stande gewesen wäre, ihm vorauszusagen, daß er dennoch hernach das Leben in seiner Heimat für das angenehmste auf der ganzen Welt halten werde.

Wie ganz anders war er geworden seit damals und wie ganz anders kamen ihm auch Welt und Menschen vor, da er sie nun mit heiterm Lächeln ansah! Jetzt

ſchien es ihm beinahe unbegreiflich, daß er ſich früher an ſo manchem ſchönen Sonntage in ſeine vier Wände einſperren und über das frohe Reden und Lachen der Vorübergehenden hatte ärgern können, weil ihn das zuweilen beim Leſen ſtörte. Er war niemals ein Freund und Liebhaber von Unterhaltungen geweſen, wie ſie in ſeinem Dorfe am häufigſten vorzukommen pflegten. Den Bauern, meinte er, ſeien ihre Kühe ihr Alles und ſo würden auch ſie ſelbſt mehr als halb zum Thiere, das von nichts wiſſe, als von ſeiner Nahrung und von ſeinem Neſt. Auch der Bauer wiſſe von nichts, als vom Nutzen oder Schaden, den er mit ſeinem Vieh gehabt. Es gebe doch auf der Welt nichts Langweiligeres, als die Geſchichte einer Kuh von A bis Z anhören zu müſſen: an welchem Wochentage und in welchem Kalenderzeichen ſie zur Welt gekommen ſei, wie die Mutter ausgeſehen, wie alt dieſelbe damals geweſen, was das Weib, der Schwager und der Nachbar über das Kalb geſagt, wie viel Milch es getrunken und ähnliches; dann auch noch, wie man ſpäter lieber Geld entlehnt als das ſtattliche Rind verkauft habe und ſo weiter bis auf den heutigen Tag. Das ſeien doch Unterhaltungen, daß es ſchade wäre um die verplauderte Zeit ſowol, als um die Gabe der Sprache. So hatte Franz früher über die Unterhaltungen der Bauern geurtheilt, daher dieſelben ſoviel als möglich gemieden; heute aber war ihm jeder Vorübergehende willkommen. Er kannte beinahe alle Verhältniſſe und Angelegenheiten derjenigen, die er antraf, wie das bei jedem Dorfbewohner der Fall iſt, der, wie

man zu ſagen pflegt, allen Andern in Stall, Küche, Wohn- und Schlafſtube hineinſehen kann. Es war ihm daher leicht möglich, mit jedem ein Geſpräch über ſein Lieblingsthema — ſeine Angelegenheiten — anzufangen, wobei ſicher jeder ſich am beſten unterhielt, obwol oder vielmehr weil Franz ihn faſt immer allein reden ließ und nur den Zuhörer machte.

Es nahm dann auch bald hie und da Einen Wunder, warum heute die Leute ſo lange bei Franzen ſtehen blieben, und immer mehrere kamen, um zu hören, was es denn da Beſonderes gebe, ſo daß er ſich bald von etwa zwanzig Bauern umgeben ſah. Bisher hatte Franz nichts aus Berechnung gethan, jetzt aber wollte er den guten Leuten, die heute ſo freundlich und mittheilend waren, doch auch ein Opfer bringen, wollte ihnen zeigen, daß er nicht der ſei, für den ſie ihn bisher hielten.

Sobald er unter den Anweſenden einige Mitbeſetzer ſeiner Alp erblickte, fing er mit denſelben von ihren Kühen zu reden an und nun waren — wie er vermuthet — wenigſtens für den Augenblick auch die letzten Vorurtheile gegen den Sonderling beſeitiget, welche bisher noch den Redeſtrom zurückgehalten hatten. Franz mußte beinahe lachen, als es auf einmal ſo laut wurde, daß man kaum noch einen der Redenden verſtehen konnte. Unwillkürlich dachte er wieder an ſein früheres Urtheil über ſolche Unterhaltungen, aber er merkte bald, daß die Geſchichte einer Kuh bei weitem nicht ſo unintereſſant ſei, wie er früher gewähnt hatte. In ſolchen Geſchichten zog immer auch ein Abſchnitt aus dem Leben des

Erzählers an Franzen vorüber, ja oft wurde die ganze Familie, mit ihrem Wollen und Können, um die Kuh herum gestellt. Wenn zum Beispiel Christian von seiner „Blaßköpfigen“ erzählte, erfuhr man so nebenbei auch, daß er seinem Weibe und ihren Verwandten sehr viel nachfragen müsse, und daß erstere, obwol alle Jahre reicher und wohlhabender werdend, dennoch jeden Gulden zweimal umkehre, ehe sie dem Mann denselben in die Hände lasse. Franz fand das auch ganz natürlich, als Christian zuletzt erzählte, wie es gegangen sei, als er im letzten Winter beim Adlerwirthe das Geld für das Kalb der Blaßköpfigen vom Metzger eingenommen habe. Ja nicht nur die Erzählenden, sondern, wie gesagt, oft auch alle ihre Angehörigen konnte man durch solche Geschichten kennen lernen, und zwar oft besser, als wenn man vielleicht Wochen lang bei ihnen gewesen wäre. Der alte Martin erzählte: „Am nämlichen Tage, an welchem der heil. Klaus ihm seinen jüngsten Buben gebracht habe, sei ihm auch ein Kalb zur Welt gekommen. Das Kalb mußt du dem Jungen aufziehen! habe er zu sich selbst gesagt. Es sei denn auch eine wahre Prachtkuh geworden, bis der Junge in's sechste Jahr gekommen. Dann aber sei das gute Thier auf dem Eise gefallen und habe ein Bein gebrochen, so daß man es habe fortthun müssen. Ihm nun habe das damals schon so weh gethan, daß ihm das Weinen nahe gewesen; sein Weib aber habe gesagt: Da sehe man es wieder, wie Glück und Unglück neben einander komme und sich die Wage zu halten suche. Der Vater komme um eine Kuh und der Junge

finde — ein Vogelneſt — alles an einem Tage. Ihm ſei dieſe Rede ſo — ſo, er wiſſe nicht wie vorgekommen, daß er darüber gelacht und ſeinen Kummer bald vergeſſen habe."

Der immer aufmerkſamer zuhörende Franz dachte bei dieſen und ähnlichen Erzählungen oft an die Behauptung des Sennen, daß man bei den Bauern durch den Stall ins Haus gehe. Jetzt war es nicht mehr bloß Berechnung, was ihn an dieſe ihm ganz neue Unterhaltung feſſelte, ſondern die Liebe zu den einfachen, glücklichen Menſchen, die er dabei kennen lernte.

Man unterhielt ſich ſo gut und ſo lange, daß man beinahe zu ſpät in die Kirche gekommen wäre.

Franz vergaß in der Eile ſogar ſeinen Hut mit einem Blumenſtrauße zu ſchmücken oder ſchmücken zu laſſen, was außer ihm heute wol ſonſt im Bregenzerwalde kein einziger Alpknecht vergeſſen hatte. Erſt als er in der Kirche die mit Blumen faſt ganz bedeckten Hüte der andern Aelpler ſah, erinnerte er ſich an den alten Landsbrauch und ſeine Vergeßlichkeit ärgerte ihn jetzt ſo ſehr, daß er der Predigt nur wenig Aufmerkſamkeit ſchenkte und unter der Meſſe ſein Gebetbuch verkehrt in den Händen hielt. Er dachte, heute ſehe Alles auf ihn und wenn man dann bemerke, daß er wieder nicht gethan habe wie die Andern, ſo werde man kopfſchüttelnd, achſelzuckend und handumdrehend ſagen: Er iſt doch immer der alte Sonderling! was ihm jetzt bei weitem weniger gleichgültig geweſen wäre, als früher, wo er die Leute noch zu wenig achtete und liebte, ſich um ihr Urtheil über

ihn zu kümmern. Nach dem Gottesdienſte eilte er heim, ſo ſchnell er konnte. Dem guten Tropfen fiel es nicht ein, daß das den auf dem Platze vor der Kirche verſammelten Alpknechten ſowol, als den Andern, welche an dieſem Tage jeden Aelpler wieder einmal von oben bis unten betrachten wollen, noch viel mehr als ſein unbekränzter Hut auffallen und ihn von neuem in den Ruf eines unverbeſſerlichen Sonderlings bringen werde.

Auf die überall laut werdende Frage: „warum iſt der Franz nicht da?“ konnte man die verſchiedenſten Antworten hören. Da hieß es: er ſei zu ſtolz, ſich neben ſie zu ſtellen, dort: der müſſe heimeilen, um die im Sommer verſäumten Zeitungen zu leſen, es ſei für ihn ſchon merkwürdig viel, daß er ſich habe Zeit nehmen können in den Gottesdienſt zu gehen. Einige meinten, er müſſe ſich von den Worten des Pfarrers beſonders getroffen gefühlt haben, denn er habe unter der ganzen Predigt einen Kopf gemacht wie eine gelbe Rübe; dagegen aber wollten Andere wiſſen, daß er von der Predigt kein Wort, ja keine Silbe gehört habe. Solche geſcheide Köpfe brauchten ja das nicht mehr zu hören und hätten Wichtigeres zu ſinnen als das. Habe doch der Tölpel unter der Meſſe nicht bemerkt, daß das Gebetbuch in ſeinen Händen ſo „unter und über“ ſei, wie die Welt alle Nächte. Der Franz ſei und bleibe gewiß ein Sonderling von der ungehobeltſten Art, man möge ihn hinbringen, wo man wolle. Auf Zeitloſenſtengeln würden auch im Paradiesgärtlein keine Kirſchen wachſen.

Einige der Beherzteſten wagten nun gegen den Strom

zu ſchwimmen. Erſt leiſe, und dann, als ſie ſahen, daß es ihnen nicht an Zuhörern fehle, immer lauter erzählten ſie: „Heute vor dem Gottesdienſt ſeien ſie lange bei Franzen geweſen, und er habe ſo ordentlich mit ihnen geredet und ſo vernünftig, als ein Menſch in ſeinen Jahren es nur im Stande ſei, ſo daß ſie dann hernach beim Kirchengehen ſich hätten geſtehen müſſen: der Franz wäre denn doch im Grunde gar nicht ſo übel, und es ſei nur jammerſchade, daß er dem alten Freimaurer gehöre. Ja, es thät's kein Menſch glauben, wie der ſo anders ſei als der Sepp. Man könne mit ihm ſchwätzen von was man wolle, und ſo liebſam ſei er und ſo freundlich — "

„Wie eine Katze, die juſt einen Braten riecht," fielen die Andern lachend ein. „Meint ihr," ſpotteten einige, „man werfe mit Prügeln drein, wenn man Vögel fangen will? Die Kinder lockt man mit Zucker und die Narren mit freundlichen Worten. Ihr ſolltet nur hören, wie Vater und Sohn heut noch lachen über euere Redereien, die ihnen ſicher wenigſtens eben ſo dumm vorkommen als uns ihr Zeitungsgeſchwätz. Konntet ihr Tröpfe denn ſo alt werden, ohne die beiden Spitzbuben, die wie die Füchſe wol die alten Haare, aber nie die alte Tücke laſſen, beſſer kennen zu lernen?"

Die Geſichter derjenigen, welche Franzen zu vertheidigen verſucht hatten, verlängerten ſich immer mehr, denn nun wurde ihnen das Unbegreifliche klar und mit wahren Sündermienen hörten ſie die Vorwürfe derjenigen an, welche ſie Wetterfahnen und erbärmliche Schwäch-

linge nannten, die der Freimaurer in fünf Minuten jüdiſch, und ſein Franz in gleicher Zeit lutheriſch zu machen im Stande wäre.

„Die Stimme der ganzen Gemeinde iſt die Stimme der Wahrheit.“ Das iſt ein Sprichwort, an welches der Bauer wenigſtens eben ſo glaubt, als an ſeinen Katechismus. Nichts auf der Welt achtet und fürchtet der gewöhnliche Dorfbewohner mehr als die öffentliche Meinung, ihr gelingt auch das, was aller geiſtlichen und weltlichen Beredtſamkeit unmöglich wäre; die Eigenſinnigſten kann ſie umſtimmen und der Stolzeſte unterwirft ſich endlich dem harten Urtheile, welches die Allmächtige über ihn gefällt hat. Wenn jetzt die Lobredner Franzens noch mit den Andern ſtritten, ſo thaten ſie das nicht mehr um den Sonderling zu vertheidigen, ſondern alles, was von ihnen geſagt wurde zu ſeiner Vertheidigung, war nur noch der Nothſchrei der geſchlagenen Eigenliebe, der letzte Verzweiflungskampf gegen den Vorwurf der Dummheit und Schwäche, den ihnen die öffentliche Meinung, wie früher den Verbrechern die Schandtafel, anzuhängen drohte. Doch ihre Niederlage war leicht vorauszuſehen, denn wenn Bauern, ſei es nun im Scherz oder Ernſt, über Unwichtiges oder Wichtiges, mit einander ſtreiten, entſcheidet faſt immer die Mehrheit der Stimmen, weil ſich die Streitenden nicht mit Gründen zu widerlegen, ſondern einfach — zu überſchreien ſuchen.

Während das eben Erzählte auf dem Kirchenplatze vorging, ſaß Franz auf der Bank vor der Hausthüre

neben der Mutter, die seinen Hut mit Blumen schmückte. Eine Zeit lang hatten beide geschwiegen und nur den Vorübergehenden Red' und Antwort gegeben; als es aber auf der Gasse leer geworden war, sagte Franz: „der Vater muß heute Wichtiges zu verhandeln haben mit dem Adlerwirth; schon mehr als eine Viertelstunde sehe ich die beiden am Hag drunten stehen und plaudern."

„Ja der gute Mann scheint in seiner Freude ganz vergessen zu haben, daß das Mittagessen erkaltet und daß wir auf ihn warten," sagte die Mutter.

„In seiner Freude — worüber?"

„Hast du denn das Neueste noch nicht gehört vom Sägenprozeß?"

„Vom Sägenprozeß?" sagte Franz sich besinnend, „ja richtig! Im Sommer hat mir der Vater davon erzählt."

„Seit damals," fiel die Mutter lächelnd ein, „hat der Handel ein ganz anderes Gesicht bekommen und wird nun hoffentlich wol bald zu Ende sein."

„Und wer wird gewinnen? Was glaubt man?" fragte Franz ein wenig gähnend.

„Nun der Adlerwirth und der Vater; doch den Vater freut es jetzt viel weniger, da er doch dem Vorsteher keinen Possen mehr spielt," antwortete die Mutter und das bisherige Lächeln war plötzlich aus ihrem Gesichte verschwunden.

Franz bemerkte das und mit etwas mehr Theilnahme, als er vorher gezeigt hatte, fragte er: „Wie ist

es denn mit dem Handel worden seit dem Sonntage, wo der Vater mich besuchte?"

„Daß der Vater dir noch nichts erzählte, nimmt mich fast Wunder," sagte die Mutter, „er erzählt sonst sehr gerne davon; doch ist er eben, seitdem du von der Alp gekommen bist, fast nie mehr zu Hause gewesen. Der Vorsteher und sein Anhang hätten, wie du dir wol einbilden kannst, keinen Grund gehabt, sich auf die Seite des Finken zu stellen und so hitzig für seine Sache zu kämpfen, wenn das Oberhaupt unseres Dorfes nicht von der Hoffnung, der Fink werde sein Töchtermann werden, besessen gewesen wäre. Die ganze Gemeinde wußte von der Liebschaft und nun hatten selbstverständlich die Gemeinderäthe nichts Wichtigeres zu thun, als dem Vorsteher sich gefällig zu zeigen. So standen die Sachen noch am letzten Kirchweihtag, an welchem der Fink mit der Susanne tanzte, daß es stob. Zum Unglück sind auch einige Fremde auf dem Tanzplatz gewesen, die haben so nobel gethan wie die vornehmen Vergnügungsreisenden, denen nichts gut genug ist. Sogar Glühwein haben sie sich machen lassen. Nun was denkst, wie wird einem Finken zu Muthe, wenn er mit einer Vorstehers-tochter tanzt und so etwas vor sich sehen muß? Du weißt wohl, daß man ungern hinter Andern steht, man will eben auch kein Knicker sein und will zeigen, daß man schon kann, wenn man mag. Kurz, der Fink war so gut als einer im Stande Glühwein zu zahlen, und gleich mußte eine Halbe auf den Platz. Dadurch bewies er nun freilich, daß er kein Geizhals sei und wol auch einmal

den Zapfen ſpringen laſſen könne; aber er bewies auch, daß er noch nicht wiſſe, wie eine Vorſteherstochter von altem Schrot und Korn denke, eine, die zu ſtolz iſt auf ſich ſelbſt, um ſich noch durch ſolche Aeußerlichkeiten ein erkauftes Anſehen geben zu wollen. Ums Leben hätte Suſanne keinen Tropfen getrunken. „Das ſei ihr zu theuer," hat ſie laut geſagt. „Das ſei ein Geſöff ſo für Leute, denen der Bach das Geld bringe." „Ihm als dem Sägmüller bringe der Bach das Geld," hat er lachend erwiedert, „und der Wein," fiel ſie ein, „nimmt dirs wieder fort." Noch eine Zeit lang haben die beiden zur Unterhaltung der andern Anweſenden geſtritten und ſind alsdann unwillig mit einander heim. Was es da noch gab, habe ich nicht gehört, am andern Tag aber hat der Vorſteher dem Finken berichten laſſen: „Sein Mädchen ſei kein Weinfaß; wenn er alles verpraſſen wolle, ſo ſolle er es nur allein thun, er der Vorſteher wenigſtens werde ſeine Suſanne und ſein Vermögen nie und nimmermehr dazu hergeben." So hat auf einmal alle Lieb' und Freundſchaft ein Ende gehabt und auch der Sägenprozeß hat, wie geſagt, ein ganz anderes Geſicht bekommen; denn der Vorſteher und natürlich mit ihm ſeine Anhänger machten kehrum, weil ſie nun über Nacht zu der Einſicht kamen, daß dem guten Adlerwirth grauſam unrecht geſchähe, wenn ſie ihren Einfluß auf dem Gericht gegen ihn gebrauchen würden. Zeiten ändern die Menſchen! Früher hat das keiner im Dorf öffentlich zu ſagen gewagt als dein Vater und der Pfarrer und der Adlerwirth."

Franz hatte der Erzählung der Mutter ruhig zugehört; als sie schwieg, sprang er auf und lief eine Zeit lang heftig hin und her. Dann plötzlich vor der Mutter stehen bleibend, fragte er: „Aber wie haben denn die Herren ihre schnelle Sinnesänderung den Leuten erklärt, wie sich vor dem Gerichte der öffentlichen Meinung gerechtfertiget?“

„Ja du lieber Gott! da hat es geheißen: der Pfarrer, der beim Adlerwirth so viel aus der Gemeinde und aus den Haushaltungen heraus inne werde, sei eben darum dem Adlerwirth sehr geneigt, und er würde daher grausam zornig werden und es recht auf die hohe Achsel nehmen, wenn man den Wirth nicht machen lassen wollte. Das hat man in der letzten Zeit Jedem erzählt, der es hören wollte, geglaubt hat's aber im Grunde kein Mensch, weil ja Jeder den wahren Sachverhalt wußte.“

„Also der Pfarrer sollte am Ende die Suppe essen, die die Andern einbrockten?“ eiferte Franz.

„Die Suppe war jetzt schon zu essen. Es ist ja Allen recht, daß eine Säge gebaut wird — etwa den alten Barthle ausgenommen — und sicher macht sich heute die ganze Gemeinde mit der Sache nicht mehr so viel Kopfarbeit als du.“

„Was sagen denn die Leute, die, wie ihr mir vorhin erzähltet, den Ausreden unserer Regenten keinen Glauben schenken?“

„Sie lachen.“

Wieder schritt Franz eine Zeit lang hastig auf und ab, dann plötzlich laut auflachend, rief er aus: „Sie haben

gut lachen, so gut als der alte Martin an dem Tage, da er um eine Kuh kam und sein Bub' ein Vogelnest fand. Glücklich wer über so etwas noch lachen kann! Und doch," sagte er nach einer Pause, „doch möchte ich nicht so glücklich, nicht so einfältig sein. , Haben denn die Schafsköpfe keinen Funken von Rechtsgefühl in sich, daß sie bei so etwas gleichgültig bleiben können? Wenn die Kirchweihgeschichte nicht drein gekommen wäre, so hätte alles einen andern Ausgang gehabt und so wenig als jetzt würde es einem in den Sinn gekommen sein, etwas gegen die Urtheile der Gesalbten einzuwenden. Wunderliche Welt!"

„In die Kirche gehen, wenn's läutet," sagte die Mutter — „und zahlen was man gebietet!" fiel Franz ein, „das würde mir auch der Senn gesagt haben. Und wirklich, das ist das Wahre! Gott und der Kaiser könnten sich diese Leute kaum anders wünschen, als sie sind. Sie passen bei weitem besser auf die Welt, wie sie hier herum ist, als ich und der Vater."

„Aber nun laß einmal sehen, wie du ausschaust," sagte die Mutter, die unterdessen Franzens Hut mit Blumen umkränzt hatte.

„Prächtig!" rief sie, als Franz den Hut aufgesetzt hatte, und ihr Wohlgefallen an dem wirklich schönen Sohne selbst vor ihm nicht verbergend, fuhr sie, ihren Liebling mit mütterlichem Stolze betrachtend, nach einer Pause fort: „Nun darfst du dich neben jedem Aelpler sehen lassen. Man sieht's jetzt, daß nur deine Lebensart, nicht deine schwache Natur Schuld gewesen ist an

deinem gottserbärmlichen Aussehen. Wie du jetzt so gesund und kräftig vor einem dastehst, daß es einem wohl thut dich zu sehen! Es wär wahrhaftig Schade, wenn du andere als Wälderkleider trügest. Weißt du's auch noch, wie ich mich um deine Lederhosen habe wehren müssen gegen den Vater? Der hat immer gelärmt: Er wollte aus dir einen Menschen, keinen eingezwängten, verbauerten Bregenzerwäldler machen, und um das was Brauch sei, kümmere er sich gar nicht. Nun ich glaube, du darfst dich jetzt neben jedem verbauerten und jedem nicht verbauerten Menschen sehen lassen."

„Mutter," sagte Franz lächelnd, „ihr macht mich wieder stolz wie damals, als ihr mir noch beinahe täglich Lederhosenpredigten hieltet und mir sagtet, ich werde doch nicht in der Welt herumlaufen wollen wie die Schneider und die fechtenden Handwerksburschen, an denen ihre langen Fetzen herumlottern, wie ein alter Strumpf an einem Rechenstiel. So macht ihr mich stolz, das ist wol nicht recht!"

„Nein, das mache ich nicht," eiferte die Mutter, „und du brauchst es auch nicht zu werden, wenn du schon weißt, daß du etwas besitzest, was nicht dein Verdienst ist. Schönheit und Gesundheit sind Gaben Gottes, für die man ihm danken soll; aber nicht stolz darauf werden, denn das wäre sündhaft. Uebrigens habe ich nur gesagt, daß dir deine Kleider gut passen und das kann mir Niemand anstreiten; auch der Hut steht dir jetzt staatsmäßig und den Blumen sieht es wol

kein Menſch an, daß nicht ein Schätzchen, ſondern die Mutter ſie zuſammengebunden hat."

Bei dieſen Worten that Franz unwillkürlich einen Blick zu Mariannens auf das ſorgfältigſte gepflegtem Garten hinab, wo noch mancher Strauß zu pflücken geweſen wäre.

Die Mutter, die das bemerkt hatte, ſagte wehmüthig lächelnd: „Da drunten iſt's für dich ſchon Winter und das letzte und ſchönſte Röslein iſt für dich zu Grunde gegangen, wenn's nicht auch unter'm Schnee ſich erhalten und den Frühling erwarten kann, der doch hoffentlich bald allen Aprilſtürmen der Laune ein Ende machen wird."

„Jetzt endlich kommt der Vater," ſagte Franz erröthend und eilte in die Stube.

„Aber heut hab ich ſtaunen müſſen," rief Sepp ſchon unter der Thüre. „Steht dir der gelehrige Schüler des Sennen in einem Haufen Bauern wie einer, der etwas in einem Kaſten für Geld ſehen läßt, und erzählt von Weißfüßen und Schellkühen, daß auch Barthle mitſamt Haldenbauers Thereſen daneben ſich hätt' ſchämen müſſen. Ja, Franz, auf die Art gewinnt man die Leute; doch auf die Art wird man auch ein erbärmlicher Tropf. Iſt das noch dein Franz, der freie muthige Trotzkopf? hab ich mich fragen müſſen, als ich, aus dem Vorſaß kommend, dich des Sennen Kunſtſtücke machen ſah, und „nein" hab ich antworten müſſen, das iſt ein Schüler eines Andern, das iſt —"

„Zum Davonlaufen," fiel Mari ein. „Meinſt du

denn, Franz müsse ein Schüler sein, entweder deiner, oder der eines Andern?"

„Es wär traurig, wenn das heutige Früchtlein auf seinem eigenen Acker gewachsen wär," warf Sepp etwas rauh ein, „er wird doch nicht schon wie die ärgsten Frömmler wähnen, der Zweck heilige das Mittel? Wer ein Gewissen hat, ist zu redlich, wer männlich denkt, zu stolz, um so den Komödianten zu spielen. Das sagt der gottlose Freimaurer und läßt dazu den Sennen ordentlich grüßen."

Franz wollte nun dem Vater erzählen, wie er mit den Bauern ins Reden gekommen und wie wohl ihm dabei geworden, Sepp aber mochte davon nichts hören. „Er kenne das ganz gut," sagte er, „man könnte darüber lachen, wenn man recht weit weg wäre; aber im eigenen Hause das erleben, selbst so ein Wesen Sohn nennen zu müssen, das könne man fast nicht ertragen. Er habe schon im Sommer bemerkt, daß es mit Franzen stark abwärts gehe, doch daß der so bald auch ihm gegenüber den Falschen und den Fremden machen werde, das wäre ihm auch im allerpeinlichsten Traum nicht eingefallen. Mir gegenüber," schloß der bisher ungewöhnlich hastig Redende auf einmal wehmüthig, „mir gegenüber, der auf der ganzen weiten Welt nur noch dich hat, nur noch dich will, mache keine solchen Dummheiten. Sieh, dein Vater steht vor dir und bittet dich: sei mir gegenüber der alte gute offene Franz, daß mein Alter nicht gar zu freudenlos werde."

„O redet doch nicht so," bat Franz, „ich kanns

nicht mehr hören, wie ihr unnöthig euch selbst und mir weh thut. Gewiß hab ich an nichts Böses gedacht. Eure Abneigung gegen die Leute hat euch unbillig gegen mich gemacht."

„Nein Franz! wenn ich zu rasch war, so hat das der Kummer gemacht, dich auf einem Abweg zu sehen. Warum kümmerst du dich um das, was Andere von dir fordern oder wünschen? Steh du fest auf eigenen Füßen, daß der Schwache sich halten kann an dir, statt mit ihm hinzufallen und so ihm das Gefühl der Scham zu ersparen wegen seiner Erbärmlichkeit. Auch wenn man gradaus geht auf dem Weg, den man als den rechten erkennt, findet man zuweilen einen Anhänger, der einem auf Abwegen entgegeneilt und sich nun zu allem willig zeigt. Auch ich hab einen solchen gefunden; ei rath einmal wen!"

„Nun den Adlerwirth," sagte Franz verächtlich.

„Nein, um Gottes willen nein! Unsern alten Pfarrer wie er leibt und lebt. Nicht wahr, es geschehen doch auch noch Wunder? — Die Erklärung des Wunders ist freilich so lächerlich einfach wie hundert andere vielleicht auch. Hast du noch nichts vom Sägenprozeß gehört?"

„Nun mich freut's, wenn ihr nun Freunde werdet, nachdem euch dieser wunderliche Streit zusammen auf ein Brett getrieben," sagte Franz lächelnd.

„Von Freundschaft ist hier keine Red'," erwiederte Sepp kalt, „der Pfarrer hat nur vor meiner Menschenkenntniß Respekt bekommen. Natürlich! die ist ihm

alles bei seiner Amtsführung und drum kann er es fast nicht leiden, daß ein noch Größerer gegen ihn arbeiten sollte. Ich hab's schon früher gesagt, seine Beliebtheit sei zu Ende, sobald er nicht mehr nur Freimaurer vernichte, sondern gegen allgemeine Fehler auftrete, statt wie bisher, dazu jedesmal einen Kapuziner kommen zu lassen. Daß der Pfarrer so lang im Gemeindeausschuß bleiben konnte, daß er die Bauern erst heuer kennen lernt, und daß das beim Sägenprozeß Erlebte ihm gar so weh thut, beweist klar und deutlich, wie oft er gegen die hier sich breit und schwer machenden Uebelstände kämpfte, und was von ihm zur Hebung des Volkes gethan wurde. Der gute Mann hatte halt erwartet, wenn er sich auf Adlerwirths Seite stelle, werde der ganze Ausschuß ihm folgen, aber dießmal handelte sich's um die Sache des Finken, die auch die des Vorstehers war, drum pfiffs eben anders und ich glaub nicht, daß er in dreißig Jahren so viel Widerwärtiges erfahren hab, als diesen Sommer, da er sich zum Adlerwirth stellte. Jetzt stehen seine Rüben freilich wieder ganz schön und wachsen, daß es eine Art hat, aber ich glaub doch nicht, daß er diese Geschichte so bald vergessen könne."

„Wachsen denn deine Rüben nicht so schön, als die des Pfarrers, neben dem du doch gestanden bist?" fragte Mari.

„Ihr guten Leut!" rief Sepp wehmüthig lächelnd, „der Soldat kämpft und wagt sein Leben; der Herr General gewinnt die Schlacht und wird pensionirt. Mit mir ist die Welt fertig und ich mit ihr auch. Ich for-

dere, ich erwarte keine Anerkennung; das Selbstbewußtsein hat mir immer genug sein müssen. Auf mein einziges Kind aber hab ich gehofft, auf dich, du theurer Franz, hoff' ich noch. Die ganze Welt könntest du mich vergessen machen. Werde du, was ich erwarte, wünsche, dann bin ich trotz allem und allem der glücklichste Mann weit herum."

„O Vater!" rief Franz, „gewiß will ich das und von Herzen gern. Oft und oft schon hab ich gewünscht, Licht und Freud' in euer trauriges Leben bringen zu können, euch zu versöhnen mit der Welt und —"

„Mich mit der Welt versöhnen? Als ob mir die Welt nicht recht wäre? Hab ich doch schon vielmal gesagt: es sei jammerschade, daß sie von so erbärmlichen Wesen bewohnt werde. Soll ich etwa Freundschaft schließen mit diesen?"

„Essen und vergessen solltet ihr," antwortete Franz. „Wol oft habt ihr, da ihr das Alte nie ruhen ließet, auch Andere wieder an das erinnert, was man euch verwirft. Nie seid ihr den Leuten auch nur einen Schritt entgegengegangen, einzig wo es etwas aufzubegehren gibt, seid ihr dabei, so daß man das allgemeine Urtheil über euch immer auf's neue bestätiget findet. Kommt Vater, geht auch einmal zu den Leuten wenn ihr ihnen nichts vorzuwerfen habt, und seid fröhlich mit ihnen. Geht nach dem Gottesdienst mit zum Adlerwirth. Der Senn hat mir oft erzählt, wie lustig es am Alpsonntage da zugehe, und wie alles friedlich und froh sei."

„Das also," sagte Sepp bitter lächelnd, „das also

wär die Nutzanwendung deiner Predigt? Nun du redest so gut du es verstehst, und mehr thut kein Gelehrter. Eigentlich ist's recht, daß du selbst erfahren willst, und wenn ich nicht zu den Kühen ins Vorsaß gehen müßte, so thät ich wirklich kommen um zu sehen, was du mit den Leuten anfangen werdest."

Als nun Mari sogleich den Antrag machte, die Arbeit im Vorsaß zu verrichten, damit Sepp den Abend frei habe, lachte er: „da scheint ja schon alles gehörig abgekartet zu sein zwischen euch beiden. Nachgeben ist da wol das Klügste, denn ich hätte nun doch keine Ruhe mehr bis auch du genug erfahren hast. Sicher wird's bis dahin nicht besonders lang währen, drum gebet dem Alpsonntag, was des Alpsonntags ist. Das meine will ich thun; doch erwarte nicht, daß ich Andern zu Lieb, Ehr, Kurzweil und Erbauung meinen Humor verleugnen werde, wie du heute Morgens. Nein, Fränzchen, mit Heucheln und Schmeicheln mag ich keine Freunde gewinnen."

Nach dem Essen spazierte Franz wieder vor dem Hause auf und ab. Er bemerkte es nicht, daß die Vorübergehenden scheu an ihm vorbei eilten und es absichtlich vermieden mit ihm sich in ein Gespräch einzulassen. Er hatte, sobald er vor das Haus gekommen war, Barthles Mariannen in ihrem Garten sorgfältig die noch nicht verwelkten Blumen begießen sehen, und nun entfernte er sich im Auf- und Abgehen immer mehr vom Vaterhause, um so nach und nach wie zufällig zum Gar-

ten zu kommen. Früher zwar hatte er beſchloſſen, einmal Barthles Abweſenheit zu einem Beſuche ſeiner Tochter zu benützen, jetzt aber kam ihm das „tummle dich Maus! die Katz' iſt außerm Haus" ſo unmännlich vor, daß er mit Erröthen an jenen Entſchluß dachte. Warum ſollte er Schleichwege ſuchen? Er brauchte den Alten, dem er nie etwas in den Weg legte, gar nicht zu fürchten. Der Streit ſeines Vaters ging ihn ja nichts an, und wenn dennoch Barthle ſich allenfalls geneigt zeigte, die Sünden des Vaters am Sohne zu ſtrafen, ſo durfte Franz nur ſeiner kranken Kuh nachfragen. Das war gewiß das beſte Mittel, ihm ſogleich alles Andere aus dem Kopfe zu bringen. So rechnete Franz, während er immer ſchneller auf und ab lief. Er erinnerte ſich wol noch an die Worte des Vaters: „Suche nicht, dich bei Andern beliebt zu machen, ſondern ihre Liebe zu verdienen!" und er nahm ſich auch vor, „in Zukunft dem Vater zu folgen und ſich nie mehr verbauerter zu zeigen, als er wirklich ſei." Aber dießmal mußte er ſich zu helfen ſuchen, ſo gut er konnte, mußte im Fall der Noth ſeine thierärztlichen Kenntniſſe und alles benützen, denn unmöglich konnte hier eine kleine unſchuldige Liſt ſo viel Böſes anrichten, als ſie vielleicht verhinderte. Franz glaubte ſich ſogar vor ſeinem in dieſem Stücke ungemein ſtrengen Vater rechtfertigen zu können. Er kümmerte ſich ja wirklich um die kranke Kuh und hätte ſie von Herzen gerne geſund gemacht. Vielleicht hätte ſich dann auch hier das Wort des Sennen beſtätigt, indem der Weg durch den Stall

in Mariannens Haus und sogar zur Versöhnung mit dem alten Barthle führte.

„Ah, grüß Gott Alpknecht!“ rief jetzt Mariann dem hart zum Garten Gekommenen heiter entgegen, „du mußt heuer einen besseren Sommer gehabt haben, als die Erdäpfel, denn du siehst wirklich gut aus und trägst bei weitem kein so schullehrermäßig mageres Kreidegesicht mehr in der Welt herum, wie früher.“

Wenn der alte Barthle — mit Prügeln in beiden Händen — zum Hause heraus und auf Franzen losgesprungen wäre, so würde ihn das nicht so sehr überrascht haben, als diese Anrede derjenigen, die er für so grenzenlos unglücklich, so sehr seines Trostes bedürftig hielt. Der mitleidsvolle Jüngling hatte es sich so wunderschön ausgedacht, wie er nun der Verlassenen, Bekümmerten als tröstender Engel erscheinen könne. Vor allem wollte er ihr den Brief Klausmelkers geben, dann eine Antwort auf denselben mit ihr ausdenken und — so nebenbei auch sagen, wie viel viel Kopfarbeit ihm dieser Brief, und besonders ihr jetziges trauriges Leben schon gemacht habe. O, er hatte in der letzten Zeit wunderschöne und ungemein lange Reden zusammengestellt, die er bei dieser längst ersehnten Gelegenheit zu halten gedachte, um sein volles Herz ein wenig zu erleichtern; jetzt aber stand er mäuschenstill da, und seine Sonntagspfeife an der Gartenmauer ausklopfend und in Stücke zerschlagend, sagte er zu sich selbst: „Das also ist der Humor eines Mädchens, welches einen verlornen Sohn zum Bruder und einen Barthle zum Vater hat. Ist

das möglich? Nein, das ist nur Verstellung. Sie hat vom Alten erst den Haß gegen uns, noch nicht auch den Muth geerbt ihn zu zeigen, darum jetzt dieses Durcheinander von Warm und Kalt. Von der frühern Zeit ist ihr nur noch die Erinnerung an mein Aussehen geblieben."

So urtheilte Franz über die gute Mariann, die sich so herzlich gefreut hatte, da sie ihn immer näher zum Garten herankommen sah, und als er, nur noch wenige Schritte von demselben entfernt, wieder umkehrte, da hätte sie von Herzen gern ihm zugerufen, er solle nur kommen, der Vater sei heute fort, um nicht zu den Fröhlichen beim Adlerwirth gehen zu müssen. „Komm nur!" hatte sie schon gerufen; dann aber hatte sie, erschrocken über sich selbst, geschwiegen und war froh gewesen, daß Franz noch nichts gehört hatte. Was hätten sie denn einander Wichtiges zu sagen gehabt? Mariann wußte, obwol ihr vieles ungemein schwer auf dem Herzen lag, doch nichts das sie ihm hätte anvertrauen dürfen. Nein, alles lieber als ein vertrautes ernsthaftes Gespräch über etwas ihr am Herzen Liegendes! Reden wollte sie, mußte sie mit ihm, aber nicht um ihm etwas zu sagen, sondern bloß um zu reden und dadurch zu zeigen, daß sie an der Abneigung ihres Vaters gegen Sepp und die Seinigen keinen Antheil nehme. Aber durfte sie das thun? Durfte sie öffentlich zeigen, daß sie in diesem Stücke mit dem Vater nicht einverstanden sei? Es war ihr immer, ob sie vom Zimmer des Vaters her jenen grellen weithinhallenden Pfiff höre, dessen Bedeutung

sie schon als kleines Kind nur zu gut kennen gelernt hatte. Sie hielt das nicht für eine leere Einbildung, sondern für die Stimme ihres Gewissens, oder ihres Schutzengels, der sie warnen wollte, ja nichts hinter dem Rücken ihres Vaters zu thun, was er nie und nimmer geschehen lassen würde wenn er da wäre; lieber, um der Versuchung zu entgehen, sogleich den Garten zu verlassen. Und doch ging sie nicht, denn auch etwas Anderes regte sich mächtig in ihr und hieß sie bleiben. Sie wollte ja nichts Unrechtes thun, nur ein wenig reden mit einem Nachbarn, und zwar von den gleichgültigsten Dingen, um ihn ja durch nichts an das zwischen den Vätern Vorgefallene zu erinnern. Während Mariann so noch zwischen Sollen und Wollen schwankend bald einen Schritt gegen ihr Haus, bald zwei Schritte gegen die Gasse ging, war Franz wieder hart zu ihr herangekommen. Als Mariann, die bisher ihr Gesicht dem Hause des Vaters, selbst wenn sie gegen die Straße schritt, zugewendet hatte, das Köpfchen wieder drehte, um sich verstohlen nach Franzen umzusehen, erblickte sie ihn hart neben sich und den jetzt so gesund und kräftig Aussehenden mit Wohlgefallen betrachtend, sagte sie, um nur etwas zu sagen, jene Worte, die dann Franzen so sehr aus der Fassung brachten. Mariann, die eine scherzende Antwort erwartet hatte, sah ihm staunend zu, wie er die Scherben der in der Erregtheit zerschlagenen Pfeife zusammensuchte. Sie wollte es noch einmal scherzend versuchen ein Gespräch mit ihm anzufangen und sagte: „Du hast's wie die Weiber: wenn die

eine Schüſſel zerſchlagen, ſo ordnen ſie die Scherben wieder ſorgfältig zuſammen und ſagen: ſo wärs geweſen!"

Als aber Franz, der ſich zu ſchämen anfing, noch immer auf den Boden ſah und ſchwieg, ſagte das ängſtlich werdende Mädchen wehmüthig: „Aber Franz, ich habe dich doch nicht erzürnen wollen! Noch von früher her ſollteſt du wiſſen, wie ich zu Zeiten eine Plaudertaſche bin. Offenherzigkeit hab ich ſchon von deinem Vater gelernt, und zuweilen wird ſie ſogar zur Schwatzhaftigkeit. Ich glaube bald, es ſei nur ein Glück für mich, daß ich nicht mehr oft zu den Leuten komme, wenn ich ſie ſchon erzürne, ſobald ich nur einige Worte mit ihnen rede."

„Du haſt mich nicht erzürnt," entgegnete Franz.

„Wenigſtens wollte ich's nicht," ſagte ſie. „Schon Vormittags in der Kirche" — Mariann erröthete und fuhr erſt nach einer kleinen Pauſe wieder fort — „ſchon Vormittags hab ich mich über dein gutes Ausſehen wundern müſſen, faſt noch mehr als darüber, daß du keinen Maien auf dem Hut hatteſt. Soll ich dir einen geben?"

Franz hatte noch nicht geantwortet, als ſie ihm ſchon ein Sträußchen überreichte. Seine Hand zitterte, da er es ihr abnahm. Dann ſagte er kurz und kaum hörbar: „vergelts Gott!" und ging.

Um alles in der Welt hätte er nicht mehr länger bleiben können, ſo ſehr ſchämte er ſich vor Mariannen und vor ſich ſelbſt. „Biſt du," ſagte er, indem er das

noch ganz gebliebene Pfeifenrohr in den Sägenbach warf, „bist du nicht gerade so dumm, launenhaft und kindisch, wie der sechsjährige Toni des Adlerwirths, der gestern hier auf diesem Platze seinem Hündchen einen Stein an den Kopf werfen wollte, weil es sich von ihm nicht streicheln ließ? und hättest du nicht noch weit mehr Ohrfeigen verdient, als das einfältige Kind? Also das wäre dein Mitleiden gewesen!“

Franz war froh, als er zum Nachmittagsgottesdienst läuten hörte. In der Kirche hoffte er seiner peinigenden Vorwürfe los zu werden. Das von Mariannen erhaltene Sträußchen steckte er nicht auf seinen Hut, weil er sich für unwerth hielt, mit demselben geschmückt zu sein. „Da steh!“ sagte er, indem er das lieblich duftende Geschenk in einem Glas voll Wasser auf das Tischchen in seinem Zimmer stellte, „da steh und erinnere mich morgen, übermorgen und noch lange Zeit an meine Hoffart und Selbstsucht! Der Senn hatte recht: nur die Sucht, eine Schellkuh zu werden, und dabei das Gefühl, dazu zu klein, zu schwach zu sein, das ist's was mich unglücklich macht. Ich habe das wol schon länger an mir bemerkt, habe Vorsätze gemacht und alles Mögliche, und doch war ich wieder der Narr und merkte die Dummheit, die ich wochenlang sorgfältig groß zog, nicht eher, als da sie mir eine der Stunden verdarb, die ich sonst jetzt wol unter die schönsten meines Lebens zählen würde. Wie viel besser, als ich selbst, kennt der Vater mich und meine Sucht, etwas zu gelten! O, was bin ich gegen ihn, was gegen Andere,

gegen die, die ich so oft verspottete! Dem Vater stehts nicht so übel an, wenn er tadelt und die Fehler Anderer beim Namen nennt, ich aber gleiche dem, der auf einem gefährlichen Wege nur auf die Mitgehenden Acht gibt, bis er selbst stolpert und fällt. Das muß doch noch anders werden! Was Vorsätze nicht vermögen, werden Erfahrungen thun, wer nicht gutwillig geht, wird an den Ohren geführt, sagen die Kinder."

Unter der Vesper betete Franz — und zwar so inbrünstig, wie schon lange nie mehr — um Selbstkenntniß, damit es ihm möglich werde mit sich und der Welt im Frieden zu leben.

Als nach dem Gottesdienste Sepp und Franz mit einander zum Adlerwirth kamen, fanden sie schon alle Bänke und alle Stühle besetzt. Die Bitte des Wirths, „den Beiden doch noch ein wenig Platz zu machen," schien kein Mensch gehört zu haben als der Senn, der sogleich die neben ihm Sitzenden mit einem mächtigen Ruck so nahe an einander stieß, daß es für ihrer vier genug Platz gegeben hätte, und dann die Beiden einlud sich zu setzen. Sepp und Franz folgten der Einladung, ohne sich um das am Tische laut werdende Gemurmel nur im geringsten zu bekümmern.

„Da geht's schon zu, wie vor der Himmelsthür, so drängt und stößt man und ist fröhlich," sagte Franz, nachdem er dem Sennen Bescheid gethan hatte. „Adlerwirth! eine Maß auf den Tisch, damit man sich fest setzen kann; da ist's wahrhaft eine Lust dabei zu

ſein und zuzuſehen. Nur ungenirt vorwärts unſertwegen!“

„Für uns iſt es gerade keine beſondere Luſt, wenn du ſchon auch dabei biſt und zuſiehſt,“ bemerkte einer der Bauern, mit denen ſich Franz am Morgen ſo gut unterhalten hatte.

„Heut ſitzt Niemand nur zum Zuſehen da, wie etwa die vornehmen Reiſenden, die unſere Dummheiten in ihre Bücher hineinſchreiben; alles muß mitmachen, jeder ſeinen Kübel voll in den Keſſel leeren, dann erſt iſt's der Mühe werth ein Feuer darunter zu machen,“ ſagte der Senn. Dann ſang er:

Luſtige Leut, ledige Leut,
Sieht man ſie nicht, hört man ſie weit,
Dominus vobiscum,
Heut iſt's mir drum.

Während der Senn ſang und die Andern leiſe mitſummten, ſagte Sepp zu Franzen: „Gelt du, der, welcher vorhin das Maul offen hatte, war einer der guten Freunde von heute Morgens? Ja ja, Undank iſt eben der Welt Lohn!“

„Warum ſingſt du nicht?“ fragte der Senn vorwurfsvoll. „Heut iſt's gut, wenn's auch nicht nach Noten geht, wie du wol ſchon bemerkt haben wirſt.“

„Mich nimmt's nur Wunder, wie man ſo luſtig ſein kann, ſobald man ins Wirthshaus kommt,“ ſagte Franz.

„Das iſt gar nichts Wunderbares,“ erwiederte der Senn und ſang:

Luſtig bein Lenten
Und traurig allein,
So kann ich noch länger
Ein Lockvogel ſein.

Dann ſich wieder an Franzen wendend, ſagte er lachend: „Immer den Hut nach dem Winde drehen! das iſt eine alte Bauernregel. Am Ende thut's jeder, nur thun einige, auf die man mit Fingern zeigen könnte, zuerſt vornehm und altklug und machen Umſtände. Ja, Franz, ſo iſt's; oder biſt du auch ſchon luſtig worden auf einem Friedhof?"

„Nein."

„Und ich noch nie traurig im Wirthshaus. Hellauf und geſchwind wieder eins geſungen, bevor die Fabrik erkaltet!"

So hatte Franz den Sennen noch nie geſehen. Er, der ſonſt ſo ſparſam, trank einen Schoppen nach dem andern und von der Vorſicht, mit der er ſonſt jedes Wort auf der Goldwage wog, war nichts mehr zu bemerken. Wäre der Senn in einem Kreiſe gewählter Freunde ſo heiter geweſen, ſo würde Franz das ganz natürlich gefunden haben, aber hier war ja eigentlich von einer zuſammengehörenden Geſellſchaft gar keine Rede. Franz konnte ſich das Betragen des Sennen nur erklären, wenn er annahm, die Macht der Gewohnheit über dieſen Menſchen ſei ſo groß, daß er, ſich ſo manches frohen Alpſonntags erinnernd, gar nicht anders könne, als wie früher, der Froheſte unter den Frohen zu ſein. Bis zum Abend ſang er ein Lied nach dem an-

dern, und als er endlich heiser zu werden anfing, wollte er auch noch tanzen, was aber der Wirth, noch ehe man eine Zither herbei geholt hatte, untersagte, „weil er ja keine gerichtliche Tanzbewilligung im Hause habe und daher gestraft werden und in Mißkredit kommen könnte."

Ruhig setzte sich nun der Senn, der schon Platz zu machen angefangen hatte, neben Franzen auf die Bank und sagte lächelnd: „Da siehst du nun, wie viel vernünftiger es ist, die Gelegenheit zu benützen, als dem Humor etwas nachzufragen, wie verwöhnte Kinder. Wenn einer tanzen will, so ist nicht nur Humor, sondern Gelegenheit und auch Bewilligung nöthig, das Gericht hat ganz meine Meinung. Nimm wenns da ist. Die Zigeuner essen, wenn sie Speise haben, die Schwaben aber möchten essen, wenn sie hungert, und gerade das ist auch der Unterschied zwischen uns beiden."

„Glücklich der, der in Alles sich zu fügen weiß!" sagte Franz, welcher hoffte nun endlich mit dem heute Unermüdlichen ein vernünftiges Gespräch anfangen zu können. Der Senn aber schien das gar nicht zu bemerken und forderte Franzen immer wieder zum Singen auf, wozu dieser jedoch nicht im Geringsten aufgelegt war.

„Siehst du denn gar nicht," spottete Sepp, „daß dein guter Freund heut nicht eine Minute übrig hat für dich? Du armer Nothhelfer kannst dann wieder zu ihm, wenns Niemand sieht!"

„Ich bin ja heut auch bei ihm und Viele sehen es," sagte Franz ärgerlich.

„Ja wir müſſen ihm dankbar ſein, denn er hat uns wenigſtens Platz gemacht.“

„Das iſt aber wirklich ein ſchönes Lied!“ ſagte Franz, nachdem er eine Zeit lang den Sängern zugehört hatte.

„Ja ſchön, aber fremd,“ bemerkte Sepp.

„Iſt das ein Fehler?“

„Ja und nein. Ein fremdes Lied laß ich mir gern gefallen; aber man ſingt lauter fremde, lauter ſolche, deren Gegenſtände und Schilderungen den hier Anweſenden fremd ſind. Wiener Späße und Tiroler Schützenlieder und „ſa ſa geſchmauſet“ mit den lateiniſchen Brocken, die doch kein Menſch verſteht, das iſt ſo faſt die ganze Herrlichkeit. Es wäre erſtaunlich, daß wir ſo wenig Eigenes haben, wenn man nicht wüßte, wie neu hier herum die weltlichen Lieder ſind. Alte Leute erinnern ſich noch, wie die erſten durch Fremdler ins Land kamen und wie damals die Frommen die Zeit des Antichriſt gekommen glaubten.“

„Davon hat der Senn da gewiß auch ſchon gehört,“ ſagte Franz, erfreut ein Thema gefunden zu haben, mit dem er den Sennen ſicher zu fangen hoffte. „In ſo etwas iſt der zu Hauſe und weiß uns wol auch jenes erſte Lied noch zu nennen, dann gibt es doch zur Abwechslung einmal einen Diskurs. Du, Senn! hörſt?“

„Genießt das Leben, ſingt man jetzt!“ erwiederte dieſer.

„Ich mag aber nicht ſingen.“

„So höre doch wenigſtens zu und ſei ſtill!“

Franz gehorchte. Auch der Vater ſagte nichts mehr. Beide hörten den Sängern zu, wobei jedoch der Vater ſein ſpöttiſches Lächeln ſo wenig, als Franz ſeinen Aerger ganz zu verbergen im Stande war. So blieb es, bis man ſang:

„Bald blühen Roſen an einer Lanze,
Bald ſtehn ſie welk und von Blättern leer.“

Jetzt aber brachen beide in ſchallendes Gelächter aus, ſo daß die Singenden erſtaunt ſchwiegen und fragten: „Was es denn nun auf einmal gebe?“

„Etwas aufzuſchreiben für einen Vergnügensreiſenden,“ ſagte Sepp.

Franz erklärte: „An einer Lanze blühen keine Roſen, wol aber an einem Lenze und ſo ſollte es auch im Lied heißen.“

„Ah bah, das ſind nur Schneckentänze!“ bemerkte ein Alpknecht. „Wer hat denn je was davon gehört oder geſehen, daß Roſen blühen an unſerem Gerichtsdiener dem Herren Lenz in Bezau?“

Sepp und Franz lachten über dieſen Einfall ſo laut, als die Andern. Als es endlich wieder ſtiller wurde, fragte Letzterer: „Wißt ihr denn wirklich nicht, was Lenz iſt?“

„Allerdings!“ hieß es, „der Gerichtsdiener iſt es.“

„Ja,“ erklärte Franz, „Lenz iſt deſſen Geſchlechtsname und zwar ein ſehr ſchöner, denn er heißt ſo viel als Mai oder Frühling.“

„Warum ſagt man denn aber das nicht lieber deutſch, daß es auch weniger Hochſtudirte verſtehen können?“ fragten Einige.

„Ich und der Vater haben uns eben auch darüber gewundert, daß ihr da faſt lauter Lieder ſingt, die ihr nicht verſteht. — Und nicht wol verſtehen könnt,“ fügte er mildernd hinzu, als ihm der Senn mit dem Ellenbogen einen ſo heftigen Rippenſtoß verſetzte, daß er beinahe laut aufgeſchrieen hätte. „Seid doch ſo gut und ſingt — wenn es denn geſungen ſein muß — einmal etwas Deutſches, Vaterländiſches, das Jeder verſtehen und ſich einbilden*) kann.“

Nach einer leiſen, ziemlich lange währenden Unterredung ſingen die Alpknechte ein Liedchen an, das aber hier nicht wiedergegeben werden kann.

„Da haſt du nun einmal etwas Vaterländiſches,“ bemerkte Sepp.

Franz war feuerroth geworden. Eine Zeit lang ſah er ſtarr die Singenden an, dann ſagte er zum Sennen, welcher diesmal nicht ſingen half: „Kannſt du das leiden? Treibt es nicht auch dir alles Blut und alle Kraft in die Fäuſte zuſammen?“

„Ich muß es leiden, wenn du nicht gehſt und nicht ſtill biſt,“ antwortete der Senn unwillig; dann ſagte er etwas freundlicher: „Mußt du denn immer den Gelehrten ſpielen? Meinſt du, die alle ſeien Bettler, daher gekommen um von deiner Weisheit ein Almoſen zu empfan-

*) ſich deutlich vorſtellen.

gen? Hier ist ein Wirthshaus, keine Schule. Kannst du denn nicht eine Stunde deine Weisheit vergessen, fröhlich sein und thun wie die Andern?"

„Nein!" schrie Franz, „das kann ich nicht und will ich nicht; kein anständiger Mensch kann und will das."

„Um deines gesunden Kopfes willen sei still!" flüsterte Sepp mit seltener Aengstlichkeit.

„Nein, reden will ich!" fuhr Franz auf. „Ist nun das euere Religiösität? Schämen solltet ihr euch, solches Saustallgeschrei zu machen mit dem Munde, mit dem ihr sonst Rosenkränze und Litaneien plappert. Und dabei nennt ihr den einen schlechten Menschen, der nicht so viel Weihwasser verbraucht als ihr."

Man hieß die Sänger schweigen, „des Freimaurers Freimaurer wolle predigen." „Der solle es nur sich selbst thun, sie hätten an dem was der Pfarrer sage genug," murrten sie und wollten ihr Liedchen wieder fortsingen. Da schrie Franz: „Ihr müßt den Pfarrer so schlecht verstehen, als das Wort Lenz, sonst . . ." Ein Glas flog ihm an den Kopf und dann gleich fühlte sich Franz von des Sennen kräftiger Hand gepackt und zum Hause hinaus geführt.

„Thut dir etwas weh?" fragte Sepp, den man ohne Widerrede ungehindert hatte nachgehen lassen.

„Ja alles!" seufzte Franz.

Jetzt sprang auch der Wirth heraus und jammerte, „daß so etwas in seinem Hause habe geschehen müssen, an seinen besten Freunden, doch er wolle nicht mehr

lang hier plaudern, ſondern hinein eilen und den Doktor holen, der glücklicherweiſe ſchon ſeit einer Stunde im Herrenſtüble ſitze."

„Nein, nein," ſagte Franz heftig, „jetzt kann der mir nicht mehr helfen."

„Iſt es ſo bös?" fragte der Wirth erſchrocken.

„Was?"

„Ei nun! die Wunde."

„O, die hab ich ſchon faſt vergeſſen."

„So, ſo, dann iſt alles gut, dann entſchuldige, daß ich wieder hinein gehe."

„Von Herzen gern."

Der Wirth war ſchon fort, die letzten Worte hatte er nicht mehr gehört. Schweigend ſchritten Vater und Sohn der Heimat zu. Kein Menſch ſah ſie, wie hell auch der Vollmond ſchien, denn die jüngeren Dorfbewohner befanden ſich noch beim Adlerwirth, während ſich die älteren ſchon in ihre Häuſer eingeſperrt hatten.

Während Sepp die Hausthüre aufſchloß und Licht machte, ſagte Franz: „Es iſt ein Glück, daß die Mutter nicht daheim iſt, die würde faſt zu Tode erſchrocken ſein."

„Und ich wollte, ſie wär da," entgegnete Sepp, „ſie könnte dich wenigſtens ordentlich pflegen und warten."

„Das wird nicht nöthig ſein; bringt mir nur ein Glas Waſſer!"

Als Franz das Geſicht gewaſchen hatte, warf er

ſich ſeufzend auf das Kanapee und klagte: „Das war ein böſer Tag und ich hatte mir ihn ſo ſchön gedacht!“

„Aber gelt,“ ſagte Sepp, nachdem er ſich von der Ungefährlichkeit der Wunde überzeugt hatte, „es iſt immer gut, einen Freund bei ſich zu haben im Wirthshaus, der einen allenfalls durch Hinauswerfen vor Schlägen zu bewahren ſucht.“

„Ich begreife jetzt Vieles eben ſo wenig, als das Betragen des Sennen, doch ich werde dieſe Nacht Zeit haben, darüber nachzudenken; laßt mich ins Bett und habt wegen meiner Wunde nur keinen Kummer, die wäre bald wieder geheilt. Gute Nacht.“

Zehntes Kapitel.

Folgen des Alpsonntags.

Wol mit Recht nennt man den einen Unglücklichen, vor dessen schlechter Hütte immer die Armut Wache gestanden und allen, den Kindern des Glücks unentbehrlichen Freuden und Genüssen den Eingang verwehrt hat; aber so unglücklich ist er doch nie, als derjenige, der plötzlich aus dem stolzen Palaste, in welchem er seine schönen Träume einer freuden- und genußreichen Zukunft träumte, hinausgestoßen wird auf die weite Gasse. Was der Arme in Jahren tragen muß, das Alles drängt sich dem Verarmten zusammen zu einer einzigen ungeheuren Last.

Ja Mangel läßt sich viel leichter ertragen als Verlust. Das erfuhr nun auch Franz, der seine Wunde völlig vergaß bei dem heftigern innern Schmerz, welchen ihm das Gefühl des Ausgestoßenseins aus dem ihm vom Sennen eröffneten Himmel verursachte. Zwar war er aus diesem Himmel, dessen Freuden er in den letzten Wochen mehrmals gekostet hatte, nicht in die

Hölle gestürzt, wie er in seinem aufgeregten Zustand beinahe glaubte, sondern nur wieder zurückgekommen auf die Welt, auf der er früher gelebt hatte. Aber jenes Leben kam ihm jetzt viel trauriger vor als vorher. Während er mißvergnügt in sein Zimmer schritt, plagte er sich mit dem Gedanken: der auf der Alp geträumte schöne Traum von einem frohen friedlichen Zusammenleben mit der seine Achtung und Liebe verdienenden Gemeinde sei nur ein neues Mittel seines ihn auf jede Weise quälenden Schicksals, ihm die Wirklichkeit noch trauriger erscheinen zu lassen. „Muß mir denn alles, gar alles zu Gift sich verwandeln!“ rief er, als er die ihm von Mariannen geschenkten Blumen auf dem vom Monde beleuchteten Tischchen am Fenster erblickte, wehmüthig aus. „Es scheint ob ich so wenig fähig sei Gutes zu empfangen, als Gutes zu thun. Wie furchtbar muß ich jetzt den Ernst einer Redensart empfinden, über die ich sonst immer gelacht habe: Er hat niemals einen Hut auf, als wenn's Glück regnet. Vor dem so freundlich, so liebevoll mir entgegenkommenden Mädchen stand ich so starr und stumm, wie eine geschlossene Hausthür, und eilte fort um beim gedankenlosen Haufen Hahn im Korbe zu werden. Nun, wie die That so der Lohn. Die Dornen dieser Rosen verwunden tiefer und schmerzlicher, als rohe Alpknechte es können, denn ihre Stiche habe ich verdient.“

Bei der Erinnerung an das im Wirthshaus Erlebte war Franzen immer noch der Gedanke: „Ich habe recht gehabt“ ein Trost gewesen; schmerzlicher noch war

ihm daher jetzt das Gemahntwerden an eine Zuſammenkunft, bei welcher einzig ſeine Selbſtſucht und ſein dummer Stolz ihm ſelbſt und vielleicht auch einem lieben Mädchen die ſchönſte Freude verdarben. Warum hätte Barthles Kind ihm, dem Sohne Sepps, auf alle Weiſe ſchon entgegenjammern ſollen, da es ja noch nicht einmal wußte, was der beiden Väter Streit auf ihn für einen Eindruck gemacht habe? Mariann hatte doch deutlich genug bewieſen wie ſie denke, da ſie ihm, dem ſcheinbar ängſtlich ſich Nahenden, ſo freundlich entgegenkam, und ihn nicht ſchon durch den erſten Blick, das erſte Wort an das Vorgefallene erinnerte. Franz erröthete vor ſich ſelbſt, als er ſich alles wieder lebhaft vorſtellte und ſprang von dem Bette, auf welches er ſich, noch vollſtändig angekleidet, geworfen hatte. Ihm war es immer unmöglich geweſen, bei einer unangenehmen Erinnerung ruhig an einem Platze zu bleiben. Lange Zeit ſchritt er in dem nur vom Scheine des Mondes erleuchteten Zimmerchen auf und ab, lauſchte dem Picken der Todtenuhr in den neu übertäfelten Wänden, zählte die Schläge ſeines ungewöhnlich laut pochenden Herzens und verſuchte alles, was er ſchon je mit gutem Erfolg angewendet hatte, wenn er ſich durchaus aus einem ihm unangenehmen Gemüthszuſtand herausarbeiten und auf andere Gedanken bringen wollte. Doch heute ſchien alles vergebens zu ſein. Immer wieder blieb er vor dem Tiſchchen ſtehen und ſtarrte Mariannens Blumen an, bis er, durch frohes Singen und Jauchzen hart vor dem Hauſe aus ſeinem Sinnen aufgeſchreckt, das Fen-

ſter öffnete und den nun vom Adlerwirth Heimgehenden traurig nachſah. Bald hörte er das Knarren der ſich öffnenden Hausthüren, ſah in den Häuſern rings herum Lichter entſtehen und verſchwinden, und überall war es wieder ſtill. Alles ſchlief, nur die Kranken wachten jetzt noch und vielleicht noch hie und da zwei Verliebte und Franz, der eigentlich beides war, krank und verliebt.

Einſam ſtand der Mond am ſternenleeren, faſt überall von Wolken bedeckten Himmel und beleuchtete traurig die herbſtlich gelben Bäume und die düſtern Tannenwälder, vor denen die Schatten der vom immer heftiger werdenden Herbſtwinde bewegten Wipfel bald langſamer, bald ſchneller auf und ab krochen, während die nahen Berge düſter und geiſterhaft ins Thal herunterſchauten. Es kam Franzen vor, als ob die zackigen Felſen droben ob ſeiner Alp das Geſicht verzögen zu einem ſchrecklichen ſchadenfrohen Lachen, als der bald zum Sturm gewordene Wind das reichlicher als ſie von der Natur beſchenkte Thal ſeines Schmuckes beraubte, die letzten noch ſtehenden Denkmale des Frühlings, die längſt verdorrten Blumenſtengel und Halme brach und die Bäume entblätterte. Ein kalter Schauer durchfuhr den Lauſchenden, da er die Aeſte in den Wäldern krachend brechen, die Fenſter klippern und den Sturm mit immer mächtigerer Stimme das Ende der ſchönen Jahreszeit verkünden hörte. Allen Weſen nahte jetzt wieder die kalte ſtürmiſche Zeit, den Vorbereiteten ſowol, als den nicht Vorbereiteten, denn unerbittlich iſt der Lauf und der Wechſel der Zeit, wie der Gang einer Sägmühle,

die ſich nicht darum kümmert, was der Blockwagen ihr entgegentrage. „Ja, ja!“ rief Franz aus, „das Leben iſt etwas ganz anderes, als das junge Vögelein, ein Kind des letzten Frühlings wähnte, weil ihm die Alten nichts haben erzählen können. Wenn es jetzt ſchreiend von Aſt zu Aſt flieht und vergebens ſein zerſtörtes Neſt ſucht, gleicht's dann nicht gerade mir, dem der heutige Tag alles zerſtörte, was ich in vergangenen Tagen baute und was ich für die Zukunft hoffte? O, daß man doch auf der Welt gar nichts wäre als klug! klug wie die Biene, die im Frühling alles ſingen und blühen und ſchön ſein läßt bis es genug hat, während ſie unermüdet Blumen zerſtört und Honig ſammelt. Iſt das nicht auch bei den Menſchen ſo? Unſchuldige, ſich dem Gefühle hingebende Schmetterlinge gehen zu Grunde; Andere aber, die das, was jenen ſchön, groß, heilig iſt, mit Füßen treten, leichtfertig Freundſchaften ſchließen und löſen, wie es Eigennutz oder Liebe zur Bequemlichkeit fordern, das ſind die Männer des Tages. Ja Eigennutz und Liebe zur Bequemlichkeit, das waren ſtets die Bande, die Menſchen und Gemeinden und Staaten zuſammenbrachten, das waren der Vater und die Mutter aller Geſetze und faſt aller menſchlichen Handlungen. Wenn ein inneres Sittengeſetz, ein Gewiſſen in jedem Menſchen lebte und herrſchte, oder nur nach Herrſchaft ſtrebte, ſo würden die beim Adlerwirth die Sprache der Wahrheit erröthend gehört und verſtanden haben, wie früher die Predigten der Apoſtel von allen Nationen verſtanden worden ſein ſollen.“

„Bin ich denn betrunken, oder verrückt, oder ist's die ganze Welt?“ fragte der über sich selbst erstaunte Franz, indem er das Fenster heftig zuschlug. „Freilich hab ich zu viel des mir seltenen Weins getrunken, aber noch brennt ja die erhaltene Wunde, noch fühle ich's wo der Senn mich packte, und gewiß hab ich noch nie so klar und wahr gedacht als jetzt, obwol mir das Heilige lächerlich und das Schlechte klug vorkommt. Die größten Thaten derjenigen, die ich für die Besten der Menschen und meine Vorbilder hielt — was sind sie anderes als kühne Seiltänzersprünge einzelner Sonderlinge, die die Mitwelt belächelt, die Nachwelt bewundert, aber nur etwa ein Sonderling wieder nachzuahmen trachtet, den Stolz, Dummheit oder sonst etwas dazu treibt. Wie wahr hat doch der Senn gesagt: wenn dem Menschen wie er ist, der der er zu sein wähnt begegnete, so würden die beiden einander gar nicht kennen. Mein ganzes Leben war ein Beweis der Wahrheit dieser Worte, doch heute haben sich einmal zwei solche Halbmenschen erkannt und über ihre nahe Verwandtschaft gestaunt. Schade doch, daß man mit dem Glauben an sich selbst auch so viel, viel verliert, daß man sich an nichts mehr halten kann. Nicht mehr an den strengen Vater, nicht mehr an die fromme Mutter und nicht mehr an ihn, den ich für so treu und stark hielt. O, wie ist der jetzt so anders, als auf der Alp; aber auch ich habe mich schon gewaltig verändert und brauche ihm darum keine Vorwürfe zu machen. Wenn vor acht Tagen einer mir auf dem Heuboden gesagt hätte, wie es

am Alpsonntag Abends sein werde — doch jene Träume und Hoffnungen sind nun vorbei! —"

Auf einem Stuhle neben dem Tischchen am Fenster sitzend verlor sich nun Franz allmälich in Erinnerungen an die auf der Alp verlebten glücklichen Tage. Seine Vorstellungen wurden immer unklarer, verschwammen immer mehr in einander, wie die Farben eines Bildes, welches dem Auge des Beschauers immer ferner gerückt wird. Das Tosen des Sturmes, der noch das Haus erschütterte, hielt er für das Rauschen des weit unter ihm über Klippen stürzenden Bergstroms. Er selbst kletterte Kräuter suchend auf den höchsten Bergen seiner Alp, die er jetzt wieder ganz deutlich vor sich sah, herum, ohne daß es ihm gelang die für Barthles kranke Kuh gesuchte Pflanze zu finden. Plötzlich erblickte er nicht weit von ihm entfernt etwa zwanzig alpenrosenbekränzte Bauern beisammen, wovon einige jauchzend gefüllte Schnapsflaschen und Kautaback in die Höhe hielten, während andere ruhig saßen und sangen:

Bald blühen Rosen an einer Lanze,
Bald stehn sie welk und von Blättern leer.

Die fröhlich Zechenden hatten ihn kaum erblickt, als sie ihn schon einluden, zu ihnen zu kommen und fröhlich zu sein. Er aber, durch diese Einladung sich beleidiget fühlend, rief ihnen verächtlich zu: „Wenn ihr etwa gar wähnt, mir wäre das nicht zu gemein, dann kennt ihr Franzen noch schlecht." Jetzt fuhren die Bauern wüthend auf, ergriffen ihre langen Stöcke und verfolgten ihn bis zu einer Schlucht, wo er ihnen nicht

mehr entfliehen, ſondern ſich nur noch in der Spalte einer Lauine verbergen konnte. Aber der vor Schrecken und Angſt Zitternde glitt aus, und fiel — und ſtürzte, — immer tiefer und tiefer, als ob die Erde ein Loch bekommen hätte, durch welches er nun bis zu den Gegenfüßlern hinunter fahren müßte. Dabei zog in furchtbarer Schnelle alles, was er im Leben gethan hatte, an ihm vorüber und jedes ſtolzen, ſelbſtſüchtigen oder liebloſen Gedankens konnte er, mußte er ſich wieder erinnern. Die Luft wurde immer heißer, immer drückender und er fühlte, wie ſeine Kraft ihn immer mehr verließ. Jetzt ſchloß er die Augen und öffnete ſie nicht mehr, bis er eine donnerähnliche Stimme ihm zurufen hörte: „Nicht nach dem Erfolg, nach dem Willen und der Abſicht wird hier geurtheilt. Dir ſei, was du dir wünſchteſt!“

Franz, der nun wußte, daß er vor dem Richterſtuhl Gottes war, wagte nicht emporzuſchauen und erwartete zitternd, was da kommen werde.

Nach einer Weile öffnete ſich eine der vielen Thüren, die Franz rings um ihn herum bemerkt hatte, und eine Kraft, wie die eines ungeheuern Sturmwindes, trieb ihn in einen Saal, der wenigſtens ſo groß war als ſein Heimatsdorf, und der dem Himmel, wie Franz ihn als Knabe ſich vorgeſtellt hatte, ganz ähnlich ſah. An langen bunt bemalten Tiſchen ſaßen ganze Scharen alter Weiber, krank ſcheinender Greiſe und kleiner Kinder mit Roſenkränzen und prachtvoll eingebundenen Gebetbüchern in den Händen. Etwas von den Tiſchen

entfernt erblickte der neugierig Umherſchauende mehrere ungewöhnlich beleibte Männer, die gerade den Bildern glichen, die er ſich früher von Königen gemacht hatte. Sie waren wenigſtens um einen Kopf höher, als die Andern. Ihre Kopfbedeckung glich der der öſterreichiſchen Gensdarmen, nur daß ſie noch größer war und glänzte und funkelte, wie die Berge im Scheine der aufgehenden Sonne; ihre langen Röcke waren faſt ganz bedeckt mit aus Kronenthalern gemachten Knöpfen, deren liebliches Klingen Franz hörte, ſo oft die Hoheiten die Hände vor den Mund hielten um das Gähnen zu verbergen. Sonſt blieb alles ſtill, bis eine Menge geiſtlich und weltlich gekleideter Herren von den hintern Tiſchen, wo ſie von Franzen unbemerkt geſeſſen, mit Geigen und Pfeifen, Klarinetten und Hörnern hervorkamen, den an den Tiſchen Sitzenden kleine Notenhefte vorlegten und dann das Dreimalheilig zu ſingen begannen. Franz ſah die Muſikanten erſtaunt an; manches Geſicht kam ihm ganz bekannt vor, er mußte daſſelbe ſchon in irgend einer Zeitung oder einem Kalender geſehen haben. „Das iſt eigentlich mehr laut als ſchön," dachte er, als er dem Geſang eine Zeitlang verwundert zugehört hatte und wendete ſich, um in einen anderen Saal zu gehen. Ein hinter ihm ſtehender Engel, deſſen liebliches Geſicht ihn an Barthles Mariannen erinnerte, ſagte ihm, daß er nach Gottes Urtheil immer hier zu bleiben habe.

„Aber was iſt denn das für eine Geſellſchaft?" fragte Franz erſchrocken.

„Menſchen, wie du ſie dir immer gewünſcht haſt,"

antwortete der Engel, „willenlose Wesen, die sich der Führung des Nächstbesten ohne weiteres anvertrauen. Die dort einsam Sitzenden sind auch Menschen von dieser Art, denen aber eine Krone in die Wiege gefallen ist. Auch sie können, wie die Andern, nicht für alles belohnt und bestraft werden, was sie gethan haben. Die mit den Instrumenten sind Weltverbesserer wie du. Ihr drittes Wort ist immer Aufklärung gewesen. Sie haben wissentlich und unwissentlich sehr viel Gutes bewirkt, aber hier wird nach der Absicht gerichtet, und hier ist ihr Platz. Einige sind schon Jahrhunderte da und bemühen sich, diesen Haufen das Dreimalheilig singen zu lehren."

„Das," sagte Franz ärgerlich, „das also wären die Freuden, die noch kein Auge gesehen, kein Ohr gehört und —"

„Das ist die unterste Reihe der Seligen," erwiederte der Engel.

„Und hier der Platz für die, die ihr ganzes Erdenleben dem Wohl der Mitmenschen opferten?"

„Von Stolz oder sonst einer Nebenabsicht getrieben opferten," ergänzte der Engel. „Hier haben sie nun, was sie sich wünschten: einfältige Bewunderer und Gelegenheit ihre Künste zu zeigen. Hier ist ihr, hier ist auch dein Platz. Und nun leb wohl, ich verlasse dich!"

Franz fuhr erschrocken auf und erwachte.

Es war heller Tag, die Sonne stand schon lang am Himmel und blickte traurig zwischen den Wolken hervor, die lieben Kinder suchend, welche ihr die Sturmnacht

noch am Leben gelaſſen hatte. Franz erinnerte ſich bald wieder an alles in ihm und um ihn in den letzten Stunden Vorgegangene, und ſuchte dieſes nun mit dem wunderlichen Traum in Zuſammenhang zu bringen, was ihm ohne viel Kopfzerbrechen ziemlich gut gelang. Ein wehmüthiges Lächeln überflog ſein Geſicht, als er an die traurige Rolle dachte, die er in ſeinem Himmel hatte ſpielen ſollen, und doch geſtand er ſich jetzt, daß er eigentlich nichts Beſſeres verdient hatte. War es nicht Thorheit geweſen, wegen einem Liede den Leuten ihre Freude zu verderben? Was hatten denn die unklugen Bemerkungen über die Roſen an einer Lanze und den Wälder Volksgeſang im Allgemeinen für einen Zweck? und was hätte im beſten Falle Gutes dadurch entſtehen können? Wie recht hatte der Engel, als er ihm ſagte: „Das ſind die Leute, die du dir wünſchteſt, bei ihnen iſt dein Platz!“

Sonſt, wenn Franz einen Fehler an ſich bemerkte, pflegte er jedesmal zu ſagen: „das muß anders werden,“ jetzt aber ſagte er: „Alſo das biſt du? wenn du kein Eſel wärſt, hätteſt du es ſchon geſtern beim Garten merken müſſen, daß dir das gute Kind nur zu wenig ſchwach, daß es dir zu glücklich, zu gut iſt. Ja „einfältige Bewunderer“, das ſind Leute nach deinem Herzen.“ Dann nach einer langen Pauſe fuhr er wieder laut fort: „Das müßte wol ein glücklicher Menſch ſein, der alle Falten und Winkel und Spinnwebenecken ſeines Herzens kennen gelernt hätte. So einer würde ſich nie mehr ärgern, weder über ſich ſelbſt noch über Andere.

Wie richtig hat doch der Senn den Unterschied zwischen Selbstkenntniß und Demuth bezeichnet, indem er ihn dem Unterschied zwischen einem alten und einem neuen Käs gleichstellte. Selbstanklage — das hab ich nun erfahren — ist in den meisten Fällen gar nichts anderes als ein schönes Wort für den Aerger, den man hat bei der Entdeckung, daß man bei weitem noch nicht der Prachtkerl ist, für den man sich gern gehalten hätte. Wie so manche schöne Stunde hat mir doch dieser Aerger schon nutzlos verdorben, indem ich dadurch, wie in einer Kinderschaukel, nur auf die Höhe der entgegengesetzten Seite geworfen wurde, ohne vom alten Mittelpunkt wegzukommen. Wenn der Senn mich die letzten vierundzwanzig Stunden hätte beobachten können, so würde es ihm nicht mehr an Beweisen fehlen für seine Behauptung, daß ich gerade einem Rind zu vergleichen sei, welches man das erste Mal einspannt. Wunderbar, daß nicht auch er mir im Traum erschienen ist und mir einige seiner Sprichwörter vorsagte! Doch wozu auch? Ich hörte ihn den ganzen Sommer, und doch geschah was geschah. Ich habe viel verloren: die Freundschaft Mariannens, die Liebe des Sennen und wol auch die Achtung aller Vernünftigen; aber das alles war der nicht werth, der nur sich selbst liebte; mir geschieht recht und wem recht geschieht, dem geschieht hart. Kurios, daß es mich noch beinahe freuen kann, mir selbst alle Schuld am Unheil des gestrigen Tages zuzuschreiben! aber es ist jedenfalls besser, wenn ein Einzelner sich krank fühlt, als wenn im ganzen Lande die Pest ausgebrochen wäre."

Mit einer Art von Leidenschaft suchte jetzt Franz die gestrige Wirthshausgesellschaft nicht nur zu entschuldigen, sondern sogar zu rechtfertigen, obwol ihm das nur auf eigene Unkosten möglich war. Dann plötzlich sprang er auf, trat hastig vor sein Bücherbrett, auf welchem eine in Bauernhäusern seltene Menge meistens älterer vom Vater schon aus der Fremde heimgebrachter Bücher unter einem Haufen Zeitungen bunt durcheinander lagen. Franz suchte lange, bis er endlich mit einem kleinen Bändchen in der Hand zu seinem Stuhl zurück ging. Eine Zeit lang schien er aufmerksam zu lesen, dann auf einmal klappte er das Buch zu, schob es in die Tasche und verließ das Zimmer.

„Verschlafen heißt nicht immer lang schlafen, aber gut," rief der noch in der Küche beschäftigte Vater Franzen froh entgegen, als er diesen so rasch die Stiege herunter kommen sah.

Franz eilte schweigend zum Herd, auf dem durch ein kleines Feuer das Morgenessen warm erhalten wurde, und das aus dem Zimmer mitgenommene Buch wieder aus der Tasche ziehend, fragte er: „Ist die Mutter noch im Vorsaß?"

„Ja, sonst wär ich nicht in — was hast? Was willst?" fragte Sepp sich unterbrechend und eilte zum Herd, als er Franzen das Buch gegen das Feuer halten sah.

„Das Goldmacherdorf hab ich und will's verbrennen," antwortete Franz.

„Und sonst ist's doch immer dein Lieblingsbuch gewesen."

„Ja leider! Es hat in meinem Kopf genug Unheil angerichtet."

„Mach keine Dummheiten!" sagte Sepp, indem er Franzen das Buch entriß. „Im letzten Frühling hast du deine ersten Schuhe gefunden und im Kasten aufbewahrt; nun wenn dir das Buch da just nicht paßt, so lege dasselbe nur einstweilen zu den Schuhen!"

Franz ging in die Wohnstube, wohin ihm der Vater bald mit dem Kaffee nachfolgte.

Zum Tisch beten ließ man die Kapuziner; Sepp schenkte ein und setzte sich neben Franzen auf einen Stuhl.

„Es kommt euch also doch auch vor, jenes Buch sei nur ein Kinderschuh gewesen, der jetzt für mich nicht mehr passe?" fragte Franz, nachdem er seine „Schüssel" zweimal rasch nacheinander geleert hatte.

„Ich fange wahrhaft an der Möglichkeit eines Menschen wie jener Oswald zu zweifeln an; die Geschichte kann unmöglich wahr sein."

„Ja unmöglich!" fiel Franz ein, „wie sollte ein Einzelner eine so schlechte Gemeinde so emporbringen können?"

„Es ist eine Schande für mich, daß wir beide, wie's scheint, in derselben Nacht auf diese Frage gekommen sind," sagte Sepp.

„Wir sind also nun eins?" fragte Franz freudig.

„Ich hoffe, wir werden es," war die ruhige Ant-

wort des Vaters; dann, nach kurzem Besinnen fuhr er fort: „die Irrthümer und Fehler Anderer hab ich nie gescheut, drum ist's wol billig, daß ich nach dem Tage, an dem wir beide die ersten Früchte meiner Erziehung kosteten, auch von mir selbst in der gleichen Sprache rede. Weißt du, wozu ich dich erzog, oder hast du noch nie darüber nachgedacht?"

Franz sah verlegen auf den Tisch nieder und schwieg.

„Gut, gut; du hast nachgedacht, ich sehe das und sehe auch, daß du nichts Erfreuliches dabei erkopfet hast. Nun Gedanken sind frei; aber da du zu den Menschen gehörst, denen die Einbildungskraft alles vergrößert oder verkleinert, so will ich nun durch Mittheilung der Wahrheit ihr das Handwerk oder Kopfwerk für immer legen. Ich hab dir schon oft von meiner Vergangenheit erzählt, doch wirst du heut neben dem Alten, das ich dir täglich wiederholen möchte, auch Neues finden mehr als genug. Ein Leben, wie ich es lebte, ist kein Spaß. Ich hab erfahren, wie der Hunger bindet und lähmt und die besten Kräfte raubt und Leidenschaften weckt. Ja mehr, bei weitem mehr als die Kinder des Armenhauses habe ich erfahren und ausstehen müssen. Der Bettler findet Wohlthäter, der Schmeichler Freunde und der Heuchler Gönner; aber das Kind eines armen Handwerkers, der sich noch nicht, alles wegwerfend, auf den Boden gelegt und dabei gesagt hat: „Ich kann nicht mehr und mag nicht mehr!" so ein Kind findet keinen Freund, wenn es nicht schon von Grund aus schlecht ist. Als ich mich

vom Hansmichel nicht mehr geduldig abschneeballen ließ, als ich ihm zeigte, welcher von uns der Stärkere sei, da gab mir sein Vater keinen Kreuzer mehr zu verdienen und das Weberle kam wegen seiner Erbärmlichkeit an meinen Platz. Solche Beispiele könnt ich Tage lang erzählen, wenn ich möchte. Es schien alles dazu eingerichtet, die Armen durch die Reichen und die Reichen durch die Armen zu verderben. Einst wollt ich vom Armenvater einen Gulden entlehnen, aber der fuhr mich an: „Ich solle nur gehen, wenn ich zu stolz sei zum Betteln.“ Zu dem war ich aber zu stolz, und diese Menschen verachtete ich zu sehr, um noch etwas von ihnen anzunehmen. Ja Franz, ich wär fort, wenn ich keinen Vetter gehabt hätte, fort wär ich, und wenn's Federmesser gehagelt hätt, alle mit den Spitzen voran. Ich wurde was rechtes, denn ich wollte. Ich kam reich zurück und nun galt es, mich an den Reichen zu rächen und den Armen zu helfen. Der kleine Bauer ist vom großen abhängig im Handel und Wandel. Nun gedachte ich's anzurichten, daß wir alle in den Sack bekämen. Sie sollten dabei nicht zu klagen haben. Ich erfuhr ihr trauriges Loos zu sehr, um nicht von Herzen ihr Bestes zu wollen. Manchem half ich, daß er sein Gütlein behalten konnte, manchem, wie dem Klaus, ein Handwerk zu lernen. Dadurch schon hab ich die Reichen erzürnt, denn sie fürchteten, daß dadurch die Löhne in die Höhe getrieben werden könnten von den Tagwerkern. Du kannst dir nun denken, wie das Geheul erst anging, als ich auch von einer billigern Vertheilung

der Gemeindelaſten öffentlich redete. Das nun würde gefährlich werden ſein, wenn nicht noch zur rechten Zeit der Blitz von der Kanzel getroffen, und auch meine Anhänger ohnmächtig geſchlagen hätte. Später hätt ich wol wieder eingegriffen in's öffentliche Leben, aber ich würde es ganz allein mit Hohen und Niederen, mit Studirten und Unſtudirten zu thun gehabt haben, und dazu hat es mir an Bildung gefehlt. Drum ſollteſt du, der nicht wie ich, in den beſten Jahren für's tägliche Brot ſorgen mußte, mein Amt, wie mein Vermögen erben, ſollteſt wie im Hauſe, ſo auch in der Gemeinde dort anfangen, wo ich aufgehört hatte. Niemanden, als Barthles Klausmelkern ſah ich gerne neben dir in unſerm Haus. In ihm konnt ich dir vielleicht einen Freund, einen Anhänger erziehen. So wurde der zu frei von den Feſſeln der öffentlichen Meinung, denn er war zu ſchwach, ſich ſelbſt zu beherrſchen. Immer beim Barthle wär er vielleicht glücklicher, immer bei mir tüchtiger geworden, wir beide aber haben ihn verdorben."

„Es iſt noch nicht aller Tage Abend," unterbrach ihn Franz.

„Es liegen zwei Keime in ihm, die ſich aufheben," behauptete Sepp.

„Vater," ſagte Franz kleinlaut, „es kommt mir zuweilen faſt vor, ob ihr den Menſchen für einen Blumentopf haltet."

„Es iſt das auch nicht ganz unrichtig."

„Da bin ich nicht dabei. Sogar im Traum wehrt ſich meine Natur —"

„Gut, ich weiß das," fiel Sepp ein, „du haſt etwas vom Wachsgemüth der Mutter und biſt zu warm, um das feſt machen zu können. In deinem Blick ſtarrt eine Klage mich an, das will ich nicht. Erſt die Zukunft ſoll zwiſchen uns richten. Wir werden ſehen, welcher weiter kommt. Daß ich Seitenwege einſchlage, brauchſt du bei der Wette nicht zu fürchten, denn weder Tod noch Teufel hält mich zurück. Ich will groß ſein oder fürchterlich. Einſt guter Tropf, einſt bin ich auch weich geweſen, aber ich bin hart worden, und nur gleichgültig zu ſein will mir nicht gelingen, und doch wär' das das Klügſte, behaglich leben das Schönſte. Das hab ich in der letzten Nacht ausgedacht, das dir heut ſagen wollen, wenn ich ſchon vorhin, von der Erinnerung erhitzt, ganz anders geredet habe. Deine gute Mutter — wenn man vom Wolf redet, iſt er nahe," unterbrach Sepp ſich plötzlich, als Mari athemlos zur Thüre hereinſtürzte.

„Gott Lob und Dank!" rief dieſe aufathmend. „Er iſt da und ſie haben mich nur angelogen — die Unmenſchen. Aber nein, ich will gar nichts mehr ſagen und nur Gott danken, daß es nicht wahr iſt. Halb todt, ſagten ſie, hätte man dich geſchlagen."

„Nein, mir iſt wohl," ſagte Franz, das Geſicht der Mutter zuwendend.

„Jeſus Maria und Joſef!" ſchrie dieſe, aber du ſiehſt blaß und dort — großer Gott! ſo hart am Auge. Nur ein Wunder hat dich gerettet. Aber Gott kann ja jetzt ſo wol Wunder geſchehen heißen als zur Zeit, da die Heiligen wegen ihrer frommen Lehre verfolgt worden

ſind von böſen Heiden. O Sepp, wie recht haſt du immer gehabt und ich glaubte dir nicht! Alles, was du je über dieſe Ungeheuer ſagteſt, war bei weitem noch nicht ſchlecht genug. Aber ſie haben uns doch kein Leid anthun können. Deinen Leib hat Gott beſchützt und aus einer ſolchen Geſellſchaft geſtoßen zu werden, iſt keine Schande. Jeder Biedere wird dich achten, wenn man ihm die Geſchichte ordentlich erzählt."

Das war ſie, die liebe herz- und ſeelengute Mutter, die nichts als ihre Liebe zu Franzen zu einem vielleicht allzu harten Urtheil über andere Menſchen bringen konnte. Doch nur für einen Augenblick; denn nichts war im Stande, den reinen Himmel ihres Gemüths zu bewölken, daß ſie das Vertrauen auf Gott und den Glauben an gute Menſchen, dieſe Leitſterne in des Lebens Kummernächten, gänzlich verlor. Ja, das war eine derjenigen, denen es nichts ſchadet, wenn ſie etwas Giftiges trinken, weil für Reine alles rein iſt. Franzen war noch gar nicht eingefallen, wie gefährlich der Wurf mit dem Glas war. Hätte er daran gedacht, ſo würde das wol nur noch ſeinen Aerger über die ungehobelten Aelpler und alle Bauern vermehrt haben; die gute Mutter aber, obwol ihr ſicher Franzens Wunde und das erlittene Unrecht viel mehr Schmerz und Kummer machten, als ihm ſelbſt, dachte ſchaudernd daran, wie viel ſchlimmer es hätte gehen können, und ihr Herz wurde dabei ſo weich, daß ſie ſogar den Feinden ihres Lieblings alles verzieh. Sie ſchien zu hoffen, daß nur Jedermann einſehe, wie grauſam unrecht man Franzen gethan habe, ſo daß alles

mit Freuden ihm die Hand zur Versöhnung reichen werde.

„Ja, für Reine ist alles rein," dachte Franz. „Die Gute hält mich beinahe für einen Märtyrer einer heiligen Sache, die Andern für schwache Menschen, die leicht zum Bösen, aber auch wieder so leicht zum Guten zu bringen sind. O, wenn sie wüßte, wie viel ich zu bereuen habe und wie wenig die Andern, wenn sie mich und alles Andere genau kennte, dann würde sie nicht mehr unter Thränen lächeln, sondern weinen — bitterlich weinen über ihren ihr so unähnlichen Sohn. Und doch ist es meine Pflicht, offen gegen sie zu sein. Ja ich muß ihr sagen — alles, alles!"

So redete Franz mit sich selbst, bis endlich der Vater sagte: „Es geht immer gut auf der Welt, wenn man's nur so auszulegen weiß. Mir kommt's fast vor, als ob aus dem Wirthshausstreit der Hausfriede heraus wachsen werde; sieht doch endlich jedes von uns ein, daß und worin es unrecht hatte. Ja Mari, als du kamst, war ich eben daran, Franzen zu gestehen, daß die ihm von mir gewordene Erziehung eine verfehlte gewesen sei. Du nun hast vorhin eingestanden, daß — —"

„Franzens Erziehung?" fiel jetzt die Mutter hastig ein, „nein, die laß ich mir nicht schimpfen. Gut und recht muß sie gewesen sein, denn er ist ein Mann worden, dem, wie der Pfarrer sagen würde, keiner im Dorf die Schuhriemen aufzulösen würdig ist."

Jetzt mußte Franz reden. „Es kommt mir vor," bega»» er hustend, „es kommt mir vor, ob Ihr den Ver-

lauf der ganzen Geschichte sehr ungenau gehört habet. Ich verdiene Euer Lob wahrhaftig nicht!"

„Ja, viel eher das meinige," meinte Sepp. „Ich ging mit zum Adlerwirth, nicht nur, um seinen Wunsch zu erfüllen, sondern auch darum, weil ich ihn dem Sennen nicht ganz allein überlassen wollte, denn diesen hielt ich für die Ursache der Veränderung, welche ich in der letzten Zeit an Franzen zu bemerken glaubte. Doch bald sah ich zu meiner Freude, daß in dem guten Jungen, obwol unbemerkt von ihm selbst, noch immer der alte Adam stecke. Aber — ihr Lieben — ich habe noch etwas gesehen und zwar etwas, das mir noch fast die ganze Nacht im Kopfe herumging: Franz wird nie im Stande sein, das zu thun, was ich von ihm erwartete, weil er zu genau so worden ist, wie ich ihn wollte. Ihm fehlt, trotz aller Gemüthlichkeit, wie mir in den letzten Jahren, die Liebe, sie, die wie die Sonne dem Feld, dem Wirken des Menschen Fruchtbarkeit und Gedeihen gibt. Er ist — das hat er nun bewiesen — kein Heuchler, der sich mit List Herzen und Stimmen zu gewinnen sucht, aber auch kein geduldiges Lamm, das die Sünden der Welt aus Liebe zu ihr trägt. Nein, mein Franz darf den Leuten bei ihren Dummheiten so herzhaft ins Gesicht lachen als ich, und beobachtet zu scharf, um sie noch lieben zu können; er ist weder Spitzbub noch Dummkopf, und ihn würde, das seh ich nun ein, mein trauriges Schicksal treffen, wenn er meine Pläne ausführen wollte. Bloß darum, weil man das Gute, Rechte will, wird man nicht gehört, man müßte befehlen, herrschen können; beherr-

ſchen aber laſſen ſich die Leute freiwillig nur von denen, die es thun, indem ſie zu dienen ſcheinen."

„Du guter alter Tropf!" fuhr Sepp nach einer Pauſe wehmüthig fort, „es waren ſo ſchöne Träume, die du träumteſt, wenn du deinen kleinen Schreihals auf den Knieen wiegteſt. Es ſollte ſo viel, viel werden, dieſes Fränzchen, und alles durch den Freimaurer. Er wollte ſich dann hinter dieſes Wunderthier von Sohn ſtellen und Erſatz nehmen für alles durch den Gedanken: das iſt mein Werk! Ja, ihr Guten, es waren ſchöne Pläne, aber nur Pläne. Ich hätte eigentlich den Leuten folgen und dich zu den Studenten ſchicken ſollen."

„Wunderlicher, ehrgeiziger Mann!" zürnte Mari, „haſt du denn gar keinen Sinn für das frohe Zuſammenleben daheim?"

„Wunderliches, ſelbſtſüchtiges Weib!" ahmte Sepp Mariens Redeweiſe nach, „haſt du denn gar keinen Sinn für das Glück deines Kindes? Der Sonderling paßt nicht zu den Bauern in die Stube, der Bauernſohn mit ſeinem Stallgeruch nicht zum Doktor in's Herrenſtüble. So Mutter, ſo ſteht dein Franz nun immer zwiſchen Thür und Angel."

„Ich brauche aber gar nicht im Wirthshaus zu ſtehen," ſagte Franz, und indem er aufſtand, ſich zwiſchen Vater und Mutter ſtellte, ihre Hände haſtig erfaſſend und drückend, rief er feierlich: „Hier, in euerem Hauſe und zwiſchen euch iſt mein Platz, da laßt mich glücklich ſein und auch euch glücklich machen!"

„Nun wären wir denn endlich alle beisammen!“ sagte Sepp heiter. „Die Mutter hat lang die auf Abwegen Herumirrenden erwarten müssen; aber nun sind wir da, matt und müd von der Last der Erfahrungen, die wir mitschleppen mußten. Häusliches Glück ist gewiß das Schönste, das Einzige, da hat die Mutter recht. Zum geschlossenen Fenster hinaussehen und lachen über die wunderlichen Menschenkinder, das ist das Klügste; nicht wahr Franz?“

Sepp mußte lange auf eine Antwort warten; Franz hatte über die Thorheiten und Verirrungen des Nebenmenschen nie lachen können, jetzt aber wäre er dazu noch weniger aufgelegt gewesen als je. Er hatte in den letzten Stunden an sich selbst so manches, was er nicht einmal entschuldigen konnte, gefunden. Warum sollte er sich nun stolz über Andere erheben, sie tadeln oder verspotten, da es vor der eigenen Thüre noch so viel zu kehren gab? Aber auch der Fehlerlose könnte gewiß nicht seine Freude haben an den Fehlern Anderer. Der Vater hatte freilich viel Schlimmes von den Mitmenschen erfahren, aber damit war seine jetzige Denkungsart nicht zu rechtfertigen, sondern nur zu entschuldigen. Der gute Sohn mochte zwar in diesem Augenblicke dem Vater nicht widersprechen, mochte nicht gestehen, daß die letzten Erfahrungen ihn fast näher um den Glauben an sich selbst, als den an die Menschen um ihn herum gebracht hätten. Aber wenn er's auch nicht über's Herz bringen konnte, den Vater dadurch versöhnlich gegen seine Umgebung zu stimmen, daß er ihm die eigenen, vor wenigen

Minuten gestandenen Fehler vorwarf, so hätte er ihm doch eine Antwort geben mögen, die ihn daran erinnern mußte. Er besann sich eine Weile, dann sagte er: „Wer über Thorheiten und Fehler lachen könnte, der fände Stoff genug in sich selbst und bei Andern!“

„Ja genug,“ fiel Sepp ein, „und es ist auch wirklich zum Lachen, wie die Leidenschaften um die guten Menschen zanken. Jede nimmt der andern die Kraft, drum sind die am schlimmsten daran, die nur eine haben. Doch solche Leute sind so selten, daß man sie Sonderlinge nennt. Nun wirst du wol merken, daß ich dich verstand; dennoch thät ich bitten, in Zukunft ein wenig deutlicher zu reden, da man denn doch nicht immer mit der Goldwage dabei sein kann.“

Mari meinte: „Sepp rede jetzt auch nicht besonders deutlich. Sie wenigstens verstehe noch nicht, warum die am schlimmsten dran sein sollten, die nur einen bösen Trieb hätten.“

„Das ist ganz einfach,“ erklärte Sepp. „Wer ganz von einer Leidenschaft beherrscht wird, den hält nichts mehr zurück. Man sollte, um glücklich zu sein und gewöhnlich, nicht nur getrieben, sondern auch zurückgehalten werden. Schaut euch um! Da bekämpft der Geiz die Trunksucht und die Begierde den Geiz, während dort Stolz, Trägheit, Unzucht und noch viele miteinander hadern. Dieser Kampf macht eben das Leben, das Gleichgewicht aller Triebe die Weltordnung.“

„Mann,“ rief Mari plötzlich, „warum gehst du denn noch in die Kirche?“

mehr. Sicher konnte er die ganze Nacht nicht ſchlafen, und wenn auch: er mußte wieder erwachen, und was dann? Franz war nicht zu Hauſe; und wer ſonſt ſollte den Muth haben, ſich in den nächſten Tagen durch den abgeholzten Wald herein zu wagen? Wer mochte um hundert, um tauſend Gulden es mit den Staublauinen aufnehmen? Ein einziger Fehltritt neben dem unmöglich noch zu findenden alten Weg mußte den neuen, noch nicht feſtliegenden Schnee unter, neben und ob dem Wagenden ſchrecklich lebendig machen. Morgen war nichts zu hoffen, übermorgen —! Der an ſichere Rechnungen Gewöhnte ſchauderte, ſich ſo den Launen des Wetters preisgegeben zu ſehen. „Da," rief Sepp faſt wüthend, „da hat's jetzt der Freimaurer, daß er den Wald ausraubte," werden die behaglich daheim Sitzenden ſagen. „Nun ſoll er ſich für ſein Geld einen Narren kaufen, der für ihn das Leben wagt und verliert." Herrgott und ſie haben recht, wenn ſie ſo ſagen; ich ginge auch nicht und keiner geht! .... Jeder will gern leben, ſo lang es zum Aushalten iſt ... aber dann — dann? Wenn man dort nichts ſieht, als ein Leben voll Kampf, Krieg, Unfrieden, Vergiftung aller Freuden und Hoffnungen, wenn die liebſten Pflanzen Gift tragen, und hier vor ſich Hunger und Verzweiflung, eine Stunde ſchrecklicher als die andere bis zur furchtbarſten letzten ...

Aufgeregt bis zur Verzweiflung taſtete er mit den ſtarren Händen an der Wand herum und ſuchte Franzens kleine Flinte. Vielleicht war ſie geladen ... Jetzt fiel ihm der Strick in die Hand, an dem gewöhnlich die

Doppelwage aufgehängt wurde. Lange hielt er ihn in der ſtarren Hand und ſchlang ihn dann mit furchtbarer Ruhe um den Hals. „Nun ein Sprung ins Kellerloch hinab und alles wäre aus, der Strick wird ſchon halten, gute Arbeit und guter ....“

Sepp hatte den Hals aus der Schlinge geriſſen und lag jetzt wie ein vom Blitz Getroffener auf dem Boden.

Doch nicht lange lag er ſo da. „Der Seiler würde das nicht gethan haben,“ rief er auffahrend, ſprang ins Bett und zog die Decke über die Ohren, wie Kinder, die ſich fürchten. Er ſtellte ſich vor, was man wol geſagt haben würde, wenn man ihn — ſo gefunden? Aber nicht nur an die Gegner dachte er, deren Urtheil er beſtätiget hätte, all der Lieben und Guten gedachte er, die ihm auf ſeinem Lebenswege jemals freundlich begegneten. An ſeinem Bette glaubte er zu ſehen ſein Weib, Franzen und viele, viele, die es gut mit ihm meinten, obwol er ſie immer für ſeine Feinde hielt. Und nun plötzlich fühlte er ſich wieder allein, ſo, wie er ſich immer gedacht hatte, fern von Menſchen, die er nur verſpottete und quälte. O, wie war es ſo leer in ihm und um ihn! Gar nichts hatte er, woran er ſich halten konnte. Er war allein, ganz allein.

Jetzt glaubte er das Bild ſeiner vielgeplagten, kummerbleichen Mutter zu ſehen, wie ſie oft vor ihm ſtand und feierlich ausrief: Sepp, es gibt eine Vergeltung, eine innerliche wahre, das Aeußerliche aber iſt Schein!

Und wie damals fuhr ein heiliger Schauer über ihn.

leiſe, dann aber immer lauter und heftiger an die Thüre geklopft wurde. Sepp eilte mit dem Licht hinaus und war nicht wenig erſtaunt, den Sennen und einige ſeiner Freunde zu erblicken.

„Das iſt mein Haus!“ rief er etwas ärgerlich.

„Dann haben wir alſo doch trotz Nacht und Nebel das rechte getroffen,“ ſagte ruhig der Senn und ſchob den erſtaunten Sepp ein wenig auf die Seite, um ſich und den ihm Folgenden Platz zum Eintreten zu machen.

Sepp ſah die Eindringlinge zuerſt mit zornigen Blicken an, dann aber lächelte er wieder und murmelte: „der Menſch hat eine hinreißende Beredtſamkeit. Was er wol anfangen wird, um nun Franzen wieder von ſeiner treuen Freundſchaft zu überzeugen? Gott ſei den ſchwachen Rippen des armen Jungen gnädig!“

Im erſten Augenblick hätte Sepp den Unerwarteten die Thüre vor der Naſe zuſchlagen mögen; jetzt aber war er froh, daß er nicht dazu gekommen war und nun Gelegenheit bekam zu hören, was heute die Freunde ſich zu ſagen haben würden. Spöttiſch lächelnd gieng er dem voraneilenden Sennen mit dem Licht in die Stube nach und war über Franzens freundlichen Gruß viel erſtaunter als der Senn zu ſein ſchien. Dieſer erkundigte ſich ſogleich ſorgfältig nach Franzens Befinden und nachdem er vernahm, „daß derſelbe oft lange Zeit gar nie an ſeine Verletzung denke,“ ſagte er: „dann haſt du es wenigſtens heute beſſer gehabt als ich. Wenn es mir auch möglich geweſen wär', die heilloſe Geſchichte zu vergeſſen, ſo würde man mich gleich wieder daran erin-

nert haben mit dem ewigen Fragen nach deinem Befinden. Ich hab mich wahrhaftig fast geschämt, nicht einmal etwas Bestimmtes von dir zu wissen."

„Sonderbar, daß du dennoch deinen Freund nicht früher besuchtest," spottete Sepp.

„Da könnt ich wol Auskunft geben; aber die Wahrheitsgeiger sind keine beliebten Musikanten."

„Ich hör es gern, wenn man trotzdem die Wahrheit geigt."

„Nun," sagte der Senn trocken, „ich bin erst jetzt da, weil ich dich nicht mehr anzutreffen wünschte. Du wirst auf den Markt nach Dornbirn wollen, daß du noch hier bist?"

„Ja, das will ich," antwortete Sepp etwas gereizt. Die Rede des Sennen ärgerte ihn weniger, als das Gefühl der Achtung, das sich wider Willen immer mächtiger in ihm regte.

Eine Zeit lang blieb es in der Stube ganz still; endlich bemerkte Sepp: „vermuthlich würdest du es Franzen auch gestern nicht gar so spitzbübisch unfreundschaftlich gemacht haben, wenn ich nicht dabei gewesen wäre?"

„Wer nicht thut wie Andere, dem geht auch nicht wie Andern," versetzte der Senn.

„Franz hätt' also mitsingen sollen? Singen oder sich schlagen lassen — Vogel friß oder stirb!"

„Ja mitsingen hätt' er sollen!"

„Auch das letzte Liedchen?"

„Damals hatte der Kessel schon ein Loch," ant-

wortete der Senn, welcher wol merkte, daß Sepp ihn nur auf die Aeste hinaus treiben wolle. „Aber das ist nicht zu läugnen, daß alles anders gegangen wär, wenn Franz allein gekommen sein würde. Solche Gelehrtheit mag Niemand, also laßt sie daheim. Unterhaltet uns besser, wenn euch unsere Unterhaltungen nicht gefallen, aber lacht keinen aus wegen seinem einzigen schlechten Rock, wenn ihr ihm nicht einen besseren gebet. Leeres Reden ist nur Papiergeld; wir aber sind nicht da, um uns bloß vor eurem Geschwätz zu schämen, dazu braucht es mehr, meine gelehrten Herrn!"

„Du hast ja recht," fiel Franz ein, „noch länger von der Sache zu reden ist unnöthig; ich weiß, daß ich an allem Schuld bin."

„Nein, das bist du nicht," entgegnete der Senn, „aber wie geht's? zwei harte Steine mahlen nicht, und wenn zwei Narren an einem Strick zerren, so reißt er; wär' ein Kluger dabei, so blieb er ganz."

„Da wärst eben du der Mann!" spottete Sepp.

„Wenn Franz meinem Rathe gefolgt hätte, würde der Abend ganz friedlich abgelaufen sein."

„Du bist also wenigstens ein guter Rathgeber, drum muß man dir wol verzeihen, wenn du dich auch als einen schlechten Helfer zeigtest," bemerkte Sepp.

„Die Leute waren über eure Bemerkungen so erbittert, daß eine schreckliche Schlägerei entstanden sein würde, wenn ich ihm beigestanden wäre; denn sicher habe ich nicht so viele Freunde, als er in jenem Augenblick Feinde hatte. Man mußte also in Gottes Namen

dem Haufen die armselige Freude gönnen, stärker zu sein, als ein ihnen allein Gegenüberstehender. Das war wirklich alles, was Franzens Gegner gewannen. Die Geschichte hat einen ganz andern Ausgang, als deine Freunde und deine Feinde erwarteten. Wenn deine Welt- oder Menschenverbesserungspläne dir alle gelungen wären, so hätte dich das nicht beliebter machen können als der gestrige Tag."

„Wie ist das möglich?" fragte erstaunt Franz, an den die letzten Worte des Sennen gerichtet waren.

„Ja, das ist ein eigenes Ding," antwortete der Senn langsam. „Ich sage nicht gern, was ich nur so beiläufig herauskopfen kann. „Gedanken sind zollfrei, aber nicht höllfrei," sagt das Sprichwort; doch da meine Gedanken — oder eigentlich unsere, denn auch meine Freunde sind meiner Ansicht — auch wenn sie unwahr sind, nicht viel schaden können, so darf ich dir wol sagen, daß wir die Weiber für die Ursache einer so schnellen Sinnesänderung halten zu müssen glauben."

„Die Weiber?" fragten Vater und Sohn zugleich.

„Ja, sie, oder eigentlich ihre Abneigung gegen solche Lieder und solche Sänger. Du mußt nicht glauben, guter Franz, daß nur du Sinn habest für das was sich schickt und nicht schickt. Heut hat wol drei Stunden weit alles davon erzählt, daß man gestern beim Adlerwirth Schandlieder gesungen, und den Einzigen, der sich dagegen gewehrt, halb todt geschlagen und zum Hause hinausgeworfen habe. Bettlerinnen, die mit dem Sack

auf dem Rücken von Thür zu Thür gingen, haben lange und vielleicht zum Theil wunderschöne Predigten hergesagt, die du gehalten haben solltest; alles was ihnen Kluges und Erbauliches einfiel, war darin enthalten. Dann zuletzt hieß es jedesmal: Kurz er hat geredet, der Pfarrer hätt's nicht schöner und nicht besser können; sie aber haben ihm ein Glas an den Kopf geworfen, ihn geschlagen und verschimpfirt, wie die Juden unsern Herrgott, und ihn dann zum Hause hinausgeworfen. Solche Reden gehen heut überall im Dorf herum und zwar so stark, daß auch die, welche dir gestern dein Unheil gönnten, sich jetzt schämen und viel darum gäben, wenn sie zu Hause geblieben wären. Wenn du weißt, was es heißt, das Schamgefühl aller Weibsbilder in einer Gemeinde zu beleidigen, so kannst du dir auch denken, wie du jetzt beinahe als Märtyrer für ihre Religion verehrt und bemitleidet wirst."

„Wunderbar, merkwürdig," sagte Sepp sinnend, „heut glaubte ich mein Weib seit langer Zeit das erste Mal wieder gegen die öffentliche Meinung reden zu hören, und nun kommt's heraus, ob nicht nur Mari, sondern auch die öffentliche Meinung kehrum gemacht habe. Wo wol das Rad sein mag, von dem alles so gleichmäßig getrieben wird?"

„Das," fiel Franz begeistert ein, „das ist das allgemeine Sittengesetz im Menschen, welches ich gestern leugnen wollte und ihr heute. Ihr habt bei euerer Abhandlung über die Leidenschaften die Weiber ganz vergessen; ihre Liebe zum Guten und Schönen, ihren Ein-

fluß auf die Erziehung und — die Macht ihrer sanften Natur über die Starrköpfigkeit der Männer," setzte der Erröthende nach einer Pause hinzu.

Sepp lächelte. „Wie schwach doch der Mensch sein kann," dachte er, „und wie willig ein Anhänger seiner Anhänger zu werden! Nein, Fränzchen, du kannst nicht führen, sondern nur mitgehen. Das Betrachten ist deine Neigung, das Uebrige an dir ist mein Werk." „Wenn," sagte er dann laut, „wenn auch Barthles Mariann diese Macht hätte, dann würde vieles anders sein, dann würde sie z. B. dem Alten heute nicht beim Holzsägen geholfen, sondern ihm dazu einen Taglöhner angerathen haben."

„Habt ihr sie gesehen?" fragte Franz hastig.

„Den ganzen Nachmittag."

„O, das hätt' ich auch sehen mögen!" rief Franz die Anwesenden gänzlich vergessend aus; „das ist ein Beweis, daß auch ein Mädchen stark werden kann, wenn es gilt dem Vater zu folgen, zu helfen. Sich selbst beherrschen ist größer, als herrschen über Andere. Ich hätte sie sehen mögen!"

Jetzt sah Franz den Sennen und seine Freunde, die er im Eifer gar nicht mehr beachtet hatte, erschrocken an, seine Unvorsichtigkeit, die, was er so sehr geheim zu halten wünschte, verrathen haben konnte, bereuend und verwünschend. Glücklicherweise aber hatte der Mischmasch, welchen die beiden Sonderlinge aus dem Ereignisse beim Adlerwirth zu kochen begannen, dem Sennen und seinen Freunden gleich anfangs so wenig gefallen,

daß sie, um sich die Zeit zu vertreiben, die auf der Bank liegenden Zeitungen zu durchblättern angefangen hatten.

Erst nachdem der italienische Krieg zu Ende war, fanden die Bregenzerwälder, welche als Kaiserjäger dienend denselben mitgemacht hatten, Zeit und Gelegenheit, den Angehörigen in der Heimat zu berichten, was sie in den letzten Monaten sahen, hörten und erlebten. So ein Soldatenbrief ist immer ein Ereigniß für eine ganze Gemeinde. Die, welche ihn erhielten, geben ihn ihren Verwandten, die Verwandten ihren Freunden, diese ihren Nachbarn und so kommt er im ganzen Dorfe herum von Einem zum Andern. In der letzten Zeit nun waren fast alle Wochen solche Briefe ins Dorf gekommen und von Haus zu Haus gelesen oder doch besprochen worden. Davon kam es, daß im Herbste des Jahres 1859 die Bregenzerwälder viel mehr vom italienischen Krieg redeten als im Frühling, wo man die unglücklichen Zeitungsnachrichten nur eitles Geschwätz schalt, dem bloß die Vorbereitungen zur Errichtung einer Landwehr einigen Glauben verschafften. Die Bauern, die überhaupt am liebsten „gedruckt lesen", was sie schon anderwärts gehört haben, wurden daher erst durch die vielen Soldatenbriefe begierig, die in den „Lügenzetteln" enthaltenen Schlachtenberichte zu lesen. Jetzt warfen sie in den Wirthshäusern die neuen d. h. nur drei Wochen alten Zeitungen verächtlich weg, um auf einem alten schmutzigen Packpapier von der Schlacht bei Solferino zu lesen. Neben den im Herbste gewöhnlichen Ge-

sprächen über den Käse- oder Kuhhandel hörte man beinahe von nichts als vom Garibaldi und vom italienischen Kriege.

Als daher Franz seinen Freunden sagte: „Es seien jene Zeitungen schon längst gekommen und er lese sie nur noch, weil er gerade Zeit habe, das auf der Alp Versäumte wieder einzubringen," fragten alle auf einmal, „ob auch etwas vom letzten Krieg drin stehe," und als Franz bejahte, ließen sie nicht mehr mit Bitten nach, bis er ihnen einige Schlachtenberichte vorlas.

Wie glücklich würde das Franzen erst vor kurzem noch gemacht haben! Sicher würde sein Eifer, eine solche Bitte zu erfüllen, so groß gewesen sein, daß sie nachher wol nie mehr an ihn gerichtet worden wäre; jetzt aber hielt er mit Lesen inne, so oft er wieder mit einem Satze fertig war, theils um die Zuhörer nicht zu ermüden und ihnen Zeit zu lassen, das Gehörte zu besprechen, mit anderwärts Vernommenem zu vergleichen oder in Zusammenhang zu bringen, hauptsächlich aber weil er sich zu lebhaft die holzsägende Mariann vorstellte, um seine Aufmerksamkeit dem Inhalt alter, schon einmal gelesener Zeitungen zuwenden zu können. Sepp hatte nicht unrecht, wenn er Franzen vorwarf noch nie so schlecht vorgelesen zu haben wie heute, unrecht aber hatte er, da er meinte, das müsse für einen Bauer gerade zum Davonlaufen sein. Freilich, wenn einer sagte: „Das hat auch Theresen, Tonis, Josefs, Leonhards Buben Bub heimgeschrieben," so mußte Franz noch einmal nachlesen um zu wissen, wovon denn eigentlich die

Rede sei. Doch das schadete gar nichts, denn unterdessen hatten die Andern Zeit über das Gehörte zu reden und gerade dieses war das Kurzweiligste. Drum blieb man auch bis nach zehn Uhr sitzen.

Als nun der Senn vom Heimgehen zu reden anfing, baten Alle, recht bald wieder einmal kommen, auch noch einige ihrer Freunde mitbringen zu dürfen.

Gleichgültiger als der Vater erwartete, sagte Franz: „Mir ist's lieb, wenn ihr kommen möget, das Haus ist immer und jedem offen. Machet ihr da, wie ihr könnet oder möget."

„Nun endlich wird er dann doch noch kurirt werden von seiner wunderlichen Sucht, immer und überall Rädleführer sein zu wollen," dachte der Senn.

„Die Leute, welche dem Franz vorwerfen, er wolle gar alles verstehen, gönne Niemand Zeit zum Wort, und wolle immer Schellkuh sein, die kennen ihn gar nicht, oder sie sind feindselige unverschämte Lügner," dachten die Andern.

Franz hatte alles, was diesen Abend geredet worden war — das von Mariannen ausgenommen — schon vergessen, als der Vater, welcher den Gehenden die Thüre öffnete, mit dem Lichte wieder in die Stube zurückkam und zu ihm sagte: „Fast hab ich gefürchtet, diese Lockvögel würden dich schon wieder wegbringen von dem Platze zwischen der Mutter und mir; doch wenn du dich immer so hölzern stellst wie heut, so wird ihnen das Locken bald vergehen, hahaha!"

Franz erzählte nun gähnend, wie merkwürdig

schläfrig er heute gewesen sei. Das Hin- und Herwiegen zwischen dem Gedachten und Gehörten, der Zwang, den er sich dabei hab anthun müssen, das Lesen der engedruckten Blätter hab ihn so müd gemacht, daß er jetzt gern gleich ins Bett gehen möchte. Er glaube, auch der Vater werde froh sein, wenn er vor seiner Reise noch einige Stunden ruhen könne.

„Das," lachte dieser, „würde nun ins Sennische übersetzt etwa so lauten: Für heut hast du nun das Maul zu halten! Nun, ich hab nichts mehr zu sagen, da ich überzeugt bin, daß du mein gehören willst, und dich nicht mehr abgeben mit dem großen Haufen."

„Vater —"

„Ja ich will still sein — gute Nacht!"

„Schlafet wohl!" sagte Franz und verließ die Stube.

Er war wirklich schläfrig; doch bevor er ins Bett ging, schnitt er noch die langen Stengel an Mariannens Blumen ein wenig kürzer und stellte sie in frisches Wasser, um sie auf diese Weise so lang als möglich zu erhalten. Jetzt bemitleidete er das liebe gute Anneli nicht mehr; das was der Vater von Barthles Kind erzählte, hatte ein Gefühl in ihm geweckt, welches schon oft mit dem Worte Anbetung bezeichnet worden ist.

„Ich Einfalt," sprach er halblaut, „ich Einfalt glaubte das Mädchen unglücklich, meinte helfen zu sollen, trösten zu müssen. O, so ein Wesen, so ein Engel ist auch in der Hölle nicht unglücklich! Mariann hat ja den Himmel im Herzen."

Franz erinnerte sich nicht mehr an das Durcheinander der letzten Tage. Lieblichere Bilder umschwebten ihn, und „Mariann, Anneli“ hauchte er leise, als der Engel des Schlafes ihm die Augen zudrückte.

Ende des ersten Theils.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Sonderlinge.

Bregenzerwälder

Lebens- und Charakterbilder

aus neueſter Zeit.

Von

Franz Michael Felder.

Zweiter Band.

Leipzig

Verlag von S. Hirzel.

1867.

Inhalt.

Seite

Erſtes Kapitel:

„Das Blatt hat ſich gewendet!“ 1

Zweites Kapitel:

Mariann 40

Drittes Kapitel:

Etwas ganz Unerwartetes 70

Viertes Kapitel:

Erzählt von Leuten, die dem Barthle vor- und nachzugeben wiſſen und ſchließt mit dem Faſchingsdienſtag . . . 99

Fünftes Kapitel:

Wie den Sonderlingen ſelbſtgehauene Spähne weh thun . 130

Sechſtes Kapitel:

Ein Jahr ſpäter 168

Siebentes Kapitel:

Was Franz auf ſeiner Reiſe nach Dornbirn erlebt . . . 201

Seite

Achtes Kapitel:

Was während Franzens und Klausmeiers Abwesenheit daheim geschieht 231

Neuntes Kapitel:

Erlösung 263

Zehntes Kapitel:

Schluß 291

Erſtes Kapitel.

„Das Blatt hat ſich gewendet!“

Eine wahre Gnadenzeit für den Bauer darf man wol die kurze Friſt im Frühling und Herbſt nennen, die ihm in ſeinem Vorſaß zuzubringen vergönnt iſt. Schlecht und zuweilen ſogar gefährlich ſind die Pfade, die durch Tobel und Wälder zu dieſen Paradieſen führen, und wollte man die Wege beſſer machen, ſo würden ſie ſchon im nächſten Winter von den Lauinen zerſtört werden, als ob nur der es verdiente, das Vorſaßleben zu genießen, der auch ungebahnte Pfade zu betreten wagt. Nur zum Theil verbergen Legföhren und Tannenwälder dem Wanderer die ihm entgegen gähnenden Abgründe, doch der blickt lieber empor zu den dieſe Wohnungen des Friedens umgebenden Bergen, auf deren Felſenſpitzen die blaue Himmelsdecke zu liegen ſcheint, und zwiſchen denen die Sonne ſo freundlich herunter ſchaut, als ob ſie einzig für ſo ein Thal da wäre. Und wie ihr Licht, ſo gehören auch Wald und Weide allen den glücklichen Bewohnern

jener einfachen Holzgebäude, die von den Bauern selbst nur Hütten genannt werden; denn noch ist es dem Eigennutz Einzelner nicht gelungen, seine steinernen Runzeln — Mauern genannt — durch diese lieblichen Fluren zu ziehen.

Das Vorsaß gehört so recht der Jugend, den Gesunden und Lebensfrohen, die auf der Welt noch etwas Höheres ahnen als das Einmaleins. — Das hörst du, wenn der Gesang froher Hirten mit dem Schellengeläute weidender Kühe das Thal erfüllt, das siehst du, wenn du in eine dieser kleinen, reinlichen Hütten eintrittst und deren Bewohner kennen lernst, und auch der einfache Holzschnitt erzählt es dir, der neben dem viereckigen Tragtischchen an der Stelle aufgenagelt ist, wo im Bauernhause der lange Rosenkranz und die breite Rechentafel hängen.

Frei von alles Zwanges Fesseln herrscht hier das Gemüth. Die, die jede Stunde, welche nicht ordentlich den Batzen bringt, für eine verlorene halten, verwöhnte und kränkelnde Leute, die die kräftige Milchkost nicht mehr vertragen können, versauerte Tugendbündlerinnen, die täglich zur Messe müssen, um dort das Neueste zu erzählen und zu hören und kurz, alle Quäler und alle Gequälten schaudern zurück beim Anblick der schlechten Hütten, in denen kein Handwerkszeug, kein ordentliches Bett, kein Porzellangeschirr und nichts von dem ihnen so Nöthigen Platz hätte, und sie wagen daher in dieses Reich der reineren Lüfte gar nicht einzudringen.

Auch Sepp war nie gern in seinem Vorsaß gewesen,

wo er ſo manche Stunde unausgebeutet wegſchleichen laſſen mußte. Er konnte gar nicht begreifen, daß man ſo dumm werden könne, nicht einmal einzuſehen, wie viel vortheilhafter es für jeden einzelnen Vorſaßbeſitzer wäre, wenn man ihm ſeinen Theil herausgäbe, damit er ihn bearbeiten und brauchen könnte, wann und wie er wollte. Oft jammerte er um die vielen ſchönen Tage, die da verloren gingen, und erklärte ſich bereit, ärmeren Leuten, die neben der kleinen Bauerſchaft auch noch ein Handwerk betreiben mußten, ihren Theil am Vorſaß abzukaufen, damit ſie ſo für ihr Handwerk mehr Zeit, er aber für ſeine Zeit mehr Arbeit bekäme. Aber die Leute wollten „keinen Verſtand annehmen“ und es hieß: unſere Sommerreſidenzen geben wir um den höchſten Preis nicht her; reich kann uns der Freimaurer doch nicht machen und wenn er auch noch den Sonntag abſchaffen thät.

Franz hatte ſtets weniger um die im Vorſaß verlorene Zeit gejammert, als über das freie, zügelloſe Leben, das dort die Jugend roh und ſittenlos machen müſſe. Am meiſten aber, und wirklich faſt ärger als die eifrigſten Kapuziner begehrte er auf über die altmodiſchen nächtlichen Zuſammenkünfte junger Leute, die jetzt nur noch im Vorſaß ſtattfinden. Er meinte: „Eine aus Leuten, wie ſie hier zu Lande ſeien, zuſammengeſetzte Geſellſchaft ohne Aufſicht müſſe etwas für jeden edlere Vergnügen Kennenden Unausſtehliches ſein.“ Der Senn aber hatte dieſes Urtheil ohne weiteres einen Beweis von Franzens ſtolzer Selbſtüberhebung genannt. „Dem landsfremden Geiſtlichen,“ ſagte er, „der nur

angelernte Urtheile über uns mitbringt, ist's nicht zu verargen, wenn er alles Bäurische für zwillichgrob und viehwild hält, bei dir aber ist's purer Stolz, wenn du so redest. Du hast noch nie lang und innig genug mit einem Menschen zusammengelebt, um zu wissen, was alles in ihm ist und was er kann und will. Was weißt du von einem Musikstück, wenn du erst ein Horn einmal daran herumtutten und schmettern hörtest? Oder ich wills dir auf deine Art sagen, daß du es greifen und schmecken kannst: denke dir die Mitglieder einer Gesellschaft als Mehl, Salz, Pfeffer und was du willst. Das alles zusammen gibt etwas ganz Ordentliches, wenn's gehörig durcheinander gerührt wird. Die Wärme kommt von selbst, so lang man lebt und sich regt."

Einem Manne, der sich immer so entschieden ausspricht wie der Senn, ist es leichter als viel Gelehrtern, einen Gegner wie Franzen, weniger zu überzeugen, doch mit sich fortzureißen. Franz bekam wirklich Lust, diese Bettelmannssuppe, in die Jeder einbrockt, was er hat, ein wenig kennen zu lernen.

„Kennen lernen" — fuhr der Senn auf, „meinst du denn, die Welt sei nur für dich da, um dir und deinem Vater etwas zum Belächeln und etwas zum Nachdenken zu geben?"

„Aber was denn sonst sollt' ich thun?"

„Geh zuerst hin, und wenn's dir dann nicht von selbst in die Glieder fährt, so schleich nur wieder heim und bleib da wie ein gefrorner Eisklumpen liegen."

Sepp meinte, das am Alpsonntag Erlebte werde

Franzen nun wol wieder zur Ruhe bringen, und wirklich hatte ſich der anfangs vorgenommen, nie mehr eine Bauerngeſellſchaft zu beſuchen. Doch das war ein Vorſatz, der ſeltſamer Weiſe nicht das Ergebniß einer Rechnung, ſondern das Echo der in ihm tobenden Leidenſchaftlichkeit war. Es gelang ihm aber nicht, erlittenes Unrecht, wie Sepp, als einen Beweis der Erbärmlichkeit ſeiner Gegner lächelnd hinzunehmen. Man weiß von Menſchen zu erzählen, die ein Schlag an den Kopf ganz anders gemacht hat. Auch Franz ſchien zu dieſen zu gehören. Alle ſeine Lebensgeiſter waren erwacht, es wär' ihm nicht mehr möglich geweſen, wie ein Beſchämter und Ergrämter daheim zu ſitzen. Etwas vorher nie Gekanntes drängte ihn, ſeinen Gefühlen wie jene Alpknechte durch die That Ausdruck zu geben, ſtatt ſeine Gedanken fortzuſpinnen und ſich dann wie in jener wunderlichen Nacht in ſein eigenes Netz zu verwickeln.

„Und jetzt geb ich erſt gar nicht nach, mit einem Streich jagt man Haſen fort, ich geh nicht heim, wie ein erſchrecktes Kind. Krieg oder Frieden — ich will dabei ſein!“

So ſagte Franz am Dienſtag nach dem Alpſonntag, er war feſt entſchloſſen, dieſen Herbſt an allen nächtlichen Zuſammenkünften in ſeinem Vorſatz Theil zu nehmen.

Der Mittwoch iſt bekanntlich ſeit Judas Iſchariots ſchändlichem Handel mit den Judenprieſtern ein verworfener Tag. Dem geſtern ſo Entſchloſſenen kamen wieder Bedenken.

„Aber," ſagte er, „man wird mich wunderlich anſehen. Wenn ich der Geſellſchaft etwas mitbringen könnte. Der iſt ein Spaßmacher, der ſonſt etwas, aber ich bin der Garnichts. Wenn ich etwa ein Inſtrument ſpielen gelernt hätte, oder ein guter Sänger wäre. So wie ich bin, wird's ſchwerlich gehen; ich hab eben nichts einzubrocken in die große Suppe."

Früher würde das genug geweſen ſein, Franzen wieder alle Luſt zum Ding zu nehmen, und mit etwa einer Zeitung oder einem Buch würde er ſich auf andere Gedanken zu bringen verſucht haben. Jetzt aber lief er, trotz der Warnung der Mutter, ſich der grellen Herbſtluft nicht auszuſetzen, zum Sennen, um dieſem ſeine Bedenken mitzutheilen.

„Hoffartsnarr," ſpottete dieſer, „kannſt du denn immer noch nicht von deiner Schellkuhſucht los werden! Bildeſt du dir denn wirklich ein, du ſeieſt der Mann, den man lange wunderlich und ſcheu anſieht? Hinaus werfen wird man dich allenfalls, wenn du dich nicht zu den Leuten fügen kannſt. Da triffſt du keine Strohmänner an, die immer nur wollen und meinen, ſondern Burſche, die ſich und dir zu helfen wiſſen werden."

„Was gehn dich meine Suchten an?" fuhr Franz, der heute den Spott des Sennen nicht ertragen konnte, heftig auf.

„Deine Suchten gehn mich gar nichts an, du hätteſt mir meinetwegen mit denſelben nie kommen müſſen," ſagte der Senn ganz ruhig. Er verzieh Franzen ſeine Heftigkeit von Herzen gern, und um ſo lieber noch, da

Franz nicht sogleich wieder bereute. „Es fängt sich doch in ihm zu regen an! gar so ein Strohmann ist er nicht mehr," dachte er.

„Wenn alles das Rauhe gegen mich kehrt, so will ich mich schon auch wehren," murrte Franz beim Heimgehen. „Wenn man Holz spalten will, so soll man sich nur um einen andern Block umsehen. Dieser Senn da ist im Grund ein unerträglicher Mensch. Der soll mich nicht mehr am Band haben. Ohne ihn muß es gehen oder gar nicht. Der soll mich nicht mehr führen, und zur Abendgesellschaft ging ich, wenn hundert Fäuste sich gegen mich aufrichteten!"

Daheim angekommen, packte Franz hastig zusammen, was er schon heut ins Vorsaß mitnehmen zu müssen glaubte, doch hatte er noch immer so viel mit dem „eigensinnigen Käsemacher" zu thun, daß er drüber seine Zeitungen mitzunehmen vergaß.

Er verließ das Dorf, so schnell er konnte, um der Mutter nicht mehr lange Kummer und Sorgen zu machen, nachdem er ihr hatte berichten lassen, er werde heut ins Vorsaß kommen, da ihm ja gar nichts fehle, als daß die Langeweile ihn zu quälen anfange.

Ermüdet und von Schweiß triefend, saß er etwa eine halbe Stunde später auf einem Hügel ob Hansmichels Wald und überschaute, so weit er's konnte, den in großen Krümmungen sich heraufwindenden Fußpfad. Unter der Last des Packes, auf dem er jetzt ausruhte, hatte er seinen Aerger über den Sennen gänzlich verschwitzt, und lächelnd sandte er seinem Dorfe, das er

nun bald aus den Augen verlieren sollte, seine Grüße zu, und lauschte dann dem lieblichen Mittagsgeläute, welches jetzt die Arbeiter in Feld und Wald zur Ruhe und zum Gebete aufforderte. Er, der sonst für die Andacht auf Meßners Befehl „keinen Kreuzer gegeben" hätte, fing jetzt unwillkürlich den englischen Gruß an, wie die Arbeiter drunten im Dorf, die sich noch mit dem letzten Heu beschäftigten. Da ob dem stillen Wald ganz sich selbst überlassen, verstand er zum erstenmal recht, was die Kirchenglocken dem ermüdeten, von Sorgen gequälten Menschen zurufen, und aufrichtig bedauerte er alle die, die diese heiligen Klänge nur für einen polizeilichen Warnungsruf halten.

Die Heuer drunten im Dorf hatten ihre Strohhüte längst wieder aufgesetzt und zu arbeiten angefangen, Franz aber saß noch immer mit der Kappe in der Hand auf seinem Tragsack. Es war so friedlich und schön da drunten, die vor kurzem abgemähten Felder*) hatten wieder zu grünen angefangen, von den dünnen, nur ein wenig in den Boden gesteckten Lättchen, die die Marken bezeichnen, war hier nichts zu sehen, und so kam es denn Franzen vor, ob eigentlich das ganze Dorf etwas Ganzes, die Bewohner aus einer Familie seien.

„Guten Tag!"

Franz fuhr erschrocken auf. „Guten Taz, Herr Dokter!"

„Schon wieder hergestellt?"

---

*) d. h. Wiesenstücke.

„Ja, ja, vollſtändig.“

„Thut Ihnen jetzt nichts mehr weh?“

„Es war auch anfangs ganz unbedeutend.“

„Sie ſagten aber doch: alles, gar alles thue Ihnen weh!“

„Ich meinte nur“ —

„Ich meine eben auch, es ſchmerze nicht nur an der verletzten Stelle, wenn man ſo behandelt wird. Doch über ſo etwas läßt ſich ſitzend am beſten plaudern und ich bin wirklich müd'. Unſer einer muß laufen wie ein Poſtgaul und kann dann noch vom Glück reden, wenn man ihm nicht auch den Haber mißgönnt. Immer und überall iſt etwas los.“

„Was hat's wieder gegeben?“

„Ein Holzhacker iſt von einem Stein getroffen — das iſt alles!“

„Gefährlich?“

„Eben das iſt ſo ärgerlich, daß ſie mich wegen dieſer unbedeutenden Kleinigkeit da hinauf geſprengt haben.“

„Nun, das iſt doch ein Glück, wenn's nur eine Kleinigkeit iſt.“

„Allerdings! So was könnte gefährlich werden. Sie dürfen nur an den letzten Sonntag denken; auch Ihnen iſts nahe geſtanden und ich hab' mir vorgenommen, einmal, wenn ſich's ſchickt, mit Ihnen von der Geſchichte zu reden.“

„Nun jetzt ſchickt ſich's ganz gut, es ſieht uns Niemand,“ ſagte Franz, der ſich in dieſem Augenblicke daran

erinnerte, wie ängstlich der Dokter bisher jede Unterredung mit ihm gemieden hatte.

„Ist das denn nothwendig?“ fragte der Dokter.

„Es scheint.“ —

Beide schwiegen. Franz, der selbst beinahe über seine Kühnheit erschrocken war, wagte kein Wort mehr zu sagen, obwol ihm die Stille mit jedem Augenblicke peinlicher wurde; der Dokter aber schwieg, weil er Franzens Verlegenheit bemerkte und erwartete, der Junge werde nun gleich mit etwas Unüberlegtem herausplatzen und sich so zeigen, wie er sei. Der Zweck des Dokters bei dieser Unterredung war ja doch nur der, den Sonderling etwas genauer kennen zu lernen, da er seit dem Alpsonntag sich nicht mehr recht erklären konnte, was der eigentlich sei und was er wolle. „Wenn man bedenkt,“ hatte er gestern beim Adlerwirth gesagt, „daß der Junge nie eine andere Schule als die dieses Dorfes besucht hat, so muß man gestehen, daß er nicht so übel ist. Der hätte einen famosen Studenten abgegeben, als Bauer aber wird er nie glücklich. Ueberhaupt scheint er mir zu sehr vernarrt in seine Bücherwelt, um noch zu einer Alpsonntagsgesellschaft zu passen.“ „Muß doch einmal sehen,“ hatte er dann sich selbst unterbrechend beigefügt, „wie der Tropf so zwischen Thür und Angel schon platt gedrückt worden sei.“

Der Dokter sah Franzen zuerst ernst, dann aber immer freundlicher an. Er hatte über die letzten Worte nachgedacht und gestand sich, den in denselben liegenden Vorwurf verdient zu haben. Man mußte dem guten

Jungen ſeine Heftigkeit verzeihen, wenn man bedachte, daß er wirklich viel zu leiden habe, da er vom alten Sepp wol ſeine Einſicht, nicht aber ſeine Starrheit erbte. Freundlich, mitleidig wie einen ſchwer Kranken fragte er Franzen plötzlich: „Was haben Sie gedacht, als es ſo derb auf Sie los ging?“

Franz fuhr erſchrocken auf. Eben hatte er, um ſeine Grobheit vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen, daran gedacht, wie der Dokter, der ihm vielleicht mit einem einzigen Wort hätte helfen können, ihn ruhig ſeinem Schickſal überließ, und nun glaubte er ſich errathen und durchſchaut.

„Ich dachte an Sie,“ ſagte er plötzlich den Kopf aufrichtend.

„An mich — und warum?“

„Weil der Adlerwirth mir ſagte, daß Sie ſich im Herrenſtüble befänden.“

„Ja, durch die halb offene Thür hab' ich alles geſehen und gehört.“

„Ich hab's gedacht.“

„Nun, Sie haben wacker gekämpft und brauchen ſich nicht zu ſchämen.“

„Das fällt mir auch gar nicht ein. Schämen ſollten ſich meine Gegner und die, die ſich nicht auf meine Seite ſtellten, obſchon ſie mir recht gaben. Ich glaube, die Wahrheit ſollte man immer ausſprechen.“

„Das,“ lächelte der Dokter, „iſt ſehr ſchön gedacht, und doch zweifle ich, ob Jemand, ob ſelbſt der Pfarrer Sie dafür beſonders loben würde.“

„Ich will nicht gelobt werden, aber reden muß ich.“

„Das ist gefährlich und Sie thun klüger, künftig zu mir ins Nebenstüble zu kommen; da kann man ungestört reden, lachen und Bemerkungen machen.“

„Ich hab' nun bemerkt genug; ich will dabei sein, will etwas thun, etwas nützen!“

„Es ist wenig damit gewonnen, wenn es auch gelingt, den Strom aus seinem Bett zu leiten. Lassen Sie sich von den Bücherhelden nicht allzu warm machen. In früheren Zeiten, wo der freier Denkende nie sicher war vor Folter und Scheiterhaufen, da war es ganz natürlich, daß er die Mitmenschen von ihrer gefährlichen Unwissenheit zu heilen suchte; jetzt aber kann jeder behaglich leben, wenn er's nur anzugehen weiß.“

Franz hatte erstaunt zugehört. Das war auch einmal seine Meinung gewesen; aber nur einmal und in der „mißlichsten“ Stunde seines Lebens. Gleich hernach hatte sich wieder alles in ihm gegen eine solche Herabwürdigung der Menschheit gewehrt. Auch jetzt mußte er sich ordentlich Gewalt anthun, um dem Dokter nicht noch einmal grob zu begegnen. „Sagen Sie mir aber,“ fing er endlich an, „ist denn alles nur Schein und Lüge, was man von denen erzählt, die nicht nur ganze Dörfer, sondern die Welt umgestalteten?“

Der Dokter verstand Franzens Frage nicht richtig, aber Franz erfuhr nun doch, wie der Dokter über den Charakter seiner Lieblinge denke, als dieser antwortete: „Zu so etwas gehört vor allem Kenntniß und kluge Berechnung aller Leidenschaften und Schwächen, mit denen

man es zu thun hat, dazu gehört auch meistens eine Ruhe und Herzlosigkeit, die Ihnen gänzlich fehlt. Und was ist da verloren? Es geht doch, wie es geht. Auch die Mächtigsten, denen der Beichtstuhl und alles zur Verfügung steht, auf die Menschen zu wirken, richten — wenigstens in unserm Ländchen — erbärmlich wenig aus. Ja, sehen Sie mich nur nicht so erstaunt, so ungläubig kopfschüttelnd an, ha, ha! Die Schale gewinnen sie freilich, in die können sie ihre Figuren zeichnen, aus dem Kern aber wird wieder, was aus ihm werden und wachsen muß."

Franz schüttelte noch immer den Kopf.

Der Dokter setzte sich näher zu ihm und ganz leise, als ob er fürchte, es könnte ihn auch sonst noch Jemand hören, erzählte er: „Gleich von Wien her kam ich als unerfahrener Tropf in ein Dorf im Bregenzerwalde, aus welchem der damalige Kaplan mit Gewalt ein Kloster machen wollte. Man hätte den Herren auslachen sollen dafür, daß er einmal sagte: Mit dem Alten sei er bald fertig, wenn es ihm nicht gefalle. Mir aber kam das damals gar nicht lächerlich vor, denn ich erschrak zu sehr über das dafür hergebrachte Neue. Ich erfuhr zwar bald, daß der Arzt nur dem Kranken eine Größe ist, daß aber das auch mit den Seelenärzten der Fall, wußte ich damals noch nicht, und ärgerte mich daher oft fast krank darüber, daß den guten Leuten auf den ohnehin so beschwerlichen Weg zum Himmel noch so vielerlei Sachen und Säckelchen aufgepackt werden sollten. Da gab's bald Jungfernbünde und Bruderschaften und dergleichen,

daß die Leute nicht einmal mehr zur Arbeit, geschweige denn zur Besinnung kommen konnten. Jetzt war die Scheinheiligkeit Mode; die lieben Weiblein und die immer vom Wind herumgetriebenen Männlein wurden so fromm, daß sie Jeden verabscheuten, der nicht mit ihnen sprang, und die Besonnenern wurden unbesonnen im Widerstand, was ihnen auch gar nicht zu verargen war. Man hätte den Kopf verlieren können! Aeltere Frauen ließen das einzige Kind pfleglos daheim und gingen zur Messe. Wenn ich als Arzt etwas dagegen sagte, hieß es: man könne nichts Besseres thun als für das Kind beten; drohte ich, um die Mutter aus ihrer unnatürlichen Ruhe herauszubringen, einmal mit dem Tode des Lieblings — hol mich der und jener! dann wurde mir erwiedert: „Das wär' eben das Rechte, dann wär' das Tröpfle wenigstens sicher vor der ewigen Verdammniß. Wenn doch wir alle als kleine Kinder gestorben wären!“ — Da haben Sie es! Der französische Lustspieldichter sagt: „Wenn die großen Leute große Philosophen würden, dann gäb's bald keine kleinen Philosophen mehr,“ die „gelehrten Frauen“ dieses Dichters hab' ich erst bei den Bregenzerwälderinnen für möglich zu halten angefangen. Was die Nachlässigkeit solcher Mütter verschuldete, wurde weise, unerforschliche Fügung Gottes genannt, und wer ihnen die Wahrheit sagen wollte, der verdiente als gottloser Ketzer gar nicht gehört zu werden. Wie nun solche Weibsbilder ihren Männern als Gehülfinnen zur Seite standen“ —

„Und das,“ unterbrach Franz den Dokter,

„das nennen Sie nur in die Schale gezeichnete Figuren?“

„Ja!“

„Wenn aber die Weiber so dachten, so fühlten, so mußte das Einfluß haben auf die Erziehung und auf alles?“

„Fühlten? — fühlten?“ spottete der Dokter.

„Ja, Sie haben Recht; von Gefühl ist hier keine Rede. Der gedankenlos geplapperte Rosenkranz ist ein Tagwerk wie ein anderes. Zu fühlen braucht man nicht mehr, denn das ganze religiöse Leben wird zum Knechtesdienst beim lieben Herrgott, weil — „der am besten bezahlen soll,“ davon sagt, darüber klagt der Vater auch.“

„Ja, aber erst später zahlt Gott. Wenn das Weib die Arbeit versäumte, wurde sie von keinem Engel verrichtet, das Wunder der Nothburga wiederholte sich nicht mehr, und zweimal zwei blieb vier wie vorher. David war einer nach dem Herzen Gottes und hütete die Schafe seines Vaters; jetzt geht das nicht mehr. Drum gab's zuerst Händel in einzelnen Haushaltungen, dann in der ganzen Gemeinde. Die Frommen und die, welche der Kaplan in der Kirche als die Schlechten ganz kenntlich zeichnete und der öffentlichen Verachtung preisgeben wollte, um frei von den lästigen Krittlern das Ruder zu führen, quälten und plagten sich auf jede Art, und ein Geklatsch war und eine Aufpasserei, daß ich oft hätte davon laufen mögen. Der Spruch: trenne und herrsche! schien sich zu bestätigen; aber wie gesagt: zweimal zwei blieb vier. Die Forderungen des Lebens ließen sich

nicht überschreien. Eine Ueberschwemmung, die großen Schaden that und noch viel größeren hätte thun können, machte plötzlich dem Unfug ein Ende, der durch das Dorf gehende Riß war gleichsam mit Schlamm und Steinen ausgefüllt, die guten Leute traten darauf zusammen, reichten sich die Hände, als ob sie sagten: sind wir doch Narren gewesen! Jetzt war wieder einer für alle, waren wieder alle für einen wie vorher."

„Plötzlich," zweifelte Franz, „plötzlich wäre das so gekommen? Vielleicht hat die allgemeine Noth nur einem schon vorher vorhandenen Gefühl zum Ausdruck verholfen. Sonst würden ja die Frommen alles nur für eine gerechte Strafe Gottes gehalten haben."

„Das ist zum Theil auch geschehen; im Allgemeinen aber sah man ein, daß alles nur aus dem herrschenden Unfrieden entstand. Zu andern Zeiten würde man früh genug dem Unglück vereint entgegengearbeitet haben."

„Sie meinen also, nur Berechnung wecke im Menschen den Wunsch, friedlich mit dem Nebenmenschen zu leben?"

„Allerdings. Wo das nicht der Fall ist, da giebts gleich Streit und Krieg," antwortete der Dokter, der wie die meisten Menschen seiner Art, wenn ihnen ihre Verhältnisse nur selten sich auszusprechen erlauben, durch den nach seiner Ansicht so tief unter ihm Stehenden sich mehr herauslocken ließ, als ihm in diesem Augenblicke lieb war. Doch von des Freimaurers Franzen, dem Freundlosen, war wol nichts zu fürchten. Der schätzte sicher das ihm vom Dokter geschenkte Vertrauen zu hoch,

um es zu mißbrauchen, und Letzterer glaubte daher herzhaft fortreden und erst ſo nach und nach umlenken zu dürfen. „Der Wille der Macht," ſagte er, „die uns in's Daſein rief, und die ganze Beſtimmung des Menſchen iſt ausgeſprochen in den Forderungen der Verhältniſſe. Das ſind die Geſetze, denen die Geſellſchaft folgt und folgen muß."

„Ganz die Weltordnung oder Unordnung, die einſt auch mich der Unmuth ſehen ließ. Glück und Unglück, Tugend und Laſter, alles Zufall; Himmel, ſo ſagen Sie mir doch ſchnell, wie denn ſo ein Haufen — Geſellſchaft kann man das nicht nennen — zuſammenhalten kann."

„Ein Volk muß zuſammenhalten."

„Ein Volk iſt ja nichts als eine Menge Pflanzen —"

„Nur eine einzige Pflanze iſt es, ein Baum, deſſen Stamm, tauſend und tauſend Jahresringe zählend im Boden der Geſchichte, der Erfahrung wurzelt. Stolz und feſt ſteht er da dieſer Baum, trotzend allen Stürmen, die ſtatt ihm zu ſchaden, ihn verjüngen, indem ſie nur das Erſtarrende, Sterbende und Faulende von ihm entfernen. Wol täuſcht ſich das einzelne Blatt und hält ſich für ein Ganzes, weil es die Form des Ganzen an ſich gewahr wird, aber — nun, da ſeh' ich Ihre Mutter kommen und der würde wol faſt ſchwindlig werden, wenn ſie uns gar ſo hoch oben fände."

„Der Sturmwind der Mutterliebe wird dieſes Blatt aus dem Vorſaß heraus getrieben haben, um zu ſehen, warum denn Franz gar ſo lang ausbleibt," ſpottete Franz.

„Das Gehörte bleibt natürlich unter uns," ſagte der Dokter aufſtehend.

Franz meinte: „Es werde wol Niemand ſtark darnach verlangen."

„Alſo auf Wiederſehen im Herrenſtüble!" rief der Dokter noch zurück.

Er mußte nun ſchon ein wenig freundlich thun gegen den Grobian, der eigentlich noch gar nicht „platt gedrückt" war, und den abhängigen bei den frommen Bauern in ſehr üblen Geruch hätte bringen können.

„Da ſchreiten jetzt etwa zwölf Studierjahre und faſt ein Zentner Büchergelehrſamkeit hinab," ſagte Franz dem Forteilenden lachend nachſehend. Das war nun einer der Gebildeten, deren Umgang er ſich längſt wünſchte. Ein Menſch, der ſich wirklich nur durch die Forderungen der Verhältniſſe zu etwas bewegen ließ, ein Baumblatt! Mit einem Ruck hatte Franz ſich den Zwerchſack wieder aufgeladen, wie wenn er ſich dabei überzeugen wollte, daß er noch vollſtändig Herr ſeiner Bewegungen ſei. „Es lebe die Thätigkeit," rief er, „und der gute Humor, der genießt, ſtatt nach der Zubereitung zu fragen, und alles lebe was gut iſt, wenn man kein Baumblatt werden will!"

Und auf einmal fing er zu jauchzen und zu ſingen an, daß Berg und Thal ſeinem Jubelruf antworteten. Die Vögel in den Wäldern ſchwiegen erſtaunt und horchten, bis ſich der letzte leiſe Widerhall im Rauſchen der nahen Bergſtröme verlor.

„Gott Lob und Dank!“ rief die Mutter, die nun zu ihm heran gekommen war.

„Daß es endlich wieder still wird, nicht wahr?“

„Nein, das ist schöner als Kirchenmusik.“

„Das Echo ist wahrhaft herrlich — siebenfach wenigstens — juhu! Nun zählt!“

Die Mutter horchte eine Weile, dann wieder mit Franzen auf dem Vorsaßweg vorwärts schreitend sagte sie: „Wenn ich Einen vom Beichtstuhl kommen seh, denk ich jedesmal: Gottlob! dem ist wohl, nichts drückt und quält ihn mehr, denn des Menschen größte Angst und Noth, die Sünd' ist von ihm genommen. Nun fühlt er sich wieder eins mit Gott und sich selbst. Ein recht herzhafter froher Juhzer in die schöne Gotteswelt hinaus — du mußt mich aber nicht auslachen — so ein Juhzer kommt mir fast wie ein Beichtschein vor und ich denke jedesmal: O, dir ist wohl! Ja, ich freue mich mit ihm und über ihn wie die Berge, die es immer lauter und immer weiter erzählen, je mehr sie im Jahr schon solche Jubelrufe schuldloser, mit sich und der Welt zufriedener Menschen gehört haben. Ein Juhzer im Wirthshaus gibt kein Echo; da lustig und froh sein kann fast jeder der Geld und Zeit hat dazu. Die, denen die Berge antworten, sind keine Kinder des Glücks, arme Arbeiter sind's, ermüdete Wanderer, ausruhende Lastträger und arme Hirten, doch gute, zufriedene, neidlose Menschen. So denk ich und drum hör ich das Juhzen und Singen auf den Bergen so gern.' Heut aber hab ich's besonders gern gehört, denn ich muß dir sagen:

Ich erſchrak faſt mehr darüber, dich beim Dokter ſitzen zu ſehen, als ich mich freute über dein gutes Ausſehen, und daß die Wunde ſchon wieder am Zuheilen iſt, die dir nicht übel ſteht, wenn man weiß, wie du ſie bekommen haſt. Es hätt' mich freuen ſollen, daß er ſich mit dir abgeben mag und vielleicht noch gar dein guter Freund wird; aber die Sorg für dein zeitlich und ewig Glück iſt halt doch noch größer als der Stolz. So ein Studierter, iſt mir eingefallen, könnte den närriſchen Jungen bringen, wohin er wollte, auf die gefährlichſten Abwege. Und der Dokter, das hab ich mir ganz laſſen müſſen, der iſt keiner von den Beſten; Leuten, denen es an der Glaubensgnad fehlt, ſolchen trau ich nun einmal nicht mehr. Einen von der Art muß ich bedauern und für ihn beten, mit den Andern möcht ich aber nichts zu thun haben. Daß auch der Dokter zu dieſen Bedauernswerthen gehört, wiſſen nicht nur die, die ihn in ihrer Unſchuld einmal in der Kirche ſuchen, ſondern auch die Kranken, die ihn zu ſich kommen laſſen. Mit denen redet er in gutgeſetzten und wol auch gutgemeinten Worten von der Geduld, aber der Sinn ſeiner Rede iſt ſo, daß man damit allenfalls eine kranke Kuh zu tröſten verſuchte, wenn die etwas davon verſtehen thät, aber nicht einen Chriſtenmenſchen, der die vier letzten Dinge erwartet. Gut meinen thut er's wol, aber Gutes ſtiftet er nicht und iſt zu bedauern, wenn er ſelbſt keinen beſſeren Troſt hat auf ſeinem Lebensweg als den, den er Andern gibt. Da heißt's immer: Entwickeln laſſen, abwarten, zuſehen! Nun er mag oft recht haben, aber ich kann ſolche Ab-

warter und Zuseher und Entwickelnlasser nicht leiden. Mit der Ruhe solcher Leute ist's nicht viel. Dein Vater hat auch solche Tage, Wochen, Monate und Jahre gehabt, in denen er nur zusah, und das waren die traurigsten für ihn und für mich. Da grübelte und griffelte er heraus und hinein, es weiß kein Mensch wie viel. Besser war's in den Zeiten, wo er alles mit starker Faust packte und gehörig zerriß, was er nicht entwickeln konnte. Drum sag ich jetzt wie's mir drin ist: Ich säh dich viel lieber bei den Bauern im Wirthshaus, als beim Dokter in der Kirche."

„O, Mutter!" rief Franz, der aufmerksam zugehört hatte, „hier unter Gottes heiterem Himmel muß ich euch um Verzeihung bitten, daß ich mich zu gelehrt wähnte, um auf jedes der Worte zu achten, die ihr mir schon gesagt habt. Ich fühle die Wahrheit eurer Worte und sage nicht mehr: das muß anders werden; denn vorhin hab ich's den Bergen verkündet, daß es anders geworden ist in mir. Statt noch länger und bis zum Schwindeln den Tanzenden zuzusehen, will ich selbst mithüpfen, und meinetwegen mögen Andere untersuchen, warum das denn so ein Vergnügen sei."

„Das war nun einmal vernünftig," sagte die Mutter, „in letzter Zeit seid ihr, du und Sepp, mir oft vorgekommen, wie der Mann auf dem alten Bilde neben der Stubenthür, der die Weltkugel trägt und ein Gesicht dazu schneidet, daß es zum Erbarmen ist. Weißt du noch, wie du als kleines Büblein mich einmal gefragt hast: Warum er denn die Kugel nicht dort ablege, wo er selbst stehe, da er sie doch nicht vom Platze bringe?"

„Ja, und dann sagtet ihr: Er werde vermuthlich seine Freude am Tragen haben, es gebe schon solche Tollköpfe.“

„Zu diesen nun,“ fuhr Mari fort, „hab ich auch euch zu zählen angefangen, hab euch verglichen jenem Reisenden, welcher einen Fuhrmann ersuchte nur ihn aufsitzen zu lassen, sein Gepäck wolle er von Herzen gerne selbst tragen. Doch warum kamst du vorhin gerade auf's Tanzen? Dazu hab ich dich wol noch nie aufgefordert.“

„Das gerade nicht; aber ihr meint doch, man sollte immer thun wie Andere. Was würdet ihr nun sagen, wenn ich im Vorsaß die Abendgesellschaft besuchen wollte?“

„Nun da würde ich's machen, wie die meisten Mütter. Ich würde sagen: Geh in Gottes Namen! Man wird dich wol nicht einschließen dürfen, wenn man das Hüttendach ganz zu erhalten wünscht.“

„Ihr erlaubt mir's also?“

„Ließest du es dir verbieten?“

„Ungern.“

„Nun, einmal hat jeder gesunde Mensch seine närrische Zeit, und ein Jahr erwehren, heißt nur die Narrheit vermehren. Man sollte in deinem Alter ungeführt gehen können, sonst nützt alles nichts.“

Franz wurde sehr still und sah die Mutter mit wehmüthigen Blicken an. Diese erwartete, daß er nun allmählich, so wie zufällig — sie kannte das — von Barthles Mariannen anfangen werde; aber Franz blieb still. Er hatte so sehr gewünscht zur Abendgesellschaft

gehen zu dürfen, und nun wurden ihm beinahe die Augen naß. Die Worte der guten Mutter klangen ihm wie eine Abschiedsrede. Sie, die bisher jeden seiner Schritte bewacht und geleitet hatte, gestand ihm zu, daß er nun alt und vernünftig genug sein sollte, um sich selbst überlassen werden zu dürfen. Wie würde er stolz den Kopf aufgerichtet haben, wenn ihm ein Mann dieses Zugeständniß gemacht hätte, die gute liebe Mutter aber sah er traurig an und sagte: „Wolltet ihr lieber, ich bliebe daheim?"

„Nein, geh nur," sagte die Mutter lächelnd, „lebe und lerne! Einmal muß die Haselnuß herunter, um ein eigenes Leben anzufangen. Nur am verdorrten Stamme bleibt sie hängen."

Also auch die Mutter betrachtete das wie eine Trennung. Ihre Worte waren mehr an sie selbst als an Franzen gerichtet. Nur sich selbst befahl sie stets mit Sprüchen und allgemeinen Redensarten, für ihren Liebling hatte sie immer Eigenes genug. —

Dieser Tag war für Franzen ungewöhnlich lang, und doch kam ihm der Abend noch zu früh.

Als er nach dem Nachtessen der Mutter „gute Nacht" gesagt und die Hüttenthüre hinter sich zugemacht hatte, blickte er noch einmal in die hellerleuchtete freundliche Stube, seine Kindheit, sein ganzes Leben zog an ihm vorüber, und immer und überall sah er die Mutter liebevoll sorgend, warnend und leitend ihm zur Seite. „Die Erinnerung an sie," sagte er, „soll mich überallhin begleiten als mein Gewissen und mein Schutzgeist."

Franzen ging es gerade wie einem, der sein Aelternhaus verläßt und sich in die weite fremde Welt hinauswagt. Vergebens sucht er sich einzureden, daß er ja jung und kräftig sei, umsonst sich zu beruhigen mit dem Gedanken, daß er's immer so gewünscht habe, wie es nun gekommen. Franzens Gefühle waren in dieser Stunde viel ähnlicher denjenigen dieses Scheidenden, als denen eines jungen Nachtbuben, der seinen Aeltern so eben zum Erstenmal entrann. — Doch auch einem Solchen wird wol ein wenig wunderlich zu Muthe werden, wenn er noch einmal ans Fenster zurückkehrt nur um zu lugen, wie es denn da in der Stube drinnen aussehe, wenn er fort sei ... und er dann die Aeltern allein das Abendgebet beten und noch besonders ein Vaterunser für ihn beten hört, damit doch sein heiliger Engel ihn leite und begleite. Ja, da wird ihm, als ob es auf einmal ungewöhnlich warm aus der Stube heraus komme, und die Nacht kommt ihm recht entsetzlich dunkel vor. Er kann nicht weg vom Hause, alles zieht und stößt ihn in die warme Stube zurück, wo das helle Licht brennt, welches die Mutter angezündet, während sie ihm die und die gute Lehre gab und sich verstohlen die Augen wischte ... Da aber hört er einen Juhschrei, dreht sich nach der Gegend, von welcher er zu kommen schien ... „dort ist Licht .. dort regt sich's" ... und fort ist er für heute und für immer. —

Das war ein Staunen und Fragen, als Franz ein wenig erröthend in die Stube eintrat, in der sich schon fast alle jüngeren Leute im Vorsaß zusammengefunden hatten.

Eine Stickerin fragte geradezu: „Was um Gotteswillen fehlt, daß du kommst?“

„Gesellschaft fehlt mir,“ sagte Franz, fest entschlossen, nun das Aergste über sich ergehen zu lassen.

Und es kam auch wirklich bunt genug. „Gesellschaft,“ hieß es, „finde er hier allerdings, aber eine andere Frage sei, ob sie ihm gefalle.“ Franz mußte nun alles wieder hören, was er je gegen solche Zusammenkünfte gesagt hatte. Die tragen auch keine geladenen Gewehre mit sich herum, wie der Senn, dachte er, und nahm die wohlverdiente Predigt ziemlich geduldig auf, denn er merkte wol, daß die Leute gerade keine böse Absicht hatten, und daß es nur von seiner eigenthümlichen Denkungsart komme, wenn ihm diese Art, Freude und Erstaunen über sein Kommen auszusprechen, nicht gerade angenehm sei. Der Schneider, der Franzen sogleich Platz gemacht hatte, schien seine Verlegenheit zu bemerken, denn plötzlich sagte er: „Für's Anderswerden kann keiner. Hier ist jedermann willkommen. Im Vorsaß haben seit Großvaters Zeit alle die gleichen Rechte: der Lustigste ist der Brävste und der Aermste ist der, dem es an Humor fehlt. Geld haben wir alle keins.“

„Aber doch Tobak?“ fiel Franz ein; „mit einer Pfeife voll könnte mir einer eine große Gefälligkeit thun.“

„Aha, darum ist der Spitzbub da!“ lachten einige, indem sie ihre gefüllten Beutel aus den Taschen zogen.

Wenn Franz jedem Burschen ein Dutzend Cigarren geschenkt hätte, würde er sie damit nicht so gewonnen

haben, als da er sie zuerst um etwas bat. Und doch muß ihm nachgesagt werden, daß er darauf nicht gerechnet hatte. Das im Ganzen doch freundliche Entgegenkommen dieser Leute that ihm so wohl, daß er mit seinem Wunsche heraus war, bevor er nur recht daran dachte. Er fühlte schon etwas von der Wärme, von der ihm der Senn gesagt hatte, daß „sie von selbst kommen werde."

Bald saß er behaglich in einem Winkel und blies dichte Wolken aus seinem Pfeifchen, während die Mädchen stickten und die Burschen plauderten. Zuerst erzählte man von der Jesuiten-Mission in Andelsbuch und bedauerte die von Herzen, die dabei sich hintersinnet*) haben sollten. Der Hausvater, ein freundlicher Greis, bemerkte: „Es sei doch wunderlich! alle Verrückten hätten es in jetziger Zeit mit der Religion und mit dem Glauben zu thun, während gescheide Leute gar nichts mehr glauben, alles mit den Händen greifen wollten. Doch das sei etwas Altes, daß die Weltkinder klüger seien als die Frommen, und denen könne leicht etwas über den Kopf hinauswachsen, während jene vom Zeitlichen wie von einer harten Rinde umgeben seien."

Daß Franz bei diesen Worten nicht auffuhr, hatte seinen Grund nicht in der Berechnung, daß es schlimme Folgen für ihn haben könnte, wenn er sich mit diesen Leuten schon jetzt in einen Streit einließe. Er hatte nicht den alten Hausvater, sondern ein höheres Wesen

*) durch angestrengtes Nachdenken wirr, närrisch werden.

zu hören geglaubt, von dem ihm ins Gedächtniß gerufen wurde, wie er früher diesen Bibelspruch nur als einen Fischergedanken hatte gelten lassen. Jetzt aber kam ihm das ganz anders vor, da fast jede, auch die harmloseste Rede ihn an seinen Hochmuth und an gedachte und gemachte Dummheiten erinnerte.

Er schien auch nicht der Einzige zu sein, der des Hausvaters Rede auf ihn und seinen Vater bezog. Eine Stickerin trat plötzlich ans Fenster, öffnete es und sagte dann: „Beim Frei — beim Sepp droben ist auch noch ein Licht."

„Dann ist er auch ein Kind des Lichtes," bemerkte der Schneider.

„Ich rede von dem Licht, welches Niemand anzündet und Niemand löscht," sagte der Hausvater ernst verweisend. „Fünfzig Jahre vermag ich zurückzudenken, und in dieser Zeit hab ich Menschen kennen gelernt, die nur glaubten, was auf der Rechnungstafel herauszubringen war, und solche die gar nicht rechnen konnten. Nun welche meint ihr waren glücklicher? Ich will nicht sagen: Lernt nichts! Die Zeiten sind anders als früher, aber das hellste Licht für den Menschen ist das von Gott gegebene, und wer am hellen Tag die Läden schließt und die Fenster verhängt um sich selbst ein Licht anzuzünden, den nenne klug wer will. Mein Gott, wie hat man mir armem Teufel vorgerechnet, als ich heiraten wollte. Ich aber rechnete gar nicht, sondern liebte, vertraute auf Gott und mich selbst, und hatte Kraft für ihrer drei. Andere fragten und rechneten: Wo geht's

am beſten und wie gibt's am meiſten, mir aber war ein Blick in die ſchöne Gotteswelt und ein Blick auf meine Lieben genug und ich kam ganz gut fort, ich weiß ſelbſt nicht wie, denn ich hab nie Zeit zum Rechnen gehabt."

Erſt jetzt erinnerte ſich Franz, daß der Erzähler ja der nämliche gute Vater Martin ſei, der ſein Weib mit der frohen Nachricht vom glücklichen Vogelfang des Jüngſten über den Verluſt ſeiner Kuh zu tröſten ſuchte. Er verglich nun das Leben dieſes Mannes mit dem ſeines Vaters und ſtimmte dem Alten von Herzen bei, als dieſer, Franzen noch immer nicht beachtend, nach einer Pauſe fortfuhr: „Nicht, daß ich etwa jemanden ein Unglück gönnen thät; aber ſehen möcht ich doch, was jetzt der Sepp da droben machte, wenn er auf einmal faſt um alles käme, was er hat, daß er nicht mehr beſſer ſtünde, als unſer einer — dann würde ſich ſeine Weisheit erproben. Auf ſeine Art ließe ſich's in jetziger Zeit, da noch mehrere rechnen können, wol nicht mehr ſo leicht machen, als früher."

„Jetzt iſt's Feierabend!" rief der Schneider aufſtehend den Stickerinnen zu. „Eine Fleißige hat nun das Ihrige gethan und eine Faule kann doch nicht mehr viel einbringen; alſo aufgeräumt!" Und ohne Weiteres räumte er die Stickkugeln, ſo wie alles was ihm dabei in die Hände fiel, aus der Stube, gerade als ob nur er da zu befehlen habe.

Franz ſah erſtaunt zu. „Das hätt' ich um viel

nicht thun dürfen*)," dachte er, „alſo minder als ein Schneider!"

„Nun wohlauf und wer ein gutes Gewiſſen hat, der ſtelle ſich!" riefen die Burſchen, während der Schneider die Zither ſtimmte.

Und alle ſchienen ein gutes Gewiſſen zu haben. Sogar Franz ſtand auf und reichte einem Mädchen die Hand. „Aber nein," ſagte er dann wieder einen Schritt zurück tretend, „ich kann ja nicht tanzen."

„Sei ſtill, ſchäm dich und lern's!" rief man ihm von allen Seiten zu.

„Eben ſchäm ich mich, von euch zu lernen."

„Hoffartsnarr du! Meinſt du etwa, wir ſollten glauben, du ſeieſt ſo groß und ſo ſchön und ſo geſcheid, wie du da vor uns ſtehſt, auf die Welt gekommen? Mitſamt dem Spitzhut und der ſchönen Tobakpfeife. Flink, auf und um!"

Wenn dieſe derbe Ermahnung es war, die Franzen anfangs auf der Diele herumtrieb, ſo waren es dagegen gar bald des Schneiders luſtige Stücklein, die ihn nicht mehr zur Ruhe kommen ließen. Bald war es ihm, als ob er auf den Wellen der Töne fortſchwimme und jubelnd ſang er mit:

A luſtiga Buo
Der braucht oft a Paar Schuoh,
Und a lappiga Narr
Der hat lang an am Paar.

Bei den der Tanzunterhaltung folgenden Pfänder-

*) d. h. mir zu thun getraut.

spielen schienen die Anwesenden ihre witzigen Einfälle aus den Taschen heraus nehmen zu können, und ihre Schlagfertigkeit würde noch Andere als Franzen in Erstaunen gesetzt und beschämt haben. Der Sammler von Sprichwörtern und treffenden Redensarten hätte diesen Abend ganze Wände überschreiben können, wenn er dazu noch Zeit und Lust gehabt hätte. Nein, das war nicht die kalte, willenlose, nur vom Druck der Verhältnisse bewegte Welt des Dokters. Jeder der Anwesenden wußte seine Eigenart zur Geltung zu bringen, indem er das, was ihm zusagte, dem Ganzen gab und entnahm, nirgends aber zeigte sich der gemeine Eigennutz, der aus allem für sich Capital zu machen sucht, nirgends die Sucht zu gefallen und bevorzugt zu werden — eine Sucht, die sich nicht einen ganzen Abend hätte verbergen können, wenn nur irgendwo ein Funke davon vorhanden gewesen wäre.

„Das ist doch ein rechter Griesgram," dachte Franz beim Heimgehen, „ein Feind, ein Verächter unserer wackern Landsleute ist der, welcher meint, es gehe nur ordentlich zu, wo der Pfarrer und der Vorsteher auch dabei seien." Lächelnd gedachte er der guten Vorsätze, die er vor einigen Stunden gemacht hatte, gerade als ob er zu den listigsten Verführern kommen würde. „Ja, das Thun ist das Wichtigste!" rief er, als ob er dem Vater hätte predigen wollen. „Ich und der Dokter und alle Grübler und Griffler hätten keine solche Gesellschaft zusammendenken können, und die, die dabei sind, gewiß auch nicht."

Franzen war so wunderbar wohl, daß er gar nicht ans Schlafen dachte. So aufgeregt war er nur als kleines Kind gewesen, nachdem ihm der heilige Klaus auf einmal und unerwartet eine ganze Menge schöne Sachen gebracht hatte. Da ahnte er dann ein ganz neues Leben; sein Spielzeug war fast um die Hälfte vermehrt, neue Kleider warteten auf den Sonntag, alles wurde jetzt anders und das Schönste war: das alles kam vom Himmel herab, als ein Beweis, daß man dort oben mit ihm ganz zufrieden sei. Wie hatte der Vater damals ihm die schönste Freude verdorben mit den wenigen Worten: „Die Mutter hat dich zum Narren und will dich abergläubisch machen, doch das will ich nicht!“ Und später hatte er ihm auf diese Art jedes Vergnügen verleidet, hatte ihn daran gewöhnen wollen, nie mehr zu jubeln, nie mehr zu trauern, sondern alles als das hinzunehmen, was es eigentlich sei. Heute aber zeigte Franz, daß dem Vater das doch noch nicht gelungen sei, und seine Freude über das Erlebte war um so größer, weil ein gewisses Etwas ihm sagte, daß da der Vater nicht mehr mit einer trockenen Erklärung kommen und alles wieder zerstören könne. Er sah, er ahnte ja nichts vom Licht im Menschen, welches der weder anzünden noch löschen kann; das alles war so wenig zu begreifen und zu erklären als tausend andere Wunder der herrlichen Gotteswelt, in die der Mensch nicht kam um zu zählen und zu wägen, sondern sich zu erfreuen und zu genießen.

Langsam schritt Franz über den grasbewachsenen

Weg hinauf einem Hügelchen zu, um da das Aufgehen des Mondes zu erwarten, der schon die Bergspitzen zu beleuchten begann. Die Lichter ringsum waren gelöscht, die Mitglieder der frohen Gesellschaft hatten sich längst „Schlafwohl“ zugerufen und die Stille wurde nur noch zuweilen durch das Brummen der ernsten Tannen unterbrochen, die den neben ihnen vom Herbstwind entblätterten jungen Buchen wol vom kommenden Frühling erzählen mochten. In solchen stillen glücklichen Stunden, wenn unsere Einbildungskraft allen Wesen Leben und Bewußtsein gibt, da begreifen wir, wie ein Antonius, erfüllt von heiliger Begeisterung, den Fischen predigen konnte. Auch Franz hätte in diesem Augenblick predigen mögen von dem wahrhaftigen Lichte, welches jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt. So hatte er sich früher nie den Umgang, die Freundschaft eines Gebildeten gewünscht, wie er sich jetzt nach einem Wesen sehnte, das fähig gewesen wäre ihn zu verstehen. Unwillkürlich blickte er zu Barthles Hütte hinüber. Dort — halt! ja, dort war noch Licht. Sollte der Alte noch seinen Rosenkranz beten? Nein, der war ja mit Heuen noch nicht fertig und die kranke Kuh würde er schwerlich einem anderen Menschen haben überlassen dürfen. Was aber um's Himmelswillen hatte denn Mariann jetzt noch zu thun? Wenn jetzt — doch es konnte keiner bei ihr sein, sonst würde sie wol die Fensterläden zugemacht haben.

Das war ein so richtiger Schluß, daß Franz sich früher wol damit beruhiget hätte. Doch das war vorbei.

Schneller, als wenn's zu einer Feuersbrunst gegangen wäre, sprang er die Anhöhe hinunter dem Lichte zu. Und merkwürdig! Die Wesen um ihn her waren nicht mehr so feierlich still wie noch vor einer Minute. Ueberall regte sich's, rasselte, flüsterte wie leises Kichern und Hohnlachen. Rings um ihn herum schwirrte und knarrte es, immer wieder stolperte er an etwas, daß es nicht anders möglich war, als die Leute in den umliegenden Hütten mußten erwachen, über das ungewöhnliche Geräusch erschrocken ans Fenster springen und ihn vorbeieilen sehen. Aber wenn morgen auch alles ihn auslachen und die neugierige Eifersucht nennen sollte, wissen mußte er jetzt doch, ob das Mädchen, welches den Leuten gegenüber immer that, wie wenn es nicht fünfe zählen könnte, ob Mariann, die er schon oft sowol wegen ihrer strengen Gewissenhaftigkeit als wegen der Strenge ihres Vaters bedauerte, sich da eine Kurzweil anschaffe, während der abwesende Vater für sie betete. Wissen mußte er auch, wer der Glückliche sei, dem es gelang Mariannen die Gesellschaft zu ersetzen und sie zu einer Betrügerin zu machen. Betrügerin? Wen betrog sie denn? Barthle war vielleicht herzlich froh, den Sohn des Freimaurers verdrängt zu sehen und er, Franz durfte sich kaum für einen Betrogenen halten. Wol hatte sie ihn oft Freund und Bruder genannt, aber jene Zeit war vorüber.

Mariann war so zu sagen neben Franzen aufgewachsen. Mari hatte manchesmal stilllächelnd zugesehen, wenn die beiden Kinder gemeinsam ihre Spiele

spielten, oder sich gegenseitig gegen den wilden Klausmelker vertheidigten, den sie eigentlich nur der Schwester zu Lieb im Hause duldete. „Gott gebe seinen Segen dazu!“ hatte sie oft gebetet, ohne dabei auch nur im Entferntesten an Barthles schönes Anwesen zu denken. Ob auch Sepps Freundlichkeit gegen Mariannen so ganz ohne Hintergedanken war, ist eine andere Frage. Er selbst hatte freilich ein armes Mädchen zum Weibe genommen, aber je älter er ward, deste weniger traute er der eigenen Kraft sowol als dem guten Willen Anderer, und deste mehr schätzte er ein ordentliches Vermögen, welches den Menschen in den Stand setzte, die Früchte der Arbeit zu genießen, ohne sich selbst lange abzuquälen. Doch in zweifelhaften Fällen sollte man lieber das Beste annehmen, und nachgesagt muß dem Sepp werden, daß ihm das talentvolle Mädchen auch als Kind einer Bettlerin lieber geworden sein würde, als den andern reichen Bauern des Dorfes.

Mariann war also beim Freimaurer fast wie ein Kind vom Hause gehalten und Franz hatte sie oft sein liebes Schwesterlein genannt. Später wurden ihre Besuche freilich immer seltener; doch Franz schrieb dies nur ihrer Furcht vor den übeln Nachreden böser Leute zu. Sie war und blieb darum doch seine Mariann, die Gute, Liebe, Einzige! Daß sie älter werde, daß ihr Fühlen und Denken anders werden könnte, fiel Franzen nie ein. Auch der Wirthshausstreit der beiden Väter machte ihm viel minder Sorgen als der Mutter. Das Mädchen war zu verständig, um mit dem alten Barthle hassen zu

können. Sein Vater hatte ja damals ganz recht gehabt, jeder denkende Mensch, also auch Mariann, mußte das zugestehen, und das war damals genug für Franzen, seinen das Herz beherrschenden Kopf nicht weiter damit zu beschäftigen. Jetzt aber war auf einmal alles ganz anders. Er hörte den Streit der beiden Väter, sah Mariannen das entlehnte Buch bringen, erinnerte sich an sein Zusammentreffen mit ihr am Alpsonntag und ahnte überall ungünstige Vorzeichen für das, was er jetzt erfahren sollte. Zitternd nahte er sich seinen Schritt immer mehr mäßigend der Hütte, lauschte eine Weile und kletterte dann, da er nichts hörte, so leise als es ihm in der Aufregung möglich war, an der Wand hinauf und sah wie Mariann des Hansmichels Aeltestem, dem nämlichen, den der Dokter heute besucht hatte, einen kühlenden Umschlag auf die Wunde legte. Er sah dann, wie sie das eigene Kissen aus dem Nebenzimmer holte und es ihm unterschob, und er hätte in diesem Augenblick tausendmal lieber verwundet und krank wie jener da drinnen liegen, als wie ein von erbärmlichem Mißtrauen herumgetriebener Horcher da am Fensterladen hangen mögen, wo er nicht einmal seinen Gefühlen Worte geben durfte.

Wie ein Kirchenräuber, der plötzlich vor der beabsichtigten Unthat zurückschaudert, sprang Franz auf den Boden, sich nicht mehr kümmernd um das Geräusch, das dadurch entstehen mußte.

Jetzt wurde ihm begreiflich, warum sie am Alpsonntag sich so gar nicht hatten verstehen können. Wie

weit war ihm das gute Mädchen vorangeeilt, dessen Führer er noch wie früher hatte sein wollen. Was war all sein Sinnen und Klügeln gegen diese That der Liebe. „O, Gott Lob und Dank!“ rief er, während er langsam heimschritt, „daß ich dich noch nicht ganz aus den Augen verlor. Noch leuchtet mir dein Licht und soll mir immer leuchten in der Nacht meines Daseins.“

Am andern Tage erzählte Mari dem wieder von Dornbirn zurückgekommenen Vater mit freudestrahlendem Gesichte, „wie Franz einen so merkwürdig guten Humor von der Rahtstubat heim gebracht habe.“ Sepp schien hierüber nicht besonders erfreut, doch da er jetzt selbst viel zu erzählen hatte, sagte er ganz kurz: „Nun, wenn er am Alpsonntag noch nicht genug hat, so geschieht ihm ganz recht, wenn er noch länger am Narrenseil herumgeführt wird. Unter dem,“ fuhr er dann, ohne Marien und Franzen zum Antworten Zeit zu lassen, in ganz anderm Tone fort, „unter dem was ich erlebte ist wol das Wichtigste, daß ich auch Klausmelkern auf dem Markte angetroffen habe. Er hatte eben eine tüchtige Wälderkuh gekauft und freute sich, wie er mir sagte, noch mehr als über den guten Handel darüber, daß er noch von keinem seiner Landsleute erkannt worden sei. Gewundert hat das mich nicht. Auch ich würde gleichgültig neben ihm vorbeigegangen sein, wenn er mich nicht angeredet hätte. Er ist nicht nur größer und älter, im Ganzen ist er ein Anderer geworden. Wenn er das blasse Gesicht euch zukehrt und euch anlacht, so wird's euch ganz eigenthümlich, und wenn ihr

neben ihm vorbei müßt, haltet ihr unwillkürlich die Rocktaschen zu. Das ist kein Bregenzerwälder mehr. Es ist schrecklich zu sehen, wozu Ungunst der Verhältnisse einen Menschen machen kann."

„Wenn er nicht die Kraft hat, sich über die Verhältnisse zu erheben."

„Ja, er ist ein bedauernswerther Mensch. Mir ist wieder des Seilers Rede eingefallen. Hier ist nicht nur schlechter Hanf, sondern auch schlechte Arbeit. Seit er jenen wunderlichen Brief schrieb, in dem der, der er ist und der, der er sein möchte, noch miteinander stritten, hat er etwa viermal den Dienst gewechselt."

„Jetzt ist's gefehlt!" riefen Mutter und Sohn zugleich.

„Eben ist's," eiferte Sepp. „Sein jetziger Dienstherr ist nur aus Liebhaberei Bauer. Er hat's bei ihm nicht schlecht und doch möchte er wieder weg."

„Fremdes Brot essen ist immer hart," sagte die Mutter, „wer will es dem Bedauernswerthen verargen, wenn er sich in der fremden weiten Welt nicht wohl fühlt und sich heim sehnt?"

„Zum wohlbesetzten Tische," fiel Sepp ein. „Allerdings möchte er heim, aber den ersten Schritt will er nicht thun, weil das ihn ganz abhängig machen würde. Knecht, hat er gesagt, wollte er lieber bei fremden Leuten sein."

„Und was habt ihr darauf gesagt?" fragte Franz.

„Ich hab ihm eine Banknote geschenkt."

Franz verließ haſtig die Stube. Er hätte ſogleich ins Dorf hinaneilen und an den Unglücklichen ſchreiben mögen, dann wollte er wieder zu Mariannen und ihr alles erzählen. Alles? — nein, er durfte ihr doch nicht ſagen, wie er über ihren Bruder denke, was er für ihn fürchte, wenn er fortbleibe, und was für ſie, wenn er heimkomme.

Nach dem Nachteſſen blieb Franz beim Tiſche ſitzen. „Gehſt du heute nicht mehr fort?“ fragte die Mutter, als Sepp ſich zur Ruhe begeben hatte.

Franz ſagte: „Er möchte lieber mit Mariannen darüber reden, was jetzt für ihren Bruder zu thun ſei.“

„Das thät ich nicht,“ ſagte die Mutter. „Iſt er der, für den Sepp ihn hält, ſo verdient er's nicht; iſt er beſſer, ſo wird's ihm auch beſſer gehen. Was nützt es, wenn du ihr das Herz ſchwer machſt? Rede du lieber mit dem Barthle.“

„Und was ſoll ich dem ſagen? Er will ja nicht heim.“

„Drum laß ihn gehen und befiehl ihn Gott, der ein Vater der Verirrten iſt.“

Es gelang Marien wirklich, ihren Sohn zu beruhigen und er lächelte, als ſie ſagte: „Die Menſchen könnt ihr nicht zuſammen, von einander und herum führen, wie die Figuren auf dem Schachbrett. Jeder hat auch noch etwas Eigenes, und wohin das ihn treibt, da iſt ſein Platz, wenn ihr's auch nicht ganz in der Ordnung finden ſolltet. Willſt du die unreife Frucht vom

Baume reißen, nur damit du sie deinen Lieben bringen könnest?"

„Nein," sagte Franz aufstehend und verließ die Stube.

An der Unterhaltung der Nahtstubat nahm er allerdings zuerst nicht mehr so lebhaften Antheil, wie den ersten Abend. Immer wieder dachte er an Mariannens unglücklichen Bruder, doch sagte er sich auch, daß es grausam wäre, alte Wunden durch eine zwecklose Mittheilung wieder aufzureißen. Er konnte Mariannen sich nicht unter einem Dache mit diesem vom Vater so kalt und herzlos geschilderten Menschen denken, und bald dankte er im Stillen der Mutter, daß sie ihn den unüberlegten Schritt nicht hatte thun lassen.

Am folgenden Sonntag, als Franz mit mehreren Burschen aus seinem Vorsaß fröhlich plaudernd beim Adlerwirth saß, klopfte ihm jemand auf die Achseln, und als er sich umdrehte, lud ihn der hinter ihm stehende Dokter freundlich ein „mit ins Nebenstüble zu kommen."

„Nein," sagte Franz entschlossen, und fügte dann, als der Dokter ihn erstaunt ansah, lächelnd bei: „Das Blatt hat sich gewendet!"

Zweites Kapitel.

Mariann.

Unter Mariannens ſorgfältiger Pflege war Hansmichels der Große bald wieder ſo weit hergeſtellt, daß er ſich kräftig genug fühlte ins Dorf hinaus zu gehen. Wie liebevoll er auch behandelt worden war, er ging doch gerne heim, weil ihm ſelbſt der im Hauſe ſeines Vaters herrſchende Unfriede nicht ärger zuwider war, als das Gefühl anderen Leuten läſtig zu fallen. Er würde ſich wol weniger angeſtrengt haben, um zu den zänkiſchen, ſelbſtſüchtigen Schweſtern zurück zu kommen, wenn er gewußt hätte, wie gern Mariann ihm jeden freien Augenblick opferte und wie froh ſie war, einen Menſchen um ſich zu haben, mit dem ſie ſich beſchäftigen, von dem ſie Dank verdienen konnte.

Wie abgeſchloſſen von der Welt Mariann auch lebte, ſie hatte doch nie erfahren, wie wohl der Einſame ſich fühlt, der ſich ſelbſt genug iſt. Immer ja lebte ſie und arbeitete ſie nur für die lieben Ihrigen, dem Bruder und dem Vater Freude zu machen, war ſtets ihre größte

Freude gewesen. Auch einsam war sie nie allein. In allen Fällen, bei allem, was sie redete und that, hatte sie sich vor allem gefragt, was wol der Vater dazu sagen werde, und sie erschrak, sobald der ihr immer Gegenwärtige ihr nicht mehr freundlich zulächelte, wie Barthle in seinen besten Stunden zu thun pflegte.

Auch noch nach Klausmelkers — Abreise war es so geblieben und erst nach dem Wirthshausstreite war es anders geworden.

Dem Barthle war das nicht entgangen, und oft fragte er sich, warum denn das Anneli auf einmal so anders, so still und ernst geworden sei. Zwar folgte es ihm noch auf's Wort wie früher, ja es machte weniger Einwendungen gegen das, was er sagte als sonst, doch das ehmalige „Aber Vater" hatte viel lieblicher, herzlicher geklungen als das jetzige: Ja, ja, ich weiß wol, daß ihrs immer gut meint. Er sah Mariannen herumgehen ohne Gefühl und eigenen Willen wie seinen Schatten, jedem Wunsche, jeder Bewegung folgend, ohne ein Wort zu sagen und — wie er glaubte — auch ohne alle Theilnahme an dem, was um sie her vorging.

„Auch sie! — Gerechter Gott auch sie!" klagte der verlassene Mann vielmal, wenn er ihr traurig nachblickte, und eine Weichheit, ja man darf sagen Schwäche, zeigte sich in all seinen Reden und Handlungen, daß sogar die bei ihm aus- und eingehenden Taglöhner sagten: „Er sei ganz nicht mehr der Alte und ein Sterbzeichen zeige sich nach dem andern."

Ein Sterbzeichen nennt man die Rede oder die That

eines Menschen, die man von ihm am wenigsten erwartet hätte, und die Taglöhner hatten daher wol so unrecht nicht. So z. B. hatte Mariann, die sich sonst doch sehr viel erlauben durfte, es früher nie gewagt, vor dem Vater auch nur ein Wörtlein vom Bruder zu sagen, jetzt aber fing der selbst oft von ihm zu reden an. Wenn er von der Arbeit ermüdet heim kam, warf er sich auf die um den ungeheuren Ofen herumgehende Bank und seufzte: Wo doch Klausmelker sein mag, während ich schwitze und friere und sorge und bete? Für ihn will ich das alles thun und doch ists nicht so. Durfte ich vergessen, daß ich sein Vater, da er seine Kindspflichten nicht mehr erfüllte? Der Pfarrer hat gut von Strenge predigen, aber man soll nur sehen, wie er sein liebes Händchen ziehen kann. Wol soll man den Samen des Bösen nicht aufgehen lassen in seinem Hause und Gott mehr lieben als Sohn und Tochter. Aber Klausmelker hat nicht meine und nicht der Mutter Art, entweder hat ihn der Freimaurer so verderbt oder Gott selbst hat mich prüfen wollen, und in beiden Fällen hätt' ich's anders machen sollen. Sagt ja der Pfarrer selbst, ein Unglück auf der Welt sei entweder Prüfung oder Strafe. Ich sollte nur geprüft werden, jetzt aber werd' ich gestraft — furchtbar gestraft dafür, daß ich die Früchte ohne Arbeit, die Rosen ohne Dornen wollte. „Aber," sagte er dann sich wieder aufrichtend, „den Herzensleidenschaften dürfe ein Christ nicht nachgeben — durchaus nicht, und wer der Stimme des Gefühls folge, der gleiche den Heiden ... Der Pfarrer hat recht, es wär' einem dann

viel zu wohl auf der Welt und Uebermuth thut kein gut. Warum auch bereuen? Nein, stolz darf sein wer über sich selbst siegte! Ist der Lümmel doch als Lügner und als Dieb fortgegangen, und so lang ich ihn von diesen Flecken nicht rein weiß, kann ich nichts thun als um ein seliges Ende für ihn bitten!"

Es gelang dem Barthle fast jedesmal, mit diesem Gedanken die in ihm sich regenden Vorwürfe zum Schweigen zu bringen. „Lügner und Dieb," an diesen zwei Worten hielt Barthle sich fest, wenn der Strom der Empfindung ihn fortreißen wollte, wie ein ins Wasser Gefallener an den am Ufer stehenden Dornbüschen sich zu halten, zu retten versucht. Doch als er sich auch Mariannen fast wie eine Fremde gegenüberstehen sah, da gelang es ihm immer weniger, Klausmelkers Fehler der Ordnung nach herzählend sich zu beruhigen. Bald kam es ihm unbegreiflich vor, wie es ihm nur möglich gewesen sei, seinen Sohn so bestimmt für einen Dieb zu halten, daß er sogar dort nicht mehr nach dem seit seiner Flucht vermißten Gelde suchte, wo er früher oft einige hundert Gulden versteckte. In dem nicht weit vom Hause entfernten Stadel, welcher zum Aufbewahren der verschiedensten Gegenstände diente, wurde plötzlich alles durchsucht, das Unterste zu oberst geworfen und kein Loch und kein Winkel unberührt gelassen, so daß Mariann wol merkte, wie viel mehr noch es dem Vater um einen Beweis für Klausmelkers Unschuld als um das Geld zu thun sei.

Die Nachbarn, die den Barthle kopfschüttelnd be-

obachteten, wußten ſich dieſes Rumoren nur durch die Annahme zu erklären, der gute Mann habe die Aufräumwuth bekommen — eine Krankheit, welche ältere launiſche Leute zuweilen befällt, wenn ſie, aus welcher Urſache es auch ſei, nicht mehr bei den Ihrigen in der Stube bleiben mögen und doch eben ſo wenig Luſt haben im Felde zu arbeiten. Mariann aber hielt das alles nur für eine Folge der vielen Reden, die ſie jetzt zur Vertheidigung des Bruders zu halten wagte. War es ihr doch oft geweſen, ob eine höhere Macht ihr den Muth zum reden gebe, und von dieſer hoffte ſie nun auch, daß ſie den Vater das Geſuchte finden laſſen werde. Dennoch erſchrak ſie faſt zu Tode, als Barthle an einem nebligen Auguſttag auf einmal ganz bleich in die Stube hereinſtürzte und einen Geldbeutel emporhaltend mit halb erſtickter Stimme endlich, als Mariann ſchon alles errathen hatte, die Worte hervorbrachte: „Ich habs — gerechter Gott, ich habs!“

Klausmelker war alſo kein Dieb! Doch das hatte ſie ſich längſt geſagt, jetzt aber war es bewieſen und noch größer, noch unglücklicher ſtand das Bild des Unſchuldigen vor ihrer Seele. Da neben ihr aber ſaß zitternd und bleich der Vater des Unglücklichen. Der harte, ſtarre Mann, der im Zorn und ohne zu wiſſen warum, den Sohn verſtieß und verdammte. Und dieſer — Ungerechte — war ihr Vater!

Ach, auch dieſer Name, auch das Wort Vater hatte ſeine Macht über ſie verloren! Sie fand keinen Gedanken, gar nichts mehr, woran ſie ſich hätte feſthalten

können. Am ähnlichſten war ihr Gemüthszuſtand dem eines Menſchen, der eben das erſte Erdbeben erlebte, und nun nirgends mehr ſicher gehen und ſtehen kann, nachdem er das erſchüttert, wankend ſah, was er für feſt, unbeweglich halten zu dürfen glaubte. Sie konnte es nicht mehr aushalten neben dem immer wieder ſeufzenden, von tauſend Vorwürfen gequälten Vater. Es war ſo furchtbar ſtill, daß man jeden Athemzug hören konnte. Sie mußte reden oder gehen; reden aber konnte, durfte ſie nicht und ſo verließ ſie denn die Stube.

Als ſie wieder zurückkam, hatte ſie Muth zum reden. Der Vater ſaß am Tiſche, ſah ſie lächelnd an und bevor ſie das rechte Wort zum Anfangen gefunden hatte, ſagte er: „Unſer einer paßt gar nicht mehr herein in die jetzige Welt. Hat doch alles ſich umgedreht und auf den Kopf geſtellt, ſo daß es einem, der ſich nicht von jedem Wind umkehren läßt, nicht zu verargen iſt, wenn er ſich nicht mehr zu rathen und zu helfen weiß. Früher ging der verlorene Sohn zum Vater und bat demüthig um Verzeihung — du lieber Gott und Heiland! Jetzt ſollte der Vater zum Sohn gehen und zu ihm ſagen: Klausmelkerle, ſollt er ſagen, liebs, guts Klausmelkerle, ich hab geſündigt wider den Himmel und wider dich; ich bin wol nicht mehr werth dein Vater zu heißen, aber nimm mich doch noch an als den, der viele Jahre für dich gearbeitet und geſorgt.“

Dieſe Rede kam Mariannen ſo unerwartet, daß ſie lange nichts darauf zu erwidern fand. Sprachlos vor Erſtaunen ſah ſie den Vater eine Weile an, und als ihr

durch die Thränen, die ihr dabei in die Augen traten, sein Gesicht noch starrer und kälter vorkam, blickte sie traurig zu Boden. Endlich sagte sie: „das, Vater, das wäre gewiß nicht nöthig. Er käm' wol von Herzen gern, wenn er nur wüßte, daß er freundlich aufgenommen würde."

„Freundlich aufgenommen!" eiferte Barthle, „das just ist das rechte Wort. Also freundlich aufnehmen sollte man einen, der seiner Natur nach dann immer auf das hin trotzen würde, was er unschuldig habe ausstehen müssen?"

Jetzt wurde Mariann beredt, und wer will es ihr verargen, daß sie nicht mehr Zeit hatte, ihre Worte auf der Goldwage zu wägen. „O," rief sie, „Klausmelker ist nicht der, für den ihr ihn haltet; schon hundertmal hab ich's gesagt und jetzt ist's erwiesen. Auch glaub ich nicht, daß er in der Welt draußen — wohin auch immer ihn der Kummer getrieben habe — so schlecht geworden sei. Glaubt mir, Vater — er würde alles — gar alles vergessen und euch verzeihen." —

„Verzeihen?" — fuhr Barthle auf. „Ei, wie doch so grundgütig. Mir meine Strenge, meinen Eifer in Erfüllung meiner schwersten, furchtbarsten Pflichten verzeihen!"

„Ihr könntet aber doch in eurem Zorn, eurem Eifer," fügte Mariann sich verbessernd bei, „etwas zu weit gegangen sein."

„Warum aber hat er mich so zornig gemacht? der

Spitzbube!“ polterte Barthle und fing dann an, Klausmelkers Fehler in gewohnter Ordnung herzuzählen.

Wäre Barthle den ganzen Tag sich selbst und den Vorwürfen seines Herzens überlassen geblieben, so würde er schwerlich zu dem gekommen sein; gegenüber der Tochter aber, die, ohne es zu ahnen, ihm als seine Richterin erschien, regte sich gleich der Geist des Widerspruchs. Es gewährte ihm etwas fast wie Trost, Mariann das aussprechen zu hören, was er sich selbst nicht zu widerlegen vermocht hatte, weil er sich nun doch endlich einmal ganz mit seiner Vertheidigung beschäftigen konnte. „Im ersten Augenblick,“ sagte er unter Anderem, „hab freilich auch ich an mir selbst zu zweifeln angefangen. Schwarz und weiß ist es mir geworden vor den Augen und kein Mensch weiß, was für dumme Streiche ich da zu machen im Stand gewesen wär; aber unser einer hat mehr zu bedenken und zu fragen, als so ein Mädchenkopf erfassen und begreifen kann. — Kurz und gut! Es ist noch nie Brauch gewesen, daß der Vater beim Sohn bettelt und ich werde das auch nicht anfangen — schon der Leute wegen, wenn es dabei auch sonst nichts — gar nichts zu bedenken gäb.“

Obwol Mariann jetzt nicht in der Verfassung war, die lange Vertheidigungsrede des Vaters zu zerlegen und Schlüsse aus ihr zu ziehen, so mußte es der scharfen Beobachterin aus Gewohnheit doch auffallen, daß er sich auch auf die öffentliche Meinung berief. Um die hatte er sich sonst noch nie bekümmert. Was ging die Welt ihn an? Fest und starr wie ein Fels im Meer stand er

immer da, und nur das zarte Grün, welches ihn in ruhigen Zeiten zu umgeben begann, hatten die Stürme des Lebens von ihm wegzureißen, nie aber ihn ſelbſt zum Wanken zu bringen vermocht. Was er that, was einen Gotteslohn eintrug, das war das Rechte, das ſollte und mußte für das Rechte erkannt werden von jedem Rechten. Mariann, die mehr als genug Zeit hatte, über einen der traurigſten Tage ihres Lebens nachzudenken, kam bald zu der Ueberzeugung, jenes vom Vater dem Urtheile der Leute gemachte Zugeſtändniß ſei ein Beweis, daß ihm das frühere Selbſtbewußtſein fehle.

In den darauf folgenden Wochen würde ein Fremder Mariannen für eine arme — Erbſchleicherin gehalten haben, wenn nicht der in ihrem lieblichen Geſichte doppelt rührende Ausdruck tiefſten Kummers von etwas ganz Anderem erzählt hätte.

Das Mädchen war aber früher zu innig mit dem Vater verwachſen, um das Alleinſein mit den quälenden Gedanken lange ertragen zu können. Früher hatte der Drang ſich mitzutheilen immer die Sehnſucht nach dem verſtoßenen Bruder geweckt, jetzt aber hätte ſie ſich auch vor ihm nicht mehr auszuſprechen gewagt. Ja, gerade er brauchte am wenigſten zu wiſſen, wie ſie über den Vater urtheilen mußte — er hätte ſie vielleicht jetzt überhaupt gar nicht mehr verſtanden. Er war ja immer ein lauter, etwas derber Spaßmacher geweſen, über alles hatte er gewitzelt oder aufbegehrt und ihr Fühlen und Empfinden hatte er viel weniger begriffen als der gemüthliche Franz. Mariann erröthete oft, wenn ſie ſich

wieder bei einer Unterredung mit dem Jugendgespielen fand, der jetzt hoch auf der Alp droben bei den Kühen sich wohl sein lassen konnte. Daß sie aber den Bruder darum noch nicht vergaß, bewiesen die vielen Gebete, die sie in stillen Stunden für ihn zum Himmel schickte. Nicht mehr um seine baldige Heimkehr betete sie; das Bild eines frohen innigen Zusammenlebens und Wirkens, wie sie früher es sich so oft und gern ausgemalt hatte, kam ihr jetzt wie ein entschwundener Kindertraum vor, dessen Verwirklichung sie jetzt nicht mehr hoffen durfte. Des Vaters Fluch konnte den Unschuldigen nicht getroffen haben, und so mußte es dem Talentvollen ja überall ein Leichtes sein, in Ehren durchzukommen.

Unfreundlicher hatte das Mädchen wol noch nie einen Menschen angesehen, als den Sepp in der Woche vor dem Alpsonntag, wenn sie ihm etwa auf dem Weg ins Vorsaß begegnete, oder wenn sie ihn vor seiner Hütte erblickte. Warum ließ der nicht Franzen, der den ganzen Sommer auf der Alp hatte bleiben müssen beim Vieh, jetzt auch — zu den Kühen ins Vorsaß ziehen?

Endlich, am Alpsonntag sah sie den Lieben allmälich näher und näher kommen. Wol hatte sie sich gewöhnen müssen, ihre Gedanken zu verbergen, aber sie war noch nicht stark genug, auch ihre Gefühle zu beherrschen, und es wäre ihr daher unmöglich gewesen, dem Einzigen gegenüber, dem sie noch glaubte und traute, ihrer Freude über sein Kommen jeden Ausdruck zu verweigern.

Franzens Betragen war ihr freilich etwas wunderlich vorgekommen, aber wer war schuld daran als sie?

Man sollte sich doch nie verstellen müssen, klagte sie, als er wieder fort war. „Was man nur mit Gewalt vom Platze bringt, geht leicht zu weit, wenn's einmal geht. Aber mußte ich mich denn auch vor ihm verstellen? Warum mich denn gerade als das sorglose, übermüthige Kind zeigen wollen, das er einst so liebte? Wer sagt mir denn, daß er auch noch daran denkt, daß er gar meinetwegen gekommen ist?"

Im Vorsaß war Abends alles vor den Hütten fröhlich beisammen. Die Aeltern warteten auf die Söhne, die Mädchen auf ihre Liebhaber. Nur Mariann saß still und traurig vor der Stallthür und wartete auf Niemand.

Am folgenden Tage aber, da jubelte ihr ganzes Wesen auf, als sie, aus dem Vorsaß kommend, allüberall von Franzens Heldenmuth erzählen hörte. Die Freude über das, was sie vernahm, war bei weitem größer, als das Mitleid mit dem so roh Behandelten, den Gottes heiliger Engel sichtbar beschützt hatte. Wie herrlich und groß erschien ihr der verlästerte, von Geistlichen und Weltlichen als unchristlich, als gottlos verschriene Sohn des Freimaurers gegenüber einer rohen, sittenlosen, nur in der Kirche sich fromm geberdenden Menge! Jetzt war's zu Ende mit allen Gewissensqualen und Zweifeln, sie wußte nun, was sie von solchen formstrengen Rosenkränzlern zu halten habe, und was von denen, die dagegen auftraten, wie Christus gegen die Pharisäer. O, jetzt jubelte sie, daß sie nie mit dem Vater hatte hassen können.

Von jetzt an wurde das auch gewiß nicht mehr von ihr verlangt. Auch der Vater mußte nun zur Einsicht kommen. Der so Gewissenhafte konnte dem heldenmüthigen Kämpfer für Anstand und Sitte seine Achtung nicht mehr versagen ... Ohne sich lange zu besinnen, eilte sie heim und erzählte dem Barthle fast in einem Athemzug, was sie so eben vernommen.

Der sagte darauf kurz: „So, da hat er's nun!"

„Wer und was hat er?" fragte Mariann erstaunt, erschrocken.

„Nun, Franz hat den Lohn dafür, daß er immer der Klügste und Beste sein will; aber daß der Alte nicht auch etwas mitbekommen hat, das ist schade — jammerschade."

Hastig und ohne auch nur ein Wort zu sagen, verließ Mariann die Stube.

Nachmittags, als sie dem Barthle Holz sägen half, bat sie ihn um die Erlaubniß, die ganze Woche ruhig im Vorsaß bleiben zu dürfen, da es doch täglich Gelegenheit geben werde, ihm die Milch zu dem so unentbehrlichen Kaffee heraus zu schicken, so lange er noch bei der kranken Kuh bleiben müsse."

Jetzt wollte sie einmal eine Woche allein sein. Doch schon einen Tag später war sie beinahe froh, daß ihr die Verpflegung von Hansmichels dem Großen überlassen wurde, und sie hätte ihn nicht ins Dorf hinaus tragen lassen, wenn das auch nicht vom Dokter ausdrücklich verboten worden wäre. Ihr, die sich jetzt immer viele und strenge Arbeit wünschte, gab die Pflege des Ver-

wundeten Unterhaltung und Troſt. Lange ſchon hatte ihr nichts mehr ſo viel Freude gemacht, als die von Tag zu Tag fortſchreitende Beſſerung eines Menſchen, der ihr bisher ziemlich fremd geblieben war, obwol er — wie alle ihre ärmeren Verwandten — öfter in ihr Haus kam, als dem Barthle lieb war. Sie hatte nun doch wieder einen Menſchen, für den ſie arbeiten und ſorgen konnte. Die Tage, die ſie ihm faſt gänzlich opferte, gingen ungewöhnlich ſchnell vorüber, und als er ſie verließ, war es ſo öd und geiſterhaft ſtill in der Hütte, daß Mariann herzlich froh war, als ihr Vater, der die kranke Kuh einem alles kaufenden Viehhändler gegeben hatte, am Sonntag Abends mit ihr ins Vorfaß ging.

Hatte ihr die Verpflegung eines ihr ſonſt ferner Stehenden ſo manche ſchöne Stunde gemacht, ſo mußte es doch noch viel ſüßer ſein, dem Vater ihre Kräfte zu opfern und ihm das Schwere, ſo viel als möglich, zu erleichtern. Sie ſuchte ſich zu bereden: Es hab's auf der Welt nur ſelten ein Menſch beſſer als ſie. War ſie doch geſund und ſtark, und während viele Tauſende hungern und Kummer haben mußten, brauchte ſie nur zu gehorchen ohne weiter denken zu müſſen. Und der von ihr Gehorſam forderte, war er, der gewiß immer nur ihr Beſtes wollte. O, er liebte ſie mehr, als ſie verdiente, mehr als andere Väter ihre Kinder lieben, das bewies ja gerade die Strenge, mit der er ſie auf dem rechten Weg zu erhalten ſuchte. Sie malte ſich ihr künftiges Verhältniß zum Vater ſo ſchön als möglich aus, „jedes frohe Stündlein, das ſie ihm machen konnte, war ja

auch ein frohes für sie.“ Das gute Mädchen machte einen Vorsatz nach dem andern, seine Kindespflicht getreulich zu erfüllen und dem sie so Liebenden die alten Tage recht froh zu machen. Dennoch fand sie dabei jene süße Ruhe nicht mehr, die sonst immer ihre guten Vorsätze belohnte. Stundenlang lag sie schlaflos droben auf dem Heustock hart unterm Schindeldach, wo sie ihr Bett gemacht hatte, als der Vater ihr kleines Kämmerlein bezog. Ringsum war alles still, nur zuweilen hörte sie das leise Schellen der wiederkäuend im Stalle liegenden Kühe, dann das Jauchzen der von der Nahtstubat heimgehenden Burschе, und „was war das?“ Wurde nicht ihr Name gerufen?

Sie hielt den Athem an.

„Mariann schläfst?“ hörte sie fragen.

Die Stimme schien von ihrem Zimmerchen herzukommen, doch war es nicht die des dort schlafenden Vaters. Die Horchende erinnerte sich nicht, je eine ähnliche gehört zu haben.

Im Stall unter dem Heustock war's plötzlich laut geworden. Schellend und mit den eisernen Halsbändern rasselnd gaben die erschrocken aufgesprungenen Kühe noch lange ihren Unwillen über die Ruhestörung zu verstehen. Als es endlich wieder stiller wurde, konnte Mariann jedes Wort verstehen, obwol der Redende etwas leiser sprach als vorher.

„Wenn du da bist, so reg dich endlich, und wenn du nicht da bist, so sag's nur herzhaft und ohne Scheu

heraus, damit ich wieder gehen kann, bevor es mich gar zu sehr an die Schuhsohlen friert."

Mariann war noch zu erschrocken um diese und andere Reden lächerlich zu finden, und zu unerfahren, um sich gleich mit dem Gedanken zu beruhigen — oder noch mehr zu beunruhigen, daß nun der erste Nachtbube sich vor ihr Fenster gewagt habe.

Lange lauschte sie den wunderlichen Einfällen des Burschen, der sie damit zum Lachen und dann selbstverständlich auch zum Reden bringen zu wollen schien. Als ihr endlich alles klar wurde, zog sie lachend die Decke über die Ohren und sagte: „Der hat's schlecht getroffen, aber es geschieht ihm ganz recht dafür, daß er alles aus dem Schlafe aufschreckte."

Das Anklopfen des ersten Burschen am Fenster eines Mädchens ist denn aber doch ein zu wichtiges Ereigniß für dasselbe, um sich so mir nichts dir nichts wieder unter die Decke vergraben und ruhig schlafen zu können. Neue Gedanken und niegeahnte Gefühle erwachen, wenn der erste Nächtler vor dem Hause jauchzt und das Fensterlein öffnet.

Nun ist das Mädchen zur Jungfrau erklärt. Der Knabe, der einst die Gefährtin zum frohen Spiele rief, steht wieder da; aber es ist Nacht. — Dunkel und unsicher ist auch das ernstere Spiel, zu dem er sie jetzt ruft, wie die Zukunft. — Noch fragt sie nicht: „Wer ist's der seine Vorzüge den meinen gegenüber auf die Wagschale legt?" Diese Frage überläßt sie einstweilen den Aeltern, noch entscheidet nicht der wahre Werth, nicht der einge-

bildete des Ruheſtörers, ſondern ſeine Beredſamkeit darüber, ob und wie ſie ihm antworten wird. — Die verſtellte Stimme läßt den Redenden nicht erkennen, der alles anwendet die Zuhörerin zum Lachen zu bringen.

Ob ſie wol den gleichen Einfall lächerlich finden werden?

Ihre ganze Zukunft hängt vielleicht davon ab.

Mariann hatte das Köpfchen bald wieder erhoben, doch ſie ſtrengte ſich vergebens an, den jetzt ganz leiſe Redenden zu verſtehen.

Aber was war das? Die Stimme hatte ſich ganz verändert — ſo redete nur Franz.

Haſtig kroch Mariann über den Heuſtock bis hart an die Wand, wo ſie nun jedes Wort verſtehen konnte.

„Ich muß einmal mit dir reden um jeden Preis," flüſterte Franz, „du wirſt mir hoffentlich nicht zürnen, wenn ich's mache, wie es hier zu Lande nun einmal Brauch iſt. Jeder Weg, der zu dir führt, iſt mir der rechte. Hätt' ich ſonſt je beſtimmt hoffen dürfen, dich allein anzutreffen, ſo wär ich längſt gekommen; aber ich weiß nie, wo der Barthle ſteckt und was der dann allenfalls meinen würde. Heut nun, es iſt ein ſo lieblicher warmer Abend, hat's mich nirgends mehr Ruhe finden laſſen. Nun, da bin ich und meine, dem ehmaligen treuen Freund ſollte man doch auch noch ein Wörtlein gönnen."

„Allerdings" — hörte die Erſchrockene den Vater ſagen — „ich danke dir für die vielen Butterbrote, die ihr, du und die Andern, meinen Kindern gegeben habt. Wenn du mir ſagſt was ſie koſten, ſo werd ich ſie zahlen

am nächsten Sonntag, denn hier im Vorsaß hab ich kein Geld — sonst aber laß mich mit Ruh. Ich hab nichts und will nichts mit dir zu thun haben."

„Nun ich mit euch auch nichts," sagte Franz trocken. „Aber da ihr nun einmal da seid, wollen wir doch wenigstens ordentlich miteinander reden."

Diese herzhafte Antwort schien Barthle nicht erwartet zu haben. Er schwieg eine Weile, dann sagte er: „Nun, so rede meinetwegen."

„O, daß ihr die wahre Sprache des Herzens verstündet!" rief Franz.

Barthle lachte.

„Dann," fuhr jener fort, „dann würdet ihr nicht zwischen mich und Mariannen werfen wollen, was zwischen euch und meinem Vater liegt."

Mariann hörte, wie der Vater sich unwillig auf dem Laubsack herumwarf.

Sie zitterte und vermochte kaum mehr sich aufrecht zu erhalten.

„Ich habe nicht erwartet euch anzutreffen," schloß Franz, „doch bin ich dadurch nicht in Verlegenheit gekommen. Was ich wünschte, was ich sagte, durftet ihr so gut hören als die, mit der ich eigentlich zu reden wünschte!"

„Kerl!" drohte Barthle, setzte dann aber etwas milder bei: „ich hab's längst gesagt, ich mag mit euch gar nichts mehr zu thun haben."

„Aber ich mit euch, das heißt mit Mariannen, so lang nicht auch sie so redet."

„Für dich geht der Weg in mein Haus nur über meine Leiche; das hab ich hoch und theuer verschworen."

„Soll denn ein leidenschaftlicher Augenblick über meine und vielleicht auch Mariannens Zukunft entscheiden? Euch dem Vater sag ich nur so viel: Ich bin wohlhabend und kein Mensch braucht sich meines Umgangs zu schämen, das Uebrige überlaßt nur ihr und mir!"

„Du Trotzkopf, du, man wirft nicht mit Stöcken, wenn man Vögel fangen will, verstanden!"

Jetzt war auch Franzens Geduld zu Ende: „Wenn das was ich gesagt hab dir trotzig vorkommt, so hab ich entweder ungeschickt geredet oder du hast schlecht gehört. Die Absicht zu trotzen hatte ich nicht, obwol ich auch nicht ans Vogelfangen denke. Ehrlich und nach altem Landsbrauch, wie einst auch du und deine ganze Verwandtschaft es übten, bin ich hergekommen mit der unschuldigen Absicht einmal mit Mariannen zu plaudern, mich zu überzeugen, daß sie den treuen Gefährten von ehemals noch nicht ganz vergessen habe, und zu versuchen, ob wir jetzt auch noch immer so gut übereins kämen, wie früher —"

„Das geht dich bei Gott rein gar nichts an!" fuhr Barthle auf. „Den ärgsten Bettler, der doch wenigstens noch ein ordentliches Vaterunser beten könnte, wollt' ich lieber bei ihr sehen als dich, und so wahr Gott und sein heiliger Engel mir helfen sollen im letzten verzweiflungsvollen Kampfe mit dem Tod' und dem Teufel —"

Mariannen wurde es kalt und heiß.

„Halt Barthle!" fiel Franz ein. „Mariann hätte

denn auch noch ein Wort mitzureden. Ich liebe meinen Vater auch, gewiß so innig als sie dich lieben kann, aber er würde doch vergebens mich wegzubringen suchen von ihr; das kann kein Mensch als sie selbst."

„Dummes Büchergeschwätz!"

„Ja, so dürfte man das alles nennen, was man singt und sagt von der Liebe Macht, wenn sie sich beugen müßte einem Gewaltspruch oder einer Rechnung. Aber Barthle, diese der armen Menschheit von Gott gesendete Trösterin steht zu hoch, um von Jedem beworfen werden zu können. — Doch, wem erzähle ich das! Den Lüften und den Wänden. Ich hab' nun lang genug gestört; gute Nacht."

„Ja, geh nur, du elendes Thier, das Mädchenliebe für das Höchste hält," rief Barthle dem langsam Gehenden nach.

Franz hatte nicht nur den Lüften erzählt; Mariann hörte und verstand jedes Wort und die verschiedenartigsten Gefühle drückten, erhoben, durchzitterten und überglühten sie. Bald erschrak sie über seine Herzhaftigkeit, bald bewunderte sie seine männliche Rede und dann vergaß sie den Vater und die ganze Welt und nur noch er und sie waren da und nur noch seine Worte hörte sie, Worte, die wie Himmelsmusik alle Erdenklagen in sich verschlangen zu einem namenlos schmerzvoll süßen Hymnus, der zu Thränen rührte, wie der Sterbliche sie nur in den größten Augenblicken seines Daseins weint.

Sogar die letzten Worte Barthles waren nicht im Stande gewesen, sie in dieses Jammerthal zurückzubringen.

Sie durchwachte die ganze Nacht.

„Was wol der Vater darüber ſagen wird?“ fragte ſie ſich; aber erſt, als ſie am andern Morgen die Wohnſtube betrat.

Er erwähnte mit keinem Worte das ihr ſo wichtige Ereigniß, er ſagte überhaupt gar nichts. Erſt nach dem Morgeneſſen, als er ſchon den Thürriegel in der Hand hatte, ſpottete er: „Man wird nun bald ein Schild neben deiner Schlafſtelle aufhängen und ein Licht dazu ſtellen müſſen, das wird man.“

Barthle hatte, während er das ſo gleichgültig als möglich ſagte, Mariannen ſcharf beobachtet, dann ſchnell die Stube verlaſſen.

Er hätte gern gewußt, ob das Mädchen den Ruheſtörer hörte und verſtand, und ihr Erröthen hatte ihm mehr erzählt, als ihm lieb war.

„Was nun?“

Als er, Barthle, etwas über dreißig Jahre zählte, hatte ihn ſein Vater einmal abſeits genommen und zu ihm geſagt: „So Burſche, jetzt denk' ich, hat denn das Flauſenmachen doch ein End' und der Pfarrer meint's auch. Du biſt nun alt genug, den Hof zu übernehmen und reich genug, um mit Anſtand und Ehren des Halbenbauers Thereſe darauf zu führen als dein Weib.“ Barthle hätte nun, wie Sepp, lieber die Magd haben wollen. Er war ungemein zäh, aber man machte ihm die Hölle furchtbar heiß, und als endlich gar der Pfarrer dem Unfolgſamen mit Verweigerung der Abſolution drohte, da

mußte er nachgeben und mit der Thereſe machen ſo gut er konnte.

Dieſer Franz ſchoß daher wie eine blinde Bremſe, und beinahe ſein erſtes Wort war: dem Vater werde er nichts nachfragen und er hoffe, daß auch Mariann ſo denke.

Wenn es gleichgültig wäre, ob man der Neigung folge oder dem Gewiſſen, dann wären die Frommen die größten Thoren, daß ſie nicht auch ſich wohl ſein ließen.

Ja, wenn zwei Himmel auf einander kommen könnten.

Franz hatte es ſogar ausgeſprochen, daß er nicht Gehorſam, ſondern Liebe für das Höchſte halte.

Schauderhaft, die ſogenannte Liebe das Höchſte — alſo gar eine Tugend!

Und dieſer Heide, dieſes Thier in Menſchengeſtalt wollte ein Verhältniß mit ſeiner Tochter anknüpfen, wollte vielleicht gar der Vater, der Erzieher ihrer Kinder werden — hatte die Schwache möglicherweiſe ſchon halb gewonnen! — Wie hätt' er ſonſt ſo trotzig auftreten dürfen?"

Es war zum Raſendwerden.

„Aber, halt Barthle!" rief er ſich plötzlich zu. „Um dein und deines Kindes Glück handelt es ſich; um nichts Geringeres. Ruhig! Mit meiner Heftigkeit hab ich ſchon genug Strafe verdient. Ruhig jetzt, du wildpochendes Herz! Wie oft ſchon hab' ich Gott und meinen Aeltern zu lieb und weil es mir ſo befohlen wurde, mich ſelbſt gebunden, bis ich ſtarr wurde und nichts mehr

fühlte! Nun will ich mir einmal ſelbſt befehlen. Sollt' ich nicht auch für mein Kind mich einmal beherrſchen, verſtellen können? Es gilt mein Vermögen, welches ich doch nicht für dieſen Ketzer ſo ordentlich zuſammengehalten habe, es gilt mein Wort, dem Freimaurer öffentlich gegeben, gilt meine Ehre und das Anſehen einer chriſtlichen Verwandtſchaft, meine Zukunft gilts und das Seelenheil meines einfältigen Kindes. Nicht von ihm trennen darf ich mich da am Scheideweg, um meinen eigenen Pfad zu gehen. Mit ihm vorwärts ſchreitend, kann ich es denn doch allmälich über Abwege auf meine, auf die rechte, aber enge Straße bringen. Das kann ich — will ich, muß ich!"

Während Barthle ſo ſann und Pläne machte, war Mariann mit der Hausarbeit fertig geworden und ſie ſetzte ſich nun zu ihrer Stickerei. Doch heute kam ſie mit dieſer Arbeit nicht vorwärts; der Faden war zu groß und die Nadel zu klein.

Sie ſtand auf und ging in der Hütte herum; ordnend, aufräumend, Arbeit ſuchend.

Sie holte den aus Zweigen junger Tannen gemachten Beſen und dachte dabei an den Wald, an Blätterrauſchen und Vogelſang. Ein Spaziergang da hinaus und hinauf hätte ihr ſo wohl gethan — der Beſen war ohnehin alt und ſtumpf: alſo hinaus in den grünen duftenden Wald!

Die weidenden Kühe auf der Wieſe, ihre ſeitherige Pflegerin erkennend, ſprangen ihr fröhlich brüllend ent-

gegen und folgten ihr, während die muntern Kälber voraushüpften, dem kühlen Walde zu.

Die Reiser zu einem Beſen waren bald gebrochen, aber der Winter iſt lang, Beſen brauchte man alle Tage und — im Wald war's ſo herrlich. Dort, noch weiter oben, ſah Mariann wieder mehr Reiſer und immer ſchönere.

Die Kühe hatten ſich unter die ſchattigen Tannen gelegt, die Kälber kletterten mit den Ziegen um die Wette und ſuchten die beſten Kräuter. Mariann ſaß auf ihrem Reisbündelchen und dachte an den geſtrigen Abend, ſich jedes Wort wiederholend, was er geſprochen hatte. Jetzt wurde ihr begreiflich, wie es dem Pfarrer möglich ſei, über eine ganz kurze Bibelſtelle die längſte Predigt zu halten. Was alles konnte ſie nicht in Franzens Worte hineinlegen und aus denſelben herausnehmen!

„Dummes Büchergeſchwätz wäre alles, was man ſingt und ſagt von der Liebe Macht, wenn ſie ſich beugen müßte einem Gewaltsſpruch oder einer Rechnung.

Sie überwindet alles, duldet alles, trägt alles.

Sie iſt „die der armen Menſchheit von Gott geſendete Tröſterin.“

Noch vor kurzem hatte Mariann ihre Zuneigung zu Franzen als etwas der Liebe zum Vater Entgegengeſetztes vergebens zu bekämpfen verſucht, jetzt waren ihre Gefühle verſöhnt. Hätte ſie an die Zukunft gedacht, dann würde ſie gezittert haben, aber ſie dachte an gar nichts.

Sie hatte einige Brombeerſtauden erblickt, nieder-

gezogen von der ſchweren Frucht und ſchon eilte ſie, dem Vater ſeine Lieblinge zu pflücken.

Das gute Kind füllte ſchnell die ſaubere Schürze, während die wieder zurückgekommenen Kälber die ordentlich zuſammengebundenen Reiſer muthwillig auseinander warfen.

Lächelnd tadelte ſie die unartigen Thiere, die ſich, ſtolz auf dieſe That, neben ſie hinſtellten und ihr zuſahen, als ſie die auseinandergeworfenen Zweige wieder zuſammentrug. Ihr Schelme ſeid halt auch gerade ſo närriſch als unſer eins und meint, es ſei alles euretwegen da. Nun, es iſt ja genug für uns alle.

Hatten dieſe nur leiſe geſprochenen Worte die um ſie her ſchlummernden Thiere ſo erſchrecken können? Auch die ältern Kühe ſtanden auf und ſtellten ſich vor ſie hin.

Alle blickten auf dieſelbe Stelle.

War es der Wind, der dort die ſchlanken Haſelſtauden bog, die dahin, jene dorthin? Jetzt ſah man auch etwas Weißes und die Kühe fingen wild zu brüllen an.

Einen Augenblick ſpäter kam Franz mit einem Grastuch voll Wurzeln und Kräuter aus dem Gebüſch hervor.

Mariann lief ihm entgegen, doch plötzlich ſtand ſie ſtill, ſah ihn ſcheu, faſt ängſtlich an und wurde über und über roth.

Das war nicht mehr der frühere Spielgenoſſe — und doch war er's.

Wie wunderbar; ſo fremd und doch ſo bekannt — ſo eigen!

Eine Zeit lang ſtanden ſich die beiden ſchweigend gegenüber; dann ſagte Franz: „Ich hab heut nicht gefunden, was ich ſuchte, dafür aber nun etwas, das mir lieber iſt als jenes.“

„Dann“ — iſt dir beſſer gegangen als geſtern, wollte Mariann ſagen, doch ſie erſchrak über das, was dieſe Rede verrathen hätte und ſchwieg. Er ſollte noch nicht wiſſen, daß ſie ihn hörte. — Sollte er nicht? —

„Magſt auch Brombeeren?“ fragte ſie nach einer Weile.

Franz war ſonſt nicht Liebhaber; doch alles war gut, was ſie ihm gab.

Im Schatten einer Tanne ſetzten ſie ſich zuſammen auf's Moos.

Die Kühe ſahen Franzen ernſt und fragend an, als aber Mariann, während ſie Franzen Beeren reichte, freundlich mit ihnen redete, ſchüttelten ſie verwundert die Köpfe, ſchlichen langſam weg und begannen wieder zu graſen und zu ſchellen.

„Was macht der Vater heut?“ fragte Franz und bereute dann gleich wieder gefragt zu haben.

„Nichts beſonderes,“ antwortete Mariann.

„Was hat er geſagt von geſtern?“

„Er hat gelacht.“

„Es war auch lächerlich; obwol es mir anfangs gar nicht ſo vorgekommen iſt. Ja, zuerſt hätt' ich am liebſten gleich fortlaufen mögen, dann aber iſt's in mich

gefahren, ich weiß nicht wie, und um alles in der Welt wär' ich nicht mehr weg. Ja, ja, Anneli, da hab' ich gemerkt, daß ich alles, gar alles könnte für dich, daß mir da nichts zu groß und nichts zu klein wäre. Ich hätt' eigentlich daran denken sollen, daß ich dir und mir böses Spiel mache; doch woran denkt man noch, wenn man einmal recht im Zug ist?"

„Du hast prächtig geredet, ich hätt' dich noch lang hören mögen, wenn mir auch dabei nie recht wohl gewesen wäre."

„Hast du mich gehört?" fragte Franz schnell.

„Ja."

Noch vor wenigen Minuten hatte sie nicht verrathen wollen, daß sie ihm nahe gewesen, jetzt gestand sie freiwillig, daß sie gelauscht, jedes Wort gehört habe und Franz konnte es dabei aus ihren Augen heraus lesen, wie glücklich sie dadurch geworden.

Franz hatte gewünscht, von ihr gehört zu werden, um nicht noch einmal von vorn anfangen zu müssen; doch jetzt sagte er von Herzen gern alles noch einmal, und noch viel, viel.

Die Glücklichen hatten schon mehrere Male andere Plätze suchen müssen, um im Schatten zu bleiben, Stunde um Stunde verging und sie merkten es nicht, bis endlich der Schatten aus dem Vorsaß heraufkroch und sie ernstlich ans Heimgehen erinnerte.

Mariann bemerkte das zuerst.

„Und hier wär's noch so schön und warm und sömmerlich!" klagte Franz.

„Es ist wol drunten auch schön, wenn man so heraufschaut und alles wieder sieht und wieder erlebt," sagte Mariann. Dann nach einer Pause fuhr sie fort: „So ein schöner Tag, wie viel säet und zeitiget er. Wol sind die Stunden bald, und die glücklichsten am schnellsten vorbei; aber was sie uns geben, das geben sie für immer. Ja eigentlich vergehen solche Stunden gar nicht, so lang man lebt."

„Du redest, ob wir von einander müßten für lange Zeit," sagte Franz wehmüthig.

Aber gleich erheiterte ihn wieder das holdselige Lächeln, welches Mariannens Antwort begleitete. „Wir müssen gar nicht von einander. Immer und überall bist du bei mir und sagst mir, was ich thun soll, oder nein, du brauchst mir's nicht zu sagen, ich weiß es, ich fühl's. Wir sind ja ganz eins, wenn wir das Beste thun wollen, gelt Franz?"

„Ja."

Dem sonst so beredten Franz schien diese Antwort zu trocken, doch er fand augenblicklich keine andere. „Und wann sehen wir uns wieder?"

„Immer und überall."

Das Jauchzen der beiden verkündete den Bergen ringsum ihr Glück und der Wiederhall gab's, ihre Stimmen zu einem Jubelrufe verschmolzen, wieder zurück.

Die ringsum weidenden Kühe richteten die Köpfe auf und sprangen dann vor Mariannen zur Hütte hinab, während Franz, um von Niemand schief angesehen zu

werden wegen seinem Kräutersammeln, auf einem Umweg ins Vorsaß zurückging.

„Brombeeren vertreiben alles Böse, sagt der Vater, doch heute werden sie schwerlich alles vertreiben, was daheim auf die so ungewöhnlich lang Ausgebliebene wartet."

Mariannen war himmelangst, als sie die Stubenthür öffnete.

Es lief dann aber ganz gut ab.

Barthle schien überhaupt ein anderer geworden zu sein. Der Franz, sagte er mit eigenthümlichem Lächeln, habe ihn daran erinnert, daß das Anneli kein Kind mehr sei. Ein altes Weib aber sei es auch noch keines. Jung müsse hüpfen und Alt liefere den Sauerstoff zum großen Käs. Er, Barthle, wisse schon auch, was Jedem gehöre. Und um das zu beweisen, lud er jetzt oft junge Mädchen zu Mariannen ein, ja er hatte nicht einmal etwas dagegen, als die sein Anneli mit zur Nahtstubat nehmen wollten. „Man wisse wol: die Alten klagen und die Jungen wagen. Er gebe freilich nicht viel für solcherlei Narrenwerk, aber wenn man die Rosse ziehen lehren wollte, so müsse man sie zuerst neben Andern einspannen. Den Kindern sage man: Komm und geh'; ältere Leute aber ließen sich heutigs Tags nicht mehr gern einreden, drum müßten sie eben selbst erfahren, was Schlag und Lauf sei. Lustig in Ehren könne niemand wehren; sogar der Pfarrer eifere jetzt bei weitem nicht mehr so gegen das Tanzen, wie damals, als er in die Gemeinde gekommen sei."

Anfangs war Mariann über solche Reden beinahe erschrocken. Sie sollte nun Gesellschaften besuchen, tanzen u. dgl.! Es war ihr ordentlich angst, doch das verlor sich, sobald sie daran dachte, daß sie nun Franzen jeden Abend sehen und hören, zuweilen vielleicht sogar ein Wort mit ihm reden könne.

Franz wußte gar nicht, was er denken sollte, als sein Anneli noch in der letzten Woche, die man im Vorsaß verbrachte, auf der Nahtstubat erschien. Sobald es sich ihm schickte, machte er sich zu ihr und flüsterte: „Um Gotteswillen, was ist denn daheim vorgegangen?“

„Gott,“ sagte sie, „es kommt dir auch vor, ich gehöre eigentlich gar nicht hierher? Mir ists auch so und ich hätt' in diesem Stück dem Vater so ungern gefolgt als in einem, wenn ich nicht hätte hoffen können, auch dich hier anzutreffen.“

„Gefolgt,“ wiederholte Franz, „hat er dich denn her geschickt?“

„Völlig.“

„So, also geschickt — richtig! Ja ja, du sollst nicht mehr allein sein mit deinen Gedanken und mir. Weißt du, jetzt sollen auch Andere sich an dich anschließen, dich nach Landsbrauch heimbegleiten und deine Freunde werden!“

„Du denkst doch immer nur Böses vom Vater! Das ist nicht schön und thut mir weh.“

„Wie sollte der sich so geändert haben? Glaub's mir! Das ist nur ein Trumpf gegen mich.“

„Der wäre verloren,“ antwortete Mariann und ein

warmer Händedruck sagte Franzen, daß sie wisse, was sie mit diesen Worten aussprach.

Und Franz glaubte seinem Anneli und hatte nie eine unruhige Nacht, obwol er sah, wie sich die ersten Burschen im Dorf plagten um die Ehre und das Glück, es einmal heimbegleiten zu dürfen.

Er vermied scheinbar den Umgang mit dem Mädchen, um den Barthle, der sicher überall seine Horcher hatte, nicht von einem Plane abzubringen, der es oft in seine Nähe brachte.

Ein Wort, ein Blick, ein Händedruck konnte immer wieder gewechselt werden, und das war beiden genug.

Drittes Kapitel.

Etwas ganz Unerwartetes.

Sobald Sommer und Herbst ihre Gläubiger, die fleißigen Bauern befriedigt oder sich doch mit ihnen abgefunden haben, wird den freundlichen Gästen der Aufenthalt im Bregenzerwald vom rauhen Nordwestler, dem unfreundlichen Gesandten des Winters, untersagt. Nur ungern und erst nach wiederholten Ermahnungen verlassen sie diese Gegend, wo ihnen alles so freundlich entgegenkam. Oft scheint es, als ob sie sich noch einmal zurückwagen würden, aber gleich kommt der unfreundliche „Nördler," ruft ihnen sein mächtiges Halt! entgegen und wirft den erschrocken Fliehenden murrend und polternd nach, was von dem auf den Bergen und in den Wäldern Zurückgebliebenen etwa noch ihnen gehören mag. Nur noch zuweilen überschicken die vertriebenen durch ihre Freundin, die Sonne, einen freundlichen Gruß, während auf der Schattenseite, den gegen Mittag liegenden

Bergen, ſchon jede Tanne einer vom Winter aufgepflanzten Siegesfahne gleicht, und auch dieſe Grüße werden immer ſeltener, bis endlich der ſchon alle Berge Beherrſchende auch die Thäler im Sturm erobert und mit ſeinen Geſchoſſen bedeckt.

„Jetzt iſt's fertig," ſagen die Bauern, wenn ſie eines Morgens Feld und Wald die Uniform des Winters tragen ſehen, und nun geht's an ein Aufräumen und Ordnen, wie wenn ein Gaſt das Haus verläßt, dem da alles zur Verfügung ſtand. Der letzte Heuwagen wird auseinander geriſſen und zu den ordentlich aufgebeigten Theilen der andern Wagen in einen Winkel gelegt, Senſen, Rechen und Gabeln werden in die Rumpelkammer getragen, der ſonnverbrannte Strohhut findet am Nagel neben dem Steinfaß einen Platz. Wenn endlich der Hausvater dem Sommer und dem Herbſt aufgeräumt hat, kommt er mit einem im letzten Winter ſchon angefangenen Strumpf in die Stube, denn jetzt hat er wieder einmal Zeit zum Stricken und zum Rechnen. —

Das Verhältniß des Bauern zu den Jahreszeiten iſt durch den Erſterem häufig beigelegten Namen Landwirth ſehr treffend bezeichnet, denn es hat wirklich ſehr viel Aehnlichkeit mit dem des Wirths zu den im Sommer das Land beſuchenden Gäſten. Ihre Launen und Eigenheiten kennen zu lernen hatte der Arme ſchon mehr als genug Gelegenheit; ſein Beſtreben geht nun vor allem dahin, aus denſelben Vortheil zu ziehen. Ihre Befehle ſucht er ihnen ſchon aus dem Geſichte herauszuleſen, und ſie auszuführen, opfert er mit Freuden die

eigene Bequemlichkeit, Ruhe und Schlaf; ja er thut, was ihm ohne die lockende, ziehende und treibende Hoffnung auf ein schönes Trinkgeld rein unmöglich wäre. Muß er doch von seiner Wirthschaft „Herren und Bettler, Pfarrer und Meßner“ erhalten! Wer will daher dem geplagten, mühebeladenen seinen Aerger verargen, wenn die so seltenen Gäste seine Hoffnung auf Trinkgeld unerfüllt lassen, oder wenn sie, auf's nächste Jahr vertröstend, ihn gar nicht einmal schadlos halten? Ja, dann bekommen allerdings die zähsten Geduldsäcke Löcher, daß alles Erdenkliche hinein- und herauskann. Verächtlich sieht der Enttäuschte den Scheidenden nach, aller Mühen und Entbehrungen erinnert er sich wieder, und diese Erinnerungen, noch drückender gemacht durch die wachsende Sorge für die Zukunft, ermüden und entkräftigen ihn noch weit mehr, als ihn je die Arbeit ermüdete und entkräftigte.

Doch der Bregenzerwälder Landwirth zeigt sich den nur kurze Zeit bei ihm Weilenden so dienstbar, kennt und umgeht ihre Launen so gut, daß sie den Unermüdlichen nur höchst selten einmal unbelohnt lassen. Lächelnd sieht der Zufriedene den Scheidenden nach und kehrt dann fröhlich in die Stube zurück, um da nun, umgeben von den Seinen, leichtere Arbeiten verrichtend, auszuruhen und die Früchte seines Fleißes zu genießen.

Eine Zeit lang kann er sich nun mit Ausbessern der im Sommer beschädigten Werkzeuge, mit Stricken, Rechnen und Erzählen ganz gut unterhalten; aber bald ist alles durchwühlt, was Beschäftigung und Unterhaltung

gab. Die Jahresrechnung iſt unfehlbar gemacht, den neuen Kalender kann ſchon alles auswendig, die Betrachtung der vom Winter aufs Fenſter gezeichneten Figuren und das Herausfinden ihrer Bedeutung für des Hauſes Zukunft nimmt nur wenige Minuten des Tages weg, um ins Wirthshaus zu gehen, fehlt's an Geld, zum Stricken an Wolle, zum Schlafen ſind die Nächte lang genug und etwas muß der Menſch haben, womit er ſich beſchäftigen kann.

Wer ſucht, der findet. —

Man thut dem Winter ſehr unrecht, wenn man ihn einen faulen Kerl ſchilt, der ſich, nachdem ſein Diener, der Sturmwind, ihn ins Land getragen, mir nichts dir nichts aufs Ohr lege und ſchlafe, bis er im Sonnenſchein jämmerlich zu Grunde gehe. Wer ſo etwas behaupten kann, der muß ihn wol noch nie recht beobachtet haben, ſonſt würde er ganz andere Dinge von ihm zu erzählen wiſſen. Sobald er nämlich die Leute in die Häuſer, die Thiere in die Neſter eingeſperrt, den von ſeinen Dienern verwüſteten Boden bedeckt und die Felſen ſelbſt mit ſtolzen Säulen geſchmückt hat, ſo glänzend hell, daß des Mondes Bild ungetrübt aus ihnen ſtrahlt, vermählt er ſich mit der Langweile und zeugt und erzieht mit ihr eine Menge ſehr verſchiedener Kinder, deren Namen man aus den auf den Kanzleien liegenden Prozeßacten und den eifrigen Faſtnachtspredigten nur erſt im kleinſten Theile kennen lernt.

Im Sommer kann man den Bauern arbeiten und ſchwitzen ſehen, auch von ſeinen äußern Verhältniſſen iſt manches zu erfahren; wer aber ſehen und hören möchte,

wozu dieſe Verhältniſſe ihn ſelbſt machen konnten, der muß in den kurzen und doch ſo langen Wintertagen die eingeſchneite Wohnung betreten, in dieſen Tagen der Prüfung, wenn in der Stubenwärme Gutes und Böſes ſo ſchnell groß wächſt und auch die verborgenſte Leidenſchaft erſtaunlich ſchnell Rieſenpflanzen emportreibt. Es gehört nicht viel dazu, während der Zeit der Arbeit und der Hoffnung mit Gleichſtrebenden ordentlich auszukommen, da man ſich ja faſt jede Stunde gegenſeitig unterſtützen und helfen muß; aber wer einen Winter lang mit Weib, Kind und Geſind, mit Nachbarn und Verwandten, mit Vorgeſetzten und Untergebenen im Frieden lebt, der iſt geprüft wie das Gold im Feuer; der darf glücklich und ſelig geprieſen werden, wie der Mann, der Gott fürchtet.

Einem ſolchen iſt im Winter immer am wohlſten und die dunkeln Decembertage ſind ihm lauter Sonntage, in denen er ganz ſich und den Seinen gehört und auch den Bedürfniſſen des Gemüths Rechnung tragen darf. Gäbe es keinen Winter, ſo würden bald noch weniger Gemüthsmenſchen unter den Bauern anzutreffen ſein; rohe Kraft und Liſt, die jenen auszubeuten ſuchte, würden die einzigen Mächte. Jedes edlere Gefühl würde „verwerchet“*) werden, und der Wunſch, einmal ſo viel zuſammenzubringen, um ſich Ruhe gönnen zu dürfen, würde keinen andern mehr neben ſich aufkommen laſſen. Im Winter lernt der Bauer den Menſchen als

*) durch das Arbeiten aufgebraucht, beſeitigt.

Menſchen ſchätzen und lieben, während er im Sommer nur als Capitaliſt oder Arbeiter gilt. Sogar die vielen im Winter entſtehenden Streitigkeiten und Feindſchaften haben ihren Grund meiſtens darin, weil da des Einzelnen Eigenart zur Geltung zu kommen ſtrebt, weil er anfängt Idealiſt zu werden. — Man hat da Zeit, über vielerlei nachzudenken und zu reden, und daraus entſteht denn manches Gute, aber auch mancher Hauskrieg zwiſchen Eheleuten, die, als ſie ſich ewig banden, nicht an den — Winter dachten, ſondern nur prüften, ob Hofſtatt ſich zu Hofſtatt*) finde, und denen nun das Gemüth mit dem thränennaſſen Schnupftuch durch all die ſchönen Verſtandsrechnungen hindurch fährt.

Franz, der früher die Bauern faſt immer nur außer dem Hauſe, bei der Arbeit, auf dem Kirchenplatze und ausnahmsweiſe einmal im Wirthshauſe ſah und hörte, hatte jetzt als angehender Thierarzt öfters Gelegenheit auch in die eingeſchneiten Häuſer einzutreten. Und wie anders fand er da die Leute, als er ſie früher ſich vorgeſtellt hatte. Jetzt erſt begriff er den guten Vater Martin und die Freude ſeines Weibes über des Jungen glücklichen Vogelfang. Oft dachte er beim Heimgehen: Wie ums Himmelswillen kann der Dokter die Menſchen ſich als gänzlich von den Verhältniſſen beherrſcht denken? Er muß doch auch geſehen haben, wie ſo viele ſich darüber zu erheben und in die ärmſte Hütte einen Himmel zu zaubern vermögen! Zuweilen erwachte dann auch

*) Hofſtatt — das zum Hauſe gehörende Gut.

der Wunsch in ihm nach einem so stillen herzlichen Zusammenleben im eigenen Hause, wie er's da oder dort geschaut hatte. Daheim war jetzt nicht mehr alles, wie es sein sollte, der Friede war daraus verschwunden, und Mariens sanftes Wesen vermochte nur noch den Schein von Frieden zurückzuhalten.

Der Senn und seine Freunde, welche Franzen vom Alpsonntag an öfter zu besuchen versprachen, hielten redlich Wort, und ersterer fand Franzen, dem die Nahtstubat im Vorsaß Knigges Buch über den Umgang mit Menschen vollständig ersetzt hatte, sehr, und zwar zu seinem Vortheile verändert. Das war nicht mehr der eitle Bücherwurm von ehemals, der keine Gespräche führen, sondern nur Vorträge halten und sich dabei stillschweigend immer den ungebildeten Bauern gegenüber stellen konnte. Auch die andern Burschen schienen zu denken wie der Senn, denn bald sah Franz fast allabendlich die talentvollsten jüngeren Leute in seinem Hause versammelt. Der Sonderling von ehemals würde seine Freude daran gehabt haben, so viele talentvolle und lernbegierige Jünglinge, so zu sagen die Zukunft des Dorfes in der sonst beinahe ängstlich gemiedenen Stube mit dem kleinen Kruzifix im Herrgottswinkel zu sehen. Der aber, der jetzt plaudernd oder zuweilen auch vorlesend in ihrer Mitte saß, konnte es oft recht bedauern, daß so viele brave Leute ihm nachfolgten auf einem Weg, auf dem er sie sich nicht mehr zu führen getraute.

Als er das dem Sennen gestand, sagte der lachend: „Das just ist die rechte Höhe. Wir brauchen keinen

Führer, wohin wir auch kommen, wir werden, alle miteinander, uns gehörig durchschlagen. Siehst du denn nicht, daß die Gesellschaft immer größer wird, je mehr du zurücktrittst?" „Du hast dir da gar keine Kopfarbeit zu machen. Wir haben uns nun einmal zusammengefunden, und wenn du anders, denn als Führer nicht dabei sein magst, so kannst du uns ja das Haus verbieten."

Das nun war Franzen freilich nie eingefallen; seine Bedenken waren ganz andere, doch auch sie wurden durch diese und ähnliche Reden des Sennen und seiner Freunde beseitiget.

Jemehr sich nun aber die Abendgesellschaft im Hause des Freimaurers vergrößerte, desto stiller und ruhiger wurde es in der Gaststube des Adlerwirths. Es war wol nicht zum Verwundern, daß der zuweilen sehr fromme Mann in grausamen Zorn gerieth über die gottlose Dorfjugend, die sich jetzt im Hause des schlechtesten Mannes in der Gemeinde zusammenfand, um da alle nur erdenklichen Schlechtigkeiten zu lernen und zu treiben. Das Allerärgste für den Adlerwirth aber war, daß er dem gepreßten Herzen nicht einmal mehr Luft machen konnte, weil ihm mit den vom Sepp zum Bau der Sägmühle erhaltenen Thalern der Mund gestopft worden war. Nur noch dem Pfarrer durfte er seine Sorgen für die liebe Jugend anvertrauen, ihn ersuchend, ja in einer recht scharfen Predigt Kinder und Aeltern aufmerksam zu machen auf den Abgrund mitten im Dorf, der alles zu verschlingen drohe. Der Pfarrer hätte dem Adlerwirth von Herzen gerne gefolgt, aber er sah ein, daß er

jetzt es nicht mehr einzig mit den Sonderlingen zu thun habe. Ein Schlag, der eine halbe Gemeinde treffen mußte, war gewagter als das Auftreten gegen einen Einzelnen. Achselzuckend erwiederte er daher dem Adlerwirth: „Ich weiß schon selbst, was ich zu thun habe, und wenn ich fremden Rath brauche, so weiß ich auch, wohin ich mich zu wenden habe."

Gähnend saß nun der gute Adlerwirth Abends im Kreise der wenigen Getreuen, die sich noch regelmäßig einzufinden pflegten, weil ihnen die jetzt herrschende Ruhe viel besser zusagte als ihm. Seit auch das schwatzhafte Weberle — wol wissend, daß ihm Niemand mehr die Zeche bezahlen würde — daheim blieb, konnten sogar Männer wie der Hansmichel eine gewisse Bedeutung bekommen, wenn sie einmal Leib und Seele zusammen nahmen, um recht kurzweilig zu sein. Da konnte er denn eines Abends der Versuchung nicht mehr widerstehen, das mitzutheilen, was ihm das Weberle im letzten Sommer anvertraut hatte, nämlich: Wie der Klausmelker fortgekommen sei und wie er einen so trotzigen Brief hergeschickt habe.

„Dann wird es wol der gewesen sein, den ich an jenem Streitsonntag dem Sepp gegeben; ich glaubte die Schrift zu kennen," sagte das Rösle hastig.

„Kann wol sein," sagte Hansmichel etwas verlegen, erzählte dann noch zu Ende, was ihm das Weberle unter dem Apfelbaum mittheilte und ging mit dem erhebenden Bewußtsein heim, heute doch auch einmal der Wichtigste unter allen gewesen zu sein. Hatte ihm doch sogar das Rösle

aufmerksam zugehört, welches sonst immer auf der Ofenbank einzuschlafen pflegte.

Und wirklich das war einmal eine Neuigkeit!

Dem Rösle machte sie eine schlaflose Nacht.

Der Adlerwirth erzählte am andern Tage den ihn Besuchenden: „Der Spitzbub, der Klausmelker habe doch auch einmal geschrieben, aber nicht an den Barthle, sondern an den Sepp, der vermuthlich nun dem jetzt Volljährigen sein mütterliches Vermögen erheben und überschicken müsse. — Da sehe man nun einmal, was aus den Leuten werde, die sich im Hause des Freimaurers bilden ließen."

Sicher würde man nun im ganzen Dorfe die nächsten acht Tage überall und immer von Barthle und den Seinigen geredet haben, wenn nicht die Gemeinderechnung für das laufende Jahr die allgemeine Aufmerksamkeit jetzt zu sehr in Anspruch genommen hätte. Beinahe jedes Jahr wird eine Zeitlang wegen unbilliger Vertheilung der Gemeindelasten in den Winkeln herum furchtbar aufbegehrt, und besonders laut ging es immer in unserem Dorfe zu, wenn Sepp den Unzufriedenen die Köpfe noch wärmer gemacht hatte. Doch selbst da war es nie so laut gewesen wie heuer und die Zahl der Aufbegehrenden war von Tag zu Tage größer.

Nicht — wie einige meinten — die nächtlichen Zusammenkünfte beim Freimaurer hatten das zu Wege gebracht; der Sägenprozeß, oder um offen zu sein — die, welche denselben veranlaßten, waren an allem Schuld. Derselbe hatte, nachdem sämmtliche Gemeinderäthe, Un-

parteiiſche und Sachverſtändige auf dem Gericht ihr Gutachten, wie der Vorſteher zu Papier gegeben, einen für den Finken ungünſtigen Ausgang genommen. Es handelte ſich jetzt nur noch um die Frage: Wer ſoll die Koſten bezahlen? Wer die Herren Gemeinderäthe und ſämmtliche Unparteiiſche und Sachverſtändige für Gang und Zehrung nach Bezau und — wieder zurück nun ſchadlos halten?

Die richtige Antwort auf dieſe Frage war um ſo ſchwerer zu finden, da ſich unterdeſſen der Fink mit des Vorſtehers Tochter wieder ausgeſöhnt hatte und feſt entſchloſſen war, ſich gleich nach ſeines Vaters Tod mit ihr verkünden zu laſſen. Daß dem durch den Streit ſchon ſonſt unberechenbar geſchädigten Finken die Zahlung der daraus erwachſenen Koſten *nicht* zugemuthet werde, ſchien dem Vorſteher recht und ſeinen Anhängern billig zu ſein.

Alſo der ſtreitſüchtige Adlerwirth — dem geſchähe ſchon ganz recht.

Doch da gab es zwei ſehr bedenkliche Aber.

Erſtlich war von dem unmöglich etwas zu bekommen. Er hatte eben alles zu wenig und Geld gar keins. Ohne Sepps Unterſtützung hätte er bald mit Schanden abziehen müſſen. Da nun aber Sepp ihm einmal half, war zweitens anzunehmen, daß er ihm nicht nur Geld, ſondern auch guten Rath geben werde, und mit dem hätten ſich dann die Herren ſo einer Kleinigkeit wegen doch nicht gerne eingelaſſen.

Da war denn in einer ſchlafloſen Nacht dem Vor-

steher eingefallen, daß, da die ganze Gemeinde, den Bau der neuen Säge wünschend, das Gesuch des Adlerwirths unterschrieb, sich so alle gleichsam als seine Mitstreiter bezeichnet hätten, daher es denn wol am billigsten war, wenn die, denen so viel an der Sache lag, auch die aus ihr erwachsenen Kosten tragen halfen. Die Gemeinderäthe fanden diesen Gedanken prächtig, die übrigen Dorfbewohner aber wollten diesem Lob nicht beistimmen, und aus dieser Meinungsverschiedenheit entstand denn das erwähnte ungewöhnlich laute Aufbegehren, das nur gewisse Leute gern als ein Echo aus dem Hause des Freimaurers bezeichnet hätten.

„Laßt sie ruhig murren, wenn sie nur bezahlen," tröstete der Vorsteher. „Auf's Gericht kommt der Handel sicher nicht, und dann muß es gehen, so lange wir alle einig sind."

Aber die Regierenden wurden nicht eins. Barthle hatte auch noch ein Wort mitzureden und zwar ein sehr lautes, wie leise die Andern auch zu Werke zu gehen wünschten. Der mit seinem Anneli so abgeschlossen Lebende hatte noch nichts gehört von dem Lärm, der das Dorf durchschwirrte. Er saß während der Gemeinderechnung nur so hart neben dem Angeber und paßte auf wie ein Uhrmacher, weil ihm wirklich daran lag, seine Pflichten als Gemeinderath gewissenhaft zu erfüllen, auf daß durch seine Schuld kein Mensch auch nur um einen Kreuzer zu kurz komme. Um so erstaunter fuhr er nun auf, als er angeben zu hören wähnte: „Dreißig Gulden für den Sägenprozeß."

„Noch einmal leſen!“ befahl er. „Dreißig?“

„Gulden — für den — Sägenprozeß.“

„Des Adlerwirths nämlich mit dem Finken,“ erklärte der Vorſteher. „Durch zahlreiche Unterſchriften hat die Gemeinde die Sache zu der ihren gemacht und nun ſoll ſie dafür auch zahlen helfen. Wer riechen will, muß blechen, ſagt der Apotheker.“

„Und ſoll dafür auch zahlen helfen,“ wiederholte Barthle. „Wofür? Etwa gar Strafe? Da würdet ihr ja jenem Lehrer gleichen, der dem Schüler zur Strafe für ſeine Naſchhaftigkeit das Brot genommen hat und ſelbſt gegeſſen. Machet doch keine Flauſen und macht, daß wir vorwärts kommen!“ —

„Ja ſchreibt nur dreißig Gulden,“ ſagte der Vorſteher.

„Wa — was? iſt's Ernſt?“

„Wir ſind nicht zum Spaßmachen da.“

„Und bei Gott ich auch nicht!“ ſchrie Barthle, indem er aufſprang und ſeinen Stuhl weit von ſich ſtieß.

„Das wiſſen wir.“

„Wißt ihr aber auch, daß ihr die ſchlechteſten und niederträchtigſten und erbärmlichſten Schufte ſeid, ſo weit man warm kocht?“

„Nein.“

Dieſe Ruhe ſeiner Gegner brachte den Barthle etwas aus der Faſſung. „Nun,“ fing er langſam an, „ich will's euch beweiſen; aber ihr habt es ja ſelbſt ſchon bewieſen. Was geht die arme Witwe, den Taglöhner, was geht den dritten Theil der Gemeindsleute die Säge an?“

Das war denn dem Vorsteher doch fast zu arg, da er aber jetzt keinen Streit anfangen wollte, sagte er so ruhig als möglich: „Du magst zum Theil nicht unrecht haben, aber fang jetzt doch keinen Lärmen an. Das Dorf ist ohnehin schon voll von der Sach und ich schätze den Frieden über alles. Besser als Zank und Streit ist's immerhin, wenn einer oder der andere um etliche Batzen zu kurz kommt."

„Wie uneigennützig doch der friedliebende Mann da mit den Batzen armer Wittwen und Waisen umspringt!" spottete Barthle, aber dann gleich wieder ernster werdend, fuhr er fort: „Das Dorf sei sonst schon voll, sagt er, und ich glaub's von Herzen gern. Immer noch voller wird es werden. Bei keinem rechten Mann mehr werdet ihr etwas gelten, aber wer Ungehorsam prediget und Verachtung der Vorgesetzten, der wird von Tag zu Tag einen größeren Anhang haben — das wird er! Ihr beklagt es als ein traurig Zeichen, daß die, so unsere und der alten heiligen Ordnung Feinde sind heimlich und öffentlich, daß die immer mächtiger werden, ihr bedauerts, daß ihre Häuser besuchter sind als die Wirthshäuser, und ihr habt recht; aber unrecht habt ihr, wenn ihr das den guten oder bösen Eigenschaften des Freimaurerpacks zuschreibt, denn ihr selbst — müßt ihr wissen — ihr selbst seid an dem Allem schuldig — so ist's! Wer euch heut reden hörte, wird's nicht mehr über sich bringen dem Sepp unrecht zu geben, wenn der sagt: Euer Ansehen sei zu einer Mauer worden, hinter der ihr nun getrost und sicher euere ärgsten Schelmen-

ſtückle machen könnet. So ſagt Sepp und er macht's noch zu gnädig mit euch, viel zu gnädig! So erbärmlich hat er euch nie dargeſtellt, wie ihr jetzt vor mir ſtehet. Die Mauer, von der Sepp ſagte, hat aber ein Loch bekommen und zwar ein großmächtiges, ſo daß nicht nur ich hineinſehen kann. Und immer noch größer wird das Loch werden, denn — ſchämt euch, ihr Dummköpfe! — ihr ſelbſt zerſtört die Mauer, und Sepps Anhänger brauchen nur die abgefallenen Steine zu nehmen, um damit euch wegzujagen aus euerem Neſte. Der Sepp iſt auch gewiſſenlos, aber ſo dumm iſt er nicht als ihr — ſicher nicht!"

„Macheſt jetzt du einen Lärmen," murrten die Gemeinderäthe; „wer als du zerſtört und verteufelt die Mauer? Du Schafskopf du alter! Meinſt du, man werde es jedem alten Weiblein unter die Naſe halten, wofür es ſo und ſo viel zahlen muß?"

„Aber Tröpfe wären es, unbeholfene, wenn ſie einen Kreuzer zahlen thäten, das wird ihnen Sepp ſchon ſagen, und er thut ganz recht."

„Der Vorſteher hat noch nie umſonſt gerichtliche Hülfe geſucht. Jeberman weiß das und wird ſchon an der Drohung mit dem Gerichte genug haben."

„Und das iſt dann genug Waſſer für euere Mühle," fiel Barthle ein. „Wenn's nur geht, ob mit Lieb oder Gewalt, mit Recht oder Unrecht, das iſt gewiſſenloſen Leuten ganz gleichgültig. Was man kann, darf man: das iſt die Lehre der jetzigen ſelbſtſüchtigen Zeit. Der Sepp hat recht: An Tugend und Gerechtigkeit ſollen

nur die noch glauben, denen ihr die Haut über die Ohren ziehen möchtet. O, der Sepp hat ganz recht — das hat er!"

Es wäre schwer zu sagen, ob die in dieser Rede enthaltenen Vorwürfe, oder das Lob, das in derselben dem Freimaurer gespendet wurde und das fast eine Versöhnung der beiden Männer, ja sogar eine Vereinigung ihrer Kinder fürchten ließ, den auf reiche Töchtermänner ungemein erpichten Hausvater und Gemeindevorsteher noch mehr ärgerte; beides zusammen aber ärgerte ihn so, daß er seine beinahe sprichwörtlich gewordene Ruhe und Selbstbeherrschung völlig verlor. Aufspringend und dem Barthle die geballte Faust vorhaltend schrie er: „Wenn du nicht mehr bei uns sein magst, so geh; schimpfen lassen wir uns von dir nicht, du —"

„Und wenn ich jetzt nicht gehe? Willst etwa gar den Streit mit der Faust ausmachen?"

„Nein, nicht anrühren mag ich dich, aber hören mußt du mich auch noch."

„Ich höre."

„Du geh nur heim und kehre vor der eigenen Thür und erst die Besen bring uns, die du dabei nicht brauchst. Wo ist der Vater, der sich seines eigenen von ihm ganz allein erzogenen Sohnes schämt und so sehr schämen muß, daß er ihn fortjagt wie einen hergelaufenen Bettler? Da vor uns steht aus der Gemeinde der Einzige dieser Art und will uns lehren, wie man regieren soll. Um die armen Witwen kümmert er sich und um den verlassenen Waisen, seinen Sohn aber läßt er herumziehen

im Elend und weiß nichts und will nichts wissen von ihm, so daß der Verstoßene nur noch am Sepp einen Freund findet, an den er schreiben darf. Einen Freund, der ihn bald mit Rath und That noch ganz zu Grunde richten wird. Ja, Barthle, dein Bub wird auch meinen: der Sepp habe ganz recht, und wird darum jetzt immer an den schreiben."

Barthle war kreideweiß geworden. „Ist das euere Antwort?" fragte er.

„Ja."

„Und euer letztes Wort?"

„Das letzte."

„Und mein letztes ist: — Gute Nacht, Schinderhannes! — Das ist mein letztes," sagte Barthle mit heiserer Stimme und verließ die Versammlung.

Man sah ihm lachend nach. „Der hat genug für heute," hieß es. „Ja der Vorsteher, der kann's nach Noten, daß es klappt."

Dann setzte man sich wieder an den runden Tisch und beschloß nun einstimmig den Prozeß dießmal nicht in die Rechnung zu nehmen, da das nur Oel in das nun einmal nicht zu löschende Feuer sein würde.

Barthle schritt langsam durch das Dorf hinauf. Er beachtete nicht die Neugierigen, die ihm aus allen Häusern heraus verwundert nachsahen, bis er im Schneegewirbel verschwand. Ja, er ging keinen Tritt schneller, wie erbarmungslos auch der Sturm die zu Eis erstarrten Flocken ihm ins Gesicht treiben mochte; nur wenn hie und da an einer Hausecke auch der Boden

lebendig zu werden schien und es ihm von unten und von oben ins Gesicht stob, zog er den Hut etwas herunter und stand athemholend einen Augenblick still. —

„Nur zu!“ rief er, „ich merke doch nichts davon. Nur recht heule sie an, die verdammte Welt, damit ich einen Baß habe für mein Lied. So, nur noch ärger, damit ich schreien kann und mich doch nicht verstehe und nicht höre. Das alles ist noch nichts. Das wär nur so um Blätter von den Bäumen zu reißen. Jetzt ist's aber Winter, die Leute sitzen in den Stuben und lachen über dich. — Reiß die Nester über ihren Köpfen nieder, wirble fort das wärmende Holz hart neben den Oefen, sei neumodisch und wirf die Welt über den Haufen. So, da lieg! Geschieht dir recht, warum warst du eine stolze Tanne und wolltest schön grün da oben stehen mitten im Winter — mitten in der neuen Zeit.“

Barthle schwieg, auch der Sturm hatte aufgehört — wenigstens für einige Minuten, droben in den Bergen aber toste und krachte es noch immer wie beim Nahen eines Gewitters, welches schon die von dort herabstürzenden Wildbäche zu schwellen anfängt.

Schnell und immer schneller schritt er jetzt hinauf, dem Hause des Freimaurers zu — des einzigen Mannes, der die Wahrheit immer zu sagen wagte, und daher der Feind aller Feinde der Wahrheit wurde. Das war jetzt der einzige im Dorf, der ihn verstehen konnte. Und Barthle mußte so einen haben, mußte das volle Herz ausleeren und um Verzeihung bitten dafür, daß er nicht längst zur Einsicht kam, sie beide sollten immer mitein-

ander gehen. Mochte der Pfarrer sagen, was er wollte, es war doch für ihn keine Schande, herauszutreten aus einem Kreise, in dem man auf seine entehrendsten Vorwürfe keine andere Antwort hatte als die: es sei auch bei ihm nicht alles, wie es sein sollte; und dabei erinnerte man ihn an etwas, das er bisher gerade für den sprechendsten Beweis seiner Gewissenhaftigkeit gehalten hatte. War es ihm doch in letzter Zeit manchesmal schwer genug geworden, seinen Klausmelker ruhig dem Schutz und der Vorsehung Gottes zu überlassen und nicht — aller göttlichen und menschlichen Ordnung zum Trotz — ihm den ersten Schritt entgegen zu thun. Nein, über so etwas durfte ihm niemand Vorwürfe machen, denn er litt oft wol mehr dabei als Klausmelker selbst. Und doch — vielleicht hatte auch der so auf Abwege gekommene Tropf seine Hülfe sehr nöthig. Jedenfalls mußte man beim Sepp, der ja Briefe von ihm erhalten hatte, etwas Bestimmtes zu erfahren suchen. Es konnte alles mit der Hülfe Gottes noch ganz gut werden, und Mariann, — die den — Sepp immer so richtig beurtheilte — durfte dabei auch nicht zu kurz kommen. „Ja Einsicht kommt auch spät noch zur rechten Zeit."

Als Barthle vor Sepps Hause ankam, schien er ganz ruhig geworden zu sein. Auch der Sturm hatte sich gelegt, der Himmel war völlig heiter und die Sonne beleuchtete die verschneite Welt, daß man kaum die Augen offen halten konnte.

Das Volk nennt so schnellen Wechsel wildes Wetter. —

Mari konnte ſich nicht enthalten ihre Freude darüber auszuſprechen, daß Barthle wieder einmal ihr ſo lange gemiedenes Haus betrat. „Grüß Gott!“ rief ſie, „grüß Gott, Barthle! Ja, gib nur die Hand, denn du biſt bei uns ein gar ſeltener Gaſt.“

„Ja, es iſt ſchon lang — ſchon ſehr lang, ſeit ich auch da geweſen,“ ſagte Barthle.

„Mir iſt die Zeit nicht beſonders lang vorgekommen,“ murmelte Sepp, ruhig auf ſeinem Stuhl ſitzen bleibend.

„Die alte Zeit iſt nun vorbei,“ ſagte Barthle langſam.

„Du glaubſt das aber doch nie.“

„Ich hab's erfahren und bin gekommen um dir zu ſagen, daß nun auch der alte Haß vorbei ſei.“

„Das,“ ſpottete Sepp, „iſt eine große Gnad für mich — ſo groß, daß ich ſie gar nicht zu ſchätzen weiß.“

„Es iſt doch ein Elend!“ rief Mari unwillig und verließ die Stube.

„Von Gnaden,“ ſagte Barthle etwas gereizt, „von Gnaden iſt hier gar keine Rede. Du brauchſt mich ſo wenig als ich dich, wir haben einander gar nichts einzureden und ich komme nur um dir zu ſagen, daß ich dich nicht mehr für ſchlechter halte als Andere. Wenn ich was auf dem Herzen hab, muß es heraus; das war immer ſo meine Art, drum bin ich dein offener Gegner geworden und darum bin ich heute da, dir die Hand zu reichen zur Verſöhnung.“

„Und wie biſt du dazu gekommen?“

Barthle erzählte kurz, was er heut hab erleben müssen. „So ist's gewesen und das ist die Ursache, daß ich mich nun auf die Seite desjenigen stelle, der diese Männer bekämpft, er mag dann sonst sein wer er will."

„Auch wenn es der Freimaurer wäre?" fragte Sepp durch die letzten Worte sich beleidiget fühlend.

Barthle schwieg.

„Ihr seid bedauerliche Menschen; du und der Pfarrer. Jedem glaubt und traut ihr, den ihr fromm sein und vor jedem hölzernen Kreuze den Hut abziehen seht. Da ist dann groß Wehklagen in Israel, wenn man den Unterschied zwischen Schein und Sein bemerkt. Das ist natürlich und könnte euch nicht verargt werden, wenn ihr euch dann in einen Winkel setzen, euch mit eurem Bravsein trösten und allenfalls auch jammern thätet über die böse Welt; erbärmlich aber ist's, wie ihr dann daherkommt gleich abgeohrfeigten Schulbuben, und zagt und klagt und mich euere Rechnung fertig machen lassen wollt. O, geht nur und lernt mit euch selbst auskommen ohne Anhang und ohne Freunde, wie ihr auch mich gezwungen habt es zu lernen!"

„Ohne Anhang?" fuhr Barthle auf. „Ist's ein Vorwurf dem Pfarrer, daß man ihm mehr glaubte als dir, wenn du im Wirthshaus predigest? oder ist's mir vorzuwerfen als etwas Schlechtes, daß ich meinen Buben fortjagte, den du zu deinem Anhänger machen und an Leib und Seele verderben wolltest? Ja, du

Verführer, jetzt bin ich da, um ihn von dir zurückzufordern!"

Sepp kritzelte haſtig Klausmelkers Adreſſe auf ein Blatt, dann daſſelbe dem Barthle überreichend, ſagte er: „Da haſt du ihn, wie ich dir ihn geben kann; ich mag dir nichts mehr ſchuldig ſein."

Das Blatt ungeleſen in die Taſche ſchiebend, ſagte Barthle: „Wir ſind noch nicht wett; oder wähnſt du, ich könne nicht auch ſein und mein zerſtörtes Lebensglück von dir fordern?"

„Für ſeine Lümmeleien bin ich gewiß weniger verantwortlich als ſein Vater. Wahr iſt's, ich wollte aus den beiden Buben was Rechtes machen, aber es muß eben am Holze ſein, wenn's ſpalten ſoll."

„Mein Bub iſt alſo doch nicht nach deinem Wunſch? Nun, für die Meldung dank ich von ganzem Herzen und ſonſt hoff ich dir nie mehr für etwas danken zu müſſen," ſagte Barthle, indem er nach dem Thürnagel griff.

„Hoffe gleichfalls."

Barthle verließ murmelnd das Haus: „Starr wie Eis — kälter als Eis. Es wird einem neben ihm wie einem halb Erfrorenen und das muß wol der Grund ſein, daß ich ihm nicht Ohrfeigen gab. So war er früher doch nicht. Der frühere Sepp würde mir freudig die Hand gereicht haben. Aber es wär mein Unglück, wenn er's gethan hätt und mein Verderben. Wir zwei gehören nicht zuſammen — in Ewigkeit nicht — und das Beſte iſt, daß auch Klausmelker ihm nicht ge-

fällt. Das macht mir ordentlich Luſt neben ihm zu leben. Man könnte ja verſuchen."

Er zog das ihm von Sepp gegebene Blatt aus der Taſche.

„Bauernknecht — großer Gott! Er Bauernknecht draußen im Schwabenland, und ich weiß mir oft nicht zu rathen und zu helfen vor lauter Arbeit. Wenn das Jemand wüßte — und es iſt doch ſo, wenn's auch Niemand weiß, aber nicht mehr lang." —

Mariannen war nicht recht wohl, als ſie den Vater mitten im Vormittag heimkommen ſah. Und er kam vom Sepp ... wenn jetzt Klausmelker — doch der könnte noch ſchneller heimlaufen als der Vater. Jedenfalls war es nichts ſchlimmes, was den Vater ſo ſchnell dahertrieb, ſonſt würde er nicht bei aller Eile jeden Vorübergehenden freundlich anreden.

„Mariann!" rief Barthle ſchon unter der Thüre. „wärſt du wol im Stand, etliche Täg allein hauszuhalten? Ich möchte doch einmal ſehen, was der Klausmelker macht."

„O, geht nur, ich könnte noch viel viel mehr!" jubelte Mariann. „Alles muß in der ſchönſten Ordnung ſein, wenn ihr beide mitſammen heimkommt. Mitbringen thut ihr ihn jedenfalls, wenn ihr ihn findet."

„Ich hab — ihn erfragt."

„Ja, ich hab's immer geſagt, ihr ſeiet ſo gut, aber er —" ſie hielt erſchrocken inne und eilte in ihr Kämmerlein, um da in einem Dankgebet ihrem Gefühl Ausdruck zu geben, während Barthle ſich zu der Reiſe vor-

bereitete, die er, auch wenn der Himmel nicht heiter bleiben ſollte, doch heute noch anzutreten entſchloſſen war.

Das von Mariannen aufgetragene Mittagseſſen wurde von Barthle, der nicht ſo ruhig war als er zu ſcheinen ſich Mühe gab, kaum angerührt.

Auf ſeine Fragen erhielt das Mädchen keine Antwort. Dagegen wurde es auf alles aufmerkſam gemacht, was es nun zu thun haben werde.

Nach dem Tiſchgebet verließ Barthle das Haus ohne noch auf die vielen Grüße zu hören, die das Mädchen ihm an den Bruder übergeben wollte.

Als Mariann im Nachmittag beim Waſſerholen Franzen vor ſeiner Hausthür erblickte, rief ſie ihn, ohne an die erſtaunten Geſichter in der Nachbarſchaft zu denken, zu ſich und erzählte ihm das Geſchehene.

Das war nun wieder einmal ein Sonnenblick an dieſem für Franzen ſo traurigen Nachmittag. Hätte er doch faſt toll werden mögen, als die Mutter ihm von der Unterredung der beiden Männer erzählte. Nun ſchien denn doch noch etwas Gutes daraus zu entſtehen, wenn auch nicht für ihn.

Er freute ſich herzlich über Mariannens Freude, obwol er ſich nicht mit ihr der Hoffnung hingeben konnte, daß nun in ihrem Hauſe bald alles recht und gut werden müſſe. Barthle war und blieb denn doch trotz der vielen von Mariannen bemerkten Veränderungen immer noch Barthle. Der konnte ſich nicht mehr umkehren, und wenn Klausmelker ſich ſo aufführte, daß der keine

Klage hatte, so mußte er selbst den Zwang bald lästig finden. Zwei harte Steine mahlen nicht und Eisen auf Stein gibt Feuer. Doch gestand Franz zu: „Es wäre immerhin gut, wenn die beiden noch einmal zusammen kämen, sich noch einmal die Hände reichen könnten. Im schlimmsten Falle sei für sie nichts verloren, sie müßten sich dann doch nicht mehr für voneinander Gerissene, sondern nur noch für voneinander Gewachsene halten."

Daß Franz während Barthles Abwesenheit seinem Anneli nicht alle Arbeit allein überließ, braucht wol kaum gesagt zu werden. Die scharf aufpassenden Nachbarn hatten täglich zweimal Gelegenheit sich ihr spottendes: „Tummle dich Maus, die Katz ist aus dem Haus" zuzurufen. Die beiden Verliebten würden in ein böses Gerede gekommen sein, wenn nicht noch alles mit der Gemeinderechnung beschäftigt gewesen wäre.

Franz erzählte jetzt der Geliebten auch von dem Zusammentreffen seines Vaters mit Klausmelkern am Dornbirner Markt und gestand, er hab ihr das im Herbst nur darum nicht gesagt, weil er fürchtete, ihr damit ohne Noth das Herz schwer zu betrüben.

„Bin ich denn noch ein ganzes Kind, das man nur mit Zucker und süßen Sachen zu gewinnen sucht?" fragte das Mädchen im Tone zärtlichen Vorwurfs.

„Ich glaubte eben früher, die Liebe sei nur Folge gegenseitigen Gebens und Empfangens."

„Und was glaubst du jetzt?"

„Jetzt weiß ich, daß das Gefühl besser wählt und prüft als der rechnende Verstand. Ich hab unrecht ge-

than dir etwas zu verschweigen. Denn ein Kummer, den man mit einem lieben Wesen theilt, schmerzt und macht auch wieder Muth zum Tragen, indem er stets an unser Glück uns erinnert."

Mariann lächelte. „Bei dir muß es Gefühlssache oder was du willst sein, daß du mich gern hast, dein Verstand würde da nicht viel zu berechnen finden. Ich bin so schwach und einfältig dir gegenüber. Mit dir ist's was anderes, da käm auch eine Rechnerin nicht zu kurz. Drum hast du recht: Vom gegenseitigen Geben und Empfangen ist keine Rede."

„Sag doch das nicht, liebs Anneli! Erschrecke mich nicht mit der Frage, was ich wäre ohne dich. Früher that ich fast alles nur aus Ehrgeiz oder Liebhaberei, seit aber der Gedanke an dich mein Gewissen geworden, kann und muß ich wieder dem Gefühl folgen."

„Mein Vater klagt fast täglich: Ja, wenn man nur dem Gefühl folgen dürfte! Und ich denke dann: Wenn er es nur thäte! O, dann ist er allemal so lieb, so gut, so gerecht."

„Unsere Väter," sagte Franz, „sind sich ähnlicher, als sie selbst meinen, ich wenigstens finde nur einen Unterschied."

„Welchen?"

„Ich sag's nicht gern."

„Du — Bäschen mit dem Zuckerhut für Kinder!" —

„Na — das Ganze ist: dein Vater schachert mit Gott; der meine mit der Welt."

Nach einer Pauſe fragte Mariann: „Sieht's dein Vater gern, daß du zu mir gehſt?“

„Nein,“ ſeufzte Franz, „aber,“ fuhr er ſich ſtolz aufrichtend fort, „was Menſchen, die nie liebten, gegen die Liebe ſagen und ſpotten, hat keine Gewalt über mich!“

„Dein Vater meint's gar nicht bös. Spotten thut er immer gern. Daß er Niemanden liebt, darf man ihm nicht nachreden und du ſchon gar nicht. Warum hätt' er denn die arme einfache Magd geheiratet, wenn er nicht liebte? Freilich ſagen böſe Leute allerlei darüber und nennen es Stolz und Trotz, drum will ich dich noch erinnern an das viele, das er dir ſelbſt gethan hat.“

„So viel, als manches eitle Mädchen für ſchöne Kleider.“

„Franz, das iſt nicht ſchön.“

„Aber wahr!“

„Ich kenne deinen Vater ſchon auch.“

„Du biſt viel zu gut um das Böſe zu ahnen; für dich iſt allüberall nur Frieden und Glück.“

„Du Zuckerbaſe. Ich glaubte nicht, daß du mich nicht beſſer kennſt, aber mein Unglaube würde dich zu einem Lügner machen. Jeder Menſch hat ſeine Fehler, du, ich und alle.“

„Was für Fehler haſt du?“

„Ich bin ſtolz! es iſt ein ganz heimlicher, aber ein großer Stolz,“ ſagte das Mädchen, ſein Köpfchen an Franzens Bruſt verbergend, „ich — ich bin ſtolz auf dich!“

„O, daß du auch glücklich würdeſt durch mich!“ ſtammelte Franz, die Geliebte umſchlingend.

„Ich bin's,“ flüſterte ſie mit feuchten Augen zu ihm aufblickend.

Minutenlang ſaßen die Glücklichen Arm in Arm ſchweigend da, dann machte ſich das Mädchen ſanft los und ſagte: „Ich beſchäftige mich jetzt immer mit dir, wie früher mit mir ſelbſt. Auch das war Stolz. Damals hatte ich nichts zu thun, als die Launen des Vaters zu ſtudiren, um ihm alles recht zu machen. Wenn ich's dann doch nicht traf, dann that mir das weh, ich hielt mich für unglücklich und bemitleidete mich ſelbſt und betete. Es iſt wunderbar, aber wahr: Mein Verhältniß zu Gott glich gerade dem zum Vater. Ich ſtudirte die Gebote und glaubte auch ihm jede Freude abſchmeicheln zu müſſen. Jetzt iſt das anders. Wenn ich Abends beim Schlafengehen etwas auf dem Herzen hab, ſo ſtell ich mich zum Kammerfenſter und überſehe unſer Dorf. Da wird's dann lebendig um mich herum. Ich höre jeden ſeine Klagen vortragen. Viele haben ihr Unglück verdient, Andere hat es vor dem und jenem bewahrt und mein kleines Bündelchen wird, während ich ſo ſtehe und ſinne, immer kleiner und leichter und mir iſt bis zuletzt ganz wohl und ich weiß nicht wie. Kurz, ich befehle mich oder überlaſſe mich dem Schutze Gottes, lege mich ins Bett und träume von dir.“

So unterhielten ſich die beiden jetzt jeden Abend und erſt der zwölfte Glockenſchlag mahnte Franzen ans Heimgehen. Lächelnd erinnerte er ſich dabei, wie er

früher, als die Mutter ihm heimlich Schatzgräbergeschichten erzählen mußte, so ängstlich unter die Decke sich verkroch, wenn er die die Geisterstunde kündenden zwölf Schläge zählte. Jetzt hatte er selbst einen Schatz gefunden. Jeden Abend kam er noch reicher, noch glücklicher nach Hause zurück.

Mariann sah der Rückkehr des Vaters weniger besorgt entgegen als Franz, denn sie hoffte, daß nun bald alles ins rechte Geleise komme. Glückliche Menschen sind am meisten befähigt, die in rosigem Lichte vor ihnen liegende Zukunft ruhig zu erwarten.

Viertes Kapitel.

Erzählt von Leuten, die dem Barthle vor- und nachzugeben wissen und schließt mit dem Faschingsdienstag.

An einem Mittwoch — also einem verworfenen Tage — hatte sich Barthle alle Rück- und Vorsicht vergessend auf den Weg gemacht, um seinen Klausmelker aufzusuchen, und am Sonntag Abends kam er mit einem ganz fremd gekleideten Menschen zurück, dessen schwarzen trotzig aufgerichteten Krauskopf Mariann sogleich als den ihres Bruders erkannte.

„Grüß Gott, Mariann," redete er die keines Wortes mächtige Schwester an, aber er sagte das so ruhig, so trocken, wie er früher als Ministrant sein Latein hergeplappert hatte.

Mariann reichte ihm zögernd die Hand, die er dann, scheu zu dem Vater hinüber blickend, hastig erfaßte und drückte.

Barthle stand noch immer hart neben der Stuben-

thür und ſah ſeine Kinder wehmüthig an. Eine Zeit lang ſchien er zu beten, dann plötzlich ſeinem Sohn entgegen gehend und ihm die ſchrundenvolle Rechte reichend ſagte er: „Mariann! Klausmelker! Ich hab in Gottes Namen einen wichtigen, den allerwichtigſten Schritt meines Lebens gethan. Ich weiß nicht, was Gott und was die Welt dazu ſagen wird, aber er iſt nun einmal gethan und ich hab ein Recht von euch zu fordern, daß ihr ihn mich nie und nimmer bereuen laſſen werdet. Ihr ſollt, ihr müßt euren zeitlichen und ewigen Nutzen einſehen. Um das bat ich, das hoff' ich und reiche drum Klausmelkern, dem verlornen, wiedergefundenen Sohne fröhlich die Hand zum Gruß."

Klausmelker beugte den Kopf auf den erhobenen linken Arm, um ſich verſtohlen die Augen abzuwiſchen.

„Es iſt grauſam lang, ſeitdem wir in einer Stube, bei einem Tiſch geweſen ſind," fuhr Barthle nach einer langen Pauſe fort, „lange genug, daß dir unterdeſſen mancherlei Flauſen haben vergehen können. Ja ja, Bürſchle, unſer einer iſt auch nicht im Schlaf alt und grau worden, aber wer nicht hören will muß fühlen. Der Nothwind wird jetzt wol auch dir den Staub aus den Augen geblaſen haben, daß du nun deine Heimat für das anſiehſt, was ſie iſt, für den Ort, wo man am glücklichſten und am frömmſten leben und ſterben kann. Da haſt du zu arbeiten und zu eſſen, und was willſt du mehr auf der Welt? Für unſer Land iſt arbeiten das Beſte, dazu hat Gott Jeden, beſonders aber dich, hieher

geſtellt, denn zum närriſchen Studiren biſt du zu alt und zu reich."

„Aber Vater —"

„Nichts da! Wohin bringt's ein Studirter? O, da iſt man nicht ſo ſelbherr wie du. Frag nur den Pfarrer, der hat's ſchon manchmal geſagt und geklagt, wie man oft wider Willen getrieben und geſchoben werde von oben und unten, daß man ſo zu ſagen das ſündhaft zuckende Herz in beide Hände nehmen, mit Gewalt zuſammendrücken müſſe."

„Aber —"

„Nein — ſo ein Weltherr — geh mir! Da unſer Dokter muß der Diener aller ſein. Er ſelbſt weiß gut genug, was er dann davon hat, und erſt vor Kurzem hat er geſagt: Ein Arzt habe gar nichts als ſein Anſehen und allenfalls Hoffnung auf eine reiche Heirat. Nun das haſt du auch und des alten Vorſtehers Iſabell hätteſt du ihm wol auch weggeſchnappt, wenn du etwas früher gekommen wäreſt."

„Wie," fragte Klausmelker, „hat er denn eine Liebſchaft mit der Gans?"

„Am Sonntag werden die Beiden verkündet."

Klausmelker ſtarrte eine Weile auf den Boden. „Es iſt halt ſchon ſo und überall ſo," rief er dann ſich wieder aufrichtend.

Das Geſpräch wurde immer lebhafter. Anfangs war es dem Barthle leicht anzumerken geweſen, daß er ſich Zwang anthun mußte und faſt nicht ſagen konnte, was

er wollte, jetzt aber plauderte er ſo behaglich, wie es Mariann noch ſelten gehört hatte.

Klausmelker wünſchte nun auch die Kühe zu ſehen und Barthle lief mit freudeſtrahlendem Geſichte voran in den Stall.

Klausmelker ging von einer Kuh zur andern, lief dann auch in den Heuſtadel und ſprach dabei ſeine Freude darüber aus, „nun auch daheim arbeiten und dem Vater viele Mühen und Sorgen abnehmen zu können. Zwar habe er in letzter Zeit keinen beſonders ſchlechten Dienſt gehabt, aber fremd ſei fremd. So ganz mit Kopf und Hand ſei man nirgends dabei wie daheim."

„Ja, ja," lächelte Barthle behaglich, „ein Erfahrener iſt über einem Gelehrten. Alle — gar alle jungen Trotzköpfe ſollte man ſich die Hörner ein wenig abſtoßen laſſen. In der Welt draußen wartet man nicht auf die Herlaufenden und am beſten geht der Batzen da, wo er geſchlagen wurde. Es iſt doch was ganz Anderes, wenn man ſo gleichſam ſeine ganze Vergangenheit und Zukunft ins Wirthshaus und in die Kirche mitnehmen kann, als wenn man ſo landsfremd und ungekannt im Winkel ſitzt, wie ein Fechtbruder. Ja, Mariann, ich hab nun auch erfahren, wie wunderlich es in der Welt zugeht — das hab ich!"

„Und," fiel Klausmelker lächelnd ein, „wenn ihr an dem in einigen Tagen Erlebten etwa nicht genug haben ſolltet, ſo werde ich noch nachhelfen können."

„Glaubs gern," ſagte Barthle trocken; „doch ſtolz

brauchst du darum nicht zu werden und das Klügste wär, in dem Stück das Maul zu halten; verstanden!"

Klausmelker lief ungewöhnlich schnell in die Stube zurück und fing an sein Bündelchen auszupacken, während seine Schwester in die Küche eilte, um das Nachtessen zu bereiten.

Barthle blieb im Stalle zurück. Der sonst für seinen Sonntagsstaat so besorgte Mann hatte heute wol zum ersten Mal vergessen, die Kleider zu wechseln.

Alle Drei waren froh, von einander gekommen zu sein und eine eigene Beschäftigung gefunden zu haben.

Und doch that es Mariannen fast weh, als Barthle gleich nach dem Abendrosenkranz das Licht löschte und sie und den Bruder zur Ruhe schickte.

Sie warf sich angekleidet aufs Bett und war bald so sehr damit beschäftigt, sich die vielen Fragen über das sonderbare Betragen der beiden einander wol noch Fernstehenden so befriedigend als möglich zu beantworten, daß sie das leise Oeffnen ihrer Kammerthür gar nicht bemerkte und erschrocken auffuhr, als ihr Bruder sie plötzlich anredete: „Endlich ist die Mauer weg, die sich zwischen uns stellte, jetzt grüß Gott, liebs guts Anneli!"

„Grüß Gott!" jubelte das Mädchen alle Vorsicht vergessend und suchte seine Hand.

„Wie lebst du?" fragte er, die Hand noch immer festhaltend.

„Ich hab lang auf dich warten müſſen.“

„Aber jetzt bin ich da und hoffe, daß wir ganz gut mit einander auskommen werden.“

„Natürlich,“ ſagte Mariann, der dieſe Rede wunderlich vorkam, „wir ſind ja keine Dienſtboten, ſondern wir dürfen uns freuen, uns nun alle Drei gegenſeitig helfen und glücklich machen zu können.“

„Rede doch nicht ſo laut, daß der Vater uns am End noch gar hört. Haſt du nicht geſehen, wie ich mich vor ihm verſtellen mußte?“

„Warum haſt du müſſen?“

„Weil ich nun einmal da bleiben und im Frieden leben will.“

Jetzt entzog Mariann dem Bruder die Hand und ſagte wehmüthig: „Das alſo wär der Dank dafür, daß der gute Vater dir mit offenen Armen entgegeneilte, dich in ſein Haus zurückführte und —“

„Nicht ſo viel auf einmal, gutes Anneli! Vom Entgegeneilen könnt ich nicht viel ſagen, in ſein Haus hat er mich allerdings geführt und mir auch deutlich genug zu verſtehen gegeben, daß es ſein Haus ſei. Weißt du, warum er das alles that?“

„Weil er dein Vater iſt.“

„Richtig, ſagt der Lehrer. Jeder Vater muß etwa viertauſend Gulden opfern für die Erziehung eines Kindes; dieſes Geld will man dann ſelbſtverſtändlich wieder zurück.“

„Haſt du denn gar kein Herz mehr?“

„Wol freilich und auch ein gutes Gedächtniß, ſo

daß ich's, wie du hörst, noch ganz gut weiß, wie man in der Kirche einmal das vierte Gebot Gottes erklärte."

Noch nie hatte Mariann so über das Unglück ihres Bruders geweint, wie sie jetzt über den Unglücklichen weinte. Einen Augenblick hätte sie den harten Menschen zum Zimmer hinausschicken, hinausstoßen mögen, dann aber gleich regte sich wieder die Stimme des Mitleids für den so tief Gesunkenen und wie um ihn zu entschuldigen sagte sie: „Nein, so rechnet der Vater nicht, wenn es auch wahr sein mag, daß er zuweilen rechnet. Uns zu erziehen hielt er für seine Pflicht, und die wär ihm um so schwerer gewesen, wenn die Liebe sie ihm nicht erleichtert hätte. O, dann wär er zu bedauern gewesen."

„Ich bedaure zuerst mich selbst, denn mich hat er nie geliebt, nie, wie die Mutter mir sagte, seit man mir den Namen ihres ihm so verhaßten Vaters, des Halbenbauers, beilegte. Darum hat die Mutter an nichts mehr sich gefreut und sich zu Tode geweint darüber, daß ich immer scheuer gegen ihn, er immer härter gegen mich wurde. — Doch das sind Sachen! Ich will die Welt jetzt nehmen wie sie ist und aus ihr machen was ich kann. Ich hab jetzt mehr Muth als früher und wäre nicht mehr so leicht abzuschrecken gewesen, wenn ich das zweite Mal gekommen wäre, um das mütterliche Vermögen zu holen."

„Hast du, großer Gott! Hast du das einmal wollen? Für immer von uns gehen und so?"

„Ich war schon auf dem Weg," sagte Klausmelker,

und erzählte dann, wie er ins Dorf gekommen sei ungekannt und ungegrüßt, und wie ihm dann das Rösle gar alle Lust genommen habe sich auch noch vor der Schwester sehen zu lassen in seiner Erbärmlichkeit. „Du glaubst gar nicht, wie mir war, als ich mit dem guten Kinde meine ganze, trotz allem und allem doch schöne Vergangenheit mit all ihren stolzen Plänen und Wünschen vor mir stehen sah. Herrgott, das war eine Minute, wie wenn ein Strom unser Haus und unser Gut und uns selbst mit fortrisse. Ich glaubte auf einem Ried*) zu stehen und fast noch wäre ich froh gewesen, wenn mich das Rösle doch erkannt hätte, nur um etwas thun, trotzen, lügen zu können. Doch das sind Sachen! sag du mir lieber, was jetzt das gute Mädchen mache."

„Es ist Allen im Hause alles," antwortete Mariann ernst.

„So — dann säh man's wol recht ungern, wenn's heiraten thät?"

„Das Rösle würde durchaus nicht von der Mutter zu bringen sein."

„Die könnte sich schon helfen, sie hätt ja noch ein Gretle und ein Bäbele und weiß Gott was Alles."

„Aber das Rösle mag sie ganz besonders gern."

„Das glaub ich, wenn es so viel für alle ist. Auch weiß ich ganz gut, wie lieb einem das Tröpfle werden kann, wenn's noch ist wie früher."

„Es ist ungemein ernsthaft worden und still, wenn

*) Moorboden.

man auch nicht ſagen kann, daß es den frühern Muth ganz verloren habe."

„Hat's noch keine Liebſchaft?"

„Nein."

„Weißt du das ſo beſtimmt?"

„Wenn ich und es ſo herumpoſten*) müſſen, kommen wir dann und wann zuſammen, und ſind ſo ganz vertraut gegen einander worden."

„Das ſind Sachen, man ſagt ſich was man will."

„Aber denk dir nur, wie viel Elend es aus der Heirat ſeiner Mutter ſchon entſtehen ſah, dann wirſt du mir glauben. Letzthin redeten wir vom Dokter und von der Iſabell, da ſagte es: Man brauchts der nicht zu verargen, wenn ſie ſtolz wird auf ihren Mann. Das iſt am Ende ja eben das, was ein Mädchen zum Heiraten treibt. Hochachtung Anderer und das Gefühl ſeiner Schwäche. Manches Mädchen glaubt aber dem äußern Schein und wird unglücklich, denn nur wenige ſind unter den Burſchen, die das ſind was ſie ſcheinen, oder noch mehr, — wie etwa der Senn."

„Alſo den hätte das Rösle gern?"

„Das war nur ſo geredet und ein Beiſpiel gegeben. Neben dem erbärmlichen Adlerwirth kann man einen wie den Sennen ſchon ſchätzen lernen. Sonſt aber denkt das gute Kind mehr an die Mutter als an ſich ſelbſt und ſeine Zukunft. Doch wir ſind ins Blaue gekommen. Was wollteſt du noch?"

---

*) mit Aufträgen laufen.

„Ich hab gemerkt, daß unſere Welt nicht mehr die gleiche iſt, wenigſtens in gewiſſer Hinſicht. Du umblümelſt alles und umnebelſt das Unheiligſte mit Weihrauch, daß ein entfernt Stehender meint wunder was. Ich aber hab lernen müſſen klar ſehen und herzhaft dreingreifen. Doch ſuchen wir lieber unſer Gleiches herauszubringen, das Andere wird ſich ſchon zeigen. Siehſt, Anneli, wir ſind Kinder des gleichen Vaters und für uns beide iſt es eben ſo gut als für ihn, wenn wir ihn zufrieden machen können in ſeinen alten Tagen. Wir wollen daher treulich zuſammenhalten und alles vermeiden und fern halten, was ihm unangenehm ſein könnte. Vereint iſt uns das leicht und dabei können wir dann denken was wir wollen. Biſt du einverſtanden?“

Mariann ſchwieg.

„Sobald du ja ſagſt, geh ich.“

„Nun ja ich will's verſuchen.“

„Gute Nacht, Anneli!“

„Schlaf wohl!“

Bald hörte Mariann Klausmelkers ſchon vor drei Tagen mit dürrem Buchenlaub gefülltes Unterbett rauſchen, dann war wieder alles ſtill im Hauſe, denn ſtill betete und weinte die Schweſter des verlorenen Sohnes.

„Doch nun hatte es der Vater gut und ſie — nicht ſchlecht — und Klausmelker — wie er ſich's ja wünſchte.“ Mit dieſem Gedanken ſuchte ſie ſich zu beruhigen.

„Und dann konnte es ja auch noch anders, beſſer werden —“

Die folgenden Wochen brachten für Barthle lauter Tage, die er roth im Kalender angestrichen hätte, wenn ihm zu so etwas noch Zeit geblieben wäre, aber jetzt saß er nicht mehr Tage lang rechnend und brummend in der Stube. Der alte unwillige Barthle saß überhaupt gar nirgends mehr, Klausmelkers Vater aber lief überallhin um dem tausendsappers Jungen zu helfen, zu rathen und zu befehlen. Ja, man mußte schon mit dem Blitzkerl hinaus, denn die Arbeit ging ihm aus der Hand, ob er noch nie an was Anderes gedacht habe, und mitten im Vormittag wär er auch heimgekommen, wenn man nicht bei ihm gewesen wäre und ihm wieder neue Wege gewiesen hätte. Freilich wurde Klausmelker von keinem Dorfbewohner so gelobt und bewundert, wie von seinem Vater, dem in den letzten Jahren die Arbeit schwer und langsam aus der Hand gegangen war; aber was kümmerte ihn der Spott und die von bösen Leuten gewöhnlich mit dem Worte Klatschsucht bezeichnete — Theilnahme der öffentlichen Meinung? Ihm galt es vor allem den Vater zu gewinnen und das gelang ihm besser, als er selbst erwartet hatte. Jeden Wunsch Barthles schien der Schlaukopf ihm aus den Augen heraus zu lesen, ja bald gelang es dem klug berechnenden den Vater gewissermaßen zu beherrschen und seine Leidenschaften spielen zu lassen, wie die Register einer Orgel. Fast alles was er wollte, wußte er zu erreichen; so wurde z. B. noch im Jänner Holz zu einem neuen Stubentäfel hergerichtet, und im Februar fing man sogar an, stark von einer neuen Thürschwelle zu reden, da es

denn doch faſt eine Schande ſei für einen Gemeinderath, wenn ſich ſein Haus nur noch mit dem Armenhauſe vergleichen laſſe, ſo daß man glauben könnte, der müſſe ſchlecht verwalten, da er nicht einmal mit Handwerkern Schritt zu halten vermöge."

Der Hausfriede ſchien alſo vollkommen hergeſtellt, aber Mariannen war nie recht wohl dabei. Oft machte ſie dem Bruder Vorwürfe, daß er nur auf Schleichwegen zu ſeinem Ziel gelangen wolle und nannte es unwürdig eines Mannes, immer, faſt täglich, gegen ſeine Ueberzeugung zu handeln.

„Der Hausfriede iſt alles werth," ſagte er.

„Ja, du hältſt dich eben für einen Knecht des Vaters; wähnſt du aber nicht, du dienteſt ihm beſſer und kämeſt ihm näher, wenn du öffener wäreſt?"

„Nein. Man dient dem Menſchen am beſten, wenn man ihm thut, was er will und dafür ſorgt, daß er nicht will, was man nicht kann. Alſo gebet dem Vater, was des Vaters iſt."

„Das wäre vor allem Offenheit und Liebe, das wäre das Herz."

„Weit gefehlt! Das alles mag er nicht," ſagte Klausmelker und vergebens zwang er ſich zu lächeln indem er fortfuhr: „man muß da mit ſich und mit ihm auf andere Art fertig zu werden, man muß —"

„Aber darfſt du mit den heiligſten Gefühlen ſo herzlos ſpielen?"

„Gutes Kind, ſo wird jetzt häufig mit den ſogenannten heiligen Gefühlen geſpielt. Dem Pfarrer fängt

die Gesellschaft beim Freimaurer an lästig zu werden; er möchte von daher alles schnell erfahren, Zwietracht säen und die Gemeinde wieder in den Sack stecken, daher errichtet er jetzt eine Betschwesterei. Vor acht Tagen hat er von einer neuen Bruderschaft gepredigt und dabei gesagt: „Das sei wol eine der vortheilhaftesten Bruderschaften, indem nur sehr wenig gebetet werden müsse und man doch dabei ungemein viel Abläße gewinnen könne. So berechnet man seinen Vortheil und anderer Leute Berechnungen. Und nicht nur in der bösen Welt draußen thut man das, auch hier geschiehts und zwar noch von ganz anderen Leuten, als so daher gelaufenen Fabriklern. Schau um dich! Wer sind die Braven und Guten, die man allgemein hochschätzt? Sind's etwa Leute, die immer das Herz auf der Zunge haben und das Gewissen als Handschellen mit herumtragen?"

„Auf offenem Markte kauft man selten das Beste," erwiederte Mariann.

„Aber sehen kann man, was just zur Mode gehört. Hansmichels der Aelteste ließe den Vater fast verhungern, aber man lobt ihn und das ganze Haus. Warum? Der Alte ist ein Lump, die Kinder fromm und sparsam. Nun, das ist den Leuten genug. Lieber einen jungen Laffen, der sein Geld auf Zinsen ausleiht, als einen, der einem verachteten Vater gegenüber seine Kindspflicht erfüllt."

„Der Vater hat auch darüber aufbegehrt."

„Allerdings. Der Hansmichel ist ihm auch eine

Laſt, da man den armen Vetter doch nicht auf die Gemeinde kommen laſſen will."

„Es iſt ein Elend mit dir!" ſagte Mariann die Stube verlaſſend. Sie mochte nicht mehr widerſprechen, da es, wenn ſie das that, ſtets noch ärger wurde und ſie ſich immer mehr überzeugte, ſie werde gar nicht verſtanden.

„Es iſt ein Elend mit ihm," klagte auch das Rösle, nachdem es den ehemaligen Geſpielen einige Male geſehen und gehört hatte. Dem guten Mädchen that es grauſam weh, den Knaben, den es voll Muth und Thatkraft, als Mann zu finden hoffte und ſich freute, ſo ſchwach, ſo charakterlos wiſſen zu müſſen. O, traurig, wenn er, um behaglich daheim am runden Tiſche ſitzen zu können, ſich ſo verſtellte, und noch trauriger, wenn er wirklich der war für den er gelten wollte!

„Und es iſt ein Elend," dachte auch Franz, vor dem Klausmelker offener als vor dem Rösle und beinahe ſo offen als der Schweſter gegenüber ſeine Urtheile über Welt und Menſchen ausſprach. Aus ſeinen Büchern lernte Franz nur bedeutendere Menſchen und Ereigniſſe kennen und hatte daher immer geglaubt, ein junger, noch für alles empfänglicherer Menſch müſſe durchaus von einer oder der anderen Zeitſtrömung fortgeriſſen werden und dann gewandter und kräftiger wieder ans ruhige Ufer zurückkommen. Franz hatte auch ſchon Gelegenheit gehabt, den herausfordernden Trotz einzelner Fabrikler kennen zu lernen und Klausmelkers erbärmliche Fügſamkeit war ihm daher unter allem, was der aus der

Welt herein hätte mitbringen können, das Allerunbegreiflichſte.

Als Sepp im letzten Herbſt erzählte, „in Dornbirn habe ihn eine Geſellſchaft ſtudirter und halbſtudirter Herren mit Spott und Gelächter aus dem Leſezimmer getrieben, weil er nur ein Bregenzerwälder Bauer geweſen," da hatte Franz geſagt: „Die meiſten, ja alle Uebelſtände im Bauerleben würden dadurch erklärt, daß der Mann mit dem verbrannten Geſicht und der ſchrundenvollen Hand ſich zuerſt an nichts Beſſeres, Höheres anſchließen könne und dann aus Trotz, oder weil ſeine Kraft gebrochen, nicht mehr möge."

Jetzt aber fiel es Franzen gar nicht ein, auch ſeinen ehmaligen Freund mit dieſen Worten zu entſchuldigen. Er war ungerechter gegen ihn, als gegen ſeine übrigen Landsleute, die er jetzt viel mehr bedauerte, als tadelte, weil ſie durch ihre Berge und ſonſt noch durch Vieles gar zu ſehr von aller Cultur abgeſchloſſen ſeien, weil man da nie von etwas wahrhaft Großem höre und fortgezogen werde, ſo daß rohe Kraft, Liſt und geerbtes Geld alles beherrſchten, während der Triebkraft des Talents gar keine Bahn offen ſtehe.

Nur ſelten kam Franz mit Klausmelkern, von dem er ſich ungern „lieber Freund" anreden ließ, zuſammen, und wenn die Mutter ihn tadelte, daß er den Tropfen ſo ganz wegwerfe, ſo ſagte er kurz: „Er möge ihn eben nicht mehr ſehen und nicht mehr hören."

Einmal aber hörte er ihn denn doch ungemein gern, das war an dem Tage, als er ihm ſagte: „Die Frommen

im Dorf wollten, da des Dokters Isabell eine vornehme Hochzeit ohne Feuer und Licht halte, einmal einen lustigen Fastnachtstag halten, um die Burschen aus dem Hause des Freimaurers herauszulocken und neues Leben ins Dorf zu bringen. Man wisse aus Erfahrung, wie so ein Faschingstag, fast einer Lauine ähnlich, alles Bisherige über den Haufen werfe, alte Freundschaften zerstöre und neue schaffe. Das alles nun habe er, Klausmelker, auch dem Vater zu Gemüthe geführt und ihm noch besonders zu beherzigen gegeben, daß es eine schöne Sache wäre, wenn Barthle dadurch, daß er mit den Seinen den Faschingsdienstag mitmachte, der Welt zeigte, wie in seinem Hause alles so froh und einig sei. Das habe denn auch gezündet, und wenn Franz wolle, könne er den ganzen Tag bei Mariannen sein, da wahrscheinlich das Rösle Zeit finden werde, mit ihm zu tanzen. Den Vater brauche man gar nicht zu fürchten, denn der wolle eben zeigen, daß man ihn nie zu fürchten brauche."

Dießmal kam Klausmelker von Franzen weg, ohne daß dieser ihm eine Strafpredigt hielt, denn Franz fing an zu glauben, Barthle sei, wie sonst noch viele, ein ganz anderer, gemüthlicher Kerl, als er, durch des Vaters graue Brille blickend, gewähnt hatte. „Nur lächelnd," meinte er, „gebe Barthle den unschädlichen Tollheiten des Jungen nach und kein anderer würde wie der, jenen an der Nase herumführen können."

Mariann, der Franz diese Vermuthung mittheilte, schüttelte traurig den Kopf und bald sollte durch den für unsere Freunde und Bekannten später noch verhängniß-

vollen Streich einer Zigeunerin der Beweis geliefert werden, daß Mariann den Vater doch noch beſſer kannte als Franz.

Unter all dem „erbärmlichen Geſindel,“ welches ſich zuweilen im Dorf herumtrieb, waren die Zigeuner dem Barthle am meiſten zuwider, und oft tadelte er den Hansmichel, daß er auch dieſen Kreaturen, von denen man nicht wiſſe, ob man ſie mehr fürchten oder verachten müſſe, Unterkunft gebe und ſich vielleicht gar mit ihnen des Gebettelten und Geſtohlenen freue.

Als daher Klausmelker an einem Sonntage beim Mittagseſſen von ſo einer halben Hexe erzählte, die jetzt im Dorfe herumſchwätze, alles Vergangene und Künftige wiſſend, und ſich viel Geld zuſammenbringe durch ihre Liſt, fuhr Barthle auf: „Und ſo etwas leidet man in einer chriſtlichen Gemeinde? kann man denn dem gottloſen Unfug nicht ein Ende machen?“

„Wer ſoll's thun?“

„Ja, ja, das iſt's — nur das. Man mag denn doch mit ſolchem Geſindel nicht allzuviel zu ſchaffen haben, wenn man nicht muß.“

Als er nun etwa eine Stunde ſpäter ein Weib ohne Kopfbedeckung mit wirr herunterhängenden, rabenſchwarzen Haaren, die auch das braune Geſicht faſt ganz bedeckten, auf ſein Haus zukommen ſah, bereitete er ſich vor, das widerwärtige Geſchöpf in den vielen buntfärbigen Fetzen ſo zu begrüßen, wie man es nach ſeiner Anſicht in jedem Hauſe thun ſollte.

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ rief die Eintretende

feierlich und ſetzte ſich dann ohne Weiteres auf's Kanapee.

„In Ewigkeit," murmelte Barthle; aber erſt als er ſich von Staunen und Schrecken über das, was er ſah und hörte, wieder ein wenig erholt hatte.

„Meinſt du etwa, ich hätte nicht auch Glauben und Hoffnung und Liebe?" fragte die Alte, während ſie den von neuem Erſchrockenen wie eine Wahnſinnige anſtarrte. „Meinſt du, wir, die ewig Pilgernden, hätten nicht auch euere chriſtliche Wiſſenſchaft? O, wir haben noch viel mehr als das, denn im Aegyptenland, aus dem wir abſtammen, hat's Gott geſchehen laſſen zum Wohl der ganzen Welt und gewiß auch zu deinem, daß einer von den Unſern das längſt verlorene ſechſte Buch Moſis fand und das enthält allerlei geheime Kunſt und Wiſſenſchaft, zum Heil und Nutzen aller, die vom Teufel oder von böſen Leuten geplagt werden."

Während die Zigeunerin ſo ſchwätzte, hatte ſich Barthle wieder etwas zuſammengenommen, und als ſie fertig war, donnerte er ſie an: „Geh, du alte Wetterhex, wenn du nur prahlen willſt! Bettler, die ein Vaterunſer bringen vor jede Thür und dafür ein Almoſen fordern, die laß ich mir gefallen — das laß ich; recht und willkommen iſt der, den Gott ſchickt, wen aber der Teufel hertreibt —"

Barthle hielt erſchrocken inne, denn die Alte ſtand plötzlich und ohne daß er wußte, wie ſie ihm ſo nahe gekommen, ganz hart vor ihm. Sie ſchien mit jedem Worte größer zu werden, als ſie die kleinen Augen wild

rollend mit einer Stimme, die einem Manne zu gehören ſchien, langſam und feierlich ſagte: „Iſt's etwa nicht Gottes Wille, daß ich da bin? Iſt nicht alles, was geſchieht, ſein Wille? Er könnte mich erſchlagen laſſen vom Blitz oder mich hinunterdonnern zwanzig Fuß unters Meer, wenn er nicht wollte, daß ich da wär' und dich befreite von dem Unſtern in deinem Stall, der dich ja ſchon einzig im letzten Jahr um zwei ſchöne braune Kühe gebracht hat und gar bald auch die Schellkuh fordern wird."

„Weib — wer hat dir das geſagt?"

„Für dich iſt's wichtiger zu wiſſen, was dagegen zu thun iſt."

Das war einmal vernünftig geredet. Jedenfalls mußte die Alte mehr können als Brot eſſen, ſonſt würde ſie nichts von ſeinen Kühen gewußt haben. Bequem — ungemein bequem wär's nun freilich geweſen, ſo ein Hausmittel gegen derlei Unfälle zu bekommen, aber Hexerei war halt doch Hexerei und zweifelhaft blieb's immer und mißlich, ob Gott ſo ein Weſen, vor dem es einem ordentlich grauſete, wie die Apoſtel in der Welt herumſende. Sein Lebtag hatte er gehört, ſolche Leute hielten es mit dem Teufel, und da Schutz und Hülfe ſuchen gegen Gottes Fügung konnte nicht recht ſein. Zwar ſtand in dieſem Augenblick die liebe, ſelbſterzogene Schellkuh, der Stolz ſeines Stalles, in aller Schönheit und Größe vor ihm — aber unſer Herrgott iſt am Ende doch der größte und der mächtigſte, dachte er und ſagte entſchloſſen: „Wenn du wähnſt, mich ſo mir nichts dir

nichts hinüberſchwätzen zu können auf den breiten Weg des Verderbens, dann kennſt du den Barthle noch nicht ſo gut als ſeine Zukunft, du Wetterhexe du!"

Noch nie hatte Mariann des Vaters Donnerſtimme ſo gerne gehört als in dieſem Augenblicke. Sie erwartete, die Betrügerin werde ſogleich das Haus verlaſſen; die aber ſetzte ſich wider alles Erwarten auf den ihr zunächſt ſtehenden Stuhl und ſagte ruhig: „Ich kenn' den Barthle wol beſſer, als er mich kennen und ſchätzen will. Er ſollte übrigens den Kopf täglich zweimal mit Weihwaſſer waſchen, um das ſchlechte Gedächtniß zu kräftigen, welches ſchon vergaß, daß ich auch glaube und hoffe und liebe."

Jetzt war's etwas ganz Anderes. Die Perſon redete vom Weihwaſſer und eine Hexe würde das nie und nimmermehr gethan haben. Auch war im Grund nichts dagegen einzuwenden, daß ihr Kommen eine Schickung Gottes ſei.

Die Zigeunerin fuhr nach einer Pauſe fort: „Habt ihr nie gehört von der Geſchichte Jobs? Er war unglücklich und ſein Unglück iſt gekommen vom Teufel. Wer auch ſonſt hätt' ihn plagen ſollen dieſen frommen Mann! Auch aus der jetzigen Zeit wären mehr als tauſend ſolche Fälle zu erzählen. Gott ſtraft den nicht, der betet und Almoſen gibt und die Fremden beherbergt und treu bleibt im Glauben und Hoffen; aber dem Teufel und böſen Leuten iſt ſo einer ein Dorn im Auge, ſie plagen ihn und entziehen ihm den Nutzen, die Frucht ſeiner Arbeiten und Sorgen. Gott läßt das zu, wie

beim Job, aber er hat nichts dagegen, wenn man ſich durch Mittel, deren Werth jeder gute Chriſt kennt, zu helfen ſucht."

„Hier iſt ein Mittel," fuhr ſie dann, ein kleines Päcklein aus der ſchmutzigen Strohtaſche ziehend, fort, „ein Mittel gegen künftiges Unglück im Stall. Wenn man es gehörig braucht, lernt man auch den Böſewicht kennen, durch den das bisherige Unglück entſtand."

Mariann, die bald den Bruder, bald den Vater unwillig fragend angeſehen hatte, verließ ſchnellen Schrittes die Stube.

„Was iſt denn da drinn?" fragte Klausmelker lächelnd.

„Da iſt geriebene Johanniswurzel, junger Herr!" ſagte die Zigeunerin feierlich und dann ſich wieder an Barthle wendend, fuhr ſie fort: „Davon muß man unter dem Melken im Stalle verbrennen und das Johannisevangelium dazu leſen oder beten. Iſt ein Stück Vieh wirklich verhext, oder fürchtet man ſich, wie du bei der Schellkuh, ſo nimmt man auch Haar und Blut vom Thier und verbohrt es in eine Tanne. Dann wird eine Woche und fünf Tage ſpäter jemand aus dem Hauſe des Zauberers kommen und etwas entlehnen wollen, was ihm aber durchaus nicht gegeben werden darf, wenn mein Mittel helfen ſoll. Jetzt aber muß ich gehen, denn ich hab noch vielen zu rathen und zu helfen. Bitte, mir noch geſchwind das Geld zu geben, für welches ich in Einſiedeln drei Meſſen leſen laſſen werde zu eurem zeitlichen und ewigen Heil."

„Und den Lohn für die Mühe," spottete der Klausmelker.

„Dafür verlang ich nichts, wenn man mich unbeschenkt gehen lassen will."

Barthle gab der Alten einen Kronenthaler, worauf diese dankend das Haus verließ.

Das, was die Zigeunerin sagte, war doch nicht so uneben und nichts Unheiliges kam dabei vor. Ein Versuch mußte jedenfalls gemacht werden und Barthle lief gleich mit Messer und Bohrer hinaus, um die bedrohte Schellkuh zu retten, wobei er murmelte: „Also am Freitag nach dem Faschingsdienstag — will doch gern sehen, das will ich!"

Klausmelker eilte in die Küche, um, wie er sagte, sich recht auszulachen über die dumme Geschichte.

„Kannst du noch lachen?" fragte Mariann streng. „Ich kann es nicht und vor der erbärmlichen Schwätzerin hab' ich mich noch schämen müssen für ihn."

„Alle Menschen haben ihre Schwächen. Der Sepp vertraut dem Adlerwirth, was er auf- und anbringt, und doch weiß er so gut, als die ganze Gemeinde, was das für ein Mann ist. Aber es soll eben eine Sägmühle gebaut werden. Dagegen ist die Dummheit unseres Vaters noch klein. Der fromme Mann darf nicht denken, drum muß er jedem frommen Geschwätz glauben. Ich wette, er ist nicht erst der Zwanzigste die-

ſer Art in unſerem Dorfe. Doch man erzählt ſo etwas nachher nicht mehr gern."

„Ja Klausmelker, und auch wir wollen's keinem Menſchen ſagen."

„Ich hätte dabei wenig Freud', wenn nur auch du Franzen gegenüber ſchweigen kannſt."

„Ich kann's, denn es thut mir immer weh, wenn er über den Barthle lacht."

In Barthles Hauſe ſogar redeten die beiden kein Wort mehr von der Zigeunerin. Der Faſchingsdienſtag war nahe und Mariann hätte kein Mädchen ſein müſſen, wenn ſie ohne Herzklopfen die Tage bis dahin zu zählen im Stande geweſen wäre.

Auch Franz, der ſeit Klausmelkers Heimkehr nur noch ſelten einen Augenblick mit der Geliebten ein vertrautes Wort hatte reden können, mochte den Dienſtag faſt nicht erwarten. Er war der erſte, der ſich beim Adlerwirth einfand, und vertrieb ſich dann die Zeit ganz gut, indem er dem im engen Hauſe herrſchenden Treiben zuſah.

Der Wirth ſchoß wie ein Verrückter im Hauſe herum, während der Aufwärter einige kleine Fäßchen vor die Kammer hinauftrug, die heute zum Tanzſaal ausgeräumt worden war. Jetzt kam das Rösle, erfaßte den Wirth bei der hinten umgebundenen Schürze und flüſterte ihm zu: „Der Kreuzwirth habe geſagt, dießmal helfe er noch aus, das nächſte Jahr aber werde er ſchon ſelbſt Tanzmuſik halten, wenn der Adler doch keinen eigenen Wein mehr habe." — „Das könn' er," ſagte

der Wirth und sprang in den Keller. Franz ging nun dem Rösle nach auf die Kammer, wo die Musikanten eben die Anstands halber mitgenommenen Notenhefte zurechtlegten, während der Aufwärter kleine Brettchen aus den eben weggeräumten Bettstellen herausriß und ringsum an den Wänden befestigte, damit die Gäste wenigstens Bänke hätten, um dort ihre Gläser aufzustellen. —

Jetzt kam auch der Adlerwirth, immer zwei Stufen auf einmal überschreitend und kreidete auf die drei Fässer die Buchstaben b, r und w, dem scharfsinnigen Aufwärter zum Zeichen, daß hier weißer oder rother Wein, dort Bier zu bekommen sei. Dann hieß er den Waldhornisten mit der Stimme eines Ossianischen Feldherrn, welcher Selma's Schild geschwind zu schlagen und die Krieger aus Busch und Wald zu rufen befiehlt: „Nun tutte sie nur zusammen, die Esel, die nicht anzufangen und nicht aufzuhören wissen!“

Mit dieser Grobheit schien der sonst so höfliche Wirth dem heute schon zusammengelebten Aerger ein wenig Luft lassen zu wollen. Das war gleichsam der Tribut, welchen er seiner Bauernnatur zu entrichten hatte, um dann wieder recht schön katzenglatt sein und jedem der nun kommenden Gäste etwas Liebes und Gutes sagen zu können.

Franz stand im untern Winkel, wo die sonst immer von einer Bettstelle bedeckte Wand noch völlig neu zu sein schien. Lächelnd beobachtete er die Ankommenden, deren Eigenart sich sogleich in Blicken und Geberden

verrieth. Wie war jetzt in dieſer kleinen Kammer ſo Vieles für ſo Viele! Dort ſchritt einer zu den Muſikanten und flüſterte ihnen einige Worte zu, nur um ſo unbemerkt noch einmal in den neben ihnen an der Wand aufgehängten Spiegel ſehen zu können, da wurden die Kleider gemuſtert und nach der Zeit gefragt, um die neuen Taſchenuhren herausziehen und zeigen zu dürfen; vielſagende Blicke wurden den drei Fäßchen zugeſandt, auf denen jetzt auch die Preiſe angeſchrieben waren, und dabei fuhren breite Hände unwillkürlich ungemein ſchnell in enge Taſchen, durch liebliches Thalerklingeln, das in der ganzen Kammer gehört wurde, allerlei Gedanken und Abſichten verrathend.

Klinglinglingling! Der Faſtnachtsſchlitten hielt wieder vor dem Hauſe und brachte neue Tänzerinnen. Alles eilte ans Fenſter. Nur Franz blieb noch in ſeinem Winkel und ſah den Burſchen zu, die nun hinabeilten, um ihre Mädchen zu holen. Während der eine beinahe den unter der Thüre ſtehenden Aufwärter niederrannte und der andere jauchzend und ſingend durch die Kammer tanzte, zündete dort ein dritter ruhig eine Cigarre an, beſtellte eine Halbe und ſchritt dann, den Hemdkragen ordnend, langſam hinaus. Immer reger wurde es und immer lauter, ſo daß die zärtlichſten Paare in den Winkeln herum ungeſtört flüſtern und ſich die Hände drücken konnten, während in der Mitte der Geldſack ſich zum Geldſack fand und breit machte.

Jetzt wars aber mit Franzens Beobachtungen zu Ende. Das Klingling hatte ihn ans Fenſter getrieben

und die Frage: Wird ſie kommen? ließ ihn nicht mehr in ſeinem Winkel zurück. Was alles konnte in den letzten Tagen vorgefallen ſein und ſich als wichtige Zahl auf des alten Mannes wunderliche Rechnungen geſtellt haben? So ein Rechner war gar nicht zu berechnen; das wußte Franz und ſchon fing er an, ſich mit dem Gedanken auszuſöhnen: Mariann werde gar nicht kommen.

Und dann? Darum war und blieb ſie doch ſein liebes, gutes Anneli.

Die Paare ordneten ſich, die Muſik begann und wie ein mächtiger Strom ſchien ſie alle zu erfaſſen und zu drehen. Man muß ein Dorfbewohner ſein, um die Macht der ſo ſeltenen Muſik zu kennen, und zu wiſſen, wie man da noch mit Leib und Seele tanzen kann. Niemand blieb ruhig, alles hüpfte, drehte und wand ſich, ſogar Franz begleitete den luſtigen Walzer mit Händen und Füßen, walzte endlich gar mit dem unter der Thüre ſtehenden Rösle in den Kreis der Tänzer und ließ es nicht mehr los, bis es etwa eine Viertelſtunde ſpäter in die Küche gerufen wurde.

Jetzt glaubte Franz Barthles hölzerne Stimme zu hören und wenigſtens eben ſo ſchnell als die Burſchen, denen er vorhin lächelnd zugeſehen hatte, eilte er aus der Kammer und hätte den ihm auf der ſchmalen Stiege begegnenden Sennen beinahe umgeſtoßen. „Halt,“ rief dieſer, „morgen kommt auch ein Tag!“

„Ja, der Aſchermittwoch.“

„Geh nur!“ lachte der Senn und ließ ihn vorbei. Franz ging, aber immer langſamer. „Morgen

kommt auch ein Tag," wiederholte er, „und zwar ein Tag, an dem der nun zum Sehen und Hören gekommene Barthle alles bis aufs Kleinſte wiederkäuen wird. Er könnte da wol etwas von einer kleinen Verſchwörung gegen ihn merken." — „Aber," ſagte er dann die drei letzten Stufen mit einem Satz überſpringend, „ich hab nichts zu ſcheuen, „wer ſich immer fürchtet, iſt nie ſicher," würde der Senn ſagen."

„Ah, grüß Gott, Klausmelker!" redete er dieſen, den Barthle nebenbei ſcharf beobachtend, fröhlich an. „Wärſt du auch ſo gut, mir gelegentlich eine Zeit lang deine Tänzerin zu leihen?"

Barthle hatte den Verwegenen erſtaunt angeſehen.

„Allerdings und gleich, wenn du willſt," ſagte Klausmelker und führte Franzen ſeine Schweſter zu, die ihm etwas zögernd auf die Kammer folgte.

Ein eigenes Gefühl durchzitterte die beiden, als ſie Arm in Arm durch die Reihe der Zuſchauer ſchritten. Sie hatten noch nie miteinander getanzt und Mariann erröthete, ſo oft ſie ein Auge auf ſich gerichtet ſah; doch es währte gar nicht lange, bis es ihr und ihm war, als ob ſie ganz allein da ſeien. Sie gaben auf keinen Menſchen acht und hatten ſchon beinahe eine Stunde getanzt, als Mariann ſagte: „Jetzt hat der Klausmelker das Rösle. Das hab ich gedacht; das Mädchen iſt ihm immer im Sinn und doch würden die beiden gar nicht gut zuſammen paſſen."

„Es wird vielleicht ſein guter Engel, wie du der meine.“

„Klausmelker iſt halt kein Franz,“ flüſterte Mariann.

Die Kammer war ſo voll Gäſte geworden, daß die Tanzenden abwechſeln mußten, um ein wenig Platz zu bekommen. Einige Burſchen ſchimpften über die erbärmliche Wirthshütte, in der nicht einmal alle miteinander luſtig ſein könnten; der Senn aber ſagte: „Recht iſt's, daß zuweilen einige Tänzerinnen frei werden. Leute, wie ich, die nur vom Gnadenbrot leben, müßten ſonſt hungrig wieder heimgehen.“ Dabei erfaßte er eins der neben der Thüre ſtehenden Mädchen, warf den Muſikanten einen Guldenzettel zu und rief: „Nun, drei offene extra für den Sennen.“

Der ſogenannte Offene iſt in neueſter Zeit von den Polka's und Mazurka's faſt gänzlich verdrängt worden, ſo daß dem in ſeiner Heimat ſchon beinahe Fremden alle jüngeren Leute ſcheu ausweichen, wenn er wieder einmal zu ſeinem guten Rechte kommt. So traten auch dießmal alle zurück und ſahen murrend oder bewundernd zu, wie die Beiden von den Wellen der Töne hinausgetragen wurden und in verſchiedenen Kreiſen ſich hin- und herbewegten, bis endlich dieſe Kreiſe ſich ineinander verſchlangen und das Paar in der Mitte zuſammenbrachten.

Es war ſo ſtill, daß Jedermann den Sennen verſtand, als er der Tänzerin die Hand reichend, fröhlich ſagte: „Ich hab's längſt behauptet, mir werde noch ein-

mal eine nachlaufen und mich faſſen und nicht mehr laſſen. Das, hab' ich gemeint, ſei dann die Meine, wenn ſie auch Niemand beſonders hübſch nennen werde."

„Aber ich laſſe dich," rief die Tänzerin und verſchwand unter den lachenden Zuſchauern.

Der Senn wollte nun das Rösle aufführen, das aber trat einen Schritt zurück und ſagte ungewöhnlich aufgeregt: „Wenn du durchaus einen Narren haben mußt, ſo laß dir beim Herrgottmacher einen aus Holz ſchneiden, ich wenigſtens mags nicht ſein."

„Wißt ihr was? ich mag auch nicht," murrte der Senn.

„Komm und mach keine Dummheiten!" ſagte Mariann ihm entgegengehend.

„Ja, ich komme, wenn ihr, du und Franz eine Halbe mittrinken wollt."

Die drei gingen mit einander ins Nebenſtübchen hinab und ſetzten ſich zuſammen an einen Tiſch.

„Mir und dem Rösle dürfte einer ein ſchönes Hochzeitsgeſchenk verſprechen," ſagte der Senn.

Mariann meinte: Liebe müſſe zanken. Sie wüßte gar nicht, was ſie gethan hätte, wenn ſie an Rösles Platz geweſen wäre, und gerade an Franzen wäre es ihr am meiſten zuwider geweſen, wenn er gethan hätte wie der Senn.

„Nun," ſagte der letztere, „ich weiß nun doch, was ich wiſſen wollte. Ich hörte, wie der Klausmelker dem Mädchen vom Heiraten vorſchwätzte, und mir kam es

vor, es hab' keine rechte Freude dran. Aber irren iſt menſchlich. — Ja ſo Mariann, ich mach da eine Dummheit nach der andern."

„Nur zugeredet," ſagte Mariann lächelnd, „darum tanz ich doch noch mit dir, bis du genug haſt."

„Nun, ſo komm nur gleich!"

Die beiden gingen auf die Kammer. Sie ſahen das Rösle neben der Stiege in einem Winkel ſtehen und ſich die Augen wiſchen. Der Senn ſagte mit eigenthümlich weicher Stimme: „dem guten Tröpfle ſollte man etwas Unüberlegtes nicht verargen; in ſo einem Durcheinander kann einem die Geduld ſchon einmal ausgehen."

Franz war im Nebenſtüble zurückgeblieben und hatte geſehen, wie Barthle, der ſich den ganzen Abend da befand, ſo merkwürdig luſtig wurde, als der Senn mit Mariannen auf die Kammer ging. So ſtolz und laut mußte dieſer Mann vor dreißig Jahren in ſeinen beſten Stunden geweſen ſein. Jedem Vorübergehenden hielt er das immer friſch gefüllte Glas entgegen, für alle hatte er einen Spaß oder ein freundliches Wort, und als die neben ihm ſitzenden älteren Bauern ſich entfernten, rückte er zu Franzen herab und plauderte mit dem Erſtaunten über alles Mögliche, bis Mariann und der Senn wieder zurückkamen. Dann ſtand er auf, zahlte dem Paar noch eine Halbe Rothen und ſagte: „So, jetzt geht unſer einer heim, kommt bald nach!" Dabei warf er dem Sennen einen vielſagenden Blick zu, der aber

nicht verſtanden worden ſein mußte, ſonſt würde Mariann kaum gewagt haben, Franzen mit heimgehen zu laſſen.

Bis zwölf Uhr wurde ununterbrochen geſungen und getanzt, gegeſſen und getrunken, dann aber machte der Gemeindediener mit dem Machtwort „Aſchermittwoch“ der ganzen Herrlichkeit ein Ende. Die zwar ganz bezahlten, aber erſt halb gegeſſenen Braten und Würſte erkalteten auf den ſchnell verlaſſenen Tiſchen und eine Viertelſtunde ſpäter war das Wirthshaus dunkel und ſtill.

Fünftes Kapitel.

Wie den Sonderlingen selbstgehauene Späßne weh thun.

Wer am Faschingsdienstag ins Wirthshaus geht, muß am Aschermittwoch in die Kirche. Auch Franz ließ sich den Kopf mit Asche bestreuen, obwol ihm noch fastnachtsmäßiger zu Muthe war als gestern. Er war mit Mariannen heimgegangen und nun wiederholte er sich heute wol zehnmal jedes Wort, das sie gesprochen hatten bis um drei Uhr. Ja so lang hatte sie Barthle beisammen gelassen, und auch da hatte er ihn noch nicht fortgeschickt, sondern nur etwas unwillig gehustet hatte er und sich im Bette herumgewälzt wie einer, der Lust hat aufzustehen. Vom Barthle konnte man sicher nicht mehr verlangen, aber auch von Mariannen nicht; so ein Mädchen gab's im ganzen Bregenzerwald, ja auf der ganzen Welt nicht mehr.

Als er aus der Kirche kommend an Adlerwirths Hause vorüberschritt, fiel ihm die Bemerkung der Ge-

liebten ein, Klausmelker und das Rösle würden nicht gut zusammenpassen und — wunderbar! — jetzt dachte er sich das Anneli zum erstenmal im Hause waltend neben der Mutter, sah es bei sich am Tische sitzen, im Hofe herumgehen, helfend und um Hülfe bittend, und zum ersten Mal freute er sich seines Reichthums, der ihn, wie er bisher meinte, in die Heimat „niedergedrückt hatte." „Wenn man's recht betrachtet," murmelte er, als er in der frohesten Stimmung von Barthles Hause hinaufschritt, so ist's schön und ehrenhaft vom Barthle, daß er einen so reichen Burschen wie mich zurückweisen wollte, weil ihm einer von meiner Art zu schlecht und zu herzlos schien für sein liebes Anneli. Hundert anderen ist ein wohlhabender Bauer das erste, ein großer Hof das zweite und der Mensch selbst das letzte. Der Mann verdient wahrhaftig Achtung, und daß man seine Art auch etwas gelten lasse."

Sepp war heute nicht in der besten Stimmung und Franz hatte daher nicht Lust, den ganzen Tag zu Hause zu bleiben. Er sagte: „Er wolle Holz ziehen, müsse aber zuerst einen Schlitten vom Barthle entlehnen, da der seine letzthin ein Bein gebrochen habe."

„Und just vom Barthle muß der Schlitten sein?" fragte Sepp, der schon oft darüber gelacht hatte, daß die Freundschaften bei den Bauern in der Regel mit gegenseitigem Entlehnen eingeleitet würden. „Ja," fuhr er dann bitter lachend fort, „so einem reichen, besitzstolzen Barthle muß es an Leib und Seele wohl thun, sich so fein geschmeichelt zu sehen. Man kommt dann auch

wieder, um Gelegenheit zu Gegendienſten zu geben und die gute Nachbarſchaft, Schwägerſchaft und ich weiß nicht was iſt eine ausgemachte Sache."

Franzens Erröthen verrieth, daß Sepp den Nagel auf den Kopf getroffen habe. Ja Franz war entſchloſſen geweſen, das Eiſen zu ſchmieden, da es warm ſei. Barthle war in der beſten Stimmung und dieſes Frühlingswetter kam ſo ſelten, daß der Verliebte es ſich und dem Anneli ſchuldig zu ſein glaubte, da zu ſäen, ſo viel ihm nur immer möglich ſei. Durch Sepps Rede nun war er daran erinnert worden, daß dieſen Weg auch des Vorſtehers Bub, ja jeder herzloſe Burſche gehen würde, wenn es ſich darum handelte, Mariannen zu gewinnen. „Nein, Barthle kann mir das Anneli, wie ich es will, weder geben noch nehmen," dachte er und wäre ſicher nicht mehr zu ihm, wenn er auch nicht in dieſem Augenblick den Sennen geſehen hätte, der wie gewöhnlich mit großen Schritten langſam auf ſein Haus zu kam.

„Gut geſchlafen?" fragte Franz den Eintretenden.

„Gottlob, und —?"

„Verſteht ſich, es war doch luſtig geſtern."

„Alles gut abgelaufen," ſagte der Senn ausweichend. „Kein Pfarrer und ſogar keine Pfarrersköchin hätt' etwas zu tadeln gefunden. Nur ein einziger kleiner Streit."

„Doch einer?" fragte Franz.

Der Senn ſetzte ſich und erzählte: Es ſeien einige Holzhacker aus der Nachbargemeinde da geweſen und die hätten dann durchaus Schnaps auf dem Tanzplatz

haben wollen. Der Adlerwirth aber, der wol lieber Wein verkauft haben würde, habe gesagt, daß das noch nie und nirgends der Brauch gewesen sei und viele hätten ihm beigestimmt. Etwa ein Dutzend Stöße, hundert Flüche und einige Ohrfeigen hab's gegeben, und dann sei der Dokter gekommen, vor [illegible]n sich gleich alle geschämt hätten.

„Ich hab' von dem Allem nichts gemerkt," sagte Franz.

„Ich wol, und hab' dabei gedacht, das wär' auch wieder etwas zu dem Kapitel über den Holzhandel, der unsere besten kräftigsten Leute, wenn sie nicht zufällig reich sind, zu so gemeinen Menschen und bald auch zu Krüppeln macht. Den traurigen Verdienst des Holzhackens hätten unsere Burschen wie früher den Tirolern überlassen und dafür in der Fremde was Ordentliches werden sollen. Unsere Fremdler haben dem Land fast immer Ehre gemacht."

„In der Welt draußen sieht und hört und lernt man grausam viel Schlechtes," bemerkte die Mutter.

„Viel mehr Schlechtes und mehr Gutes als bei uns," entgegnete Franz; „aber warum geht ihr wol am liebsten in einen recht großen Tuchladen, wenn ihr einkaufen wollt?"

„Weil ich da eher das finde, was mir just paßt."

„Und was euch nicht paßt, nehmt ihr natürlich nicht. Ich nun denke mir die Fremde als großen und unser Ländchen als kleinen Tuchladen."

„Warum warnen denn aber unſere geiſtlichen und weltlichen Lehrer und Vorgeſetzten immer vor der böſen Welt?“

„So warnt auch der Kleinhändler und glaubt wol ſelbſt alles zu haben, was man braucht,“ verſetzte Franz.

Sepp hatte ſchweigend den beiden zugehört. Der Mann war in der letzten Zeit, da er Franzen und die Mutter ſo einig ſah, ungemein mürriſch geworden. Fühlte er ſich doch ſogar in ſeinem eigenen Hauſe fremd, er mochte allein ſein mit den Seinen oder Abends, wenn die Stube voll war, ſchweigend im Ofenwinkel ſitzen. Stundenlang konnten Mari und Franz reden, ohne daß er nur ein Wort ſagte. Auch heute ſchien er gar nicht zu hören, wovon man rede, bis endlich Franzens eigenthümlicher Vergleich ihn zum Lachen und zum Sprechen brachte. „Immer,“ ſagte er zu Franzen ſich wendend, „immer willſt du es mit dieſem Großhändler zu thun haben und ſchimpfſt dabei doch auch über den Holzhandel, ohne zu bedenken, daß jener gar nichts umſonſt gibt. Eben nur durch den Handel, durch Eiſenbahnen und beſſere Straßen wird das Neue auch da herein kommen. Wo ſonſt Geld hernehmen, um die Macht, welche die Welt bewegt, die Selbſtſucht etwas Neuem zuzuwenden? Oder willſt du Genügſamkeit predigen und das Faſtenpatent für das ganze Jahr einführen?“

„Nein, Vater, aber unſere Bedürfniſſe ſollten uns nicht zu Schmarotzern und Räubern, ſondern zu thätigen Menſchen machen. Würde die in uns lebende Kraft nicht ſchon früh unſern erbärmlichen Verhältniſſen

untergeordnet, glaubten wir ſelbſt noch an unſere Fähigkeiten und ſuchten wir dieſe zu verwerthen, ſo würden wir ganz andere Menſchen werden, die dann nicht mehr vom Raub leben müßten."

„Als ob wir jetzt alle mit einander gar nichts wären!" murrte Sepp. „Iſt nicht jeder Gulden, den ich beſitze, ein Stück verwerthete Fähigkeit?"

Jetzt konnte ſich der Senn nicht mehr halten. Kerzengerade ſtellte er ſich vor Sepp hin und fragte: „Baut der Adlerwirth eine Säge, um ſein Holz ſelbſt zu verarbeiten, oder um anderer Leute Arbeit und Holz abzuſchaben? Nicht einmal mit eigenem Geld kann er das, ſondern nur mit dem ſogenannten Kredit ſpekulirt er auf die Tröpfe, die die Löcher im Hausweſen mit den jungen Waldungen ihrer Kinder ausfüllen. Dummheit! Er hat ja bei keinem Menſchen Kredit als bei dir, und niemand kann begreifen, wie der ſonſt ſo kluge Sepp auf einmal ein ganzer Narr worden iſt. Man weiß es überall, daß der Adlerwirth ſchon manches Hundert von da wegholte und doch hat er noch nichts thun laſſen, als ein wenig Bauholz fällen von Schnäpslern, die ihm ſicher umſonſt arbeiten mußten.

Sepp war etwas nachdenklich geworden. In letzter Zeit hatte der Adlerwirth beinahe jede Woche Geld gefordert und dabei geſagt: „die ganze Gemeinde ſei wieder gegen ihn. Man hab' ihn in Verruf gebracht und alle ſeine Schulden unruhig gemacht. Rösles Kapitäler würden ſorgſam verwaltet, daß man's noch nie ſo geſehen

habe, und daß ihm nichts gehöre als ein Haufen Kinder, wisse Jeder."

„Und doch muß gebaut werden!" hatte dann Sepp gesagt, hatte immer wieder gegeben und sogar seinen Kredit für den Wirth benützt, so daß dieser in kurzer Zeit nicht nur manches Hundert, sondern sogar mehrere Tausende aus Sepps Haus getragen hatte. Aber warum sollte nicht auch der Senn zu des Finken Anhängern gehören? Ja, das war's, warum also diesem mehr glauben als Andern? „Es muß gebaut werden, trotz allem und allem," fuhr Sepp plötzlich auf.

„So thu es selbst, statt diesem gewissenlosen Menschen alles zu überlassen."

„Gewissen" — wiederholte Sepp, „sein Weib, seine Kinder, sein Anwesen, das ist sein Wissen oder Gewissen."

„Jetzt versteh' ich dich, und wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen," sagte der Senn und verließ mit Franzen die Stube.

Franz mochte nicht mehr in die Stube zurück; er legte sich auf den Heustock und sann drüber nach, was wol der Barthle heut mache. Die Zeit wurde ihm schrecklich lang und er ging zum Wagner, der ihm seinen Schlitten erst am Freitag zu machen versprach, da bei ihm alles der Ordnung nach gehen müsse, wie im Beichtstuhl.

Hätte Franz am Donnerstag im Feld arbeiten können, so würden ihm Barthle und Mariann weniger Kopfarbeit gemacht haben. Eben weil er so gern in Barthles

Haus gegangen wäre, wollte er nicht daran denken, daß er überall einen Schlitten bekommen könnte.

Am Freitag ſtand Barthle ungewöhnlich früh auf. Er war mit der Stallarbeit bereits fertig, als auch in den Nachbarhäuſern Feuer und Licht ſichtbar wurde. Als er nach dem Morgeneſſen wieder in den Stall wollte, um die Kühe zu tränken, befahl er es ihm zu ſagen, wenn heute jemand komme. Und kaum hatte er das geſagt, als Franz, der ihn noch nicht in der Stube vermuthen mochte, hereinſchlich und bat, ihm einen Schlitten zu leihen.

„Richtig," ſagte Barthle mit eigenthümlichem Lächeln, „alſo darum ſeid ihr ſo reich!"

Franz wußte nicht, was er aus dieſen Worten machen ſollte. „Gute Nachbarn helfen ſich oft aus, wenn ſchon beide Theile wohlhabend ſind," verſetzte er.

„Es muß ſchon ſo ſein," ſagte Barthle wie zu ſich ſelbſt. „Jahre lang hat man die Nachbarſchaft nichts gelten laſſen, nie als heute, gerade heute."

„Man muß einmal den Anfang machen," ſtotterte Franz.

„Heut macht man nicht den Anfang, ſondern den Schluß macht man und den Marſch, verſtanden?" Und indem er ſich hart vor Franzen hinſtellte, erzählte er ihm von der Zigeunerin und was die geſagt habe.

Jetzt mochte Franz wieder lachen: „das iſt ein wunderliches Zuſammentreffen."

„Ja, ſehr wunderlich, ſo daß ich es für einen wahren Fingerzeig Gottes anſehe, den ich auch nicht unbe-

nutzt laſſen will. Mag doch die Hexe ſein, wer ſie will, du geh und komm mir nie mehr unters Dach — nie mehr!"

„Vater, laßt doch reden mit euch," bat Mariann, und ſchrie dann laut auf, als Barthle einen Stuhl ergriff und gegen Franzen erhob.

„Mach uns nicht Händel ins Haus, denn ausrichten thuſt du doch nichts," flüſterte Klausmelker dem Vater entgegentretend, Franzen zu, der dann, da er Mariannens Bruder nicht unrecht geben konnte, ſchnell die Stube verließ.

Im erſten Zorn hätte er zum Pfarrer laufen mögen, um dem die Geſchichte zu erzählen, aber gleich darauf kam ihm das als das Dümmſte vor. „Warum blinden Glauben mit blindem Glauben vertreiben? Mariann iſt mein und das iſt genug." Die letzten Worte vermochten aber heute nicht mehr wie ſonſt ſchon hundertmal Franzen zu beruhigen und über alles zu erheben. Ja, in ihnen lag für ihn etwas wie ein Vorwurf. Wenn Mariann doch ſein war, warum dann noch, Klausmelkern ähnlich, um den Alten herumſchleichen wie einer, der das Kind vom Vater kaufen möchte?

„Ja, er hatte eine Dummheit gemacht, das geſtand er ſich, aber keine ſolche wie Barthle. Gehen wir denn zurück? rief er, froh den Aerger auf einen Punkt zu bringen. Wenn der Vater über die dummen Bauern ſpottete, durfte ich ihm entgegnen, daß unſere Väter uns wenigſtens keine Hexenprozeſſe überliefert hatten, und jetzt im Jahre 1860 ſollte das noch angehen? Nun,

leeres Glauben und blinder Haß haben immer dieſelben Folgen!“ Franz verſuchte über ſich und über Barthle zu lachen, wie zuweilen Kinder ihre Furcht wegzuſingen ſuchen; aber er liebte Mariannen zu ſehr, als daß ihm hätte gleichgültig werden können, was ihr ſicher viel Kummer und Herzleid machte. Freilich war's eine dumme Geſchichte, aber Franz, der, wie bereits erwähnt, auch an die Zukunft zu denken anfing, mußte ſich geſtehen, daß ſie doch wichtige Folgen haben könnte. Er wußte, daß die vielen Bücher im Hauſe des Vaters und ſein ſchnelles Reichwerden längſt manchen auf wunderliche Gedanken brachten, die im Namen Freimaurer, welcher einen durch unerlaubte Künſte und Verbindungen reich gewordenen bezeichnet, ziemlich deutlich ausgeſprochen waren. Und Barthle hatte ja Beweiſe. —

Als er heim kam, hörte er des Adlerwirths Rösle mit dem Vater reden. Das Mädchen war ihm begegnet, als er den Schlitten haben wollte. Schon da hatte er zu bemerken geglaubt, daß es weine, und da auch jetzt ſeine Stimme nicht ſo voll klang wie ſonſt, ging er neugierig in die Stube, wo es noch ſo dunkel war, daß er von den dort Anweſenden gar nicht bemerkt wurde.

„Ja, Sepp, alles, gar alles iſt hin!“ klagte das Rösle, „ſogar noch den Wein für den Dienſtag hat er entlehnt, um ſich Geld in den Sack zu machen. Es iſt ein Elend, und doch wollten wir gern von allem nichts ſagen, aber die Schand', die er auf uns ladet und die Sünd, die er mitnimmt. Die Mutter —“ heftiges Schluchzen erſtickte ſeine Stimme.

Endlich nahm es wieder alle Kraft zusammen und fragte: „Aber um Gotteswillen Sepp, was sollen wir thun?“

Sepp sagte etwas rauh: „Da frag einen, der gerade mehr guten Rath bei sich hat. Keine der Schulden also, von denen mir der Spitzbub vorschwätzte, ist bezahlt?“

„Nein,“ hauchte das Rösle.

Eine Zeit lang war alles still, dann plötzlich schrie das Mädchen auf: „Und der Vater ist fort und hat die Mutter verlassen, hülflos, schutzlos, in Noth und Verzweiflung.“

„Verzweifeln“ — sagte Sepp bitter — „verzweifeln thu nicht einmal ich, obwol ich mehr an dem Kerl verliere als ihr.“

„Mehr!“ fiel das Rösle hastig ein, „mehr als den Vater und Ehr' und guten Namen?“

„Dich geht ja die ganze Geschichte gar nichts an,“ tröstete Sepp das laut weinende Kind. „Noch vor wenigen Tagen ist mir gesagt worden, daß man ihn auf deinen Namen hin gar nicht sündigen lasse. Du stehst der ganzen Geschichte so fern, daß weder die Gläubiger noch andere Folgen dir schaden können.“

Das Rösle hatte sich schnell die Augen getrocknet und schien auf einmal um vieles größer zu werden, als es sagte: „So gut, besser als die Meinen will ich's nicht. Ich gehöre der Mutter und den Geschwistern wie sie mir, und lieber will ich das Meine und das Ihre mit ihnen gemein haben und als Magd mein Brot ver-

dienen, denn mich von ihnen trennen und wohlhabend bleiben."

„Das ist nicht nöthig, was euch gehört, wird euch niemand nehmen."

„Dann wär' aber der Vater meiner lieben Brüderle und der Mann der Mutter ein Dieb."

„Man kann's nennen, wie man will."

„So soll man's aber nicht nennen, so lang wir es anders machen können."

„Geh," sagte Sepp rauh, „du weißt nicht, was du redest, und ich hab' Wichtigeres zu thun, als dir zu beweisen, daß nur ich der Geschlagene bin."

Rösle verließ weinend die Stube. Franz, dem die Härte des Vaters gewiß so weh gethan hatte als ihm, ging ihm nach. Er wollte das gute Kind nicht ungetröstet fortlassen, aber es war schon nirgends mehr zu errufen. Und wer hätt' ihm auch mehr Trost geben können als das eigene Gewissen! Es war also doch nicht wahr, daß im Bregenzerwald gar nichts Großes mehr geschah. Dieses Rösle war eine Heldin so gut als eine. Opferte es doch der Ehre der Seinen seine ganze Zukunft. Mariann that freilich noch mehr, indem sie sich dem Barthle täglich von Neuem opferte, aber auch das Rösle that viel, that mehr, als Franz von einer Wälderin — das Anneli ausgenommen — erwartet hätte.

Franz eilte zur Mutter in die Küche, aber nicht um ihr, wie es seine Absicht gewesen war, vom Hexenprozeß zu berichten, sondern um ihr das eben Gehörte mitzu-

theilen. Er erwartete, daß auch ſie Röſles Entſchluß bewundern werde; aber die Mutter fand das alles nur in der Ordnung, nachdem einmal das Unerhörte geſchehen ſei.

Die folgenden Tage beſchäftigte ſich in Sepps Haus Jedes auf ſeine Weiſe mit der Flucht des Adlerwirths. Franz lief zum Vorſteher und forderte den auf, Schritte zu thun, um des Durchbrenners noch habhaft zu werden, und als der alles für vergeblich hielt, da der Bote erſt nach einigen Tagen wieder nach Bezau gehe, eilte Franz ſelbſt auf's Gericht um den Fall anzuzeigen. Da aber das Röſle erſt am dritten Tage nach der Flucht beim Sepp geweſen war, ſo blieb alles umſonſt und der Adlerwirth kam nimmer in die Heimat zurück.

Sepps Weib, welches die unglückliche Familie nicht genug bedauern konnte, hatte es errathen, als ſie ſagte: „Es wär ein Unglück geweſen für die ganze Haushaltung, wenn man den Lümmel zurückgebracht hätte.“ Der Adlerwirthin würde unter anderen Verhältniſſen der Abſchied von dieſem Manne, von dem ſie und die Ihren ſchon ſo viel hatten ausſtehen müſſen, nicht beſonders ſchwer geworden ſein.

Sepp ſaß jetzt immer in der Stube und ſtarrte ganze Stunden auf die vor ihm auf dem Tiſche liegenden Rechnungen. Wenn Mari oder Franz ihn fragten, wie viel er denn verloren habe, ſo begehrte er fürchterlich auf über die Schlechtigkeit der Welt und ſchalt ſich einen Narren, daß er je einem Menſchen getraut habe. „Wir leben darum doch noch,“ tröſtete Mari, „und waren nicht

verzagt, da wir noch weit weniger beſaßen als jetzt. Ich muß noch beinahe lachen, daß du den Merks bekommen haſt, du der ſich ſo groß thut auf ſeine Klugheit und über meine Leichtgläubigkeit und Gutherzigkeit lacht."

„Nun, ſo lach' nur," ſagte Sepp. „Die Freud' gehört ganz uns, denn ich muß ſie theuer bezahlen."

„Du könnteſt es leichter als die verlaſſene Wirthin und das unglückliche Rösle, die doch alles übernehmen wollen."

„Sie wollen ſicher nicht, und wenn ſie auch wollten, ſo könnten ſie nicht. Allerdings iſt das Rösle bereits volljährig, aber die Wirthſchaft verkaufen und ſo alle arm machen läßt es die Gemeinde doch nicht. Zudem würde das kaum reichen, mich zu befriedigen, und es wären auch noch Andere, die etwas möchten."

„Großer Gott! Haſt du dich denn gar ſo überſchwätzen laſſen?"

„Ja, ſo iſt's, und nun kannſt du dich freuen über den Merks."

So maulte Sepp mit den Seinen, ſo oft ſie vom Adlerwirth redeten. Aus jedem ihrer Worte ſuchte er den böſen Sinn, nur um mit ihnen aufbegehren zu können. So glaubte er ihnen am eheſten alle Luſt vertreiben zu können, ferner noch an die Geſchichte zu erinnern. Es gelang ihm auch bald, Mutter und Sohn, wenigſtens, wenn er dabei war, zum Schweigen zu bringen.

Deſto mehr aber redeten jetzt die übrigen Dorfbewohner davon und niemand ſuchte ſeine Freude darüber

zu verbergen, daß der Spitzbube auch noch ein Stück vom Freimaurer mitgenommen habe. Das hatte Sepp ſich gleich anfangs gedacht, hatte ſchon, als das Rösle noch bei ihm war und klagte, das ſchadenfrohe Gelächter des Vorſtehers und der Seinen zu hören geglaubt, was ihn faſt noch mehr ärgerte als der erlittene Verluſt. Indeſſen machte ihm dann aber auch dieſer bald mehr zu ſinnen, als er anfangs gewähnt hatte. Früher hatte ſich Sepp, wenn man vom Bau der Sägmühle redete, mit ſeinem Kredit groß gethan: den werd' er einſpannen, bis Zeug genug auf dem Platze ſei, und wenn dabei alle Stricke zerreißen ſollten. Jetzt waren aber alle Stricke zerriſſen und noch kein Zeug auf dem Platz. Kein Menſch glaubte, daß die Wirthin die vom Manne hinterlaſſenen Schulden bezahle, und alles machte ſich nun an den Sepp, der es bitter büßen mußte, daß er früher ſeinen Gegnern damit trotzte, er werde alle ſeine Truppen ins Feld ſchicken, der Adlerwirth müſſe ſich nur melden, wenn er Geld wolle.

Dem guten Sepp war es dießmal bei weitem nicht gleichgiltig, was Hans und Grete zu der Geſchichte ſagten, aber ſo weh that ihm der Jubel der Leute darüber, daß „nun auch dem Freimaurer einmal ein ſelbſtgehauener Spahn an den Kopf geflogen war," doch ſicher nicht als Franzen, dem begeiſterten Lobredner der öffentlichen Meinung. Wenn die Leute von einer weiſen Fügung Gottes ſprachen, unter der eben die unſchuldige Wirthin mit dem ſchuldigen Sepp leiden müſſe, wie das ja immer zu gehen pflege, ſo konnte Franz das beim

beſten Willen nicht anders als gemeine Rachſucht nennen, die in ihrer Dummheit das Widerſprechendſte zuſammenſtelle, und er geſtand dem Vater, daß ſeine Freude an der Abendgeſellſchaft immer kleiner werde, und daß er zuweilen faſt Luſt habe, den Sennen und die Beſten herauszunehmen und die Andern ihre Wege gehen oder kriechen zu laſſen.

„Das hab' ich immer wollen," ſagte Sepp freudig. „Wenn du endlich doch noch darauf kommſt und darauf bleibſt, ſo iſt Adlerwirths Streich kein gar ſo großes Unglück für mich."

Aber Franz blieb nicht darauf. Er ſuchte Gründe, ſeine Landsleute zu entſchuldigen, und er fand überall. An einem Sonntag kam er ganz zornig heim und ſagte: „Es iſt doch ſchad' für unſere lieben jungen Burſchen, daß ſie mit Fleiß zu Sklaven erzogen werden. Wird's doch von allen Seiten in ſie hineingepreßt, überall am Ende und am Anfang nur Belohnung und Strafe zu ſehen. Haben ſie in der Kirche gehört, daß Gott wie ein zorniger Holzhacker drein ſchlägt, ſo werden gleich darauf die gerichtlichen Bekanntmachungen verleſen, an deren Schluß gewöhnlich mit Gefängniß und Geldſtrafe gedroht wird. Wahrlich, die Mißlaute in der Stimme des Volkes gleichen dem Klaggeſchrei eines mißhandelten Kindes, und wer darum unwillig würde, weil das einmal auch ſein Mittagsſchläfchen ſtört, der müßte ein grauſam herzloſer Menſch ſein."

Sepp ſagte: „Er ſei nie unwillig geweſen, ſondern hab immer den Leuten ihre Ketten abnehmen wollen."

„Um ihnen dafür die eurigen aufzuladen. Ihr wolltet ein Rädelsführer werden, und verlangtet eigentlich nur Gehorsam, wie die Andern.“

„Und was willst du?“

„Gemeinsamkeit; der Mensch kann nichts aus sich selbst.“

„Wenn du meine Erfahrungen gemacht hättest —“

„So thät ich dem Vetter täglich danken, der mir aus des Vaters Nagelschmiede heraushalf.“

„Aber, Franz, das Mädchen, das du für das erste hältst auf der ganzen Welt, ist doch alles einzig durch sich selbst worden.“

„Nein Vater! geht nur zum Barthle hinüber und der wird euch sagen, daß ihr und ich dessen böse Engel gewesen seien, und ihr tadelt, daß das Anneli schon viel zu viel von dem alten Dummkopf an sich habe um noch —“ Franz stockte.

„Nein nimm sie nur, ihre Thaler könnten wir jetzt ganz gut brauchen. Wir hätten dann nicht mehr nöthig, des Hansmichels Wald abzuholzen, um die Säge bauen zu können.“

„Ihr werdet doch nicht mehr bauen wollen?“

„Allerdings will ich das! Der Sepp steht auf mehr als einem Fuß und der will nur einmal sein Denkmal haben um jeden Preis.“

Von jetzt an war Franz täglich am Vater, um ihm seinen Plan auszureden. Sepp gab auch wirklich nach, was aber der Fink wol mehr dem ungeduldigen Drängen

der Gläubiger, als Franzens Beredtſamkeit zu verdanken hatte.

Faſt noch mehr Kopfarbeit als dem Sepp hatte des Adlerwirths Flucht Barthles Klausmelkern gemacht. Der war nicht aus der Fremde heim gekommen, um ſein Lebtag das willenloſe Werkzeug jeder Laune des Vaters zu bleiben. Nicht nur Barthles wohlbeſetzter Tiſch, ſondern hauptſächlich das Rösle hatte ihn in die enge Heimat zurückgelockt. Seine Abſicht war, ſich zuerſt mit dem Vater in gutes Einvernehmen zu ſetzen, dann da oder dort mit dem reichen, daheim nur wenig geſchätzten Rösle einen eigenen Hausſtand zu gründen und ſich das Leben ſo angenehm als möglich zu machen. Vor allem hatte er daher den Barthle zu gewinnen getrachtet, hatte ihm in allem vor- und nachgegeben und alle Mittel angewendet, durch die nach ſeiner Anſicht auch Mariann die Liebe des Vaters und die Achtung aller Dorfbewohner gewann. Er glaubte mit der Schweſter nur darum nicht beſſer übereins kommen zu können, weil ſie verblendet durch die ſchönen Namen, die ſie ihren Gefühlen und Handlungen gebe, ſich für beſſer halte als ſie eigentlich ſei. Der oft von ſeinem Wunſch, „der Unerfahrenen die Augen zu öffnen“, allzuſehr Hingeriſſene mußte ihr daher bald noch herzloſer und verbitterter vorkommen, als das der Fall geweſen wäre, wenn ſie ihn nie zum Widerſprechen gereizt hätte.

Auch mit dem Rösle war es Klausmelkern ſo gegangen. Es war ihm der Engel ſeines Paradieſes, die geliebte Mitgenoſſin der glücklichſten Stunden ſeines

Lebens gewesen. Mit ihm hatte er seine Spiele gespielt, mit ihm seine stolzen Zukunftspläne entworfen, und als er im vorigen Jahr unerkannt vor ihm stand und dann sein Urtheil über ihn hörte, da war es ihm, wie er selbst gestand, gerade als ob seine ganze Vergangenheit neben dem Mädchen stehe und ihm Vorwürfe mache. Bis dahin hatte seine Erinnerung Rösles Bild gerade so festgehalten, wie es ihm vor Jahren erschienen und so lieb worden; nun war er sehr überrascht, das gute Kind so viel stolzer und demüthiger, stärker und schwächer, gläubiger und mißtrauischer, kurz als Jungfrau wieder zu finden. Es wurde ihm immer wunderbar angst neben dem sonderbaren Wesen, das ihn ganz zu durchschauen schien und vor dem er sich, wie stolz er auch auftreten mochte, recht erbärmlich klein vorkam. „Doch das wird schon anders werden," meinte er, „sie ist eben eine stolze Wälderin, die sich nicht wie ein Kind von jedem führen läßt, und das ist recht. Kann ich nur einmal ungestört mit ihr reden, so wird alles anders, denn sie ist zu klug um mich nicht gleich zu verstehen."

Eben um das zu können hatte er Vater und Schwester auf den Fastnachtsdienstag geschwätzt. Der Tag hatte dann aber für ihn nicht so viel Gutes gebracht als er erwartete. Je mehr er redete, erklärte und auseinandersetzte, desto ernster, scheuer und strenger schien das Mädchen zu werden und bald standen die beiden sich ferner als je vorher.

Nun aber, nach des Adlerwirths Flucht, mußte denn doch in seinem Hause alles anders werden. — Jetzt

war Klausmelkers Zeit gekommen. Der alte Barthle, der dem Sepp seine „Strafe“ von Herzen gönnte, und das Aufhören seines beinahe sprichwörtlich gewordenen Glückes für eine Wirkung seines Gegenzaubers zu halten begann, freute sich wol schwerlich mehr über den Streich des Adlerwirths als sein Sohn, welcher meinte, das Rösle und die Seinigen würden nun mit beiden Händen zugreifen, um so einen reichen und geschickten Burschen wie ihn auf die verwaiste Wirthschaft zu bringen. Es war das von ihm auch nicht gar so herzlos, als es wol scheinen mochte; denn wie er den Wirth und die Seinen kannte, glaubte er annehmen zu dürfen, alle würden Gott von Herzen danken, daß er nun fort sei, wenn sie einmal aus den ihnen von ihm bereiteten Verlegenheiten heraus wären. Das liebe Stiefkind, das Rösle, hatte ihm früher so viel vom Adlerwirth erzählt, daß er ihn herzlich verachtete und dessen Flucht für ein recht glückliches Ereigniß hielt. Er konnte sich daher nicht erklären, warum das Rösle fast jeden Sonntag in der Kirche weine und fing sogar an das Jammern der Wirthin für halbe Verstellung zu halten. Wie konnten die beiden im Ernst so wehleidig thun über den Verlust eines Mannes und Vaters, der sie oft sogar mißhandelt hatte?

Als er einst an einem Sonnabend, an welchem er das Rösle allein anzutreffen hoffte, in des Adlerwirths Stube kam, fing das gute Mädchen ihm sogleich von seinem und der Seinen Kummer und Herzleid zu erzählen an. „Es sei traurig,“ sagte es zu dem ehmaligen Freund, den auch jetzt es noch nicht ganz vergessen zu

haben ſchien, „ein Angehöriges durch ſchnellen Tod zu verlieren, aber noch viel ſchrecklicher ſei es, wenn eins mit Sünd und Schande beladen von dannen geh und kein Menſch wiſſe wohin. Der ſchlechteſte Troſt aber ſei der, daß man dadurch auch von mancher Plage frei worden ſei, denn dadurch werde man immer daran erinnert, wie viel ſchon längſt anders hätte ſein ſollen. Man müſſe fürchten, daß dem Geſchiedenen der Segen und die Gnade Gottes nicht folgen werden, und könne ſich doch ſelbſt auch nicht von aller Schuld frei ſprechen. Traurig ſei der Gedanke an den Geſchiedenen, traurig aber auch die Zukunft der Zurückgebliebenen. Da ſei ein Haufen Kinder, von denen das älteſte, das Margrethle, am unglücklichen Aſchermittwoch gerade ſiebzehn Jahre alt worden ſei. Wol ſeien alle ſchon recht fleißig und arteten in allem der Mutter nach, aber die unſchuldigen Tröpfle hätten nun ihr Lebtag zu tragen an der Laſt ihres Vaters,“ und lange werde man ihnen nicht recht trauen und ſie um ſeinetwillen ſchief anſehen. Und die gute Mutter, die in einem ordentlichen Hauſe erzogen worden ſei, müſſe ſich nun immer ſchämen, wenn man vom Vater ihrer Kinder rede. Sie ſei noch tauſendmal ärger betrogen als alle Andern. Hinter ſich ſehe ſie eine freudenloſe Vergangenheit, vor ſich ein Leben voll Schand-, Noth und Elend.“

„Euere Vergangenheit,“ unterbrach Klausmeller mitleidig die Klagen des Mädchens, „iſt eben die Vergangenheit des Adlerwirths. Die iſt fort mit ihm und ich traue euch zu, daß ihr die Leute bald alles vergeſſen

machen werdet. Die Wirthschaft ist dein und der Mutter; sie trägt viel und auch ein Wirth hat sich bald gefunden, wenn du ihm nur den Platz neben dir gönnst. Ich hätt wol ein schönes Anwesen daheim, aber doch thät es mich glücklich machen, wenn du sagtest, daß ich zu dir ziehen dürfe und bei dir bleiben für immer, kurz wenn du mich heiraten möchtest."

Das Rösle sah den Redenden erschrocken, erstaunt an. Jetzt fiel ihm der Faschingsdienstag wieder ein und erst nach einer längeren Pause sagte es ausweichend: „Jetzt liegt die Vergangenheit so schwer auf mir, daß ich kaum noch an das Zukünftige zu denken wage."

„Eben solltest du dich mit der Zukunft beschäftigen, um die Vergangenheit los zu werden."

„Du thätest eigentlich genug," sagte das Rösle sinnend, „ja mehr als ich von dir erwartete. Schwerlich gäb's noch einen reichen Bauern, der die Bettlerin jetzt nehmen möchte."

„Bettlerin," wiederholte Klausmeier erstaunt, „ich hab dein Vermögen längst so ziemlich schätzen können. Ich liebe dich und mag dich, wenn du auch nicht so reich bist als ich."

„Die Sach ist wichtig; ich thät gern mit den Eigenen*) reden."

„Sag du mir lieber, was du willst?"

„Willst — wust —" wiederholte das Mädchen mit zitternder Stimme. „Mir kommt alles das fast vor

*) Angehörigen.

wie — wie ein Handel. Aufs Handeln aber hat ſich das Margrethle immer beſſer verſtanden als ich."

„Warum nennſt du das einen Handel?"

„Man ſollte da geben und nehmen; doch plag mich heut nicht weiter. Ich will nachſinnen und dir bald eine ſo offene Antwort geben, als dein gut gemeinter Antrag verdient."

„Dann wirſt du ja ſagen."

„Ich glaube — vermuthlich," ſtotterte das Rösle. „Dann könnt ich all dem Elend ein End machen. Gewiß wär es keinem der Gläubiger ſo lieb als uns, wenn wir ſie befriedigen könnten —"

Jetzt erſt ahnte Klausmelker, wo das Tröpfle hinaus wolle. Er ſollte ſein Vermögen opfern und ſein Lebtag ſchinden und ſchaben, und mangeln und ſorgen, um des Adlerwirths Schulden zu bezahlen. Das war denn doch gar zu arg und „ſo?" platzte er heraus; dann aber ſchnell ſich beſinnend und das Andere, was noch nach wollte, mit Gewalt zurückdrängend, ſagte er aufſtehend: „Ja, du haſt recht, wir können ſpäter noch davon reden," und verließ die Stube.

Alſo auch das Rösle rechnete!

Wunderbar war's, daß Klausmelkern gerade an ihm ſo gar nicht gefiel und ſo fremd vorkam, was er ſonſt bei jedem Menſchen ſuchte und fand.

Aber wie rechnete das Kind! Es wurde von ihm und den Seinen ja gar nicht verlangt für den Adlerwirth einzuſtehen. Was hatte denn es davon, wenn ſeine Schulden bezahlt wurden? „Ich begreife das

Rösle nicht mehr," sagte er, und da hatte er ganz recht.

Als das Rösle der Mutter am Sonntag seine Unterredung mit Klausmelkern erzählte, sagte diese: „Das sei ihr schönster Tag; diese Opferwilligkeit zeige ihr, wie reich sie noch sei." Man beschloß dem Klausmelker eine abschlägige Antwort zu geben, wenn er wieder komme, doch der ließ sich beim Adler lange nicht mehr sehen.

Das Rösle war froh gewesen, als die Mutter, der es all seine Gedanken und Wünsche mittheilte, ihm den Klausmelker ausredete; vergebens aber war's, dem Mädchen auch seinen Entschluß „nun, da das Margrethle schon so geschickt sei, als Magd etwas zu verdienen" ausreden zu wollen. Da nützte alles nichts und schon in der folgenden Woche lief es dienstsuchend bei den reicheren Verwandten herum.

Die Bauern standen überall vor den Häusern und sahen zu, wie die von Sepps Taglöhnern gefällten Tannen aus Hansmichels Wald ins Thal herunterstürzten. Barthle war heute nicht der einzige, der über den Freimaurer aufbegehrte; viele, die des Abholzens wegen keinen Lauinengang über ihre Grundstücke zu fürchten hatten, nannten ihn einen Räuber, und sagten, das Krachen der Tannen komme ihnen wie ein donnernder Wehruf der Natur vor. Beim Rauschen der Sägen, dem Schallen der Axtschläge, dem Krachen der brechenden Stämme und dem Schreien der erschreckt fliehenden Vögel war keinem recht wohl; jeder fand etwas zu

beklagen, woran er vielleicht sonst nie gedacht hatte. „Hört doch die armen Vögel, die, kaum angekommen, schon wieder fliehen müssen!“ „Ja, jetzt geht dann für das Ungeziefer die gute Zeit an und für uns die schlechte.“ „Gott beschütze meinen dummen Buben, er hätt ein Handwerk gelernt, wenn er da nicht gar so guten Verdienst fände. Wenn er in einer ordentlichen Werkstatt wär, müßt einem doch nicht ein Stich ins Herz gehen beim Fallen jedes Stammes.“ „Ja, und so oft man das Schnapsfäßlein durchs Dorf tragen sieht!“ ergänzte die besorgte Mutter.

Das Rösle hörte von dem allem nichts. Nur selten einmal, wenn zischend und donnernd eine Tanne gegen das Dorf herfauste, als ob sie alle Häuser zerschmettern wollte, fuhr es erschrocken auf. Doch es stand kaum einen Augenblick still. Jedermann, meinte es, müsse ihm seine Gedanken und Gefühle ansehen, und die hätt es so grausam gern verborgen vor aller Welt. Es fällt einem gar allerlei ein, wenn man so um Arbeit und Brot bittend zu denen kommt, die sich mitgenießend oder tadelnd so gern unsere Verwandten nennen, und dann überall so kalt und herzlos abgewiesen wird, wie das gute Rösle. Alle seine Basen und Bäschen sowol von väterlicher als mütterlicher Seite tadelten es, daß es wegen dem Lumpenwirth und seinem Gesindel sich zu einer Bettlerin machen lasse, und daß man sich nun wegen der Magd in der Verwandtschaft gar noch schämen müsse. Da wärs klüger, wenn man brennen ließe, was nun einmal brenne, als wenn man, um zu retten, auch

noch die eigenen Hände dran wage. Der Mutter geschehe nur ganz recht. Der erste Mann, der Philipp, sei ihr immer zu altväterlich gewesen. Wol schwerlich hätte die Hochmüthige den guten stillen Vetter selig genommen, wenn nicht alles sie dazu gezwungen hätte. Als dann der gestorben sei, da habe man gesehen, was sie selbst verstehe. Der erste glatt gestriegelte Schwätzer, der sich ihr genaht, sei ihr recht gewesen mit seinem Fremdlerthum. Das sei ein Mann für sie, und sein Talent sei mehr werth für ihren Platz, als das größte Vermögen. Seit alle Jahre mehr vornehme Reisende kämen, müßten die Wirthe sich auf den Absätzen zu drehen verstehen und mehr können als Wein auftragen. So habe die Wirthin gesagt und sich weder rathen noch wehren lassen. Nun solle sie selbst sehen, wie sie sich an den Spitz gewöhne, den sie sich zwischen die Finger stieß. Das Rösle sei noch dümmer, als einst die Mutter, wenn es da dabei sein möge. Selbst der Sepp verlange das nicht, sonst würde er nicht Hansmichels schönen Wald niederhauen lassen, um Geld zu bekommen.

„Der Sepp," sagte das Rösle traurig, „der Sepp muß gleich zahlen und das können wir allerdings nicht. Er verlangts auch nicht und ist wol zufrieden, wenn wir ordentlich zinsen. Um das nun zu können bin ich da und bitte um nichts als einen Dienst."

„Nun, wenn du der Narr sein willst, so sei. Wir aber thäten uns schämen eine Verwandte so herabge-

kommen vor uns zu ſehen. Geh lieber zu Leuten, die dich nicht kennen."

Mit dieſen und ähnlichen Worten wurde das Rösle überall abgewieſen.

Es war ihm im Leben ſicher noch nie eingefallen, ſich für klüger und beſſer zu halten als Andere, und beſonders ſeine Verwandten von väterlicher Seite hatte es immer ſehr hoch geſchätzt; jetzt aber kamen ihm auf einmal alle ſo erbärmlich und gemein vor, wie ihre Begriffe von Ehre und Recht.

Wieder ſtand es vor der Hausthür eines Vetters, der jedes Jahr eine Magd brauchte. Im Garten ſpielten und ſchrieen ein Häuflein Kinder. Wehmüthig ſah es ihnen zu und mußte dabei an ſeine eigenen Kinderjahre und an Klausmelkern denken, der damals für es durch ein Feuer gelaufen wäre, jetzt aber nur noch ſich ſelbſt lieben zu können ſchien. Ja, die Erfahrungen machen eben hart. Das Mädchen konnte jetzt das ſonderbare Weſen des Spielgenoſſen ſchon viel beſſer begreifen als vor einer Woche. „O," rief es aus, „o wie wohl iſt einem, ſo lang man nur mit Thalern und Batzen aus Erlenrinden ſpielt, an denen kein Schweißtropfen und keine Thräne und kein Fluch klebt!" „Doch," ſagte es dann, ſich wieder der Hausthür zuwendend, „unſer eins iſt eben nicht zum Wohlleben auf der Welt."

Jetzt wurde haſtig ein Fenſter aufgeſchlagen und eine grelle Weiberſtimme ſchrie heraus: „Schämt euch, hart an der Gaſſe ſo ungezogen zu lärmen, ihr Nichtsnutze!"

Die spielenden Kinder fuhren kaum erschrockener auf als das Rösle. Es kehrte schnell um, während die Kinder auf die andere Seite des Hauses eilten. Hier, wo die Furcht vor dem Schein sogar das frohe Kinderspiel störte, würde ihr sicher nicht besser gegangen sein als anderwärts. „Und ists eigentlich nicht überall so? Hört man nicht aus jedem House heraus schreien: Man sieht's, man hört's! Es trägt nichts ein!?"

Da — auf einmal, wie oft plötzlich in finsterer Sturmnacht aus düstern Wolkengestalten der Mond hervortritt und dem verirrten, verzweifelnden Wanderer den Weg zeigt — stand das Bild des Sennen vor des Mädchens kummerumnachteter Seele. Er hatte großmüthig sein ganzes Leben und Wirken seinen jüngern Geschwistern geopfert. Mehr als brüderlich hatte er für alle gesorgt, bis sie sich selbst helfen konnten. Die einzige Schwester, die noch bei ihm war und seit dem letzten Herbst immer kränkelte, trug er so zu sagen auf den Händen. Kein Mensch wußte, was er alles that im Haus, Stall und Krankenzimmer. Doch lange konnte er es so sicher nicht aushalten. Er mußte eine Magd anstellen und „das wär eine Lust mit so einem Manne zu arbeiten, so einem zu dienen, wenn man auch nie an den Lohn dächte!"

Das Mädchen war vor des Sennen Haus gekommen, es wußte selbst nicht wie; doch vor der Hausthür wurde es plötzlich von einer ihm selbst unerklärlichen Scheu zurückgehalten. Es hatte schon manchen vornehmen Herrn bedienen müssen und dabei war ihm

denn auch immer ordentlich angſt worden; aber noch nie ſo merkwürdig angſt wie heute. Der Senn war doch ganz der Mann, es zu verſtehen. Hatte er ja, um ſich und ſeinen Geſchwiſtern den Kredit zu erhalten und keines derſelben in Armut und Selbſtſucht verkommen zu laſſen, das Vermögen der Aeltern ungetheilt zum Wohl aller verwaltet. Er war immer und überall für das Gemeinſame, daher denn das Rösle von ihm gewiß kein unfreundliches Wort zu gewärtigen hatte. Und doch — wenn er wieder den Narren machte, wie an jenem Dienſtag, wenn er zeigen wollte, daß man mit ſo einem Tröpfle nur ſpielen möge . . .? Das Rösle drehte ſich ſchnell und wollte wieder gehen. —

Jetzt öffnete ſich die Thür und „wie der Wildfang doch zahm worden iſt, daß er ſo vor den Thüren ſtehen bleibt," ſagte der Senn, ſichtlich erfreut das Rösle ſo unerwartet anzutreffen.

Dem aber klangen dieſe Worte wie ein Vorwurf und es hätte ſich jetzt weggewünſcht zu einer aufbegehrenden Baſe oder wohin es auch immer geweſen wäre. Wie ſollte es ſeine Angelegenheit vorbringen? Es wäre ſo gern beim Sennen Magd geweſen und doch konnte — durfte — mochte es nicht.

„Was hätteſt du wollen?" fragte dieſer.

„Ich — du — wie befindet ſich deine Schweſter?"

„O, die wird nie mehr ganz recht, es fehlt ihr in den Gliedern."

„Kannſt du alles im Hauſe allein verrichten? Thäteſt du mich nicht als Magd anſtellen?"

Der Senn besann sich. Zwar nicht lange; aber dem Mädchen schien jeder Augenblick eine Stunde. Was konnte er nicht alles denken, während er so still vor ihm stand. Das Mädchen wurde auf einmal gesprächiger: „Du weißt," sagte es, „wie wir dran sind, und da mein' ich halt, ich könn' auf die Art der Haushaltung am besten vorwärts helfen."

„Möchtest du bei mir bleiben?" fragte der Senn mit unsicherer Stimme.

„Von Herzen gern."

„Ich muß dir aber vor allem eins sagen: Ich könnts nicht leiden, wenn der Klausmelker oft herkommen thät."

„So schick ihn fort, mich geht das in deinem Hause nichts an."

„Nichts?"

„Nein."

„Rösle," sagte der Senn nach einer Pause und seine Stimme klang gar nicht so wie sonst.

„Was?"

„Willst du nicht lieber mein Weib werden, als meine Magd?"

„Um Gotteswillen thu mich doch nicht plagen und auslachen schon am ersten Tag!" rief das Mädchen in Thränen ausbrechend.

„Mir ists heiliger Ernst," versicherte der Senn. „Wegen meinen jüngeren Geschwistern hab ich lang warten müssen mit dem Heiraten; doch du bist noch da und das ist mir genug. Noch nie hat mir eine gefallen wie

du. Aber bei dem langen Warten auf dich bin ich ein Bischen alt worden; vielleicht fast zu alt. Doch nun sag du deine Meinung: Ja oder Nein?"

„Du — ich —" stotterte das Mädchen und verbarg das glühende Gesicht, „so wie du bist, gerade so bist du mir lieb und recht. Ja, ich will!"

„So ist mir denn die Meine doch noch nachgegangen, wie ichs immer sagte!" jubelte der Senn, „und gerade die ist gekommen, die mir die Liebste war und der sogar ich einmal nachgehen wollte."

Jetzt dachte auch das Mädchen wieder an die Vergangenheit und an die Eigenen; aber es fiel ihm doch nicht ein, dem Sennen Bedingungen zu machen wie Klausmelkern. Das war eben ein Mann, dem man getrost gar alles überlassen durfte.

„Aber komm doch herein!" sagte der Senn behaglich lächelnd, „wir werden viel erleben in dem Hause, unter dessen Thüre schon so Wichtiges geschehen ist."

Die kranke Schwester begrüßte freudig das ihr vom Sennen als Schwägerin vorgestellte Rösle und bedauerte nur, nicht mit ihm im Hause herumgehen und alles ordentlich zeigen zu können. Es treffe da eine schon eine Hauseinrichtung an, an der man seine Freude haben könne."

Der Senn fürchtete, solche Worte möchten dem jetzt so armen Mädchen weh thun, und um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, sagte er: „Aber gelt Schwester, das hast du nicht erwartet, daß ich das Rösle als Weiblein ins Haus bringe?"

„O," sagte die Gefragte lächelnd, „als du mir in deinem Unmuth vom Fastnachtsdienstag erzähltest, da hab ich etwas läuten gehört, wie zu einem Hochzeitsgottesdienst."

Der Senn sagte: „Er hab damals gedacht, jetzt sei es für ihn aus für immer, und der Gedanke hab ihm grausam weh gethan, wenn er sich das liebe Rösle vorgestellt habe."

„Und mich hats geärgert, daß du mich nur so zum Spaßmachen vor die Leute reißen wolltest. Ich glaubte, ich werde dir nie mehr ein gutes Wörtle geben," sagte das Rösle.

„Das ist nun vorbei," fiel die Schwester ein. „Geht jetzt nur und seht euch unsern Tuchvorrath*) an, ihr werdet noch Betten und allerlei brauchen."

„Hat man denn nie Ruhe vor dem Knarren der Tuchschubladen?" fragte der Senn lachend. Doch er und das Rösle waren heute zu glücklich, um der auf ihre Vorräthe ein wenig Eiteln ihren Wunsch unerfüllt zu lassen, als sie sagte: „Es sei doch klüger, sich mit so etwas zu beschäftigen, als sich zu erzählen, wie zornig man schon übereinander gewesen sei."

Noch äußerst selten sind Ehverträge, die hinter verschlossenen Thüren mitten in der Nacht gemacht wurden, so lange unbekannt geblieben, als das was der Senn mit dem Rösle vor der Hausthüre ausgemacht hatte.

*) Tuch, d. i. Leinwand.

Aber auch als nach Oſtern die beiden von der Kanzel verkündet wurden, hatte man bei weitem nicht ſo viel an ihnen zu tadeln, als ſich ſonſt Brautleute gefallen laſſen müſſen. Nur hie und da meinte einer oder eine kopfſchüttelnd: „Das ärgſte ſei doch, wenn ſo ein altes Strohdach noch Feuer fange. Da wiſſe dann gar kein Menſch, wohin die Flamme fahre. Der Senn müſſe in des Freimaurers Schule ungemein gleichgültig worden ſein gegen Ehr und Anſehen, daß er ſich an ſo eine Verwandtſchaft noch während des Falles anſchließen möge."

Es gab dann aber überall Leute, die den Sennen vertheidigten und zu dieſen gehörte, wie ſich leicht erwarten ließ, auch Franz, der immer ordentlich warm wurde, wenn er von ſeinem Freunde redete. Auf Reden wie die oben erwähnten pflegte er in des Sennen eigenthümlicher Redeweiſe, die er, ohne es zu merken, ſich immer mehr angewöhnte, herzhaft zu erwidern: „Wer Ehr und Anſehen ſich nur ſo umhängt, wie einen andern gekauften oder geerbten Hoffartsfetzen, der muß ſich freilich vor jeder Staude in Acht nehmen, wie ein vornehmes Fräulein im Reifrock; der aber, dem ſie ſind wie ein ſelbſtgewobenes Kleid, in dem er ſicher und warm ſteht, der darf ſich vor einem unbedeutenden Stoß nicht allzuſehr fürchten."

Während der Senn mit ſeiner Braut im Dorf herum ging und zur Hochzeit einlud, mochte Franz ſich wol fragen: „Wie lang es etwa noch währe, bis er mit Mariannen ſo in Hut und Rock herumſtiefeln werde." Als

dann das Paar auch zu ihm kam, sagte er: „Ihn hab schon lang nichts mehr so gefreut, wie diese unerwartete Hochzeit. Noch vor wenigen Wochen sei ihm wie ein unentwirrbarer Knäuel vorgekommen was sich nun, ohne zerschnitten zu werden, so glücklich gelöst habe. Es mache einem ordentlich Muth, wieder einmal zu sehen, daß für gute Menschen alles gut ende. Wenn Schicksalsstürme alles niederzureißen schienen, stünden sie felsenfest aufrecht und reichten sich froh die Hände über die gestürzten Mauern, die sie bisher trennten."

Bevor der Senn das Haus des Freimaurers verließ, übergab er Franzen, den heute abwesenden Vater ihm recht freundlich zu grüßen und ihm zu sagen: „Jetzt sei weder er noch die Adlerwirthin im Stande, das ihm schuldige Geld zusammen zu bringen; doch wenn man sie ungestört machen lasse, brauche wegen dem Zins niemand zu sorgen, bis man einmal anders miteinander schwätzen könne."

Als Franz dem Vater das mittheilte, meinte der: „Versprechen sei leicht, wenn man heiraten wolle, ob man es dann aber auch halten wolle und könne, sei wieder eine ganz andere Frage."

„Ihr glaubt und traut doch gar keinem Menschen mehr," klagte Franz und verließ unmuthig die Stube.

Ihm war es unbegreiflich, wie der Mann, der selbst ein armes Mädchen geheiratet und es doch so ungewöhnlich

weit gebracht hatte, so muthlos, so mißtrauisch gegen andere habe werden können. Franz sah den Vater noch immer als den Mann, der aus Liebe heiratete und nur im Kampfe für das was ihm das Heiligste, so verbittert worden war. Er glaubte nicht, daß die meisten Fehler und Vorzüge des Vaters aus seiner Liebe zum Geld oder seinem Stolz entstanden, und daher jetzt sich zu Geiz und Menschenverachtung zu verknöchern begannen.

Der gute Franz hätte das keinem Menschen geglaubt, wenn er es auch fast täglich fühlte. Zuweilen meinte er wol, er könne so es nicht länger mehr aushalten und gern hätte er alles verlassen und wäre fortgegangen, aber es wär ihm noch weniger möglich gewesen, ohne seine Lieben, die Mutter und Mariannen zu leben, als dieselben mitzunehmen. Wenn er einmal recht im Ernst ans Fortgehen dachte, dann zuckte es überall und that ihm weh, dann fühlte er, wie fest, wie innig er jetzt in seine Heimat hineingewachsen war.

Franz liebte. Nicht nur sein Anneli liebte er, sondern alle seine Landsleute, deren Bestes und Schönstes ihn immer an sein Mädchen erinnerte. Je mehr er sich den übrigen Dorfbewohnern näherte, desto näher fühlte er sich auch Mariannen und desto höher erschien sie ihm, in der sich alle Gaben und Talente seiner Landsleute vereiniget zu haben schienen. Wo er auch immer sein mochte, umgaben ihn liebe Zeugen glücklicher Stunden. Dort beim Brunnen hatte Mariann ihm erzählt, „wie es den Barthle gefreut habe, daß gerade er die Prophezeiung der Zigeunerin bestätiget, und daß er nun alles

für eine Fügung Gottes halte. Auch sie glaube, daß es nicht ohne Gottes Zulassung geschehen sei und hoffe daher das Beste.“ Da auf dem Kirchweg hatte sich ihm ein kummervolles Herz erschlossen und dort hatte ihm ein feuchtes Auge, ein warmer Händedruck für empfangene Wohlthaten gedankt. O, die Liebe hatte sein Leben so reich, so glücklich gemacht, seit sie, nicht mehr Stolz und Herrschsucht ihn zum Handeln trieb.

In dem schönen großen Hause seines Vaters aber wurde ihm nie recht wohl. Nur einer im Dorf hatte dem Sennen wehmüthiger nachgeschaut als er — und das war Barthle, welcher den Sennen viel lieber mit Mariannen auf Hochzeitswegen gesehen hätte. Es war nun wieder mit einer Lieblingsrechnung hull. Vergebens hatte er Mariannen in Gesellschaften geschickt, die er nicht für die besten hielt, und gebetet, daß Gott ihm doch diese Sünde vergebe, umsonst hatte er am Fastnachtsdienstag dem dummen Sennen mit allem Möglichen gewinkt, alles vergebens. Dieses Rösle mit dem Stumpfnäschen und den dicken Backen wurde seinem freilich etwas bläßern, sonst aber viel schöneren Kinde vorgezogen. Doch der Senn hatte gewiß nicht mit den Augen gewählt. Der war ja kein junger Laffe und sicher war der Freimaurer an allem schuld; denn der hatte Mariannen auf seinen Weg gelockt und verdorben. Wenn es auch nicht wahr sein sollte, daß der Sepp sein Vieh verzauberte — es gab Stunden, in denen er sehr zweifelte — ein Unglücksvogel blieb er doch, vor dem Gott ihn durch die Alte hatte warnen wollen.

Klausmelker that, ob ihn Rösles Hochzeit gar nichts angehe. Er beneidete den Sennen um so mehr, da er sich bald einbildete, wenn er so ganz unabhängig gewesen wäre wie der, so würde er das herrliche Mädchen durchaus keinem Andern gelassen haben, aber in seinen Verhältnissen hätte er mehr thun müssen, als man billigerweise von einem Menschen, der auch Vernunft habe, verlangen könne. Es muß ihm nachgesagt werden, daß seine Eifersucht und sein Unmuth sich nie durch lieblose Reden Luft machten. Da er keinen Menschen hatte, dem er sich ganz anvertrauen durfte und mochte, mußte er alles in sich selbst verwerchen, was ihn quälte und drückte. Die Ruhe, die er am Hochzeitstage des Sennen zeigte, war nur eine äußerliche und Mariann konnte nicht genug staunen, daß er so viel Gewalt über sich selbst habe und so ganz sich zu beherrschen vermöge. Ungeheuchelt aber war die Hochachtung, mit der er immer von dem Brautpaar redete; er gab der Schwester von Herzen recht, als diese tröstend zu ihm sagte: „Ihr wäret doch nicht glücklich worden. Zwei, die recht zusammenpassen, können und müssen jedes Opfer bringen. Mir würde für Franzen keines zu schwer sein."

Auf des Sennen Hochzeit ging es stiller her, als dieser früher zu prophezeien pflegte. Er hätte gern Tanzmusik und alles Mögliche gehabt, aber die tiefgebeugte Wirthin hätte so etwas um alles in der Welt nicht hören mögen. Es war doch ein recht kurzweiliger Tag, obwol der Senn seiner Schwiegermutter nach-

gab, und Klausmelker war der einzige, welcher behauptete, noch nie einen so öden Hochzeitstag erlebt zu haben.

Da er sonst nie etwas tadelte, was sich auf die eine oder die andere Art auf das Brautpaar bezog, so ist anzunehmen, daß es ihm wirklich so vorgekommen sei.

Sechstes Kapitel.

Ein Jahr später.

Ein Jahr bezeichnet eine sehr bedeutende Strecke auf dem Lebenswege des Einzelnen. Besonders wenn derselbe von mächtigeren Zeitströmungen erfaßt und fortgetrieben wird, kann sich unterdessen in ihm und um ihn sehr viel verändern. Wo aber, wie in unserem Dorf, sich beinahe alle nur an ihre Scholle anklammern, so daß nur ein Sturm, stark und mächtig genug, die von der Natur und den Menschen gegen die „Welt" aufgerichteten Schanzen zu durchbrechen, ihn zu heben und vom Fleck zu bringen vermöchte, da gleicht so ziemlich ein Jahr dem andern und der Unterschied besteht hauptsächlich darin, daß man nun wieder um ein Dutzend Monate älter geworden ist. Das Gerede von einer Hochzeit, einem Todfall, einer Wirthshausschlägerei oder einer neuen Bruderschaft ist so ziemlich alles, was den behaglich auf dem breiten Laubsack seiner Väter die freie Zeit Verbringenden in seinem Schlummer stört. Niemand mag das leugnen; aber gewisse Leute behaupten, diese

Ruhe und Stille sei eben das Beste, denn das, was zu Zeiten denn doch aus der Welt hereinfinde, wäre nicht von der Art, daß man sich noch mehr Aehnliches wünschen dürfte. Sie haben da auch wirklich nicht so unrecht, als mancher aufgeklärte Kopf wol glauben mag; denn da, wie gesagt, nur Stürme etwas in diesen abgeschlossenen Monarchiewinkel zu treiben vermögen, so kann man sich leicht denken, daß man gewöhnlich nur Trümmer des anderwärts Bestehenden und Untergehenden bekömmt, die von Müßiggängern irgendwo gefunden und in fast oder ganz unbrauchbarem Zustande weiter gegeben worden sind.

So ist's — und wenn es nicht so wäre, so würde man mit dem ewigen Schreien und Klagen wegen der ungesunden Luft da draußen keinen Hund mehr zum kalten Ofen zurücklocken können.

Franzens Freunde und Anhänger bewiesen, was bei besserem Wetter aus ihnen hätte werden können. Der Sohn des Freimaurers staunte oft, daß diese Leute, denen der Vater und früher auch er gar nichts Gutes zugetraut hatte, so schnell an einander hinaufwuchsen; doch war er bescheiden genug, das zum mindesten sich selbst, viel mehr der großen Stube zuzuschreiben, in der so viele nebeneinander sitzen und plaudern konnten.

Franz hatte seit des Sennen Hochzeit manchen trüben Tag erlebt. Die schönste Zeit im ganzen Jahr war ihm der Sommer gewesen, den er wieder auf der Alp zugebracht hatte. Allerdings kam er dort nie mit Marianen zusammen, aber er konnte immer wieder an sie

denken, mit ihr sich beschäftigen, und das war fast erfreulicher, als im Herbste nachher zu sehen, wie das gute Mädchen, das seine besten Kräfte im Streite mit sich selbst verbrauchen mußte, so blaß geworden, zu hören, wie es der Vater plage und schelte, weil es seine Neigung zu ihm offen bekenne und sie durchaus nicht aufzugeben, zu unterdrücken verspreche. Gewiß hatte es Franzen viel Kummer gemacht, Thränen und Drohungen, Pfarrer und Meßner gegen sich aufziehen zu sehen; aber er glaubte an die Treue der Geliebten, und daheim, wo Vater und Mutter einander immer weniger verstanden und jedes ihn gegen das andere zu gewinnen suchte, hatte er so viel Widerwärtiges zu erleben, daß er sich viel weniger um den Barthle kümmerte, als das sonst der Fall gewesen sein würde. Zuweilen dachte er sich und Mariannen als Kinder des Unglücks, die nicht zur rechten Zeit und nicht am rechten Ort auf die Welt gekommen seien; nach und nach aber gewöhnte er sich etwas mehr an das, was nun einmal nicht zu ändern, oder doch nicht besser zu machen war. In diesem Zustande verdankte er jedenfalls der im Oktober wieder zusammenkommenden Abendgesellschaft mehr als diese ihm. Der warme Druck kräftiger Freundeshände weckte ihn wieder auf aus seinem Halbschlummer, und neues Leben, neue Kraft regte sich in ihm, wie in dem, den die Bemühungen seiner Freunde vom ersten betäubenden Schlag wieder zum Bewußtsein gebracht haben.

Die älteren Leute im Dorfe hatten bisher gerechnet, Franz werde bald wieder aus der Mode kommen. „Vor

der Jesuiten-Mission," tröſteten ſie ſich, „ſei das Tanzen und Fröhlichſein Mode geweſen, dann das Beichten und Beten, dann das Saufen und Spielen und jetzt — die Franzenſucht. Wo immer etwas einen Haken herausſtrecke, da hätten ſich von je her junge Windbeutel daran gehängt, bis man ſich wieder an etwas anderes habe hängen können, und ſo werde auch dieſe Geſellſchaft nur zuſammen halten, bis irgendwoher ein Wind ſie auseinander blaſe."

Aber denen, die ſich trotz allem Spott noch einſtellten, war's ſchon nicht mehr bloß um Unterhaltung zu thun. Franzens Feuer in ſeinen Reden gegen die drückendſten Uebelſtände hatte auch ſie erwärmt, und überdieß wurde ſo eine Geſellſchaft im Jahre 1860 nicht mehr ſo leicht auseinander geblaſen, wie zwölf Jahre früher. — Ja, anno 48, da waren die Bregenzerwälder ordentlich ruhig geblieben. Außer den Zeitſchriften, die die Geiſtlichen beſorgten, waren nur einige ſchlechte Blättchen ins Land gekommen, die ſogleich allen Kredit verloren, und jeder roch nach Schnaps und erbettelten Kupferkreuzern, der nicht über die gottloſen Studenten fluchte, welche da Unfugen anzetteln und die alte heilige Ordnung über den Haufen werfen wollten. Jetzt aber fing man an, ſich an das zu erinnern, was verſprochen worden war und nachzuſinnen, wie es wol ſtünde, wenn alles gehalten worden wäre. Jetzt bemitleidete man nur noch ſich ſelbſt, während man vor zwölf Jahren mit der beinahe unterliegenden Obrigkeit über die ſchwere Noth der Zeit gejammert hatte. Die Frommen im

Dorf waren, wie das zuweilen vorkommt, sehr ungerecht in ihrem Eifer, indem sie meinten, des Freimaurers Sohn allein sei an dem allem Schuld und nur ihn sollte das Gericht auf ein Jahr einstecken lassen. Auch da, wo man Franzen weder gesehen noch gehört hatte, fing sich's zu regen an. Arme Taglöhner und reiche Bauern richteten plötzlich die Köpfe auf und versuchten einmal ins Land hinauszusehen, aus dem die dicken Gesetzbücher, die theuren Stempel, der schlechte Tobak und die hohen Steuern hereinkamen, und in welches sie dafür die Banknoten und die lieben Söhne hinauswandern lassen mußten zum Kampfe für Gott, Kaiser und Vaterland. Das Unerhörte wurde gehört, denn da und dort wagte einer zu fragen, wie und warum? Die aus dem italienischen Kriege Heimgekommenen erzählten Wunderdinge von ihren Befehlshabern sowol als ihren Feinden, und da bei diesen von dem sonst fast sprichwörtlich gewordenen Soldatenstolz gar nichts mehr zu bemerken war, so fanden sie, wie auch andere Unzufriedene, in allen Dörfern gut und schlecht gekleidete Zuhörer, so viele sie sich nur wünschen konnten. Das Kritisiren war nun einmal an der Tagesordnung und Spötter behaupteten: Eine billigere Mode sei noch gar nie dagewesen; der Menschenfreund aber beklagte die traurigen Folgen dieser Mode, die denn auch die Spötter bald zum Schweigen brachten. Es liegt in der derben raschen Wälder Art, das Kind mitsammt dem Bad auszuschütten. „Warum sollte man die Gesetze einer Obrigkeit noch achten, die den und diesen Fehler hatte? Warum solchen Herren noch länger

dienen?“ Der Bauer hält die Gesetze, denen er gehorchen muß, nicht für den Willen der Gesammtheit, und weniger für eine Wohlthat als für eine Laune seines Gebieters. Er kann nicht mehr gehorchen, sobald er aufhört zu fürchten und zu bewundern.

Seit Mannesdenken war es im Bregenzerwalde bei den Bauern von alter Art nie so ungesetzlich zugegangen wie in diesem Winter. Schimpfend gingen die Aufgeregten ohne Laternen, mit offenen Lichtern in die Ställe, kauften bairischen Tobak und ungestempelte Schweizer Kalender mehr als sie brauchten, und übertraten trotzig manches zu ihrem Wohl erlassene Gesetz, nur um der Regierung — einen rechten Possen zu spielen.

Noch im letzten Winter war das Dorf, in welchem der junge Freimaurer den Leuten die Köpfe warm machte, als das unruhigste und aufgeklärteste verschrieen worden; jetzt aber ging es wol nirgends ordentlicher und stiller zu als hier, denn während anderwärts jeder gänzlich sich selbst überlassen blieb und von seinen plötzlich zur Herrschaft gelangten Leidenschaften hin und her geworfen wurde, war man da schon mehr daran gewöhnt, nur vereint, also langsam, aber desto sicherer vorwärts zu kommen. Das Haus des Freimaurers war der Mittelpunkt, in dem sich alle jüngern Kräfte des Dorfes treibend oder zurückhaltend berührten.

Wenn das Weberle dem Pfarrer, von dem es alle Wochen die „Tirolerstimmen“ holen durfte, getreulich berichtete, was Franz und seine Freunde wieder gesagt hätten, schloß es fast jedes Mal mit den Worten: „Ja,

ja, wunderliche Dinge hört man heutzutag, ſo daß man faſt fürchten muß, die Schreckenszeiten ſeien da, welche die alten Bücher verkünden. Die Zeiten der grünen und rothen Hüte, von denen ich im Büchlein vom Untersberge geleſen. Und wenn man ſo aus andern Dörfern erzählen hört — mein Gott! — dann iſt's noch heilig bei uns und man merkts wol, was wir für einen Pfarrer haben."

Gewöhnlich brachten ſolche Worte den Pfarrer bald wieder zum Lächeln, einmal aber fuhr er das Weberle an: „Was geſchieht denn in anderen Pfarreien ärgeres als hier?"

„In andern Dörfern? Ja, da thut halt jeder juſt was er will, hier aber thun ſie einander doch noch einreden und ſich zur Ordnung halten. Gottlob, hier iſt noch Fried' und Einigkeit."

„Schöner Friede das!" eiferte der Pfarrer. „Der Friede des Diebes mit dem Einbrecher und mit dem, der den Sack hält. Wir Seelenhirten wollten von dieſem Frieden des Böſen lieber nichts wiſſen."

„Mit Verlaub — warum?"

„Warum? — dumme Frage! Weil dann alle ſich bald ſo verlaufen würden, daß ſie herzlich gern der Stimme des Rufenden wieder folgten. So aber weiß man gar nicht, wie es noch gehen könnte. Schlimme, ſchlimme Zeiten das; du haſt Recht, Weberle!"

„Ja, ſchlimme Zeiten!" Da ſtimmte das Weberle von Herzen bei und kein Menſch konnte es ihm verübeln, wenn er daran dachte, wie das Männchen früher „der

Mann" gewesen war. Abende lang hatte es ganze Gesellschaften unterhalten mit der prachtvollen Schilderung eines Hoffestes, und wenn dann die Staunenden all das Gold und die Edelsteine funkeln sahen und die Schüsse donnern hörten, die man „hatte abfeuern müssen" — dann sagte wol da oder dort einer: „Das tausendsappers Weberle kann einem den Schlaf und alles rein vertreiben. He, bringt ihm wieder einen Schoppen, daß es uns noch eine Zeit lang erzählt!" Ja, so war es früher gewesen und nun war alles hin, der Schoppen und die Ehre. Das Weberle galt nur noch so viel, als ein alter Webstuhl neben einer Fabrik. Einzig noch dem Pfarrer konnte es erzählen und für den wußte das unstudirte Männchen natürlich nichts als Dorfereignisse und was man beim Adler wieder ausgemacht habe.

Die Stube Sepps war nämlich schon anfangs November nicht mehr groß genug gewesen, um alle zu fassen, die dort Platz zu finden wünschten, und der Vorschlag des Sennen, in Zukunft beim Adler zusammenzukommen, wurde mit Freuden angenommen. Böse Leute behaupteten: Der Senn habe das nur so angezettelt, um seinen Verwandten ein wenig Arbeit zu machen in den langen Winternächten. Was aber der Senn eigentlich dachte, haben sich solche Leute nur einbilden müssen, denn gesagt hat er: „Beim Sepp wäre die Stube zu klein; auch sei sein Haus eben nicht im besten Ruf, so daß es in mancher Familie Händel gebe, wenn jemand auch dorthin gehen wolle. Die Gesellschaft dürfe sich schon sehen und hören lassen, für das Licht werde er sorgen,

und trinken dürfe man nichts, wenn man nichts möge.“ So sagte der Senn, Franz hatte nichts dagegen und schon ein Blick in die von Woche zu Woche voller werdende Wirthsstube mußte jeden überzeugen, wie gut es der Senn bei den meisten Dorfbewohnern getroffen habe.

Sogar Barthles Klausmelker kam jetzt wöchentlich zweimal wie die Andern und hatte seinen Platz unten am obern Tisch hart neben der breiten Ofenbank, auf welcher das Margrethle zu sitzen pflegte, wenn ihm die vielen Gäste einmal eine ruhige Viertelstunde ließen. Klausmelkern waren die Dezemberabende daheim doch gar zu lang und er schlich daher eine Zeit lang verstohlen fort. Doch das that nicht lange gut. Bald kam Hansmichel und erzählte dem Barthle, „sein Bub sei schon mehrere Male in Franzens Gesellschaft gesehen worden. Nun hab er, Hansmichel geglaubt, Barthle würde das durchaus nicht geschehen lassen, wenn er davon wüßte und hab es ihm daher sagen wollen.“ Hansmichel, der sich durch diese Mittheilung den Barthle sehr zur Dankbarkeit verpflichtet zu haben wähnte, richtete sich nun stolz auf und sah den erstaunten Vetter fragend an. Dieser konnte unmöglich begreifen, daß Klausmelker so etwas wage, aber noch mehr als das ärgerte ihn, daß Hansmichel ihm den Streich mittheilen konnte — mittheilen durfte. „Nein, dieser erbärmliche Wicht brauchte seine Haushaltung nicht in den Sack zu stecken, der durfte nicht sehen, welchen Eindruck seine Mittheilung mache, um dann heimgehen und über den genarrten Vetter lachen zu können.“ Wäre Barthle selbst dahinter gekommen,

daß der Spitzbube nach dem Abendroſenkranz nur eine Zeit lang auf dem Laubſack herumtrommle und dann die Kammer verlaſſe — ja dann würde er allerdings fürchterlich aufbegehrt haben; ſo aber fuhren die von Hansmicheln aufgeblaſenen Wolken des Unmuths hart ob ſeinem ſpitzigen Haupte zuſammen und abgewettert wurde der arme Kläger, daß er es in ſeinen zweiundfünfzig Jahren noch nie ſo erlebt hatte. „Vetter Hansmichel ſolle ſich zuerſt um ſich ſelbſt kümmern," fing Barthle an. „Seine Kinder ſeien auch nicht immer, wo ſie ſein ſollten, und von ſo einem Hausvater laſſe man ſich nur ungern einreden — ſehr ungern."

„Ach Vetter, thuſt doch du jetzt wieder!" klagte Hansmichel. „Schlechte Kleider, harte Arbeit, Hitz und Kälte, Hunger und Durſt erinnern mich oft genug daran, daß auch bei mir nicht alles iſt, wie es ſein ſollte, aber —"

„Und dein Gewiſſen? Erinnert das dich nie daran?"

„Hätt ich nur Mittel gehabt, meine Buben, ſtatt ſie Taglöhner werden laſſen, ein ordentliches Handwerk zu lehren, ſo daß ſie noch an mich gebunden wären," ſagte Hansmichel ausweichend und fing dann zu klagen an: „Seine Buben thäten allerdings hübſche Löhne verdienen, aber ſie brauchten auch grauſam viel für Kleider und Schnaps. Zudem rede man ſie noch auf, gegen die frömmern und den Leuten faſt zu frommen Schweſtern ſowol, als gegen ihn und es gebe Streit im Hauſe, ſo oft man einen Batzen haben ſollte."

„Das iſt dein Beiſpiel," predigte Barthle. „Sie

machen es gerade wie du, wenn sie nur an sich selbst denken. Ihr alle mit einander seid schlecht und neidisch und verlogen. Nun kommt die Strafruthe des erzürnten Vaters im Himmel, und der kann man nicht entrinnen — gar nicht."

Das war aber dann Hansmicheln doch zu viel. Zornroth fragte er: „Schlecht sagst du? Wer betet fleißiger als meine Mädchen?"

„Und wer schwätzt und zankt und lügt mehr als sie?"

„So, das will ich dem Pfarrer sagen, daß du auch noch in eine Predigt kommst wie der Sepp."

„Meinetwegen," sagte Barthle ruhig.

„Bei mir," fuhr Hansmichel in seinem Selbstlob fort, „in meinem Hause findet jeder Bettler Herberge."

„Weil das eben eine Bettlerhütte ist."

„Weißt du die Geschichte vom armen Mann, den der Teufel geholt haben würde, wenn er über die vielen Päcke der bei ihm übernachtenden Bettler hätte zu ihm in die Kammer kommen können?"

Barthle schwieg eine Weile, dann aber plötzlich brach sein Zorn los über den Frömmler wie ein Wetter, welches die grasbewachsenen Fluren kahl wäscht, die reinsten Wasser trübt und den Menschen seine Schwäche einmal recht empfinden läßt. Hansmichel erschrak so, daß ihm gar nicht mehr einfiel, er könnte gehen und brauchte nicht mehr länger zuzuhören, bis er endlich von

Barthle nicht gerade auf die höflichſte Weiſe daran erinnert wurde.

Dann ſtürmte Letzterer durch das ganze Haus und als er Klausmelkern endlich fand, fragte er ihn ohne Vorwort und Einleitung: „Iſt's wahr, daß du verſtohlen zum Adler hinabgehſt?“

Das war eine Frage auf Leben und Tod. Klausmelker fürchtete, der Vater ſei darauf gekommen, wie gern er neben — der breiten Ofenbank ſitze, und da er ſich noch ganz gut an das erinnerte, was der Vater früher über ſeine Neigung zum Rösle geſagt hatte, ſo ſah er jetzt auf einmal alles verloren, wenn er die Wahrheit geſtand. Und doch mochte er nicht lügen. Was hatte er bisher mit aller Verſtellung, mit allem Dulden und Zwängen erreicht? Nichts, rein gar nichts, als das tägliche Brot. Schlimmer konnte es kaum kommen, es mochte geben, was es wollte. „Ja,“ ſagte er herzhaft, „das iſt wahr; ich gehe hinunter und werde hinunter gehen, ſo lang ich in dieſem Dorf bin.“

So entſchieden hatte Barthle ſeinen Klausmelker noch nie reden gehört und beinahe erſtaunt ſagte er: „Ich hätte geglaubt, das Aufbegehren wäre dießmal an mir.“

Dieſe Antwort kam Klausmelkern gewiß noch unerwarteter als dem Vater die ſeinige. Er hatte ſich auf das Aergſte gefaßt gemacht und ſeine Stimme klang ungewöhnlich weich, als er jetzt ſagte: „Ihr habt mir ſonſt ſo ſelten ein Freudle gelaſſen!“

„Das weißt du gar nicht,“ grollte der Barthle.

„Du haſt mir nie das Wort gegönnt zum Fragen. Iſts nicht eine Schand und ein Spott, wenn man ſo etwas von fremden Leuten innewerden muß? Kein Freudle? Ich bin auch einmal jung geweſen und weiß wol noch, wie es einem da zuweilen iſt; aber nein, verſtohlen hätt' ich nie fortgehen mögen — nie dürfen und du ſollſt mir das auch nicht mehr — durchaus nicht!"

Klausmelkern war ungemein leicht. Er bereute nachher nur, daß er dem Vater nicht auch gleich geſtanden hatte, wie lieb ihm das Margrethle ſei. Später wagte er nie mehr davon anzufangen, obwol er jetzt weniger ängſtlich zu rechnen pflegte als früher. Beim Adlerwirth z. B. ſprach er ſeine Anſichten immer offen aus, ohne ſich darum zu kümmern, was Andere nun über ihn denken werden, und wenn er einmal geſprochen hatte, war es dann Ehrenſache für ihn, ſich von ſeinen Gegnern nicht ſo leicht aus dem Sattel werfen zu laſſen. Am liebſten und auch am häufigſten disputirte er mit dem eigenſinnigen Margrethle, wol Stunden lang ſann er bei der Arbeit nach, wie er den Trotzkopf wieder gehörig abzahlen könne, wobei ihm dann das Mädchen immer noch lieber wurde.

Hart neben Klausmelkern auf dem Kanapee unter der Uhr war des Dokters Platz. Der hatte nicht lange Leid getragen um ſein ſchon ein halbes Jahr nach der Hochzeit verſtorbenes Weib, was ihm auch nur von wenigen verargt wurde. Er war durch ſeine Heirat nicht nur um manchen Gulden, ſondern auch um manche Erfahrung reicher geworden, und als er das erſte Mal

zu der Abendgesellschaft in die Wirthsstube kam, brauchte Franz ihn nicht mehr zu fragen: ob er noch immer an die Allmacht der Verhältnisse glaube? Franz hatte genug von des Dokters unglücklicher Ehe gehört, um sich einbilden zu können, derselbe habe unterdessen auf andere Gedanken kommen müssen. Und es war das auch wirklich der Fall gewesen. Als er heiratete, da rechnete er so: „Aus Stolz nimmt sie mich, auch wird sie aus Stolz mir in vielen Stücken nachgeben und manches von mir lernen; ich aber, der arme Teufel mit meinen theuern Gewohnheiten kann mir für ihre Thaler schon auch etwas gefallen lassen und so muß es gehen.“ — Daß sie dann mit ihm haderte, wenn er ein neues Buch kaufte, für welches sie ein neues Kleid hätte haben können — daß sie gegen Fremde und Arme erzgrob war und ihm durch ihr unvorsichtiges Geschwätz da und dort böses Spiel machte, hätte er sich auch wirklich noch — gefallen lassen; aber daß sie alle seine Gewohnheiten bekämpfte, ihm z. B. Abends, wenn er ausruhen und lesen wollte, die Zeitung wegnahm, das Licht, zu dem ja sie das Oel bezahlt, auslöschte und einen Rosenkranz zu beten anfing, das und viel Aehnliches wurde ihm dann doch gar zu arg. Er begehrte einmal, bald nach der Hochzeit, fürchterlich auf; zwar war nur der dritte Theil davon der Neuverehlichten verständlich, doch die hatte schon an dem genug. Wüthend lief sie zuerst zum Pfarrer und dann heim, um ihre Noth zu klagen. Daheim redete man sie tüchtig auf gegen den Bettler und der Pfarrer sagte, in geistlichen Dingen wie mit Beten dürfe sie durch-

aus nicht nachgeben. Daraus könnte nie und nimmer der wahre Frieden entstehen. Der wahre Frieden ist dann aber durch diesen Rath und durch das Dreinreden der Aeltern auch nicht ins Haus gekommen, bis etwa vier Monate später die „Frau Dokterin“ erkrankte und starb. — „Der Kummer habe sie umgebracht,“ meinten ihre Verwandten; andere Leute aber sagten, sie sei am Gallenfieber gestorben, und vor lauter Freude darüber hab dann der Dokter ihrem Vater freiwillig einen Theil des ihm schon vor der Hochzeit verschriebenen Vermögens wieder zurückgegeben. Der Dokter nahm aber die Geschichte doch nicht gar so leicht. Er hatte sich selbst doch auch mancherlei vorzuwerfen, er war nicht mehr gern daheim und es freute ihn, zuweilen beim Adler eine Gesellschaft frischer junger Leute anzutreffen, in der man sich ordentlich erwärmen und auf andere Gedanken kommen konnte. Hier lebte er nun auf, war bald einer der gesprächigsten und hatte seine Freude an „diesen merkwürdig gelehrigen Bauernburschen, bei denen das so leicht Erfaßte so schnell in Fleisch und Blut überging.“

Zuweilen blieb auch der Pfarrer, dem die Berichte des Weberle nicht mehr genügten, wie zufällig im Herrenstüble sitzen. Auch an dem Abende war er da, an welchem als wichtigste Neuigkeit das sogenannte Februarpatent von Franzen vorgelesen und vom Dokter erklärt wurde.

Franz war heute ungewöhnlich aufgeregt. Nachdem er die Zeitung auf den Tisch gelegt hatte, stand er

auf und ſagte: „Nun thät ich gerne eine kleine Red halten; ihr nennts gewöhnlich eine Predigt!“

„Das kannſt du,“ ſagte der Beiknecht, der ſchon zwei Sommer neben Franzen auf der Alp geweſen war. „Aber eins dingen wir uns aus: dreinreden thun wir dir, wann wir wollen, und kannſt du das nicht leiden, ſo fang lieber gar nicht an.“

„Redet nur,“ ſagte Franz lächelnd und fuhr dann lauter fort: „Das eben iſt das Gute und in ſeinen wohlthätigen Folgen gar nicht Berechenbare der endlich heraufdämmernden Zeit, daß nun nicht mehr immer einer befiehlt und redet ohne Unterbrechung und bis er genug hat, daß nun uns und allen Gelegenheit gegeben wird, durch die Beſten und Einſichtsvollſten uns öffentlich auszuſprechen und ſo von allen auch wieder zu lernen.“

„Das wird einen Durcheinander geben, wenn alle reden,“ meinte der Beiknecht.

„Viel minder, als wenn ſie nicht redeten. Ihr da kommt oft mit verſchiedenen Gedanken über etwas zuſammen, dann ſtreitet man, die ſchwächern unterliegen und ihr geht jedesmal einiger fort, als ihr hergekommen ſeid.“

„Allerdings, aber wer, he was! wer kümmert ſich um unſer Urtheil?“ fragte das Weberle.

„Bisher niemand.“

„Richtig, das mein' ich, und in Zukunft auch niemand. Wir müſſen Steuern zahlen und folgen und —“

„Und nun auch einſehen lernen, warum wir folgen.“

fiel Franz dem Weberle in die Rede, welche dem Anſchein nach etwas lang hatte werden ſollen.

„Warum wir folgen — das weiß ja jeder Schulbube.“

„Alſo warum?“ fragte der Dokter lachend.

„Weil — he was? Nun, weil man ſonſt des Teufels iſt, hähähä!“

„Aber,“ fragte Franz, „warum darf man denn nicht mit offenem Licht in den Stall? Warum darfſt du keinen bairiſchen Schnupftobak kaufen für dein Weib? Hat da der Teufel auch etwas zu ſagen?“

Das Weberle lachte: „dumme Frage, wenn man ohne Laterne in den Stall geht, wird man zwei Gulden geſtraft.“

„Warum?“

„Warum zwei Gulden? Dumme Frage! Damit beide etwas bekommen, der Anzeiger und die Armenkaſſe.“

„Das kennt das Weberle ganz gut, es hat halt auch ſchon zahlen müſſen,“ lachte der Beiknecht.

Der Dokter verſuchte zu belehren: „Nicht um die zwei Gulden handelt es ſich bei dieſem Geſetze, das eine Wohlthat iſt für uns alle.“

„Das glaube wer will,“ ſagte das Weberle kopfſchüttelnd.

„Ein offenes Licht iſt gefährlich in unſeren hölzernen Ställen, aus denen der Aberglaube nicht einmal die Spinnweben zu entfernen wagt. Eine Feuersbrunſt, in deinem Hauſe ausbrechend, könnte aber vielleicht nicht

nur dich, ſondern die ganze Gemeinde arm und unglücklich machen. Da ſeht ihr, wie der Staat durch ſeine Geſetze für alle ſorgt, auch für euere Kinder und Nachkommen."

„Weiß denn der Staat auch etwas von unſern Kindern?" fragte der alte Martin.

„Sie gehören aber auch mit zum Staat."

„Wie?" riefen mehrere, „der Staat befindet ſich ja immer in Wien drunten."

Einige lachten über dieſe Rede; Franz aber ſagte ganz ernſthaft: „Nein Martin, wir alle gehören mit zum Staat. Du wirſt doch nicht meinen, daß unſere Gemeinde im Hauſe des Vorſtehers ſei, obwol der dem Anſcheine nach alles regiert?"

Das konnte nun jeder begreifen und Franz fing jetzt an auseinanderzuſetzen, wie und warum nun bald auf den Landtagen über die Angelegenheiten jedes Landes und Ländchens Rath gehalten werde. „Von der Wahl der Abgeordneten," ſagte er, „werde ihre Zukunft abhängen, jeder Einzelne habe da mitzureden und man ſollte ſich ſchon jetzt beſprechen, um ja die Beſten und Würdigſten auf den Platz zu bringen. Ein einzelner Menſch bringts in der Regel nicht weit und einer einzelnen Berufsklaſſe gehts nicht viel beſſer, drum halt ichs für das größte Glück für uns Bauern, wenn wir in weitere Kreiſe hinausgezogen werden."

„Aber Küher," ſagte der Beiknecht, „wenn man eine Milchſuppe in einen Bauerntrog ſchüttet, wird ſie

verflucht verwässert; meinst du nicht, es könnt uns in deinen größeren Kreisen auch so gehen?"

„Dummer Bauernstolz," murrte der Dokter.

Franz aber sagte lächelnd: „Du wirst anders reden, wenn du einmal erfährst, was in dem Trog alles ist, den du Welt nennst. Dann wirst du sehen, daß dein Gleichniß im ganzen nicht paßt. Ein wenig verwässert dürften wir übrigens werden, denn wenn wir bei deinem Gleichniß bleiben, so sind wir der vom langen Stehen versauerten Milch ähnlich und der wird auch ein wenig Wasser nicht schaden. Uebrigens besteht die Welt nicht aus Gesindel und es ist gut, wenn ihr diesen sogenannten frommen Glauben endlich aufgebt."

„Und den christlichen Glauben auch," bemerkte das Weberle.

„Wenn der nur aus Stolz, Heuchelei, Vorurtheil, Liebloſigkeit und frommer Selbstsucht bestünde, ja dann allerdings. Wer das für der Väter Glauben und Sitte hält, der soll fluchen über die neue Zeit, wir aber wollen uns freuen, auch solche, die nicht so denken wie wir, als Freunde oder als Gegner kennen lernen zu können. Mit Gleichgesinnten läßt sich bequem ruhen und schlafen, mit Andersdenkenden aber wirds laut und lebendig, da erwacht der Ehrgeiz und tausend andere Kräfte. Da wird das Leben erst zum Leben, jeder richtet sich am Andern auf und findet Gelegenheit in seiner Art etwas zu werden, während jetzt alles auf einen Leisten geschnitten wird."

Eine Zeit lang war alles still, dann sagte der Senn:

„Im Grund hat Franz nicht unrecht. Mich hat seine Predigt wieder einmal recht lebhaft an meinen jüngsten Bruder den Studenten erinnert. Ungleichere Menschen als uns beide hat es in einem Hause wol selten gegeben, drum haben wir auch Tag und Nacht miteinander gestritten, wenn er da war. Das längere Zusammenleben im Sturmjahr 48 hat uns beide — nicht verändert, aber vorwärts gebracht. Der Bücherwurm hat da wieder mit gewöhnlichen Menschen reden gelernt, und ich hab schon auch mein ganzes Bauernthum zusammennehmen müssen, um zuweilen obenauf zu kommen. Als aber dann der gute Tropf gestorben war, hörte ich wieder nichts, als was ich selbst auch wußte und wurde bald ein träger, stolzer, dummer Kerl. Erst da der Franz hat meine Kräfte wieder geweckt; wir sind bald Freunde worden und der Kerl, der ich früher war, will mir fast vorkommen wie eine Kellermaus, die sich für das größte und mächtigste Geschöpf hält, weil ihr noch nie ein größeres und mächtigeres begegnete."

Nun fingen die älteren Leute von dem lustigen Studenten, dem erwähnten Bruder des Sennen, zu erzählen an. „Der sei gar nicht geworden wie andere lateinische Herren. Der habe für alles ein Auge gehabt und man habe auch mit ihm reden dürfen wie mit anderen Leuten. Wenn der noch lebte und da wäre, so würde man bald einig sein, wenn das Dorf einmal einen rechten Mann ins Feld schicken müßte."

Franz meinte: „An rechten Männern werde es nie fehlen, wenn es nur auch etwas rechtes zu thun gebe.

Nur der Anfang sei schwer, nachdem man lange Zeit nur nach der Glückseligkeit gestrebt habe, niemand etwas nachfragen zu müssen. In seiner Selbstsucht habe jeder alle Kraft brauchen müssen im Kampfe gegen die Andern, statt mit ihnen vereint, und durch Eintracht mächtig vorwärts zu gehen."

Der Dokter sagte: „Ihm komme es vor, es werde mit der Eintracht und der Macht noch nicht so schnell gehen, denn die Anführer und die, auf die noch alles höre, hätten den Grundsatz: Trenne und herrsche. Doch zum Trost könne man sagen, die von solchen aufgerichteten Schranken gleichen denen, die einen Strom nur so lang aufhalten könnten, bis er stark genug sein werde sie zu durchbrechen."

Die Gesellschaft hatte dem Dokter, der ja als ein Studirter so etwas aus dem Grunde verstehen mußte, so aufmerksam zugehört, daß nur wenige bemerkten, wie die Thüre im Herrenstüble sich immer weiter öffnete. Die Meisten erschraken beinahe, als plötzlich der Pfarrer heraustrat und sagte: „Herr Dokter, Sie scheinen an Ueberschwemmungen eine ganz besondere Freude zu haben."

Der Dokter fuhr heftig auf und sah den Redenden starr an. Die Bauern, welche wol wußten, daß sich die Beiden seit einem halben Jahr nicht mehr recht leiden konnten, fürchteten schon das Aergste und lächelten daher dem Dokter freundlich zu, als dieser ziemlich ruhig sagte: „Von einer Ueberschwemmung hab ich ja gar nicht geredet."

„Da hatten Sie ganz recht. Eine Ueberschwemmung kennt das Volk, aus Ihren bilderreichen Reden aber wird es wol nicht viel zu machen wissen, und ich will daher kurz und gut sagen, was damit gemeint sei.“

„Vor einer halben Stunde,“ bemerkte der Dokter bitter, „hat sich einer im Namen aller das Recht ausdrücklich vorbehalten, allenfalls auch etwas dazu sagen zu dürfen und ich erlaube mir nur, Sie daran zu erinnern.“

Der Pfarrer meinte: „Um solche, die nach ihm noch etwas zu sagen haben werden, brauche sich ein Mann nicht zu kümmern.“ Er sah, wie die Bauern die Köpfe tiefer und tiefer hängen ließen. „Also Scham und Reue sind erwacht,“ dachte er und fuhr nun eifriger fort: „Das, was euch da nur als ein Durchbruch bezeichnet wird, ist nichts Besseres als ein Aufstand, durch den die Obrigkeit gestürzt und weder Leben noch Eigenthum geschont wird. Da werden die Altäre zertrümmert, die Priester gemordet, die Kirchen zu Roßställen gemacht und wenn dann alles hin ist, könnt ihr wieder Steuern zahlen und bauen und machen, daß euch die Augen davon übergehen. Das traurige End vom Lied ist dann, daß eure Söhne auf dem Schlachtfeld liegen oder als Krüppel heimkommen und daß man euch dann Ketten anlegt, während man euch jetzt am leichten Gängelband zu euerem Besten führt.“

Es war so still in der Stube, daß jeder seine Taschenuhr gehen hörte. Alle waren erschrocken auf-

gefahren, als der Dokter die ganz zerdrückte Cigarre auf den Tisch warf.

„Es redet Niemand — nur weiter!“ sagte Franz.

„Nur weiter? Hast du noch nicht genug? Nun, ein Wunder ist das nicht bei so freisinnigen Leuten; mehr zum Verwundern ist, daß du einen Anhang bekommen hast.“

„Herr Pfarrer,“ rief der Senn, „Herr Pfarrer, hier hat niemand besonders einen Anhang. Wir alle hängen an einander; keiner ist der erste und keiner der letzte, sondern jeder ist in der Mitte.“

„Das werden wir sehen,“ sagte der Pfarrer, und sich an den alten Martin wendend, fragte er lachend: „Bist also wirklich auch du nicht mehr zufrieden mit der jetzigen geistlichen und weltlichen Regierung?“

„Ich — ich hab immer gemeint, es sei alles wie es halt sein müsse — allerdings wünschte —“

„Da seht ihrs!“ fiel der Pfarrer ein. „Wenn ich so einen um den andern herausnähme, würde die Gesellschaft bald klein werden.“

„Wenn sich alle so herausnehmen ließen,“ bemerkte Franz.

Es entstand nun ein furchtbarer Lärm. Diejenigen, welche forderten, man solle dem Pfarrer nicht widersprechen, solle nicht so das Dorf in übeln Ruf bringen, wurden überschrien von solchen, welche erklärt wissen wollten, warum die Regierung ein Gesetz herausgebe, das später zu einem Krieg führen müsse.

„Es ist doch ein Elend, wenn auch die Bauern in

alles reden," klagte der Pfarrer. „Ihr habt mich gar nicht verstanden. Wenn des Dokters Wunsch erfüllt, wenn alle Schranken durchbrochen werden, dann gibts Krieg. Wer zu dumm ist um das zu verstehen, der sollte sich damit eben gar keine Kopfarbeit machen."

„Oder" — fiel Franz ein — „sich so schnell als möglich darüber aufklären lassen."

„Ja wol, aufklären!" spottete der Pfarrer. „In Deutschland draußen sind sie auch aufgeklärt. Mein Gott!"

„Ists denn auch schon irgendwo so, wie es bei uns nun werden soll?" fragte der alte Martin.

„Ja, es ist schlecht genug," klagte der Pfarrer.

„Ei und wie geht es denn in dem Deutschland draußen zu?"

„Da ist nirgends Einheit, nirgends Zusammenhang, nirgends etwas Festes; doch was geht einen katholischen Christen Deutschland an?"

Jetzt vermochte der Dokter nicht mehr ruhig auf seinem Kanapee zu bleiben. „Sehr viel geht uns Deutschland an," rief er, „denn so arg hat man uns doch noch nicht absperren, so dummstolz noch nicht machen können, daß nicht noch viel Gutes und Schönes von da zu uns herein kam und auch anerkannt wurde. Doch von dem und ähnlichem reden wir vielleicht ein anderes Mal mehr."

„Nein, heut bin ich da, heut will ich unseren Aufklärern ein Denkmal setzen und dann ists hoffentlich fertig für immer. Mit achtbaren Leuten schlägt man sich lieber herum, denn da ist wenigstens noch etwas zu

gewinnen, hier aber hab ich nichts mit meinen offenen Gegnern zu thun, ſondern ich rede zu euerem Wohl, liebe Leute. Ich bin von Gott als Wächter hier aufgeſtellt und thue nur meine Pflicht, wenn ich Diebe und Räuber gehörig anbelle. Wer ſind euere Aufklärer? Ihr Thoren! An ihren Früchten werdet ihr ſie erkennen, antwortet die Bibel. Genußſüchtige Praſſer, die den Menſchen zum Thier machen, weil ſie nichts Göttliches mehr in ſich fühlen, und eitle Bürſchlein, welche nicht nur ihren Mammon, ſondern all ihre Arten und Unarten vom Herrn Vater erbten, den jedermann kennt. Das ſind die Hauptleute dieſer Armee, das übrige ſind dumme Schafe, die ſich zu weit vom Hirten entfernten, und darum dem erſten folgten, den ſie antrafen. Großer Gott, wie hungrig ſeid ihr worden, daß ihr mit den Broſamen von ſolchen Tiſchen zufrieden ſeid!"

„Ja, hungrig," wollte Franz einfallen; der Pfarrer ließ ihn aber nicht reden. „Still du Erbärmlichſter unter den Erbärmlichen! Es ſind Leute da, die dein hoffärtiges Geſchwätz nicht mehr hören mögen. Warte bis die fort ſind und dann erſt leere dich aus, denn dann wirſt du niemand mehr ärgern. Mache was du willſt mit denjenigen, die in Zukunft deine Geſellſchaft noch ſuchen. Doch jetzt bin ich genug hier geweſen und wünſche denen, die mir bald nachgehen, von Herzen eine gute Nacht."

Mehrere Bauern folgten dem raſch die Stube Verlaſſenden. Franz rief ihnen nach: „Geht nur, damit die Luft rein wird!"

Die noch Zurückbleibenden ſchienen lange nicht

mehr reden zu dürfen; endlich ſagte der Senn: „Jetzt das war doch zu arg; wenn wir alle bleiben, wird wol auch noch ein rechter Mann da ſein, oder wenn ein einzelner in einem Jahr uns ſchon ſo ſchlecht machte, iſts nie viel mit uns geweſen.“

Der Dokter ſagte: „Man könnte wegen Ehrenbeleidigung klagen.“ Der Senn aber wollte nichts davon hören. „Ihm brauche das Gericht nicht zu helfen, er wiſſe ſchon ſonſt, wer er ſei, und wo man ihn kenne, wiſſe man das auch; mit einem bloßen Machtſpruch ſei ihm nicht zu helfen.“

Franz ſtimmte dem Sennen bei: „Jeder ſoll herzhaft reden dürfen, ſo lang er uns nicht die Gelegenheit nimmt das Gegentheil zu beweiſen.“

„Aber die nimmt man uns eben auch,“ klagte der Dokter. „Alles iſt nun aus — und es wäre ſo ſchön geweſen.“

„Dann wärs auch nicht ſchad um alles, wenn ſo ein Windſtoß ſtark genug wäre.“

Etwas lauter wurde es nun wieder, aber recht ins Reden kam man doch nicht mehr. Jeder flüſterte dem Andern ſeine Meinung zu und die Gehenden ſagten: „Man werde ſehen, ob ſie wieder kommen werden, für jetzt wenigſtens verſprächen ſie noch gar nichts, weder ſo noch ſo.“

Bald ſaßen nur noch der Dokter und Franz bei den kaum halb geleerten Gläſern. „Jetzt ſind wir ſchon allein,“ ſagte letzterer, erſtaunt in der Stube herumſchauend.

„Und zwar für immer!“

„Nein.“

„Was soll es gelten?“

„Tausend Gulden — was Sie wollen; jetzt gehts erst recht an.“

„Was denken Sie?“

„Ich möchte rasend werden.“

„Ja, Sie sind schon am ärgsten mitgenommen worden.“

„Alle wären beschimpft, wenn sie nicht mehr kämen.“

„Und doch — —“

„Nein, sie dürfen nicht nachgeben. Ist denn hier nicht ein Wirthshaus?“

„Verklagen sollten sie den Pfarrer!“

„Er hat sich selbst verklagt. Wissen Sie nicht mehr, daß Sie heute sagten, es sei unmöglich einen Strom aufzuhalten?“

„Das ist aber noch lange kein Strom.“

Wenn Franzen alles so ungeheuer vorgekommen wäre wie dem Dokter, würde er allerdings geklagt haben; aber er meinte: Es habe jeder Mensch das Recht sich auszusprechen.

Daß man seine Freunde so leicht auseinandersprengen könne, fürchtete er nicht und es zeigte sich auch bald, daß er seine Landsleute viel besser kannte als der Dokter, wie der sonst auch mit seiner Menschenkenntniß prahlen mochte.

In den nächsten Tagen erzählte man immer und

überall von der Strafpredigt des Pfarrers. Es hieß: Er habe dem guten Franz ſeinen Vater vorgehalten, dann ſei er durch Widerſpruch immer hitziger geworden. Eigentlich ſei der Dokter an allem Schuld. Man wiſſe wol, wie der es habe: er rede, daß man daraus immer machen könne, was man wolle. Der Pfarrer hab es nun im Eifer ſo bös als möglich ausgelegt und dann darüber aufbegehrt wie ein Nachtwächter. Franz aber habe ſich ganz ordentlich aufgeführt und auch dem Dokter kein Gehör gegeben, als der auf Jahre hinaus habe Händel ſtiften wollen. Daß der Pfarrer ſich übereilt, wiſſe jedermann und auch er ſelbſt werde das bald erfahren, denn die Geſellſchaft habe nicht im Sinne nachzugeben.

Voller war die große Stube beim Adler noch nie geweſen, als am nächſten Verſammlungsabend, aber ſtiller auch die kleinſte Verſammlung noch nie. Alle ſchienen mit ihren Pfeifen, oder mit Meſſer und Brot zu beſchäftigt, um an ſonſt etwas zu denken, bis der alte Martin plötzlich fragte: „Iſts denn wahr, daß es ſo ſchlecht ſteht in Deutſchland draußen?“

„Ja, leider,“ antwortete der Dokter, „doch nicht ſchlechter als bei uns. Der Kranke, der ſich aufrichten will, fühlt am meiſten ſeine Schwäche, aber er iſt doch ſchon beſſer dran, als der welcher ruhig liegen bleibt, obwol es viele gibt, die wie der gute Pfarrer es am liebſten ſehen, wenn man ruhig liegen bleibt.“

„Jetzt laßt mir den Pfarrer gehen,“ ſagte der Senn unwillig. „Daß er unrecht hatte, läßt ſich durch ſolche Stichelreden nicht beweiſen. Wir, die Alten und Treuen,

haben durch unser Kommen gezeigt, wie wir denken, und die, welche zum erstenmal da sind, wollen etwas mehr hören als Schimpfreden. Verschüttetes Wasser muß man liegen lassen und über Geschehenes das Beste reden oder gar nichts. Warum zappeln wie Angebundene, so lang wir frei sind? Laßt den Pfarrer und alles mit Ruh jetzt und erzählt uns lieber etwas von Deutschland."

Das war nun einmal allen aus dem Herzen geredet. Der Dokter aber, der schon viel höflichere Zurechtweisungen sehr übel aufgenommen und grob zurückgegeben hatte, blieb dießmal ganz still und ließ den Kopf hängen, wie ein angedonnerter Werktagsschüler. Ja es währte gar nicht lange, bis er dem Sennen freundlich zulächelte und sich besann, was er denn nun erzählen solle. Von deutschen Dichtern und Denkern mochten diese Leute vermuthlich nicht viel hören, vor ihnen, die den Baum nur an seinen Früchten erkannten, galt einzig die That. Er hätte nun gern etwas recht Großes von diesem so verschrienen Deutschland erzählt, und da dachte er dann zuerst an den deutschen Befreiungskrieg. Einleitend erzählte er, wie Selbstsucht und Uneinigkeit den Franzosen Thür und Thor geöffnet, dann schilderte er die Noth des Vaterlandes unter der Fremdherrschaft und weckte den Unwillen der Gesellschaft über die Elenden, die dem Siegeswagen der Eroberer nachkrochen. Die Bauern hörten beinahe athemlos zu, die Katze vor dem Fenster miaute vergebens um Einlaß, die Kerzen brannten ungeputzt herab, die Pfeifen lagen erkaltet auf dem Tisch

und Hände, die sonst immer nach dem Bierglas zu greifen gewohnt waren, hatten sich längst zur Faust geballt. Erleichtert athmeten alle auf, als endlich der Dokter erzählte, wie dann die Rufe einzelner wackerer Vaterlandsfreunde allüberall ihr Echo gefunden und heilige Begeisterung für die Befreiung Deutschlands geweckt hätten. Da seien einmal wahrhafte Völkerschlachten geschlagen worden, und eben darum habe der Sieg dann auch nicht fehlen können. Nur ein Volk, welches sich um sein Heiligstes, Theuerstes gewehrt habe, sei stark genug gewesen, die Söldlinge eines ganze Welttheile beherrschenden Kaisers zu überwinden. Und so sei ein Volk immer stark und mächtig, wo es einmal einsehe und selbst wolle; wo es aber nur für fremde Zwecke leben müsse, wo der Ehrgeiz oder andere Leidenschaften Einzelner es zu ihrem Werkzeug machen, da gleiche sein Leben einem lateinischen Gottesdienst.

Schon während der Dokter von den Aufständen in Tirol und Norddeutschland erzählte, rückten die Zuhörer unruhig hin und her. Es war ihnen anzusehen, daß auch sie hätten dabei sein mögen, was bei den ungemein friedlichen Wäldernaturen etwas sagen will. Als nun auch die Leipziger Schlacht vorbei war, sagten Viele: „Heute zum ersten Mal komme so ein Krieg ihnen vernünftig vor, da hätten sie sich freilich auch gewehrt bis auf den Letzten.“

„Noch vernünftiger aber wärs doch gewesen, wenn man schon früher eins gewesen wär und zusammengehalten hätte,“ bemerkte Franz.

„Warum hatte man denn das nicht gethan?“ fragten Mehrere.

„Weil man nur gehorchte. Man diente dem Ehrgeiz Einzelner, ließ sich gegen einander aufhetzen Jahrhunderte lang und verlor dabei alle Kraft, alle Selbstständigkeit, wie das geht, wenn man gedankenlos folgen muß.“

„Da hat der Dekter ganz recht,“ sagte der Senn. „Wo man immer folgen muß und gar nichts einsieht, als daß man eben folgen muß, da murrt man verstohlen, wird falsch und liederlich und rechnets dabei noch immer für gerathen, wenn man nur ungeschlagen durchkommt. Das haben wir letzthin vom Weberle gehört. Ich muß sagen, ich hätte das Männlein für klüger gehalten; aber es ist mir dann bald eingefallen, daß es wol nie gern gehört werden wär und so beliebt gewesen bei Hohen und Niedern, wenn es sich auch um Gesetz und Recht bekümmert hätte. Man sieht und hört so etwas nicht besonders gern.“

„Das wird nun anders werden,“ sagte Franz. „Wenn auch ihr bei der Gesetzgebung vertreten seid, werdet ihr auch wissen wollen, was da ausgemacht wird und das wär eben das Rechte. Ich möchte nur erfahren, wie es jetzt anderwärts zugehe und ob die Leute nicht auch erwachen, seit der Staat nicht mehr in Wien drunten ist. Bis in acht Tagen hoff ich euch davon erzählen zu können, denn übermorgen geh ich nach Dornbirn um zu sehen, wie es mit den dort verwinterten Kühen steht.

und da werd' ich dann ſicher mancherlei erfahren. Ich habe da und dort gute Freunde, die mir berichten werden, denn jetzt noch hört kaum ein Dorf etwas vom andern, von nun an aber gehören wir alle zuſammen, da wir uns ja auch mit allgemeinen Angelegenheiten beſchäftigen dürfen."

„Ich geh mit," ſagte Klausmelker aufſpringend.

„Nur nicht ſo erſchrocken," ſagte der Dokter zum Margrethle, welches bei dieſen Worten die Farbe wechſelte. „Es wird nicht lange währen bis er wieder da iſt wie wir alle. Ja, jetzt halten wir zuſammen wie genagelt. Bring noch etliche Flaſchen, daß wir unſere Bruderſchaft leben laſſen. Dieſer Abend iſt's werth."

„Ja, das iſt er," riefen alle beiſtimmend.

„Ich hab," fuhr der Dokter fröhlich fort, „ich hab das letzte Mal mit Franzen bereits gewettet, ihr würdet nicht mehr kommen. Und zwar tauſend Gulden hat er dran ſetzen wollen. Die wären hin, drum iſts billig, daß ich auch ein kleines Opfer bringe zur Abbuße für die ſchlechte Meinung, die ich von euch gehabt hab."

Man trank und plauderte und längſt war die zehnte Stunde vorüber, als der Senn zuerſt ans Heimgehen erinnerte.

Man ſah nirgends mehr ein Licht als im Pfarrhof. Dort ſaß der Pfarrer am Schreibtiſch und ſtudirte die Predigt für den nächſten Sonntag. Den ſchon früher entworfenen Vortrag über die nachtheiligen Folgen der in neueſter Zeit überhandnehmenden Vermehrung der

Wirthshäuſer hatte er ſeeben zerriſſen. „Nur auseinander jetzt,“ murmelte er. „Wo nur wenige ſind, bleibts ruhiger. Jede Art Menſchen muß ihr Neſt haben, damit nicht alle mitſammen fortrennen. Auseinander um jeden Preis! Mags mehr Lumpen geben, die haben noch keine Gemeinde verdorben, denn man kennt ſie. Vor allem muß der Wolf den Schafpelz laſſen, und da gibts zu reißen, aber ich bin ja nicht gekommen den Frieden zu bringen, ſondern das Schwert!“

Siebentes Kapitel.

Was Franz auf seiner Reise nach Dornbirn erlebt.

An einem kalten Märzmorgen verließ Franz das Vaterhaus um, wie er gesagt hatte, „sich einmal nach Menschen und Vieh zu erkundigen.“ Auf den starren Bergen lag der graue Himmel wie ein Eismeer. Nur die Wolken von trockenem Schnee, die an den kahlen eisbehangenen Felsen vorüberzogen, mahnten noch an Leben und Bewegung. Sonst schien alles gefroren zu sein. Der Tannenwald war noch ganz weiß und der Schnee auf den Aesten wartete, wie man sagte, auf Sturm. Das Feld*) mit all seinen Hügelchen und Gräben glich einer großen, mit weißem Moos bedeckten Ebene, und bei jedem Fußtritt fielen hundert und tausend der von der Kälte in den Schnee geschnittenen Rosetten und den Eisfiguren in den Fenstern ähnliche Gebilde knisternd und klirrend zusammen. Das war dann aber auch so

*) d. h. die Wiesengründe.

ziemlich alles was man hörte, denn die Bäche ſchlichen unter der eiſigen Decke geräuſchlos dahin und Menſchen und Thiere waren froh, daß ſie in ihren Wohnungen bleiben konnten. Es war einer jener Tage, an welchen nicht nur der etwas feuchte Tobak in der Taſche ſtarr wird, ſondern ſogar die Gedanken zu gefrieren ſcheinen: die Welt wird öd und leer, ſobald man einen Augenblick allein iſt. Jeder, der ſeine Wohnung, ſein Dorf verläßt, wünſcht ſich einen Begleiter — wie menſchenſcheu er ſonſt auch ſein mag — und doch iſt eben an ſolchen Tagen nur ſelten jemand anzutreffen.

Franzen war es jetzt viel angenehmer, daß er nicht allein fort mußte, als zuerſt, da Klausmelker mitzugehen verſprach. Schon mehr als eine halbe Stunde ſaß er wartend beim Adlerwirth, wo Klausmelker zu ihm zu kommen gedachte. Endlich kam der kaum noch Erwartete, und ſein Ausbleiben über die beſtimmte Zeit hinaus entſchuldigend ſagte er: „Die Kuh, die geſtern gekalbet habe, ſei über Nacht gefährlich krank geworden. Es ſcheine, ob die Zigeunerin doch nicht für länger als ein Jahr helfen könne.“

„Will doch noch geſchwind ſehen was fehlt und was etwa zu thun wäre,“ ſagte Franz aufſpringend.

Klausmelker hielt ihn zurück. „Bei Leib und Leben thu doch das nicht!“

„Warum nicht?“

„Annehmen thät der Vater von dir nichts und dann gäbs noch ſchöne Geſchichten, wenn er wüßte, daß wir mitſammen gehen . . .“

„Ja so, er will sich lieber von der Hexe helfen lassen. Also gehen wir!“

Klausmelker hing ein kleines Päcklein in einem Schnupftuch an seinen Stock und gab dem Margrethle den Regenschirm, an welchem er es bisher getragen hatte.

„Schade, daß du so fremd gekleidet bist, sonst wärst du der Rechte um uns den Brot und Käse mit auf die Reise nehmenden Bauern von altem Schrot und Korn noch einmal recht zu vergegenwärtigen,“ spottete Franz, indem er voran zur Thüre hinausschritt.

„Wessen Brot ich esse, dessen Lied ich singe,“ lachte Klausmelker.

„Ich nicht!“

„Ja, es ist ein verteufeltes Ding. Auch mir gehts nicht so leicht als Mariannen und nie könnt ich so vergnügt dabei werden, wie sie zuweilen, doch auch immer seltener.“

Jetzt hatte Franz seinen Begleiter da wo er ihn haben wollte. Klausmelker war im Ganzen gar nicht sein Mann und gewiß hätt er nicht so lang auf ihn gewartet, wenn er nicht Mariannens Bruder gewesen wäre. Er hatte nicht die Absicht, diesen für sich zu gewinnen oder mit ihm Pläne gegen Barthle zu schmieden, aber er hoffte nun einmal recht viel von der Geliebten zu hören und das machte ihn immer glücklich, da er ja von ihr nur Gutes vernehmen konnte.

„Mariann“ sagte Franz beinahe feierlich, „könnte

in keiner Lage recht unglücklich und mißvergnügt werden. Sie hat den Himmel in sich!"

„Ja, ja, sie hat ungemein glückliche Anlagen," meinte Klausmelker. „Es thät mich gar nicht wundern, wenn ein herz- und gedankenloses Ding an ihrem Platze glücklich wär, aber wie sie es macht um immer zufrieden sein zu können, das begreift unser einer wahrhaftig nicht. Ich muß schon sagen, mir thut das Gefühl, meine Pflicht gethan zu haben, nie recht wohl, wenn ich schon dem Vater viel besser diene als sie."

„Besser?"

„Ja besser. Sie sagt oft ihre Meinung so deutsch, daß ich schon oft — besonders zuerst — darüber staunen mußte. Aber ihr Widerspruch scheint dem Vater fast lieber zu sein als mein Beifall, meine Einwendungen werden weniger beachtet als ihr Schweigen. Ich glaube nicht, daß er sie liebe, aber die Hexe — daß ich so sag — weiß seine Neigung täglich aufs Neue zu gewinnen."

„Wie," fragte Franz erstaunt, „du glaubst nicht, daß er sie liebe? Warum sollte er dann so besorgt sein um sie?"

„Das ist Pflicht."

„Nein — er muß sie lieben!"

„Und ich sag: er kann nicht. Er weiß sie nicht zu schätzen, er versteht sie nicht. Aber schon ihre Neigung zu dir, die sie nie verläugnet, müßte sie ihm zuwider machen. Du würdest stolz werden, wenn du wüßtest, wie groß das Mädchen von dir denkt und wie hoch es dich schätzt."

Franz war allerdings dem „Schattenschwager"

noch nie so grob begegnet, als er wol Anderen seiner Art, die ihn nicht an die Geliebte erinnert hätten, begegnet sein würde, aber so freundlich hatte er doch auch noch nie mit ihm geredet wie jetzt: „Nein, Klausmelker, ich würde nicht stolz, denn ich weiß nur zu gut, daß ich ihrem Franz noch gar nicht ähnlich sehe. Das Bild, das sie sich von mir macht, ist nur mein Vorbild; so sollte, so möchte ich werden, um nicht mehr denken zu müssen, daß ich ihrer nicht werth sei."

„Es thut einem aber doch wohl an Leib und Seel, wenn man auch irgendwo noch etwas gilt. Die, die uns lieben, machen uns Muth zu dem, was sie von uns erwarten."

Das hatte Franz vom Klausmelker nicht zu hören erwartet. Was wollte der wol sagen mit diesen Worten? Vielleicht ihm Vorwürfe machen wegen seiner Kälte gegen ihn? Oder wollte er ihn zu gewinnen suchen? Franz hätte nicht eingesehen warum. Er machte sich selbst Vorwürfe, daß er von ihrem Bruder nur Böses zu denken geneigt sei; doch suchte er immer noch vergebens eine Antwort auf die Frage: Wo der wol so die Sprache des Herzens reden gelernt habe? Freilich blieb er oft länger beim Adler sitzen als die Andern, aber Franz hatte darum noch an keine Liebschaft geglaubt, weil er meinte: Barthles gehorsamer Sohn werde mit diesem Kinde des Adlerwirths noch weniger weit sich einlassen als mit dem Rösle, welches doch noch einen ehrlichen Vater und eigenes Vermögen gehabt hätte. Um gleich ins Klare zu kommen, fragte er

Klausmelkern gerade heraus: „Wie gefällt dir das Margrethle?“

„Wie kommst du auf das?“ fragte der Begleiter betroffen zurück.

„Es gleicht so ziemlich dem Rösle.“

„Nein, nein, das ist ganz anders,“ sagte Klausmelker hastig.

Franz hatte nicht Lust eine Antwort zu erbetteln und erpressen, die ihn offen und freiwillig wirklich gefreut haben würde. Wie um sich auf andere Gedanken zu bringen, blieb er stehen und sich dem eben verlassenen Dorfe zuwendend sagte er: „Mir wird immer ganz eigenthümlich, wenn ich einen Ort verlasse, und jedesmal — geh ich auch nur auf wenige Tage fort — muß ich mich fragen: Wie wirds wol aussehen, wenn du wieder kommst? Beim Fortgehen aus der Heimat hab ich immer zwei Gefühle. Ich erinnere mich so recht an die Unsicherheit und Unbeständigkeit alles Zeitlichen, dabei fühl ich auch wie sonst nie, mit wie vielen Banden ich an die Heimat gefesselt bin.“

„So etwas macht mir nie weh,“ sagte Klausmelker immer vorwärts gehend. „Wenn man auch auf ein Jahrhundert fortginge, da würde sich nicht viel ändern. Auch dann noch würden stark ein halbes Tausend Josesse, Hansmichel und Marien herumlaufen, die man von den heutigen kaum unterscheiden könnte. Die alle würden sich gaffend vor dich hinstellen und dir mit Stolz erzählen, daß unterdessen alles hübsch beim Alten geblieben sei.“

„Und unſere Lieben?“ fragte Franz im Tone des Vorwurfs, indem er ſich wieder zum Gehen wandte und dem Begleiter nacheilte.

Dieſer aber blieb nun ſtehen und nachdem er eine Zeit lang wehmüthig zurückgeſchaut hatte, ſagte er ſich die Augen wiſchend: „Du haſt recht — aber marſch jetzt! Das ſind Sachen.“

Franz blickte ihn erſtaunt an. Er ſah wol, daß er mit ſich ſelbſt kämpfe. „Was fehlt dir?“ fragte er mitleidig.

„Nichts — ich gehe reicher fort, als ich hergekommen bin.“ —

„Wie meinſt du das?“

„Damit,“ ſagte Klausmelker den Kopf aufrichtend, „damit mein' ich, daß das Margrethle ſo gut mein iſt, als das Anneli dein.“

„Das Mädchen iſt aber arm — ärmer noch als das Rösle.“

Klausmelker empfand den Vorwurf, der in dieſen Worten lag, jetzt nicht mehr ſo ſchmerzlich, wie er ihn wol vor einem halben Jahr empfunden haben würde. Mit einer Herzlichkeit, die Franzen ſeine harte Rede bereuen machte, antwortete er: „Wenn ich das Rösle ſo recht und ganz geliebt hätte, würde uns nichts voneinander gebracht haben. Uebrigens iſt das Margrethle nicht ärmer als ich, denn ich mag nicht mehr da ſitzen und auf des Vaters Tod und die Erbſchaft warten.“

„Was habt ihr denn wieder mit einander, du und er?“

„Jetzt nichts mehr, gar nichts mehr als den ſtarren Sinn. Ich hab gewählt zwiſchen Knechtſchaft und Freiheit, der Ruhe eines Gebundenen und der Arbeit für mich und meine Lieben, ich habe gewählt, Freund, und ich geh nicht mehr mit dir zurück.“

Franz wurde durch dieſe entſchiedene Sprache lebhaft an ſeinen ehemaligen Spielkameraden erinnert. Das war wieder einmal ganz der alte Klausmelker. „Lieber Freund!“ ſagte er herzlich, „haſt du auch alles gehörig überlegt?“

„Nichts mehr von Ueberlegung! Jetzt muß es anders werden. Ich hab überlegt bis ich mir gar nichts mehr traute, ich kroch heim und verbrauchte mehr Kraft dazu mich zu beherrſchen, als mancher braucht zum Glücklichwerden. Und ich bin es doch nicht worden durch mein Kriechen und Ueberlegen. Nur eins hab ich der Rückkehr zu danken, aber auch das bekam ich nicht durch Ueberlegen. Haſt du nie bemerkt — nein, ich ſelbſt merkte lange nicht — wie der Trotzkopf mich weckte und veränderte?“

„Und nun willſt du fort?“

„Ja, doch das Margrethle kommt bald nach; das mag nur nicht ſo ganz ohne Wort und Werk gehen, wie ich das muß.“

„Aber wohin?“

Nun erzählte Klausmelker: Der Adlerwirth habe vor einigen Wochen aus Amerika geſchrieben, wo ihm ganz gut gehe. Er hatte ein größeres Grundſtück mit mehreren Deutſchen gekauft, und es fehlte ihm jetzt an

nichts, als an Arbeitskraft. „Zwar," schrieb er, „arbeite er selbst erstaunlich fleißig, denn er habe bald gesehen, daß das Mitgebrachte nicht weit reichen würde, und so faul und so dumm als man meine sei er eben nicht. Auch bereue er seine Flucht und käme von Herzen gern zu den lieben Kindern zurück, wenn er noch könnte und dürfte. Er fühle sich alt und verlassen und es gäb auf der Welt keine größere Freude für ihn, als wenn die Seinen daheim machten so gut sie könnten und zu ihm kämen." Der Wirthin hatte dieser Brief keine Freude, dem Margrethle aber, welches des Vaters wegen am bekümmertsten war, sehr viel Kopfarbeit gemacht. Es las ihn Klausmelkern vor und sagte: „Es wollte, es wäre beim Vater." „Und ich wollte das auch," sagte er. Die Beiden waren bald entschlossen. Die Mutter war wol dagegen, aber sie mußte nachgeben. Nur daß sie das Kind gleich mitlasse, hätte man sie nicht bereden können. „Der Mann," sagte sie, „habe sie zu elend gemacht, zu oft angelegen um ihm noch glauben und trauen zu können." Klausmelker, der jedenfalls leichter wieder zurück konnte, wenn er wollte, gedachte also den Adlerwirth aufzusuchen und dann zu schreiben.

„Hast du Schriften bekommen und Reisegeld?" fragte Franz, dem noch alles wie ein Traum vorkam.

„Einen Heimatsschein hab ich ohne Fragen bekommen, da ja ein fremd Gekleideter ohne einen solchen kaum vor die Hausthüre hinaus gehen darf. Nun fehlte nur noch die letzte Wegzehrung und die — ja die hab ich

auch gefunden oder gestohlen, wenn du lieber willst. Der Barthle läßt sich nie so auskommen*), daß er gleich einen Wald abholzen muß. Einige hundert Gulden versteckt er in einem alten Strumpf immer irgendwohin und zwar so gut, daß er sie auch schon selbst nicht mehr gefunden und dann mich für den Dieb gehalten hat. Ja, Freund, so stehts, und „unnöthige Gedanken bringen unnöthige Werke," sagt das Sprichwort. Ich hab so ein Nest gefunden, ausgenommen und einen Brief darin zurückgelassen, in dem es heißt: Ich hätte nur gethan, was man längst von mir erwartet. Ich glaubte auch noch einigen Anspruch zu haben auf seine Hülfe, wenn ich schon kein Heuchler mehr sei. Da er aber das vermuthlich nicht glaube, ich auch nicht gern mit ihm streite, hab ich mir gedacht: Wer weit frage, werde weit gewiesen. Er selbst sei Schuld, daß ich mich nicht mehr für seinen Sohn ansehe und mir den Knechtlohn selbst nehme. Es sei das der letzte Kummer, den ich ihm mache, und er könne froh sein, die verhaßte „Adlerwirthspfau" nicht neben sich sehen zu müssen."

Franzen war gar nicht wohl, da er diesen Menschen, den er für einen Schwächling hielt, so aufgeregt vor ihm dastehen, gleich einem mit Gewalt niedergehaltenen Baumstamm in die Höhe schnellen sah.

Schweigend schritten die beiden vorwärts. Franz ging immer langsamer: er hätte Klausmeltern, hätte die

*) von Gelde kommen.

Zeit zurückhalten mögen und wußte doch gar nichts anzufangen.

Beim Wegweiser neben der Kluser Brücke ſtanden beide wie auf ein gegebenes Zeichen plötzlich ſtill und Klausmelker ſagte: „Ich muß mir in Bezau noch einen Paß vom Gericht holen; du wirſt den kleinen Umweg wol mit machen, da wir doch ſchon früher mitſammen auf Abwege kamen, heut nun iſts das letzte Mal —“

„Ich dachte viel zu thun in Bezau,“ antwortete Franz traurig, „doch nun iſt mir die Luſt zu allem fort. Aber geh doch langſam, wir kommen heut immer noch weit genug!“

„Nein ſchnell,“ drängte Klausmelker, „mir gehts viel zu ruhig, viel zu ſtill. Man hört nichts als den Herzſchlag, ſeinen Schritt und hie und da den Knall eines erwarmenden Baumes. Es iſt nicht zum Aushalten vor Langweile. Mir wäre recht laut und recht ſchnell am liebſten. Komm, brrrr, brrrr!“

Klausmelker lief ſo ſchnell, daß Franz ihm kaum zu folgen vermochte. „Freund,“ ſagte er, den immer noch raſcher Gehenden am Arm erfaſſend; „du biſt jetzt in einem Zuſtande, in dem du nicht den wichtigſten Schritt deines Lebens thun ſollteſt.“

„Laß mich,“ rief Klausmelker ſich mit Gewalt losmachend. „Ich habs ſchon geſagt: die Zeit der Ueberlegung iſt vorbei. Ich mag nicht mehr vorwärts denke und nicht mehr zurück. Da bin ich und vorwärts will ich.“

„Aber was treibt dich denn auf einmal fort? Ma-

riann hat mir gesagt, du und der Vater hätten den besten Frieden."

„Ja, so lang ich ihm von jedem Schritt und jedem Wort und jeder Absicht erwünschte Auskunft gab."

„Aha — und nun deine Schritte zum Adlerwirth —"

„Nein, da war alles in Ordnung, bis der Vater hörte, daß die Gesellschaft gegen den Pfarrer aufgetreten sei."

„Das hat sie aber nicht gethan."

„Darum hat der Vater doch davon hören können, und eben auf das kommts an," sagte Klausmelker und erzählte nun, wie und mit welchen Worten ihm dann das Haus verboten worden. Darauf sei dann eine Wuth in ihn gefahren, daß er alles hätte zusammenschlagen mögen. Mariann habe sich ordentlich gefürchtet vor ihm und auch der Vater habe nicht gewagt ihn zu schlagen, als er vom Margrethle geredet, er habe den schon ergriffenen Prügel ins Fenster geworfen, daß die Scheiben auf die Gasse geflogen, und sei zum Pfarrer gegangen. Dieser Sturm hab ihn nun fortgetrieben. Die Freundlichkeit des erst Abends wieder heimkommenden Vaters habe da nichts mehr zu ändern vermocht, sondern er habe sie nur dazu benützt, sich die Erlaubniß zu erbitten zur Reise nach Dornbirn. Die habe der Vater ihm gleich gegeben, obwol daheim noch mancherlei zu thun wäre. Abends sei er dann verstohlen zum Adler und habe sich recht gefreut, als er gehört habe, daß auch Franz gehen werde, und er nun doch mit ihm

noch reden und ihm den Sachverhalt erzählen könne. „Und nun bin ich da," ſchloß er. „Von keinem Menſchen hab ich Abſchied genommen, als vom Margrethle. Daheim hätt ich kein Wort ſagen dürfen, wenn ich auch nicht hätte fürchten müſſen, der Vater würde ſich dann nach ſeinem Strumpf umſehen. Ich bin nicht der kalte herzloſe Menſch, für den man mich hält, ſonſt würd ich gar nicht gegangen ſein."

Raſch und ohne den Gruß eines ihnen Begegnenden zu erwiedern, ſchritten die Beiden ins Dorf Bezau hinein. Franz glaubte ſchon den alten Barthle ſeinem Sohn und deſſen Verführer ſeinen furchtbarſten Fluch nachdonnern zu hören, er ſah Mariannen kummerbleich und mit verweinten Augen vor ihm ſtehen und ihm Vorwürfe machen, daß er den Bruder ſo ins Elend habe ziehen laſſen. Hätte Klausmelker ihm ſeinen Entſchluß ruhiger, leidenſchaftsloſer mitgetheilt, ſo würde ihm derſelbe weniger Angſt und Weh gemacht haben als jetzt, da er ihn einzig für den bald wieder verhallenden Nachklang einer böſen Stunde halten zu müſſen meinte. „Wenn es ihm wieder anders wird?" fragte er ſich immer aufs Neue und ſtellte ſich dann ſchaudernd die traurige Lage des durch einen unüberlegten Schritt für immer heimatlos Gewordenen vor. Er glaubte nur Zeit gewinnen zu müſſen, dann werde der Aufgeregte von ſelbſt ernüchtern, und er athmete wieder leicht auf, als dieſer jetzt ſo ruhig und trocken wie ſonſt immer ſagte: „Mir wirds kalt und hungrig, ich hab in den letzten Tagen gar nie recht eſſen mögen."

„Dem kann dort leicht abgeholfen werden," sagte Franz auf ein Wirthshaus zeigend. „Ich wollte ohnehin da einkehren, aber du hast gemacht, daß ich gar alles vergaß. Wir wollen doch auch noch hören, was und wie hier im Mittelpunkt unseres Ländchens von der neuen Ordnung der Dinge geredet werde."

Herzlich froh, nun doch nicht mehr mit seinem aufgeregten Begleiter allein sein zu müssen, hüpfte Franz die steinerne Treppe hinauf und stand schon oben vor der Thüre, als Klausmelker, der noch unten war und mit dem Schneebesen auf die Schuhe schlug, unwillig murmelte: „Mir ists verdammt egal, was da die Geldsäcke rasseln, die am hellen Werktag sich im Wirthshause breit machen."

„Komm," drängte Franz, „es geht laut zu, hören wir einmal, was los ist, bevor wir urtheilen."

Klausmelker legte seinen Stock mit dem Päcklein auf eine Bank und ging Franzen nach in die Stube, wo plötzlich alles still geworden war.

„Ich möchte gar nicht schwätzen," begann der Wirth, nachdem er die Eintretenden sorgfältig gemustert hatte. „Wie es der Landesvertretung gehen wird, sehen wir hier an der Gemeindevertretung. Immer hat sie Händel entweder mit dem Gericht oder mit der Gemeinde. Und just so sag ich gehts dem Landtag. Nichts wird er sein als ein Lammtag, welcher die weiter oben gemachten Fehler zu tragen hat, und regt er sich und wehrt er sich, so kann man ihn gar nicht brauchen. Oder was meinst du, Krämerle?"

Das so angeredete Männchen verzog das pfefferdütengraue Gesicht zu einem eigenthümlichen Lächeln und erwiederte: „Ich hab meine Meinung längst ausgesprochen. Die Regierung hätt uns schon genug Unkosten gemacht ohne Landtage. Was nützt uns eine Vertretung, die nur noch unsere Lasten vergrößert? Da kommt die Gewerbefreiheit und noch gar diese Zertretung — ja ganz gewiß Zertretung, hähähä!"

Am hintern Tische richtete sich ein großer Mann langsam auf und fragte mit kräftiger Stimme: „Was meinst, Krämerle, wie viel Batzen mag so ein neues Gesetz kosten? Vor Zeiten hast du deinen Jungen für eine Herrenlaune in den Krieg ziehen lassen; für uns aber und unser Land — ja das ist was anderes — da will man keinen Kreuzer zahlen."

Der neben dem Großen sitzende, von der Wirthin leise „Unterlehrer" angeredete junge Mann hatte jenen schon mehrmals mit dem Ellenbogen gestoßen und vielsagende Blicke nach dem Herrenstüble geworfen. Der Große stieß ihn endlich unwillig weg und sagte rauh: „Herrgötte sind das Menschen! Für euch ist wahrlich die schlechteste Regierung gut genug. Ist aber ein Glück für euch, denn besser wirds da nie werden, wenn ihr euch nicht an verwöhntere und bessere Menschen anschließt."

Jetzt öffnete sich die Thüre und zwei Gensdarmen traten herein, um, wie sie sagten, nach bairischen Cigarren zu suchen. Außer dem Unterlehrer verließen alle die Stube. Auch Franz und Klausmelker würden gegangen sein, wenn nicht schon ein Mittagsessen bestellt ge-

weſen wäre. Es blieb ganz ſtill in der Stube, bis ein wälſcher Bilderträger kam und mit wichtiger Miene ſeine Gebetbücher und Heiligenbilder auslegte. Die Wirthin ſuchte ſich den Florian heraus, welcher den größten Eimer hatte, während ihre Tochter ſich die buntbeklebten Deckel der alten Bücher mit neuen Titeln beſah. Der hungrige Händler wollte ſie auswählen laſſen für ein anſtändiges Eſſen, aber das Mädchen ſagte verächtlich: „Es möge jetzt gar keine andern Andachtsbücher mehr als ſolche mit blauen Deckeln. Die paßten am beſten zu ihm und auch die Gerichtsherrenfräulein hätten keine andern als blaue.“

Die Gensdarmen, die keine Cigarren, wol aber einen verbotenen Kalender gefunden hatten, waren ſchon wieder fort, als den beiden Reiſenden das verlangte Mittagseſſen aufgetragen wurde. Klausmelker langte ſogleich herzhaft zu, Franz aber klagte, daß er um den Appetit und um alles gekommen ſei.

Wieder öffnete ſich die Thür und ein mit bunten Papierſtreifen wunderlich geſchmückter Burſche von mehr als zweideutigem Ausſehen trat herein und verkündete ſingend: „Er ſei der Frühling, der der Menſchen Herz erfreue. Er komme, um ein Opfer zu bitten und werde einſt ſegnend der Geber gedenken.“ Dann kam der Herbſt, in welchem Klausmelker ſogleich die Zigeunerin vom vorigen Winter erkannte. Sie meckerte ein frommes Lied und bot dann ihre Früchte zum Verkauf. Die Wirthin kaufte nichts, beſchenkte jedoch die beiden reichlich; denn, ſagte ſie, als die Thüre hinter ihnen zugefallen war,

mit ſolchen Leuten mache ſie ſo gut als möglich. Man wiſſe gar nicht, wer ſie ſeien und was ſie können.

„Die war im letzten Winter als Zigeunerin hier,“ bemerkte Klausmelker, Franzen einen bedeutenden Blick zuwerfend.

„So,“ fuhr dieſer auf, „dann ſind die Gensdarmen zu früh da geweſen. Doch, wenn ich das gewußt hätte, dann würd ich ihr ſchon ſelbſt fortgeholfen haben.“

„Dazu,“ fiel die Wirthin ein, „dazu thät ich dann auch noch etwas ſagen.“

„Und was?“

„Die Alte hat nichts unrechtes gethan. Ihr Lied iſt recht ſchön geweſen und ich möchte nicht, daß die Leute, die mehr können als andere, unzufrieden aus meinem Hauſe gingen.“

„Wenn ſie mehr kann als andere, warum hilft ſie dann nicht erſt ſich ſelbſt?“ fragte Klausmelker.

Franz war aufgeſtanden und hatte der Alten lange nachgeſchaut. Die alſo war es, die den Barthle übertölpelt und Mariannen ſo viel Kummer gemacht hatte. So wichtig war ihm noch nie eine alte Bettlerin vorgekommen als dieſe. Ihr ſo ſicheres Auftreten war nur zu bezeichnend für ſeine Landsleute. „Wenigſtens der Mehrzahl,“ meinte er, „werde dadurch ein Armuthszeugniß ausgeſtellt,“ und er konnte ſich nicht enthalten, ſeine Gedanken offen auszuſprechen: „Die Hexe kennt unſere Leute, die ſich ſo gern am Narrenſeil führen laſſen. Das dümmſte Geſchwätz und das erbärmlichſte Lied können Wunderdinge, wenn dabei nur viel heilige Namen mißbraucht

werden. O, die saft- und kraftlose Geistesnahrung, die den Armen von ihren Apothekern gereicht wird, hat allen Geschmack verdorben."

Der Unterlehrer, ein reicher Bauernsohn aus einem Nachbardorf, den nur die Furcht vor der Rekrutenaushebung in die Schule trieb, und der, um das ihm fehlende Talent zu ersetzen, sich überall als erwünscht gehorsamen Diener zeigte, brauchte ziemlich lange, bis er sich von seinem Staunen über diese Rede wieder ein wenig erholt hatte. Dann heftete er den Blick scheu auf die langsam sich öffnende Thüre der Nebenstube, in welcher er den Pfarrer schon lange husten hörte und sagte: „Kommt doch nicht so in die Hitze wegen einer Kleinigkeit. Wer sollte das ändern — wer könnte das?"

„Ich kenne Sie nicht," sagte Franz; „ich weiß auch nicht, aus welchem Dorfe Sie sind, aber ich hab Sie Lehrer nennen hören und muß darüber staunen, daß Sie so blitzdumm fragen können. Gerade Ihre, und Ihre schönste Aufgabe wärs, die Leute denken zu lehren."

„Mein Gott! Man sagt ihnen oft, das und das sei nur Aberglaube."

„Aber von dem und diesem und jenem wird nichts gesagt, weiß man vielleicht auch nichts. Wärs nicht klüger, jeden selbst auf die Füße sehen zu lassen, als ihm die Augen verbinden, um als Wegweiser zechfrei mitgehen zu können? Durch einen Machtspruch nur wird der Aberglaube schwerlich überwunden werden."

„Das ist grausam hochmüthig geschwätzt für einen Bauern," sagte die Wirthin streng. „Aerger könnte es

wol auch der Bub des Freimaurers in — Dings — nicht, von dem sein Pfarrer letzthin dem Dekan eine Stunde lang erzählte."

Im Nebenzimmer wurde ein Stuhl so heftig vom Platze gerückt, daß die Wirthin erschrocken zusammenfuhr und ordentlich zu zittern anfing. Franz warf aufstehend das Geld für Essen und Trinken auf den Tisch und unter der Stubenthür sagte er lachend: „Des Freimaurers Bub in Dings würde sicher nicht ärger sein."

Franz stand schon vor der Hausthür, als Klausmelker, der seinen Pack und den Stock suchte, plötzlich wie ein Husar zu fluchen anfing: „Die verdammte Hexe hat mir mein Päcklein mitgenommen. Jetzt wollt ich doch, daß hundert Millionen —"

„Still, still" — zischelte die heraneilende Wirthin. „Was ist gestohlen worden? Macht doch keinen Lärm! Ich will von Herzen gern alles ersetzen, daß man die Plagerei nicht haben muß mit den Gensdarmen und den Herrn."

„Nein," sagte Franz entschieden. „Das Päcklein mag zum Teufel gehen, aber die Schelmin muß her um jeden Preis!"

„Der Heimatsschein ist drin. Himmel tausend, der muß her und das Andere auch," schrie Klausmelker, schon dem Amtshause zuspringend.

Franz rief dem Eilenden nach: „Er werde hier vor der Thür auf ihn warten." Er war in diesem Augenblicke wirklich entschlossen, nicht mehr in die Stube zu gehen, auch wenn er Stunden lang da warten und halb

erfrieren müßte. Als aber der immer näher rückende Schatten seine kalten Ohrfeigen auszutheilen begann, da kam Franzen sein Eigensinn zuerst traurig, dann auch lächerlich vor. Was gingen ihn diese Leute an und was er sie? Mit dem festen Vorsatz, unter diesem Dache kein ernstes Wort mehr zu reden, ging er endlich wieder in die Stube zurück.

Als er nun da behaglich und warm saß, lächelte er über den wunderlichen Zwischenfall, der ihn noch vor wenigen Minuten ordentlich geärgert hatte. Es war nun wenigstens Zeit gewonnen, denn schwerlich erhielt Klausmelker sogleich einen Paß, ohne den Heimatsschein vorzeigen zu müssen. Allerdings änderte das an Klausmelkern selbst nichts, doch die Reise mußte verschoben werden und er konnte sich unterdessen die Sache noch einmal recht überlegen.

Der Lehrer saß noch immer beim Schoppen und las in einer Zeitung. Endlich legte er dieselbe vor sich auf den Tisch, zündete sich eine Cigarre an und fragte: „Will der Andere in die Fremde, daß er einen Heimatsschein bei sich hatte?"

„Nach Amerika," sagte Franz, den Lehrer etwas verächtlich ansehend. Er meinte, in diesem Worte liege etwas, das so einen Menschen seine Schwäche einmal recht empfinden lasse.

Der Lehrer besah sich lächelnd seine Cigarre und murmelte: „So — also auch ein Unzufriedener! Sie gehen gewiß mit?"

„Nein."

„Geht er ganz allein?“

„Ja.“

„Das thät ich nicht.“

„Ich glaubs von Herzen gern.“

„Hier iſt auch einer, von dem man ſagt, er werde gehen und ich zweifle auch nicht, daß es wahr ſei. Wunderlich iſt er genug dazu und ſtößt bei uns immer und überall an. Haben Sie den Großen nicht beachtet, der vorhin ſo aufbegehrte?“

Jetzt rückte Franz etwas näher zum Lehrer. „Wärs der?“ fragte er.

„Ja, er hat früher die Lieferung von Stickereien beſorgt; es ſoll ihm aber nicht beſonders gut gegangen ſein. Das Haus dort mit den grünen Läden iſt das ſeine.“

Jetzt kam Klausmelker mit zwei Gensdarmen, die im Wirthshauſe ſchnell die noch nöthigen Erkundigungen einzogen und ſich dann zur Verfolgung der Diebin auf den Weg machten.

Auch die beiden Reiſenden verließen die Stube und Franz fragte gleich vor der Thüre: „Haſt du einen Paß erhalten?“

„Nein.“

„Und nun?“

„Ich könnte auch ſonſt gehen wie —“

„Wie der Adlerwirth, wie ein Dieb. Sag mir nur, ob auch das Margrethle weiß, woher du das Reiſegeld haſt?“

„Nein, dem guten Mädchen fiel es nie ein, den

reichen Bauernsohn so etwas zu fragen. Auch ich hab mir selbst deinen Vorwurf umsonst zu überlärmen versucht."

„Geh du wieder mit zurück und laß dem Vater sein Geld. Wer für seine und die Zukunft eines lieben Mädchens sorgen will, der muß auch den Muth haben, herzhaft zu sagen: Jetzt so ists Vater und so bleibts, ich mag gehen oder bleiben. Vielleicht ist dann der Barthle gar so hart auch nicht als du meinst."

Klausmelker schüttelte den Kopf: „so wenig als du und der Pfarrer lang beliebt sein können, so wenig werden ich und der Vater eins."

Die Beiden waren vor dem Hause mit den grünen Läden angekommen und Franz flüsterte seinem Begleiter zu: „Da drinnen soll auch einer sein, der später mitgeht. Wir wollen mit ihm reden, komm!"

Der ehmalige Lieferant war sehr erstaunt, als Franz, kaum in seine Stube gekommen, ihn fragte, wie bald er nach Amerika gehe. „Euch muß einer gewaltig in den April geschickt haben," lachte er. „Wenn ich noch jünger wäre, dann wol, dann alles lieber, als noch einmal Lieferant werden."

„Ist denn das so ein schlechtes Geschäft?"

Der freundliche Mann schob den beiden Stühle zu und lud sie zum Niedersitzen ein, er selbst aber blieb stehen und sagte: „Unsere jetzigen Stickerinnen machen es einem schlecht genug. Seit das Frommsein als bestes Mittel gegen die Aufklärung Mode worden ist, haben es die Stickerinnen wie die Oehstlerin, welche das

Dutzend um fünf Pfennige kaufte und um einen Kreuzer hergab, indem sie meinte: die Menge mache den Profit."

„Wie kann man aber die Fehler der Stickerinnen und die Frömmelei zusammennehmen und verurtheilen mit dem gleichen Spruch?"

„Ganz leicht. Kann so ein armer Lieferant von Stickereien es besser verlangen als die Lieferanten des himmlischen Vaters? Und die sind herzlich zufrieden, wenn bloß recht viel Waare geliefert wird. Wenn nur dann der Fabrikant auch so reich und so barmherzig wäre wie Gott; doch der will sich nicht betrügen lassen und die schlechte Arbeit für gut bezahlen. Die Stickerei ist eben eine Kunst, zu der der ganze Mensch mit Leib und Seele gehört."

„Jetzt versteh ich's etwas besser," sagte Franz nach einer Pause. „Ich glaub' auch wirklich, daß wahre Andacht und Kunstsinn einander verwandt sind."

„Allerdings," eiferte der Lieferant, „und Gewissenlosigkeit und Hudelei und Heuchelei auch. Als ich noch jung war, vor etwa zwanzig Jahren, da hatt ich ordentlich meine Freude, mit unsern schönen Arbeiten in die Schweiz zu gehen. Ja, ich war stolz auf das, was wir leisteten und hätte mein Geschäft nicht um das glänzendste auf der Welt vertauscht. Damals machten wir unserm Ländchen Ehre. Die Mädchen waren eben mit Leib und Seele dabei und von Herzen gern hab ich immer das Schwierigste, darum auch am besten Bezahlte hereingebracht. O, die habens schon machen können, denn Lust zum Ding macht alles ring (leicht). Da kam

die gute Zeit für sie und größtentheils ihrem Fleiß hatten sie den hohen Lohn zu danken. Nun aber meinte man: Es sei genug, wenn nur viel gemacht werde. Die Tröpfe hatten, das sah ich jedem gestickten Röslein an, mit Gott und der Welt zu schachern angefangen, es kam die fromme Zeit und die gute Arbeit war weg. Respekt vor frommen Menschen; aber die Selbstsucht kann ich nicht leiden, sie mag so heilig sein, als sie will, drum hab ich mein Geschäft aufgegeben. Daß jetzt unsere Pfuscherinnen nichts rechtes mehr zum Verstechen bekommen, ist ganz recht, aber daß auch die Fleißigsten und Besten dabei leiden müssen, ist traurig. Wol sind ihrer nur wenige, aber eben darum sollten sie sich zusammen thun. Wenn sie das Lieferungsgeschäft selbst hätten, würden sie mehr verdienen, viel lernen und bald würde man wieder lieber schön arbeiten als massenhaft. Es ist eine Schande, daß die Selbstsucht aus unseren Künstlerinnen Tagwerkerinnen macht."

Dieser Gedanke war Franzen ganz neu und es war fast, ob er für denselben einen passenden Ort suchte. „Ueber den Handel," sagte er, „hab ich noch selten nachgedacht. Mein Vater hat mir gesagt, daß die Selbstsucht der Krämer die Welt versorge, und seitdem kann ich solche Gewichtträger gar nicht mehr leiden."

„Diese Selbstsucht," fiel der Lieferant ein, „bedient uns eben so gut es von ihr zu erwarten ist. Besonders hier, wo der Einzelne den Wurf in der Hand hat, geht es oft wunderlich zu. Jeder sollte selbst Unternehmer werden. Eine Gesellschaft von Stickerinnen

muß auch jetzt einem Unternehmer den Lohn geben, warum soll sie ihm auch noch Profit lassen für den dümmsten Streich, weil er zufällig reich — vielleicht aber nicht auch klug — genug ist das Geschäft zum Vortheil des Landes zu führen? Erst wenn Arbeiter und Unternehmer einig sind und sich hier und in der Welt draußen in die Hände arbeiten, wird alles gut gehen. Das wär nach meiner Ansicht die schönste Bruderschaft, denn nicht nur Fleiß und Wohlstand würden wachsen und uns unabhängig machen, sondern auch der Gemeingeist unserer Väter thät wieder über uns kommen, uns erziehen und zu den schönsten und größten Thaten befähigen und stärken."

Das war einmal etwas für Franzen. Bisher war er nicht nur dem immer spottenden Sepp, sondern auch sich selbst mit seinem Streben, die auf mancherlei Weise von einander getrennten Landsleute wieder zusammen zu bringen und den Gemeingeist zu wecken, beinahe vorgekommen wie ein Schiffbrüchiger, der auf einer einsamen unfruchtbaren Insel seinen vom Hunger zur Verzweiflung getriebenen Unglücksgefährten vorpredigt, sie sollten sich doch nicht mehr streiten um den letzten harten Bissen Brot. Man gesteht ihm zu, daß er eigentlich recht hätte, doch damit wird wenig anders und nichts besser, so lang er keine Hoffnung wecken, keinen Rettungsweg zeigen kann. Darum hatte Franz und mit ihm noch mancher die Februarverfassung so freudig begrüßt; die Bauern aber blieben größtentheils mißtrauisch oder gleichgültig, was dann außer Franzen nur wenige der sich zu den Auf-

geklärtern Zählenden zu entschuldigen oder auch nur sich zu erklären vermochten. Sie dachten schon nicht mehr daran, daß es ja gegen alle bisherige geistliche und weltliche Ordnung war, sich um allgemeine Angelegenheiten zu kümmern und seine Meinung darüber auszusprechen. In einer Zeit, in welcher jedes freie männliche Wort bei schweren zeitlichen und ewigen Strafen verboten war, in einem Ländchen, in dem der Nachbar dem Nachbar, der Bruder dem Bruder nicht mehr trauen durfte, weil man Aufpasserei und Klatschsucht als Beweise treuer Anhänglichkeit ansah und belohnte — wurden gerade die Besten und Tüchtigsten am ärgsten angefeindet, alles wich und brach neben und unter ihnen, so daß ihrer Thatenlust nichts anderes übrig blieb, als sich in die eigenen Angelegenheiten zu vergraben wie Sepp. Als nun — an einigen Orten schließlich sogar von den Kanzeln aus — zu den Landtagswahlen aufgefordert wurde, konnte man überall die Klage hören, daß man keine Männer kenne, die man zu Landesvertretern für tüchtig halte. Der Wille des Volkes äußerte sich denn mehr verneinend, indem es jetzt den bisherigen Größen nicht mehr schmeicheln, doch auch andere nicht anerkennen mochte. Viele redeten wie vorhin das Krämerle, denn sie waren so wenig als dieses im Stande, die „neue Ordnung" zu begreifen und ihre Folgen zu ahnen. Franz kam immer mehr zu der Ueberzeugung, daß nur ein Ziel, welches alle sehen, mit den Händen greifen könnten, diese Leute zusammenzubringen und vorwärts zu ziehen vermöge.

„Land!“ jubelte er, nachdem er den Auseinandersetzungen des Lieferanten eine Zeit lang aufmerksam zugehört hatte. Nun war der Steg gefunden, der von der unfruchtbaren Insel wegführen konnte. „Ich bin doch ein dummer Kerl, daß mir das nicht längst einfiel, wenn ich die langen Zeitungsartikel über das Vereinswesen überflog oder gähnend bei Seite legte,“ sagte Franz, als der Lieferant zu reden aufhörte.

„Mich wundert das nicht,“ sagte Klausmelker, der, obwol zuerst nur mit sich selbst beschäftiget, doch bald beinahe so aufmerksam zugehört hatte als Franz. „Wer hier herum lebte und lernte, ist gar nicht mehr fähig, so etwas Großes zu erfassen und auf unsere erbärmlichen Zustände anzuwenden. Auch ich hab in der Welt draußen von so etwas reden gehört und auch den Bauern davon erzählt, so gut ich es konnte, aber da hättet ihr sehen sollen, wie man mich auslachte.“

„Der Senn,“ meinte Franz, „der Senn thät nicht lachen. Der hat bewiesen, daß er Sinn hat für das Gemeinsame und gleich wird er mir sagen, daß dieser Gedanke sich auch auf die Milchwirthschaft anwenden lasse, die gerade so im Argen liegt wie die Stickerei. Ja, ihr Männer, auch da sollte das ganze Land eine Handelsgesellschaft bilden.“

Das war nun auch dem Lieferanten ein neuer Plan. „Darüber müßte man erst nachdenken und mit den Leuten reden,“ sagte er.

„Und das wollen wir immer und überall,“ sagte Franz und sprang dann, als es schon vier Uhr schlug,

erschrocken auf. Es war die höchste Zeit zum gehen, wenn man heute noch nach Dornbirn kommen wollte.

Sie schieden mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen, überhaupt fest zusammen zu halten und sich auch fleißig zu schreiben.

„Solche Männer könnten einem die Reiselust ordentlich nehmen. Ich möchte doch erfahren, was ihr mit euren Plänen ausrichten werdet," sagte Klausmelker zu Franzen, als sie auf der neuen Straße schnellen Schrittes vorwärts gingen.

„So bleib da," bat Franz.

„Nein, ich und der Vater gehören so wenig zusammen in ein Haus als du und der Pfarrer in ein Dorf. Du wirst sehen, auch ihr beide werdet euch nicht leiden und ich mag dir nicht sagen, was ich da erwarte. Du meinst es ganz gut. Ich sehe, daß ich dir und vielleicht noch vielen zu wenig traute in meiner Verbissenheit, aber lieber guter Franz, ich muß fort, wenn ich das Leben noch ertragen soll."

„Das kann sein," sagte Franz; „doch nicht als feiger Schelm mußt du fort; selbst der Geliebten dürftest du nie sagen, wer du bist."

Das wirkte mehr als alles, was Franz bisher gesagt hatte. Klausmelker gestand, daß er schon im Amtshaus daran gedacht hab, er sei noch der ärgere Schelm als die Hexe und immer weniger hab er sich diesen Gedanken auszureden vermocht mit der Ausflucht, daß er ja nur einen geringen Theil seines mütterlichen Vermögens mitnehme. „Ja, ich will dem Vater seinen

Bettel zurückbringen," schloß er. „Wenn ich dann doch noch gehe, und er gar nichts für mich thut, will ich lieber arbeiten wie ein Knecht, oder die Welt durchbetteln."

„Das ist nicht nöthig," sagte Franz freudig. „Ich will dir dann schon helfen und nicht nur ich. Auch der Senn verläßt Margrethles Geliebten so wenig als es selbst und die Seinigen. Und was glaubst du von unserer Gesellschaft? Meinst du, wir reden umsonst immer vom Zusammenhalten? O, jeder wird von Herzen gern das Seine für dich thun, um dir fortzuhelfen, wenn es denn sein muß. Das ist nur ein kleines Vorspiel von dem, was wir noch thun werden."

„Wenn die Menschen so wären, wie du sie dir vorstellst, dann möcht ich nicht fort, gar nicht, trotz allem und allem."

„Gerade so sind sie," versicherte Franz. „Was meinst du, was richtete mich auf? Was erhielt mich im Glauben und Hoffen und Lieben? Tage könnt' ich einem erzählen, was ich daheim ausstand. Auch meiner Liebe steht der Vater feindlich gegenüber. Doch still von dem! Das wirst du wol gemerkt haben, daß wir nicht beim Adler sind, um nur zu plaudern."

Klausmelker gestand zu, daß es in diesem Winter nicht zugehe wie sonst. Von Lumpereien, Händeln und Streitigkeiten habe man gar nie gehört. Sogar der Schnäpsler Klaus habe das Trinken nachgegeben, weil er jetzt in einer Gesellschaft etwas gelten wolle, die aus anständigeren Leuten bestehe. Uneinigkeiten seien trotz

allem Reden keine entstanden, bis der Pfarrer sich drein gemischt habe.

Während Klausmelker sich nun in Vermuthungen darüber erging, was wol die Abendgesellschaft zu den neuen Plänen sagen werde, besah Franz die Grundmauern der neuen Brücke, welche vor Bezau bald die beiden Ufer der Aach verbinden sollte. „Wir sind der Welt nun doch schon etwas näher gekommen," sagte er. „Auch die Straße hier, auf die unser kleines Ländchen stolz sein darf, ist ein gemeinsames Unternehmen. Mögen viele noch schimpfen, nur die Selbstsucht einzelner Händler habe sie geschaffen, sie ist doch eine unschätzbare Wohlthat für das Ländchen und kein Mensch weiß, was alles noch darüber hereinfinden wird." —

Die Beiden hatten ihre eigenen Angelegenheiten gänzlich vergessen; mehr und mehr vertieften sie sich in die wunderlichsten Vermuthungen und Pläne, während sie immer schneller vorwärts schritten.

Es dämmerte erst, als die Beiden, ein fröhliches Lied singend, durch den stillen Wald auf der Lose hinausgingen. Als sie wieder ins Freie traten, klang ihnen recht freundlich einladend das Abendgeläute aus dem schon vom Mondschein beleuchteten Dornbirn am Fuße des Loseberges entgegen.

Jetzt wurde nicht mehr geredet. Die Reisenden sprangen beinahe hinab und in kurzer Zeit waren sie im Oberdorf angelangt.

Achtes Kapitel.

Was während Franzens und Klausmelkers Abwesenheit daheim geschieht.

Barthles niedriges altersschwaches Haus schien sich unter der beinahe klafterdichten Schneelast noch mehr zusammengekauert zu haben. Es sah recht unfreundlich aus mit seinen der grimmen Kälte wegen geschlossenen, ehmals blaubemalten Fensterläden, der abgewetterten grauen Wandbekleidung und dem hintenan gebauten Stall, welcher das an ihm hängende Haus weit überragte, als ob schon Barthles Vorfahren lieber fürs liebe Vieh als für die theure Nachkommenschaft gesorgt hätten. Wenigstens ein Vierteljahrhundert schienen keine anderen Nägel mehr in diese Wände geschlagen worden zu sein als diejenigen, welche den „kräftigen Hausfegen gegen alle Elemente, gedruckt in Köln," neben der Stallthür festhielten. Es war so still im Hause, daß man es für unbewohnt hätte halten können, wenn nicht der aus dem beinahe verschneiten Kamin aufsteigende Rauch das

Walten speise- und wärmebedürftiger Wesen verrathen haben würde.

Barthle war immer im Stall bei der kranken Kuh und Mariann machte beim Verrichten der Hausarbeit keinen großen Lärm. Reden konnte sie mit Niemand, zum Singen war sie gar nicht aufgelegt, und sie hätte das jetzt „zur Zeit des Unheils" auch sonst nicht gewagt. Die Sorgen des Vaters durfte sie nicht — wie den eigenen Kummer — mit Singen zu vertreiben suchen. Es war ungemein langweilig in der halbdunkeln Stube mit den schwarzen Wänden, den verrauchten, einst wunderlich buntfärbigen Heiligenbildern und der altmodischen Uhr mit dem großmächtigen Zifferblatt. Doch wollte das Mädchen immer noch lieber da bleiben als in den Stall gehen zum Vater, dem jetzt fast unmöglich das Rechte zu ertreffen war.

Obwol Barthle schon längst etwas von den in Dornbirn und Lustenau verwinterten Kühen zu hören wünschte, bereute er doch gleich nach Klausmelkers Abreise, daß er ihn hatte gehen lassen. Da war ja noch Arbeit alle Hände voll, die, sobald es wärmer wurde und die Lauinen wieder erwachten, ohne Gefahr nicht mehr verrichtet werden konnte. „Es sei doch ein Elend in seinem Hause," klagte der Vater, so oft Mariann ihm das Essen brachte. „Zwei Kinder hab er groß ziehen müssen und habe doch nirgends Trost und Hülfe. An nichts werde gedacht und für nichts gesorgt, wenn er vor Kreuz und Kummer nicht mehr dazu kommen könne." Und dabei versetzte er dann dem lustig hüpfenden Kalb einen

Fußtritt, oder versuchte das noch lauter als er aufbegehrende Schwein mit der Stallschaufel zum Schweigen zu bringen. Auf ihre Fragen nach dem Befinden der kranken Kuh erhielt Mariann immer unfreundliche Antworten und nur leise wagte sie endlich vorzuschlagen: sie wolle den Sennen holen, damit derselbe seine Meinung sagen könne. Als Mariann ihren Antrag, der zuerst gar nicht verstanden wurde, noch einmal wiederholt hatte, sah Barthle sie scharf an und fragte: „Ob sie nicht lieber zu Franzen gehen möchte?“

„Er ist nicht daheim,“ sagte Mariann, ohne daran zu denken, daß sie damit dem Bruder böses Spiel machen könnte, der von seinem Begleiter vor dem Vater kein Wort gesagt hatte.

„Er ist etwa auch mit nach Dornbirn?“ fragte Barthle schnell.

„Ja,“ antwortete Mariann, die zwar ihr unbedachtes Reden bereute, aber doch keine Unwahrheit sagen mochte.

„Und davon braucht der Alte natürlich nichts zu wissen. Der soll nur hausen und sparen und für das Vieh sorgen, während man weiß der Teufel was gegen ihn anzettelt. Darum also läßt man mich und die kranke Kuh und das Bergheu und das Bauholz, das man schon vor einem Jahr gefällt hat, so ganz im Stiche.“

„Aber,“ unterbrach Mariann, welche fürchten mochte, dem Vater würden immer noch mehr dringende Arbeiten einfallen, „aber ihr habt ja selbst ihm erlaubt

zu gehen und habt gesagt: Man könne nicht warten, bis man daheim nichts mehr zu thun hab, sonst würde man gar nie fort kommen."

„Mach dich aus dem Stall!" polterte Barthle. „Du siehst ja, wie unruhig die Kuh da wird. Sie kann dein dummes Geschwätz eben so wenig leiden als ich."

Mariann öffnete die Stallthür und Barthle sah, wie die Eiszapfen vom Dache zu fallen anfingen. „Das wär nun doch noch eine schöne Geschichte das, wenn's jetzt anderes Wetter gäb; und es wird wol, es geht ja immer gar überall gegen mich," murmelte er Mariannen nachgehend. „Richtig, da haben wir's! Dunkel und wild und grau kommt's dort schon der Sonne entgegen. Tausendmal in Gotts Namen! und der Lümmel schleicht mir fort. Das weiß man wol, daß im März das Wetter übernächtig ist*). Aber an so was denkt niemand. Geh, lauf so schnell du kannst zum Hansmichel und wo du sonst noch Heuzieher aufzutreiben weißt. Morgen muß mir das Heu her und wenn's Messerspitzen hagelte, daß der Spitzbub einmal sieht, was es mit ihm ist. Das verdammte Aufschieben das! Alles, gar alles muß man noch regieren und ungestoßen geht der Stör gar nicht vom Platz — gar nie."

Klausmelker würde beim Vater nicht gut angekommen sein, wenn einmal unberathen und ungeheißen etwas von ihm gethan worden wäre; aber daran zu denken hatte Barthle keine Zeit. Er mußte wieder zu der kran-

*) sich rasch, über Nacht ändert.

ken Kuh. Mariann eilte durchs Dorf hinab; sie war herzlich froh, morgen mehr fremde Leute und damit auch mehr Leben und mehr Arbeit ins Haus zu bekommen.

Barthles Wetterprophezeiung traf ein. Schon am Abende dieses Tages, als die Sonne längst hinunter war, knallten die wiedererwarmenden Baumstämme, daß die Vögel erschrocken aus ihren Nestern aufflogen. Ein für diese Jahreszeit ungewöhnlich warmer Ostner rüttelte und schüttelte alles Bewegliche in Barthles Haus und um dasselbe herum pfiff, rasselte, polterte es, daß Mariann so wenig schlafen konnte, als der um die kranke Kuh besorgte Vater. Es schien gar nicht mehr Morgen werden zu wollen; schon oft hatte Mariann das Fenster neben dem Bette geöffnet und war dann immer wieder schaudernd zurückgefahren, denn sie sah nichts als den bleiernen Himmel, der hart auf dem Hausdache zu liegen schien, hörte nichts als das Tosen der Stürme droben auf den grau umnebelten Bergen und das Rasseln welker Blätter, die über den schon fester gewordenen Schnee hingefegt wurden.

Mariann fürchtete sich nicht, wenn schon die Wälder krachten und das Haus zitterte, aber die Unruhe da draußen regte das Mädchen doch zu sehr auf, um noch schlafen zu können. Mit ihren liebsten Erinnerungen suchte sie sich die Zeit zu vertreiben und wiederholte sich manches Gespräch mit Franzen, traurigen sowol als herzerfreuenden Inhalts; aber bald wurde sie von neuem durch das unheimliche Brüllen des Kamins oder das Brechen eines unweit vom Hause abgerissenen Baum-

aſtes aufgeſchreckt. „Wie ſchwach und klein ſind doch die Menſchen und ihre Werke,“ dachte ſie, doch machte dieſer Gedanke ſie nicht traurig, ſondern er gab ihr neues Vertrauen zu der Macht, die alles erhält und beſchützt, durch die alles wird und untergeht. Barthle, der haſtig im Stalle auf und ab ſchritt und Gebete murmelte um das und jenes, zeigte bei weitem weniger Ergebung in den Willen Gottes als ſeine Tochter, die dem Toſen des Sturmes wie einer Predigt von der ewigen Allmacht lauſchte und das zuweilen doch etwas ängſtlicher pochende Herz mit der Erinnerung an ſo viele Stunden und Tage beruhigte, die nur Liebe und Güte predigten. Mariann betete — nicht wie in ſo mancher ſchlafloſen Nacht ſchon für ſich oder den Bruder oder den Vater, ſie flehte nicht um dieſe oder jene Gnade; — wunderbar fühlte ſie ſich gehoben durch das Gefühl, daß der Allmächtige, Weiſe, Unendlichliebende jetzt, immer nahe ſei und zu ihr rede durch Sturm und in der Stille, durch Glück und Unglück. Ihre Worte waren nur der ſchwache Ausdruck dieſes Gefühles, ohne Selbſtſucht, voll Vertrauen und Zuverſicht.

Jetzt war Mariannen die Zeit nicht mehr lang; ja ſie erſchrak beinahe, als ein röthlich gelber Schein das Nahen des Tages verkündete. Sie eilte nun in die Küche und kein Menſch hätte ihr die ſchlafloſe Nacht angeſehen, während Barthle im Stall und Stadel herumſchoß, ob er ſchon ſechzig Stunden nicht mehr geſchlafen habe.

„Nehmt um Gotteswillen euch vor den Lauinen in

Acht!“ rief Barthle den Heuziehern mehrmals nach, als dieſe mit Schlitten, Heuſeilern, Schaufeln und den unvermeidlichen Branntweinflaſchen das Haus verließen. „Es iſt heut ein abſonderlich trüber Morgen, der Himmel ſieht aus wie ein Todtenmeßgewand und auf mir liegt es grad, als ob ein großes Unglück geſchehen müſſe.“

Wer den Barthle das ſo mit heiſerer Stimme leiſe und doch weithin hörbar ſagen hörte, dem hätte ſelbſt angſt werden können. Hätte aber einer zum Barthle geſagt: „Er ſolle die Leute nicht gehen laſſen, wenn ihm ſo weh ſei für ſie,“ ſo würde der reiche Bauer den kurios angeſehen haben. Die Arbeit mußte nun gethan werden und juſt heut; wenn jemand zu Grunde ging, ſo war's Gottes Wille, wie Leben und Tod überhaupt. „Auch im Krieg,“ würde Barthle geſagt haben, „auch im Krieg muß mancher das Leben laſſen und der iſt doch viel unnöthiger als das Heuziehen.“

Die von Mariannen gedungenen Männer kümmerten ſich wenig um Barthles Gemüthszuſtand und ſogar der Hansmichel ſagte lachend: „Dem guten Vetter iſt das Wetter in die Glieder gefahren. Ich nehm in ſolchen Fällen einige Schlücke Schnaps und bete geſchwind ein Vaterunſer, dann geht's wieder wie geſchmiert.“

Barthle war nicht der einzige, welcher den Heuziehern etwas beſorgt nachſchaute, auch ihre Angehörigen ſtanden vor den Häuſern, ſo lang ihre Blicke die der Gefahr Entgegengehenden begleiten konnten. „Es iſt

doch ein Elend," riefen sie sich zu, „um einige Kreuzer jetzt die Berge besteigen zu müssen, wo dem Beherzten von oben, dem, den die Furcht unvorsichtig macht, von unten der Tod droht. Ja, das ist kein Spaß, aber fast noch ärger ist's, wenn man unthätig daheim warten und Angst haben muß."

Aengstlich wurde der Nebel beobachtet, der sich immer dichter auf die westlichen Berge legte, so daß die dorthin Blickenden sagten: „Seht doch, wie unser Herrgott eine Charfreitagskirche aufrichtet! Alles ist verhängt und dunkel und schaurig. Wenn doch nur auch unser Dorf hineingenommen würde, daß man sicher wär vor der Sonne, die schon unsere Berge blutroth überglüht."

Dieser Wunsch wurde bald erfüllt, nur noch ein braungelber Nebelstreif zeigte die Stelle, wo die Sonne war, und froh kehrten die Besorgten in die Häuser zurück mit der Ueberzeugung, daß wenigstens für die nächsten Stunden nichts zu fürchten sei.

Barthles Kuh wurde von Stunde zu Stunde kränker und von Herzen gern hätte Mariann den Sennen geholt, damit dem armen Thier entweder geholfen, oder wenn das nicht möglich, seinem Leiden ein Ende gemacht würde; doch sie wagte nichts mehr davon zu sagen, weil sie dadurch den Vater wieder an Franzen und Klausmelkern zu erinnern fürchtete. Sie hätte sich da gar nicht so in Acht nehmen müssen. Barthle hatte in der Nacht schon mehr an die beiden Lümmel und ihre Verschwörung gegen ihn gedacht, als an die kranke Kuh.

„Ja die Zigeunerin," murmelte er auch Vormittags immer wieder, „die Zigeunerin, die hats halt getroffen. Der Freimaurer macht die sauern Tropfen, die mein Leben verbittern. Sobald eins aus dem Ketzerhaus zu mir oder den Meinen kommt, ist Glück und Friede und Ordnung hin. O, das Böse kommt nicht immer von Gott, ich selbst bin doch auch nicht an allem Schuld, und warum sonst geht mir denn so schlecht als einem? Da sagt mir der Pfarrer, ich soll meinen Lümmel durch Freundlichkeit zu gewinnen suchen, und nun benützt er meine Nachgiebigkeit nur dazu, sich an den Spitzbuben zu hängen, dem nichts zu gut und nichts zu schlecht ist, es für sich zu brauchen und für mich zu verderben. Sei die Hexe, wer sie will, deutlicher als durch sie ist mir auch durch den Frömmsten und Heiligsten nie gezeigt worden, vor wem ich mich in Acht zu nehmen habe. Wunder wie das sind doch Wunder, daß man glauben muß, mögen Andere mir vorschwätzen, was sie wollen."

Fester als je glaubte Barthle heute daran, daß der Freimaurer auf die oder jene Art an seinem Unglück schuld sei, ja er machte sich Vorwürfe, daß er, da er mit dem Pfarrer nie von der Geschichte redete, noch immer nach dem Wie fragen wollte.

„Helfe, was auch schon geholfen hat in dem Namen, in dem es hilft," rief er aufspringend, als die Kuh wieder schmerzlich zu ächzen begann. Er holte die Scheere, nahm Haar und Blut von der Kuh, murmelte den Anfang des Johannisevangeliums und verließ dann mit einem Bohrer in der Hand das Haus.

Den Stall ausräuchern mit der beim Geldstrumpf wohlversteckten Johanniswurzel konnte er, wenn er wieder zurückkam. Jetzt schien ihm das Verbohren am nöthigsten zu sein.

Mariann konnte leicht errathen, was der Vater zu thun beabsichtige, sie hätte nur wissen mögen, in welchen Wald er gehe, um, wenn er lange genug ausbleiben sollte, den Sennen zu holen zu dem armen Thier, welches sie recht dauerte. „Soll ich oder soll ich nicht?“ fragte sie sich noch, während sie schon die Hausthüre schloß. Da sah sie den Gemeindediener mit merkwürdig langen Schritten auf ihr Haus zu kommen. Kerzengerade stellte der Mann sich vor sie hin, legte die Hand auf den verrosteten Säbelgriff und fragte mit feierlicher Amtsstimme: „Ist Johann Michael Kleber nicht hier?“

Trotz allem und allem hätte Mariann sicher lachen müssen, wenn sie das in ernste Falten gezwängte Gesicht gesehen hätte, welches sie unter der mit einem Adler beklebten Schildkappe heraus anglotzte; doch ihre Blicke waren dem Stalle zugewendet und etwas zerstreut antwortete sie: „Er ist auf dem Heuzug.“

„Der muß her!“

„Im Nachmittag wird er wol kommen.“

„Ich muß ihn aber früher haben!“

„So —“ sagte Mariann gleichgültig und wollte gehen.

„Auf die Art begegnet man unser einem nicht mehr,“ eiferte der Gemeindediener. „Ich kenne meine

Stellung und die deinige. Meinst du etwa, ich sei noch der erbärmliche Wicht von früher? Jetzt hab ich ein Amt und weiß, was man mir schuldig ist."

„Du kannst ja den Hansmichel holen," sagte Mariann und ging in den Stall. Dazu schien jedoch der Mann wenig Lust zu haben. Er ging dem Mädchen langsam nach und fragte etwas milder: „Fehlt etwas?"

„Ja, komm doch und sieh, wie das gute Thierle sich windet und krümmt. Wenn man ihm nur ein wenig helfen könnte!"

„Ich — als Schneider — verstehe da nicht viel."

„Der Vater ist nicht da und ich gebe dir einen Sechser, wenn du mir jemand holst, der etwas versteht."

Der Gemeindediener hatte den Säbel weggeworfen und lief schon über die Gasse hinüber. Bald kam der Sepp mit ihm zurück, da Franz, welchen der Gemeindediener hatte holen wollen, nicht zu Hause war.

„Barthle ist also nicht da?" fragte der Freimaurer.

„Nein, er ging fort."

„Mit einem Bohrer, gelt?"

Mariann sah verlegen zu Boden und schwieg.

„Nun man kennt den Vogel am Gesang und den Narren an seinen Streichen," sagte Sepp näher zu der Kuh tretend. „Dießmal," meinte er dann, „werde das Verbohren nicht helfen. Es könne wol noch einige Tage dauern, aber die Entzündung sei gefährlich. Franz pflege Klettenwurzeln zu sieden und hab damit auch

schon oft etwas ausgerichtet. So seien denn alle verbraucht worden und Franz habe nie mehr daran gedacht, und auch nicht Zeit gehabt, den noch im Verfaß liegenden Vorrath zu holen."

„Armes Thierle!"

„Armer Barthle!" lachte Sepp bitter. „Man sollte dem Tropf — ja, das will ich, das muß ich. Er soll einmal gezwungen werden, mich und sich selbst neben einander zu stellen, der erbärmliche Frömmler! Du hast wol einen Sack da?"

„Allerdings, aber —"

„Nichts da — in zwei — drei Stunden bin ich wieder zurück. Wer weiß, wie lang der Weg noch offen ist!"

Sepp war so mit dem Gedanken beschäftigt: „den Barthle einmal zu beschämen," daß er ganz vergaß, seinem Weib zu sagen, wohin er gehen wolle. Sobald Mariann den Sack gebracht hatte, lief er fort und der vor dem Hause auf- und abgehende Gemeindediener suchte ihn vergebens zurückzuhalten, indem er ihm vorstellte, „daß doch die Lauinen heute noch gefährlich werden könnten."

Hastig schritt Sepp zum Dorfe hinaus und war bald am Fuße des Berges angelangt, in dessen schöne Waldungen er vor kurzem eine große Lücke machen ließ. Es wurde ihm doch etwas eigenthümlich zu Muthe, als er durch die Weite*) hinaufschaute zum zackigen Felsen-

*) den Ausbau.

kopf, an welchem er die noch nicht herabgefallenen Eiszapfen unheimlich im Scheine der grell hervorbrechenden Nachmittagssonne glänzen sah, wie einen Wald von Lanzen, deren Spitzen sich auf ihn richteten. Zu verargen war es dem Barthle doch nicht, daß er sich so gegen das Abholzen eines schon Jahrhunderte in die Verwandtschaft gehörenden Waldes wehrte, der sein Gut*) da unten so prächtig geschützt hatte. Jeder denkt zuerst an seinen Vortheil, der Sepp eben auch, und der hatte dießmal den Wurf in der Hand gehabt. Früher würde er sich eher haben einreden lassen; jetzt aber wußte er zu gut, was Andere für ihn thaten und unterließen, um ihnen noch ein Opfer bringen, einen seiner Pläne unausgeführt lassen zu können. Allerdings mochte der ins Vorsaß führende Winterweg nun etwas gefährlicher geworden sein und an demselben manches Tagwerk mehr aufgehen als früher; aber Sepp zahlte und litt das mit den Andern, denen ganz recht geschah dafür, daß sie ihm den Streich des Adlerwirths, welcher doch das Abholzen veranlaßte, so herzlich gegönnt hatten. Da könnte man immer anderer Leute Narr sein und dadurch sich selbst schaden, wie der Senn, der früher ganz behaglich lebte, jetzt aber sich keine frohe Stunde mehr gönnen durfte, um ja die armen Verwandten nicht fallen zu lassen. Gutherzigkeit ist eine gar schöne Eigenschaft, aber eine theure, besonders bei und neben Leuten, die sie nur an Andern loben, weil sie ihnen da Vortheil bringt.

*) Wiesenstück.

Klüger iſts mit dem Haufen zu gehen oder ihn gehen zu laſſen und ſeinen Kopf zu verwerthen, denn die Welt bleibt doch, wie ſie nun einmal iſt.

Solche und ähnliche Gedanken beſchäftigten Sepp, bis Barthle mit ſeinem Bohrer ihm ſchnellen Schrittes entgegen kam. Den Sepp nahm es faſt Wunder, „daß der wie ein Zornwetter Gottes Daherfahrende noch bei jeder Krümmung des Weges kehrum machte, ſtatt ſchnurgrad auf ihn herunterzufahren wie der Blitz auf den Baum und der Teufel auf die Ketzer.“ Die ganze Welt hätte Sepp zum Zuſchauen gewünſcht, als der von der Hexe ſo arg in den April geſchickte Frömmler ihm ſchon von Weitem verächtliche Blicke zuwarf. „Heiliger Wendelin und Martin,“ lachte er, „wie wird der gute Mann erſt Augen machen, wenn er erfährt, wie ich über ihn ſpotte und was ich für ihn unternahm.“

Aber jetzt wollte Sepp dem Barthle noch kein Wort gönnen. Des Lachens aber konnte er ſich nicht enthalten, als derſelbe, ihm einen wüthenden Blick zuwerfend und ſichtlich bemüht, einer erwarteten Anrede zu entrinnen, neben ihm vorbeiſtürmte. Dem Freimaurer kam die in Barthles ganzem Weſen ſich äußernde Furcht ungemein lächerlich vor, denn er hielt ſich ſelbſt für die Urſache derſelben, nicht die immer häufiger vom Felſen niederſtürzenden Eismaſſen, an die er gar nicht mehr dachte. „Es muß mit deiner Frömmigkeit nicht weit her ſein, daß du dich vor ſo einem Zauberer fürchteſt,“ murmelte er und ſchritt lachend vorwärts.

Barthle machte ſich heim, ſo ſchnell er konnte, um den in der holzleeren Gegend des Vorſaßweges vermuthlich bald losbrechenden Lauinen noch rechtzeitig zu entrinnen. Einen andern ihm Begegnenden würde er gleich auf die bemerkte Gefahr aufmerkſam gemacht haben, dem Sepp aber hätte er einen Beinbruch oder ſonſt ſo einen kleinen Denkzettel nicht übel gegönnt. Heute kam der Freimaurer gerade recht, um deutlich zu ſehen, was er anrichtete. Gefährlich wars freilich, aber der war immer klüger als Andere, und wenn er noch nicht wußte, wie gefährlich er den Weg gemacht hatte, ſo wars Zeit, daß er das erfuhr.

An die verhexte Kuh dachte Barthle nicht mehr, bis zu ſeinem Hauſe beſchäftigte ſich der glücklich Entronnene mit dem Freimaurer und ſtellte ſich lebhaft vor, wie die Eisklumpen herunterſtürzten; doch Sepps teufliſches Lächeln ärgerte ihn noch zu ſehr, um ſein Schweigen zu bereuen.

Daheim angekommen, eilte er gleich auf den Dachboden, um die vor den ungläubigen Kindern wohlverwahrte Johanneswurzel zu holen.... Eine halbe Stunde ſpäter kam er todtenbleich und an allen Gliedern zitternd mit leeren Händen wieder zurück.

Er hatte Klausmelkers Brief gefunden, überflogen, dann an die Helle tretend mit unſicherm Blicke durchbuchſtabirt und zerriſſen. Lange ſtand er wie leblos, wo er geſtanden, als er las, dann wankte er in den Stall — weniger, weil er ſich um die Kuh kümmerte, als weil

er jetzt allein — im Dunkel ſein wollte. Das Thier war todt, doch das kümmerte den Barthle nicht mehr. Alles konnte zum Teufel gehen, da er doch an nichts Freude erlebte. Darum alſo war auch Franz nicht zu Hauſe — und Mariann wußte auch von allem. O, die Hexe hatte den Unheilſtifter längſt gezeigt. Barthle meinte den Sepp, von dem alles Unheil kam, wieder neben ſich ſtehen zu ſehen, gerade ſo teufliſch lächelnd, wie da er neben ihm vorbeiſchritt, und er hätte wüthend werden mögen, über ſich ſelbſt, daß er ihn nicht hinausſtieß und mit dem Bohrer überwerchte*), bis kein Dokter mehr ein menſchliches Weſen in ihm zu erkennen im Stande war.

Barthle konnte nicht mehr ruhig bleiben. „Wenn der Teufel mir jetzt begegnete —“ rief er den Stall verlaſſend, hielt aber plötzlich inne und fragte den noch immer vor dem Hauſe auf- und abſchreitenden Gemeindediener, indem er auf deſſen Gewehr zeigte: „Haſt — iſt der Lärmer da geladen?“

„Verſteht ſich.“

„Ich geb dir einen Gulden, wenn du brechen laſſeſt.“ —

Es blitzte — und fürchterlich ſchwoll der Knall die Berge hinauf, fuhr droben hin und her, ſchien ſich bald zu verlieren, bald wieder näher zu kommen. Nein, das war nicht mehr der Wiederhall! Da und dort und

*) werchen, arbeiten.

dort ſtob, fuhr, krachte, donnerte der Schnee herunter, grau und ſchwarz von mitgeriſſener Erde und zermalmten Gewächſen. Die da und dort noch vereinzelt ſtehenden Tannen ſah man zuſammenbrechen, der ganze Berg ſchien auseinander fallen zu wollen. Immer näher donnerte es und immer fürchterlicher gegen Morgen und gegen Abend; ſogar auf der Schattenſeite rutſchten ſchwarze Maſſen herunter, wie ein ausgeriſſener Wildbach.

Barthle hätte ſicher nicht ärger gezittert, wenn er ſelbſt noch auf dem Weg ins Vorſaß geweſen wäre, und dort das alles geſehen und gehört hätte. Mit beiden Händen das Geſicht bedeckend ging er endlich, da es wieder ſtiller wurde, in den Stall und ſchlug die Thüre hinter ſich zu. Stunden vergingen und er öffnete nicht. Noch immer hörte er das Krachen des Schuſſes und ſein fürchterliches tauſendfältiges Echo, in dem er den Nothſchrei des Freimaurers zu erkennen vermeinte. Nun der war in Gottes Hand geweſen, er mochte ſich gerettet haben oder nicht. Binnen kurzer Zeit würde der Schnee doch losgebrochen ſein. „Nein, dem Ketzer, dem Verführer, dem Teufel geſchieht recht, es mag ihm gehen, wie es will!“ rief er immer lauter, als ob jemand da wäre, der das Gegentheil behauptet hätte.

Jetzt rüttelte Mariann an der innen geſchloſſenen Stallthür und rief: „Vater, thut auf, der Metzger iſt da!“

„„Er ſoll nur wieder gehen!“

Das war alles, was das Mädchen auf ſeine Bitten und Fragen hörte.

Der Metzger ging kopfschüttelnd heim. So ein Fall war ihm noch nie vorgekommen. Allerdings gehörte das Fleisch der gefallenen Kuh den Armen, für die Gott von Wohlhabenden zuweilen nach einem alten Glauben durch den Tod ein Opfer fordern läßt; aber warum nun Barthle den schönen Bissen noch in der Haut verderben lassen wollte, während andere, und auch viel minder fromme Bauern von Herzen froh sind, wenn gleich aufgeräumt wird, das konnte er nicht anders erklären, als durch die Annahme, Barthle müsse durch den Unfall ganz aus dem Häusle gekommen sein. „Das nun war so einer, der Andern immer seine Gleichgültigkeit gegen das Zeitliche sehen läßt; wenns ihm aber selbst an die Haut geht, dann zappelt er noch ärger als die Andern," murmelte der Metzger und lächelte über die reichen frommen Bauern.

Der auf Hansmicheln wartende Gemeindediener lief noch immer vor dem Hause auf und ab, jedem Vorübergehenden erzählend: „Er sei beauftragt, den Mann gleich zum Vorsteher zu nehmen und mit seinen Mädchen durchaus nicht mehr reden zu lassen, damit keine Lügen mehr zusammengeschmiedet werden könnten. Die Gensdarmen hätten nämlich heut in seinem Haus ein liederliches Weibsbild gefunden, mit dem der alte hungrige und durstige Sünder schon allerlei schlechte Geschäfte gemacht zu haben scheine."

Der Gemeindediener traf aber bald keine Zuhörer mehr. Es hatte tüchtig zu schneien angefangen und er wollte sich, da er noch nicht einmal jauchzen

hörte*), in Barthles Stube begeben, als er einige Männer mit weißgeschneiten Heubürden langsam ins Dorf herausfahren sah. Der heute ungewöhnlich früh eingetretenen Dämmerung wegen waren die schweigend Näherkommenden noch nicht zu erkennen, doch nahm der Gemeindediener an, heut habe nur der Barthle Leute ins Feld geschickt und es müßten daher diese jetzt zurückkommen. „Sie kriechen daher wie die Schnecken," bemerkte er den sich Barthles Hause Nahenden entgegengehend. Es war wirklich sonderbar, mehr als ein halbes Dutzend Heuzieher, die doch sicher die großen Branntweinsteine des reichen Arbeitgebers nicht vergessen hatten, so still und langsam ins Dorf und zu den Ihrigen zurückschleichen zu sehen. Schon waren sie Barthles Hause so nahe, daß jedes ihrer Worte dort hätte verstanden werden müssen, aber noch immer hörte man nichts als das Rauschen der schwergeladenen Schlitten im neugefallenen Schnee und endlich auch ein schmerzliches Stöhnen, welches von einer der letzten Bürden herzukommen schien.

„Fehlt etwas?" frug der Gemeindediener.

„Ja," scholl es von allen Seiten, „holt geschwind den Dokter!"

„Und den Pfarrer!"

„Und sagts den Eizenen!"

„Was?"

---

*) die wiederkehrenden Heuzieher, die sich so anmelden aus der Ferne.

„Macht ihm erst ein Bett und dann fragt!“

Jetzt kam auch Barthle aus dem Stall. „Hat — fehlt — ist einer unter eine Lawine gekommen?“

„Nein.“

„Gott Lob und Dank im hohen Himmel!“

„Hin ist hin; da gibts nicht viel zu loben und zu danken,“ murrten die Heuzieher und erzählten dann, wie der Hansmichel in betrunkenem Zustand überfahren worden sei. Sein Kopf sei so fürchterlich zugerichtet, daß er den Morgen schwerlich noch erleben werde.

Als der Gemeindediener, der schon einige Schritte gethan hatte um den Dokter zu holen, das erzählen hörte, blieb er stehen und überlegte, daß er sich nun von seiner Gutherzigkeit nicht mehr übertölpeln lassen dürfe. Er war dumm genug gewesen, daß er den Hansmichel nicht schon anzeigte, als er, nach offenen Lichtern*) spähend, erfuhr, daß die alte Hexe sich Wochen lang bei ihm aufhalte. Wäre er nur damals nicht so einfältig gewesen, sich vor Hansmichels in der Gemeinde fast allmächtigen Verwandten zu fürchten, so hätte er heute die lange Epistel der Gensdarmen nicht hören müssen. Jetzt hieß es vor allem seine verdammte Schuldigkeit thun. Wenn der Spitzbube wirklich dem Tode so nahe war, so galt es nun, ihn noch mit List oder Gewalt zum Reden zu bringen. Ja, das war jedenfalls das Wichtigste, was ein Mann in der Stellung des Gemeindedieners jetzt zu thun hatte, um sein wackelndes Ansehen wieder zu be-

*) im Stalle.

festigen. Gehoben und getragen von dem Gefühle der Wichtigkeit seines Amtes eilte er zurück, schob die Umstehenden bei Seite und sagte: „Hansmichel! Es ist vor allem zu reden. Du hättest mit mir aufs Gericht gehen sollen, um zu gestehen, was du mit der Zigeunerin zu thun hattest, die gestern bei dir übernachtete, und die man heut in deinem verrufenen Hause fand. Nun, das ist vorbei, wenn es so mit dir steht, aber du wirst doch nicht ohne Bekenntniß hinabfahren wollen?“

„Ach,“ stöhnte Hansmichel, „die Hexe — die kann mir nicht helfen — die kann gar nichts und weiß nichts, wenn ich ihr nichts mehr sage, und ich sag' ihr nichts mehr — nie mehr, wenn ich wieder gesund werde, das versprech ich!“

„Er weiß nicht, was er redet,“ bemerkten einige.

Hansmichel mußte das gehört haben, denn er sagte: „Ich weiß alles, wie sie mich Noth leiden ließen, und nun brennts wie Schnaps und sie haben mir Salz in die Wunden gerieben.“

Jetzt kam Mariann und sagte, daß sie dem Unglücklichen endlich in der warmen Stube ein Bett gemacht habe.

„Warum in unser Haus?“ frug der herbeieilende Vater. „Ich will kein Blut an meinen Wänden von dem, der mit der ärgsten Betrügerin betrog und theilte.“

Ein unwilliges Gemurmel durchlief den immer noch wachsenden Kreis der Umstehenden, Mariann aber trat zum Vater und sagte bittend: „Er sollte noch beichten, wenn der Pfarrer kommt.“

„Ja, das soll er," sagte Barthle und ging wieder in den Stall, wo es jetzt dem Gebrüll der Kühe gelang, den Bauer daran zu erinnern, daß sie das Abendfutter noch nicht erhielten.

Er war froh, daß er noch etwas zu thun hatte; bei der Arbeit war ihm noch immer wieder wohl geworden.

Der Pfarrer kam noch früh genug, um die Beicht des Unglücklichen zu hören, der Dokter aber, der nicht zu Hause gewesen war, als man ihn haben wollte, kam zu spät. Hansmichel war gestorben.

Der bei Hochzeiten und Todfällen vorkommenden Bräuche sind so viele, als ob es nur darauf abgesehen wäre, die dabei Betheiligten keinen Augenblick sich selbst zu überlassen. Ein Haus, in dem sich eine Leiche befindet, steht jedem offen und die Bewohner haben keinen Winkel, wo sie nicht jeden Augenblick von Betenden und solchen, die den Todfall und seine Folgen des Langen und Breiten besprechen, gestört, beobachtet und zum Reden gezwungen werden. Mariann hätte es wol auch gern gesehen, wenn Hansmichels Leiche in sein Haus getragen worden wäre; aber seine Kinder meinten, hier in der großen Stube hätten mehr Leute Platz zum Beten. „Er werde das nöthig haben," jammerten sie. So sterben sei fürchterlich und fürchterlicher sei es nur noch, wenn man denken müsse, daß man daran mehr Schuld habe als er selbst. Allen in der Stube wurden die Augen naß, als Hansmichels Kinder öffentlich bekannten, wie gräulich sie am Vater gefrevelt, wie sie im Unfrieden mit ihm ge-

lebt und ihn durch ihren Geiz und ihre Hartherzigkeit gezwungen, noch in den alten Tagen sich als Taglöhner das ihm Unentbehrliche zu verdienen. Alle anwesenden Aeltern erzählten ihren Kindern schaudernd, was Hansmichels Söhne und Töchter bei seiner Leiche gesagt hätten.

Mariann hatte alle Hände voll zu thun. Sie sollte für die trotz dem draußen tobenden Sturm schon scharenweise kommenden Beter Stühle oder Bänke in die Stube tragen und nebenbei auch die hungrigen und müden Heuzieher versorgen. Es ist wol nicht zum Verwundern, daß das Mädchen in diesem furchtbaren Durcheinander nicht mehr an den Sepp dachte, obwol es von seiner Zurückkunft aus dem Vorsaß noch nichts gehört hatte.

Desto mehr dachte jetzt Barthle an ihn, denn diesem gelang es immer weniger sich zu beruhigen, indem er den Freimaurer dem Schutze Gottes empfahl. Als er durchs kleine Stallfenster beim unsichern Schein der von Mariannen herbeigebrachten Laternen den Blutenden sah, da dachte er: „Das ist Sepp und du bist sein Mörder!“ Es war dann freilich ein Anderer, aber — wo blieb Sepp? Barthle war nicht mehr der alte, seit er Blut sah. Wie mußte es dem vielleicht von keinem guten Engel beschützten Manne gehen in dieser schrecklichen Nacht, wenn er noch nicht zurückgekommen war. Barthle wollte eben zum Hause Sepps eilen und fragen, ob Mari nichts von ihm wisse, als Hansmichel gestand, daß er mit der Hexe ihn und das ganze Dorf betrogen habe. Jetzt kam es dem Barthle vor, ob nur diese zwei Elen-

den ihn so gegen den guten Nachbar aufgebracht hätten, und sein Schamgefühl, seine Furcht, das Schlimmste zu erfahren, ließen ihn keinen Schritt mehr thun gegen das Haus des von ihm so lieblos, so ungerecht verurtheilten — und vielleicht in blindem Haß gemordeten Sepp. Doch auch in seinem Stalle, wo er sonst schon so manches Widerwärtige verwerchte, war's heute nicht auszuhalten. Das Schellengeläute der Kühe, denen er hastig das Futter in die Krippen warf, klang wie die Sterbeglocke und wurde nur überdonnert vom Krachen der niederstürzenden Lauinen, welches ihm noch immer schrecklich in den Ohren lag. Zitternd am ganzen Körper setzte er sich nieder, und immer schwerer legte sich's auf ihn und um ihn, daß er sich nicht mehr regen und nicht mehr bewegen konnte. Er athmete wie ein von gräulichen Träumen Gequälter; nur wenn wieder ein Windstoß das Haus erschütterte, fuhr er auf, als ob er fürchte, daß es über ihm zusammenstürzen werde.

Barthle litt fürchterlich und doch wußte er noch nicht, daß Sepp eigentlich für ihn ins Verfaß ging, daß er in dem Sack, den er mittrug, auch für seine Kuh etwas zu bringen gedachte.

Das sollte der fromme Mann erst nach der Rückkehr des Verhaßten erfahren . . . . .

Als Sepp neben ihm vorbeischritt und sich in Gedanken neben ihn stellte, da fühlte er sich wieder einmal groß und stark, so daß es nicht zum Verwundern ist, wenn er die ihm drohende Gefahr gänzlich vergaß.

Es ist ein eigenes Ding mit wohlberechneten Leuten,

Wenn ſie einmal von einer Leidenſchaft erfaßt werden, ſo rennen ſie zehnmal ärger drein als andere, gerade ob alle Kräfte des Leibes und der Seele ſich zuſammendrängten, wie das Waſſer in einem Riß der zur Verſtärkung des Flötzbachs gebauten Waſſerſtube. Es war keine Kleinigkeit für den doch ſchon ziemlich alten Mann, ſo ganz allein ins Vorſaß zu gehen, wenn auch der Weg dahin jetzt nicht gerade ſchlecht war. Zudem ging es ſchon gegen Abend, und er durfte ſich nirgends lange aufhalten, wenn er noch vor dem Avemarialäuten wieder daheim ſein wollte. Das wußte Sepp auch ganz gut und um ſo ſchneller lief er vorwärts. Kaum gönnte er ſich das Vergnügen, dem guten Barthle einen Augenblick nachzuſchauen. Gleich drehte er ſich wieder und noch raſcher hinausſchreitend murmelte er: „Nein, das iſt doch ſchön, das ſollte alles ſehen, wie der gottloſe Freimaurer dem frommen Wundermann mit dem Bohrer begegnet.“ So wohl war dem Sepp lange nicht geweſen als jetzt, und in den letzten Jahren ging er ſelten ſo leicht abwärts, als er jetzt den in vielen Krümmungen ſich emporwindenden Weg hinausſchritt. Schon hatte er das letzte Mal rechts um gemacht und war bereits mitten in der ſogenannten Rieſe, die die Grenze des Vorſaſſes bildete, als ein eigenthümlicher Knall plötzlich alles erſchütterte. Sepp ſtand erſchrocken ſtill. Es war ihm, ob er den Widerhall in den Höhen herumfahren ſehe. Ueberall fiel auch droben auf den noch weniger erwarmten Bergen der Schnee aus den Tannen, das Klirren des vom Felſen niederſtürzenden Eiſes miſchte ſich in das

tausendfach donnernde Echo. Jetzt rieselte, rollte es daher und schwoll und schwoll.

Sepp lief so schnell er konnte, so schnell es einem von Todesangst Getriebenen nur möglich ist, aber es war zu spät. Der eigentlichen Lawine zwar hatte er noch entrinnen können, doch vor und hinter ihm furrten elengroße Schneemassen vorbei. „Es ist aus!“ war Sepps einziger Gedanke — ein Mark und Bein durchdringender Schrei — dann war nichts mehr zu sehen von ihm und nichts mehr von der Stelle, wo er noch vor einem Augenblick gestanden.

Noch lange krachte es oben und unten; doch der bewußtlos in der Tiefe Liegende hörte nichts mehr davon. Glücklicherweise war die Stelle, wo er auf den schon hinabgestürzten Schnee geworfen wurde, gerade am wenigsten gefährlich. Etwa eine halbe Stunde blieb der an Händen und Füßen Blutende regungslos liegen und schon fing der hinter der Lawine anschwellende Bach sich roth zu färben an, als Sepp, der die kalte Nässe fühlen mochte, durch eine unwillig abwehrende Bewegung mit der unter dem Kopfe hervorgezogenen Hand das erste Lebenszeichen von sich gab. Es war ihm, ob etwas ungemein schwer auf ihm liege, und je mehr er das abzuschütteln sich bemühte, desto weher that ihm jedes Glied. Er wollte sich nun auf die andere Seite drehen, aber gleich stieß er an etwas Steinhartes, daß er hätte aufschreien mögen vor Schmerz. Er blieb nun ruhig liegen und würde bald wieder in den früheren Zustand versunken sein, wenn nicht das Rauschen des mächtig angeschwol-

leuen Baches, der plötzlich einen Ausweg fand, seine Neugierde geweckt hätte. Eine leise Erinnerung an das zuletzt Erlebte war bald erwacht. Hastig fuhr er auf, ohne noch auf den Schmerz zu achten, den er dabei empfand, und rieb sich erschrocken die Augen, die er offen zu haben meinte. Jetzt endlich glaubte er feurige Funken auf sich niederfahren zu sehen, zu fühlen, wie sie ihm die Hände verbrannten. Doch nein, das war ja nur Schnee; hageldicht stürzte der auf ihn herab, viel tausend Flocken auf einmal, und sonst war alles so still und starr und öd' und theilnahmlos, als ob kein lebendiger Mensch hier sei, blutend und so schwach, daß er sich ohne Hülfe schwerlich zu retten vermochte. Vergebens strengte Sepp seine Kraft an, um sich aufzurichten, seine Füße waren zu schwach, sein Rücken zu zerschlagen, so daß er nur kriechend sich vorwärts zu bewegen vermochte. Vorwärts — und wohin? Da droben brüllte der Sturm wie eine Kuh — wie die Kuh des Barthle. Ja richtig, das war der Handel gewesen. Er hatte für die Kuh bis ins Vorsaß hinein gehen wollen, war schon in der letzten Riese gewesen, da — ja, da war er heruntergefallen vor langen langen Stunden. So erinnerte Sepp sich nun bald an alles und war im Stande, das Schreckliche seiner Lage zu begreifen. Er war schon ziemlich weit neben dem Bache hinauf gegen das Vorsaß gekrochen, als er, alles erwägend, sich fragte, was er heute noch thun könne. Wol hörte man jetzt nur selten eine Grundlawine, aber es war doch nicht möglich, ins Dorf zu gelangen. Ins Vorsaß dagegen hätte ein Gesunder nur eine Viertelstunde

zu gehen gehabt. Sepp dachte nicht daran, daß der Weg aus dem Verfaß ins Dorf morgen, übermorgen und noch manchen Tag gefährlicher sein könnte als heute. Er wollte nur fort von hier, um bald sicher und warm ruhen zu können, weiter dachte der noch immer Zitternde nicht. Durch die Vertiefung, die der neben seiner Hütte vorbeifließende Bach gemacht hatte, war es möglich, ins Verfaß zu kommen, wenn keine Lawine mehr ins Tobel schoß und Sepp nicht früher ermüdete. Der auf dem eingefrorenen zugeschneiten Graben langsam Aufwärtskriechende fühlte es nicht mehr, wenn der harte Schnee die erstarrten Hände von Neuem verwundete, er sah nichts als die von ihm hinterlassenen Blutspuren, hörte nichts als das Tosen des Baches unter ihm, wenn dieses ihn auf ein in der Nähe ihm entgegen gähnendes Loch in der Eisdecke aufmerksam machte. Oft schon hatten die fast ganz geblendeten Augen die Verfaßhütten zu erkennen geglaubt, aber immer waren es nur wieder häuserhohe Schneemassen gewesen, die jetzt den doch der Gegend so Kundigen zu täuschen vermocht hatten.

Endlich, als schon die meisten der von ihm hinterlassenen Blutspuren wieder eingeschneit waren, hatte der Todmüde die langersehnte Hütte erreicht. Zuerst lag er eine Weile ausruhend vor der Thüre, dann kroch er in den Stall, um den dort versteckten Schlüssel zu holen.

Noch keine Musik hatte Sepp so gerne gehört als jetzt das wohlbekannte Knarren der aufgehenden Hüttenthür. Freilich war es kalt da drinnen, aber man war doch sicher und auf dem Herd lag neben kleingespaltenem

Holz ein ganzes Päcklein Zündhölzchen, das wußte Sepp ganz bestimmt, obwol er noch nichts davon sah; denn sein Weib — die gute Mari — hatte noch jedesmal, bevor sie die Hütte verließ, alles zum Feuermachen Nöthige ordentlich hergerichtet, „da man gar nie wisse, wie und wann jemand in eine Noth komme." — Sepp hatte oft über diese Gewohnheit gelacht, indem er meinte, es werde doch selten Fälle geben, wo einer in eine Vorsaßhütte einbrechen und Feuer machen müsse. Jetzt aber dankte er dem guten Weibe für diese und alle menschenfreundlichen Gewohnheiten. „Sie ist doch die Beste unter allen," sagte er wehmüthig und tastete mit den nassen Händen nach den unschätzbaren Hölzchen. — Ha, da lagen sie! Eines nach dem andern riß er heraus, denn keines wollte brennen; in der Hast hatte er sie naß gemacht und bemerkte das erst, als er nur noch die letzten zwei Stücke in der zitternden Hand hielt. Jetzt war er übel dran, bis auf die Haut ganz kalt und naß, konnte er nicht hoffen, sie in einer Tasche zu trocknen. Verzweifelnd warf er sie zu den andern auf den Boden und starrte die trügerisch flackernden lange wehmüthig an.

Jetzt sah er ein, wie unüberlegt es war, sich noch weiter vom Dorfe zu entfernen. O, daß er doch heim zu kommen versucht hätte! Wenn er dann auch zu Grunde gegangen wäre, so würde das jedenfalls weniger furchtbar gewesen sein, als wenn er hier noch Tage auf den Tod warten und verzweifeln mußte. Um sich zu wärmen, hätt er allerdings ins Bett gehen können; aber es fror ihn ja nicht und er fürte auch keine Müdigkeit

mehr. Sicher konnte er die ganze Nacht nicht ſchlafen, und wenn auch: er mußte wieder erwachen, und was dann? Franz war nicht zu Hauſe; und wer ſonſt ſollte den Muth haben, ſich in den nächſten Tagen durch den abgeholzten Wald herein zu wagen? Wer mochte um hundert, um tauſend Gulden es mit den Staublauinen aufnehmen? Ein einziger Fehltritt neben dem unmöglich noch zu findenden alten Weg mußte den neuen, noch nicht feſtliegenden Schnee unter, neben und ob dem Wagenden ſchrecklich lebendig machen. Morgen war nichts zu hoffen, übermorgen —! Der an ſichere Rechnungen Gewöhnte ſchauderte, ſich ſo den Launen des Wetters preisgegeben zu ſehen. „Da," rief Sepp faſt wüthend, „da hat's jetzt der Freimaurer, daß er den Wald ausraubte," werden die behaglich daheim Sitzenden ſagen. „Nun ſoll er ſich für ſein Geld einen Narren kaufen, der für ihn das Leben wagt und verliert." Herrgott und ſie haben recht, wenn ſie ſo ſagen; ich ginge auch nicht und keiner geht! .... Jeder will gern leben, ſo lang es zum Aushalten iſt ... aber dann — dann? Wenn man dort nichts ſieht, als ein Leben voll Kampf, Krieg, Unfrieden, Vergiftung aller Freuden und Hoffnungen, wenn die liebſten Pflanzen Gift tragen, und hier vor ſich Hunger und Verzweiflung, eine Stunde ſchrecklicher als die andere, bis zur furchtbarſten letzten ...

Aufgeregt bis zur Verzweiflung taſtete er mit den ſtarren Händen an der Wand herum und ſuchte Franzens kleine Flinte. Vielleicht war ſie geladen ... Jetzt fiel ihm der Strick in die Hand, an dem gewöhnlich die

Doppelwage aufgehängt wurde. Lange hielt er ihn in der ſtarren Hand und ſchlang ihn dann mit furchtbarer Ruhe um den Hals. „Nun ein Sprung ins Kellerloch hinab und alles wäre aus, der Strick wird ſchon halten, gute Arbeit und guter ....“

Sepp hatte den Hals aus der Schlinge geriſſen und lag jetzt wie ein vom Blitz Getroffener auf dem Boden.

Doch nicht lange lag er ſo da. „Der Seiler würde das nicht gethan haben,“ rief er auffahrend, ſprang ins Bett und zog die Decke über die Ohren, wie Kinder, die ſich fürchten. Er ſtellte ſich vor, was man wol geſagt haben würde, wenn man ihn — ſo gefunden? Aber nicht nur an die Gegner dachte er, deren Urtheil er beſtätiget hätte, all der Lieben und Guten gedachte er, die ihm auf ſeinem Lebenswege jemals freundlich begegneten. An ſeinem Bette glaubte er zu ſehen ſein Weib, Franzen und viele, viele, die es gut mit ihm meinten, obwol er ſie immer für ſeine Feinde hielt. Und nun plötzlich fühlte er ſich wieder allein, ſo, wie er ſich immer gedacht hatte, fern von Menſchen, die er nur verſpottete und quälte. O, wie war es ſo leer in ihm und um ihn! Gar nichts hatte er, woran er ſich halten konnte. Er war allein, ganz allein.

Jetzt glaubte er das Bild ſeiner vielgeplagten, kummerbleichen Mutter zu ſehen, wie ſie oft vor ihm ſtand und feierlich ausrief: Sepp, es gibt eine Vergeltung, eine innerliche wahre, das Aeußerliche aber iſt Schein!

Und wie damals fuhr ein heiliger Schauer über ihn.

Und wie damals begann er zu beten.

Ja, Sepp betete und hörte bald nichts mehr von dem Sturm, der die Höhen und Tiefen durchbrauſte; in ihm hatten ſich die Stürme gelegt und es war ruhig worden und ſtill.

Ich will leben und das Menſchliche voll und ganz ertragen, ob hier, ob daheim, bleibt ſich ja gleich.

Das waren Sepps letzte Worte, die er laut und feierlich ausſprach.

Die ihn umſchwebenden guten Geiſter winkten ihm freundlich zu, und nur noch der Engel des Schlafes blieb bei ihm zurück.

Neuntes Kapitel.

Erlösung.

Barthle hatte keine so ruhige Nacht wie Sepp. Wäre auch die Unruhe wegen Hansmichels Leiche, das Kommen und Gehen, Fragen und Erzählen derer, die den Psalter mitbeten wollten, nicht gewesen, hätte auch der Sturm aufgehört, der jeden Augenblick von Neuem das Haus erzittern machte: Barthle würde doch schlaflos im Stall auf der Streue gelegen sein, und nur um so lauter hätt' er dann das Stöhnen des Sterbenden und das ihn wie ein Wehschrei der Natur durchschauernde Donnern der Lauinen zu hören geglaubt. Doch auch jetzt hörte er mitten im Lärm der Menschen und der Elemente immer wieder Sepps letzten bängsten Nothschrei. Und wenn auch ein Wunder der göttlichen Barmherzigkeit ihn gerettet hätte, er, Barthle, blieb darum doch ein Mörder. Nie, nie hatte der Freimaurer etwas gethan, was nur im Entferntesten mit dieser Unthat zu vergleichen gewesen wäre.

„Jesus Maria und Joseph!“ schrie Barthle aufspringend, als ein Windstoß, gewaltiger als alle die bisherigen, den nur auf der einen Seite schwer mit Schnee bedeckten kleinen Heustadel neben dem Hause niederwarf. Schon als Kind hörte er oft erzählen, Sturm und Wetter seien im Ganzen Wohlthaten Gottes, und nur wenn die Natur über einen menschlichen Frevel erschaudere, würden sie verderblich. Nur dann reiße der Sturm der Menschen Wohnungen nieder und brenne der Blitz Dörfer und Städte ab, wenn einer dieses Geschlechts den Zorn der Elemente auf alle geladen, wenn ein Selbstmord oder ein Todtschlag verübt werde, wenn man einen ungerechten Krieg anfange, oder — wie er heute — etwas thue, was zum Himmel um Rache schreie. Ha, vielleicht war heute seinetwegen die ganze Schöpfung empört! —

Es war auf einmal furchtbar still und Barthle hörte das Gespräch mehrerer, die sich eben seinem Hause näherten. Ihre Stimmen klangen ihm ganz fremd und eine wie die andere. Doch jetzt hörte er eine, die er aus tausenden heraus erkannt haben würde — Mariens Stimme — und er hätte taub und stumm werden, versinken, sterben mögen, als er sie hart vor dem Hause nach ihrem Manne fragen hörte.

Mari, der die Feindschaft ihres Mannes und Barthles nicht nur wegen Franzens Liebschaft schon viel Kummer und Herzleid verursachte, begrüßte den Gemeindediener, der Nachmittag den Sepp zu holen kam, wie einen Boten des Friedens und der Versöhnung.

Sie wußte wol, daß ihr Mann ſich nur zum Gehen bereden ließ, weil er vor Kurzem den Barthle mit ſeinem Bohrer dem Walde zuſchreiten ſah; aber „es konnte doch anders werden," meinte ſie und das lange Ausbleiben Sepps beſtärkte ſie in der Hoffnung, daß die Beiden ſich dann endlich doch noch die Hand reichen und das Vergangene vergangen ſein laſſen würden. Was auch immer unterdeſſen in ihrem Hauſe vorgegangen wäre — ſie würde es nicht für wichtig genug gehalten haben, den Mann heim zu wünſchen oder gar zu holen; geſchweige denn einzig wegen der Stallarbeit, zu deren Verrichtung ſie bald einen jungen Burſchen aus der Nachbarſchaft gefunden hatte.

Auch jetzt noch kam ſie weniger, um ſich nach ihrem Manne zu erkundigen, als um für den ſo ſchnell verſtorbenen Hansmichel zu beten. Froh und ſorglos klang — außer Barthle — jedem ihre Stimme, als ſie die ihr unter der Hausthür begegnende Mariann fragte, ob „Sepp noch immer im Stall ſei."

„Iſt er noch nicht heimgekommen?" frug das Mädchen erſchrocken zurück.

„Heim —" ſtammelte Mari, „er muß da ſein!"

„Nein, er wollte ins Vorſaß, um etwas zu holen für unſere kranke Kuh."

Jetzt vermochte Barthle, der das ganz gut gehört und verſtanden hatte, nicht mehr ruhig zu bleiben. Langſam, wie wenn eine Centnerlaſt auf ihm läge, wankte er daher und hohl wie aus einem Grabe klang ſeine Stimme, als er ausrief: „Heiliger, Gerechter! für unſere kranke

Kuh — für die unsere? Und ich bin sein Mörder! Ach, ihr guten Leute, der Sepp wird nicht mehr kommen — nie mehr!"

„Das glaub' ich auch," sagte trocken ein Heuzieher. „Wer heut auf der Sonnenseite hinein wollte, der kommt nicht mehr zurück. Der Schuß, den irgend ein Esel abfeuerte, hat alles lebendig machen müssen."

„Das hab eben ich gethan," bemerkte, sich angegriffen fühlend, der herzutretende Gemeindediener. „Ich darf schießen, wann ich will und der Barthle da hat mir überdieß noch einen Gulden dafür versprochen."

Alle starrten erschrocken den zitternd und bleich dastehenden Barthle an, nur Mari war auf die Thürschwelle niedergesunken und verhüllte das Gesicht mit beiden Händen. Noch war sie die einzige, die — als sie wieder zu denken vermochte — nicht an die Unthat Barthles dachte, sondern an die Rettung ihres Gatten. Mit einer ungeheuern Kraftanstrengung sich aufrichtend rief sie: „Und wir sind noch da? Rettet, helft, kommt!"

Alles blieb ruhig und still — gerade so, als ob eben ein Mensch im Todeskampf liege. Die Anwesenden hörten nichts als das Pochen ihres Herzens.

Mit einer Stimme, die selbst Franz kaum noch als die seiner Mutter erkannt haben würde, sagte Mari: „Schon oft habt ihr viel, alles gewagt für einige Kreuzer, nun gilts ein Menschenleben zu retten." — Und als noch immer alles wie angefroren blieb, fuhr sie bittend fort: „Oder wenn euch das nicht genug ist, euer Blut heiß zu machen, wenn kein Herz in euch anderer Men-

schen Leid mitempfindet, so nehmet alles, was wir besitzen und bringt ihn zurück. Einen bessern Taglohn habt ihr noch nie verdient."

Ein unwilliges Gemurmel ging durch die Menge. „Da hört ihrs!" hieß es; „man macht uns noch Vorwürfe darum, daß wir es so schlimm haben und oft wegen Kleinigkeiten das Leben wagen müssen. — Sie soll ihren Bettel nur behalten."

Jetzt trat der Senn hervor und mit den Worten: „Verarget doch der Armen diese Uebereilung nicht!" machte er dem Murren der sich gekränkt Fühlenden ein Ende.

„Was ist zu thun?" fragte man überall.

„Es handelt sich darum, den Sepp zu retten," sann der Senn; „doch das geschieht noch nicht, wenn wir schon uns gleich auf den Weg machen."

„Das wär in dieser Nacht unmöglich!" riefen Mehrere.

„Ja, das weiß Jedermann; ich glaub' auch, daß das gar nicht nöthig sei. Ist Sepp in diesem Augenblick nicht sicher im Vorsaß — mein Gott, dann werden wir lang suchen können. Ist er aber in der Hütte —"

„So wird er nun wol einmal auf die dummen Bauern hoffen und warten lernen," riefen mehrere, ohne jedoch den Beifall der Menge zu gewinnen.

„Der Senn soll reden," hieß es.

„Das Meine ist bald gesagt: ich hoffe ihn morgen in der Hütte anzutreffen."

„Wenn dich nicht eine Lauine in den Abgrund wirft."

„Ich wage!“ rief der Senn entſchloſſen.

„Man läßt dich nicht allein fort, ich geh mit!“

„Ich auch!“

„Und wir auch!“

„Alſo morgen, ſobald es hell iſt,“ riefen etwa zwanzig Männer zuſammentretend und ſich die Hände reichend.

„Ja, morgen,“ ſprach der Senn feierlich, „und bis dahin möge Gott ihn bei Troſt erhalten, möge ihn ſtärken und ihm Vertrauen einflößen, er mag ſich in der öden kalten Hütte befinden oder unter haushoher Schneelaſt nach dem letzten Athemzug ringen. Ihr, die ihr da ſicher ſteht mitten unter euern Lieben, betet für ihn um Ausdauer und Geduld!“

Die Häupter aller Anweſenden entblößten ſich. So war ihnen ſogar in der Kirche noch nie zu Muthe geweſen. Feld und Baum und Wald ſchienen zu lauſchen, der Sturm ſchwieg und ein ſanftes Lüftchen trug die laut gebeteten fünf Vaterunſer weit über das Dorf hinaus.

Barthle konnte die drei Roſenkränze für Hansmicheln nicht mehr mitbeten. Er mußte ſich niederlegen und ſchlief endlich ein, um bei jedem Windſtoß aufs Neue zu erwachen.

Mariann ſaß ſchaudernd neben ſeinem Bette.

Wie Mari die Sturmnacht — die ſchrecklichſte ihres Lebens — verlebte, weiß nur Gott, zu dem ſie die heißeſten Gebete für den Gatten empor ſandte, und kann nur der ſich vorſtellen, der während einer fürchterlichen

Schlacht zitternd und betend für seine Liebsten, Theuersten dem Donner der mörderischen Kanonen lauschen mußte. Der Senn hatte bei ihr bleiben, mit ihr wachen, sie trösten wollen; sie aber wünschte allein zu sein mit ihrem Kummer — allein mit Gott.

Als endlich die Berge und der ob ihnen liegende Nebel wieder unterschieden werden konnten, im Osten aber ein grelles Roth das Nahen des Tages verkündete, da machte sich der Senn mit seinen Freunden auf den gefahrvollen Weg und noch viele von denen, die gestern zweifelnd und zagend die Köpfe schüttelten, schlossen sich den Muthigen an. Begleitet von den Segenswünschen der Zurückbleibenden verließ der mit Grabwerkzeugen und Lebensmitteln wohlversehene Zug langsam und noch immer wachsend das Dorf.

Der Himmel begann sich aufzuheitern, die Spitzen der Berge glühten und Funken gleich glitzerte und leuchtete es überall, wo knorrige Riesentannen sich unwillig schüttelnd von der kalten Last befreien zu wollen schienen. Auf dem etwas feuchten Schnee hatte sich schon eine harte Kruste gebildet, die, vom leisesten Tritt berührt, oft viertelstundenlange Strecken mit einem fernen Böllerschüssen ähnlichen, dumpfen Knalle zusammenstürzte. Auch der muthigste Schneeläufer bleibt, wenn er dieses Warnungssignal — der Berge Nothschuß — hört, jedesmal eine Zeit lang bewegungslos stehen und heißt, bevor er wieder einen Schritt wagt, die ihm Folgenden ruhig auf sein Zeichen warten.

Früher, als Hansmichels Wald noch stand, war der

Weg ins Vorsaß nirgends besonders gefährlich, als in den sogenannten Riesen, den Schluchten, wo sich der Bergsturz — alles zermalmend seinen Weg in die Tiefe grub; jetzt aber war alles geebnet, einzelne Tannen hatte noch der Sturmwind niedergeworfen, kein Mensch sah mehr, wo sie standen, der schneebedeckte Platz glich einem glatten Bergheumahd und nur wenige würden Muth und Geduld genug gehabt haben, den alten Weg, von dem kaum noch eine Spur zu entdecken war, wie der Senn mit der Schneeschaufel in der Hand zu suchen. Die Anderen, die stets in seine sichern Fußtapfen eintreten konnten, wagten bei weitem weniger als er. Langsam und schweigend folgte einer dem andern. Jedes Wort, laut genug, um von einigen verstanden zu werden, hätte die unheimlichen Berggeister wecken können; man hörte nichts als das Geräusch der Fußtritte und bei dem langsamen Gehen hatte jeder Zeit, sich seinen Gedanken zu überlassen.

Endlich war man eben angelangt, wo der Weg links am Tobel schnurgrad durch einige Riesen ins Vorsaß hineingeht. Jetzt betrat man doch neben den Riesen, in welchen sich die Lauinen zusammenziehen, manche sichere Stelle, wo es jeder wagen durfte, die unbequemen Schneestellen von den Schuhen zu schlagen, ohne daß er von einer leise daherschießenden Staublauine weggeblasen zu werden sich fürchten mußte.

Hinter der Riese, durch welche Sepp gestern hinabgeschlagen wurde, wartete der Pfadfinder auf seine Gefährten. Die zurückgelegte Strecke aufathmend über-

ſchauend, wagten ſie endlich wieder ein lautes Wort zu ſprechen. Alle auf einmal wollten reden und nun zeigte ſichs, daß aller Gedanken ſich mit dem Geſuchten oder ſeinem Gegner — dem Barthle — beſchäftiget hatten. Sie alle ſahen, wie ungeheuer der Letztere geſtern zu tragen hatte an ſeinem Kummer und wie nahe er der Verzweiflung war, und doch hatte das dieſe ſonſt zum Mitleiden ſo leicht zu Bewegenden nicht gerührt, ſondern nur von der Größe ſeiner Schuld überzeugt. Heute ſchien ihr Unwille über den Frömmler noch gewachſen mit ihrer Müdigkeit. „Der Murrkopf," hieß es, „dem man an jedem Faſttag in einer eigenen Freitagspfanne kochen muß, damit er ja keinen Tropfen Schweinefett bekomme, hat ſich nun doch auch einmal ein Zeugniß ausgeſtellt. Seine That gleicht ihm. Gräulich und groß, feig und berechnet. Unſer Herrgott oder die verderbte ſündhafte Natur ſollten wieder an allem Schuld ſein."

Die Geſellſchaft wurde immer geſprächiger, wie das nach glücklich überſtandenen Mühen und Gefahren gewöhnlich iſt. Man dachte nicht, in welcher traurigen Lage ſich Sepp vielleicht befinde, keiner fragte ſich, was anzufangen ſei, wenn man die Vorſaßhütte leer finden ſollte. Man war nun einmal ins Reden gekommen und mehrere erzählten, ſich gegenſeitig ergänzend, lang und breit, wie ſich der Tropf von der Zigeunerin habe übertölpeln laſſen und welche Bedeutung daher Hansmichels Bekenntniß für ihn habe bekommen müſſen. „Tadelt doch Barthles Thaten nicht ſo," rief der Beiknecht. „Es ſind eben Anfängerſtücklein von einem erwachſenen Lehr-

ling. Immer hat ſich der Mann gelitten und hat gemieden*); nur wenn ſich's irgendwo regte, iſt er faſt wüthend worden. Jetzt endlich haben wir ſie einmal neben einander, den Frömmler und den Freimaurer!"

„Wenn wir ſie nur neben einander hätten!" ſagte der Senn ſich wieder zum Gehen wendend. „Ich fürchte — ſeht nur, dort und da und überall iſt's herunter."

Dieſe Worte brachten die Geſellſchaft wieder auf ganz andere Gedanken. Immer ſchneller gings der tief eingeſchneiten Wohnung entgegen und immer ſtiller war es geworden, bis man endlich ſchwitzend und durſtig beim Brunnen vor Sepps Hütte anlangte. Doch keiner nahm ſich Zeit, zu ſehen, ob das ſcheinbar auf dem Schnee liegende Brunnenrohr zugefroren ſei oder nicht; ihr Eifer, der erſte vor der Thüre zu ſein, war ſo groß, als ob es das Leben der Ihrigen gegolten hätte.

„Er iſt da!" rief der Senn die Thüre öffnend.

„Gott Lob und Dank!" jubelten alle einſtimmig, wie wenn in der Kirche die Litanei gebetet wird.

Die Thüröffnung war faſt zu klein, um die in die Hütte Dringenden ſchnell genug aufzunehmen. Jeder wollte den Sepp ſehen und hören, jeder wollte auch von ihm geſehen und gehört werden. Das und jenes hatte man einſt über ihn geſagt, ihm zum Poſſen gethan und ſich ſeit geſtern ſchon oft genug daran erinnert. Gerade darum war heute mancher mit herauf. Sie alle hatten

*) ſich leiden, ſich geduldig, ſtill verhalten; meiden, ſich entfernt halten.

ihm ja noch manches abzubitten, und der eben in die kalte Stube eintretende Senn erschreckte sie, als er laut fragte: „Ob er wol noch leben wird?“

Hastig öffnete der dem Sennen zuvorgekommene Beiknecht die Thüre des kleinen Nebenzimmers und „er lebt!“ riefen alle, die die schweren Athemzüge des Schlummernden hörten, so laut, daß dieser davon erwachte. Er versuchte vergebens sich aufzurichten und mit heiserer Stimme sagte er: „Ja, ich lebe, doch bin ich matt und starr.“ Sepp sagte das so gleichgültig, ob er von der Beschaffenheit irgend eines Steines erzähle.

Allmälich erinnerte er sich wieder an das zuletzt Erlebte. Feuchten Auges schaute er die besorgt sein Bett Umstehenden an und versuchte jedem die Hand zu reichen. „O,“ rief er dann aus, „o, das ist Gnade, das ist Glück und Liebe! Wie ein schuldloses Kind hab ich da liegen und allen Schrecken, alle Angst verschlafen können, bis die Retter mich wecken mit dem Ruf: Er lebt!“

Noch hatte keiner dem Befehle des Sennen, Holz zusammen zu suchen und eilig eine Tragbahre zu machen, gehorcht, alle wollten den Sepp sehen und hören, viele fühlten die Augen naß werden, als sie ihn so schön beten hörten.

Sepp hatte nicht nur die Schrecken der Nacht verschlafen wie Kinder ein Gewitter, auch jetzt noch, obwol bei vollem Bewußtsein, kam er vielen beinahe wie ein Kind vor. Immer von Neuem sprach er seine Freude darüber aus, so viele liebe Menschen um sich zu sehen. Die unbedeutendste Rede jedes Einzelnen freute ihn und

in der Unterhaltung mit den ihn durch Speise und Wein Erquickenden, die durchaus mithalten*) mußten, schien er seiner wunden Glieder ganz zu vergessen. Als man ihn dann auf die in der Eile zusammengenagelte Tragbahre hob, wurde er freilich wieder daran erinnert, aber schon eine Minute später begrüßte er froh den blauen Himmel, die Sonne und Berg und Wald, als ob er schon Jahre eingesperrt gewesen wäre.

Nur als man in der Riese ankam, wo ihm gestern der Tod so fürchterlich nahe war, flüsterte er ängstlich: „Seht ihr, gerade da bin ich gewesen, als es knallte unten und oben und überall. Gebt doch Acht, daß uns nichts mehr geschieht."

„Sei unbesorgt," beruhigte der Beiknecht. „Heut schießt der Barthle nicht mehr, denn er liegt krank im Bett."

„Hat Barthle gestern geschossen?" fragte Sepp.

Die andern Bahrenträger winkten dem Beiknecht Schweigen zu, der aber schien das nicht zu achten und erzählte: „dem Gemeindediener hat er einen Gulden versprochen, wenn er knallen lasse. Seinetwegen bist du dem Tode so nahe gewesen."

„Nein," erwiederte Sepp mit schwacher Stimme, „nicht Barthle, sondern ich selbst, meine Glaubensarmuth und Hoffnungslosigkeit hätt mich fast umgebracht. So geht's — fing er nach einer Pause wieder an, wenn man weder Gott noch den Menschen traut," und nun gab

*) theilnehmen.

er eine Schilderung vom Zuſtand eines ſolchen Menſchen, wurde ſo offen und warm, daß endlich alle erriethen, was er beinahe gethan hätte. Den Bauern wurde warm und kalt, viele wandten entſetzt ihre Blicke von ihm ab, doch die Demuth des Beichtenden rührte ſie und noch mehr der Schluß ſeiner ziemlich langen Rede, welcher eigenthümlich feierlich klang. „O, es iſt ſchön zu leben und ſich am Gnadentiſche der ewigen Liebe zu wiſſen. Prachtvoll iſt die Sonne, lieblich der Himmel und freundlich die Welt. Ach, freundlich, freundlich! Heut iſt mir wie einſt als Kind an hohen Feſttagen. Alles ringsum iſt ſo ſtill, ſo heilig und feierlich, daß es Sünd und Schad war, noch von Haß und Feindſchaft zu reden an dieſem großen ſchönen Tag. Hat ſich doch die Liebe viel größer und mächtiger gezeigt und auch das iſt aus Barthles That entſtanden. O, der Augenblick, da ihr um mich ſtandet, ihr alle, Kopf an Kopf, der iſt nicht zu theuer erkauft für die Schrecken von geſtern. Er iſt, glaubt mir das Freunde, er iſt der größte meines Lebens. Drum tragt auch dem Barthle nichts nach. Wir beide haben uns über Andere erhoben, nun hat eine höhere Macht uns durch uns ſelbſt gezeigt, wer wir ſind. Wir alle wollen uns die Hände reichen an dieſem ſchönen Tag und Gott von Herzen danken für alles Gute und Böſe, das nach Verdienſt uns widerfuhr."

Nach dieſer langen Rede ſchloß Sepp erſchöpft die Augen und öffnete ſie nicht wieder, bis er, daheim angekommen, die Stimme ſeines Weibes hörte.

Das war ein Wiederſehen!

Jetzt war es dem Sepp auf einmal ein leichtes, sich aufzurichten und der mit freudestrahlendem Gesicht und nassen Augen im Kreise seiner Retter stehenden Mari die Hand zu reichen.

Gesprochen wurde lange Zeit kein Wort und doch verstand man sich besser als je vorher.

Nein, das war nicht mehr die Welt, die Sepp gestern verließ, das waren liebere, freundlichere Gesichter, alles — alles war anders.

Als Sepp hörte, daß Barthle gefährlich krank geworden sei, wünschte er gleich zu ihm getragen zu werden. „Wir beide müssen noch reden und uns die Hand reichen," sagte er, doch war der Dokter, der eine allzugroße Aufregung für beide fürchtete, ganz dagegen und verbot auf's strengste, diesen Wunsch zu erfüllen.

Barthle war wirklich sehr krank geworden. Hansmichels Leiche mußte schon früh am Morgen heimgebracht werden, um mit ihr den Lärm der Kommenden und Gehenden von dem Fieberkranken zu entfernen. Zwei Tage lag er bewußtlos oder von schrecklichen Träumen gequält da. Immer schien er sich mit dem Freimaurer zu beschäftigen. Bald sah er ihn in der Vorsaßhütte in der Verzweiflung vergiftete Wurzeln verschlingen, um den Hunger zu stillen. Bald hörte er den Teufel nach Sepps Mördern fragen, um sie mit glühenden Ketten zusammen zu schmieden und dann schrie er: „Ich, ich!"

Schaudernd saß der wiedergekommene Klausmelker eine Zeit lang ruhig am Bette des Kranken, schmerzlich einen hellen Augenblick erwartend, um dem Vater, dessen

Leiden ihn zu Thränen rührte, seinen Fehler zu gestehen und wenn möglich, seine Verzeihung zu erbitten. Doch sie waren selten diese Augenblicke, und dann hatte der Schuldbewußte nie den Muth, ein Wort zu sprechen.

Klausmelker war kein harter Mensch, sondern nur ein verhärteter. Er war zurückgekommen, um ordentlich Abschied zu nehmen, wenn nichts zu ändern sein würde; als er aber beim Adlerwirth von dem Gottesgericht — so wurden die Ereignisse der letzten Tage genannt — erzählen hörte, da eilte er heim so schnell, daß man geglaubt hätte, es wäre unmöglich, unterdessen so viel zu denken und zu empfinden, als er dachte und empfand. Er stürzte ins Zimmer des Vaters, dann aber gleich wieder heraus, um das entwendete Geld, welches ihn wie Feuer brannte, an seinen Ort zurückzubringen. Hier machte er mit Schrecken die Entdeckung, daß sein Brief, der ihm jetzt das Werk eines Teufels zu sein schien, vom Vater schon gefunden worden war. Kaum noch wagte er ins Krankenzimmer zurückzukehren und war eine Zeit lang herzlich froh, daß ihn der Vater gar nicht beachtete.

Da lehnte nun der Trotzige, zitternd und bebend wie ein Verbrecher neben dem schlafenden Richter. Und doch hätte er nicht gewünscht, sich anderswo zu befinden.

Wol kein Unglück lastet so schwer auf dem Menschen als häuslicher Unfriede. Alle Angehörigen müssen darunter leiden, die Schuldigen und die Unschuldigen. Erst wenn eines auf dem Todbett liegt, bürdet es seine Last

den andern auf, und ein so Gedrückter leidet mehr, als der, der eben den letzten Seufzer desjenigen hörte, welcher ihm unter allen Menschen der liebste, der theuerste war.

Klausmelker hätte dem Vater so gern etwas recht Großes gethan — oder auch nur einen kleinen Dienst. Er vermochte kaum noch ruhig zu bleiben. Sonst sagte er sich: Er liebt mich nicht; jetzt rief jede Erinnerung an sein und des Vaters freudlose Vergangenheit ihm zu: Nie hast du die Liebe verdient. Alle Reden und Handlungen des Vaters, die ihm sonst hart vorkamen, erschienen ihm jetzt als seiner Eigenart natürliche Ausdrücke väterlicher Liebe und Sorgfalt. „Ach," rief er ziemlich laut, „ach, wie glücklich ist Mariann, daß sie ausruhen und schlummern und alles vergessen kann! Sie hat eine schöne Vergangenheit hinter sich, trotz aller Leiden, aber ich — Vater, wir dürfen nicht so von einander gehen, wir müssen uns versöhnen."

Die letzten Worte hatte Klausmelker so laut gesprochen, daß der scheinbar fest Schlummernde die Augen aufschlug. „Versöhnen," wiederholte er mit schwacher Stimme, „ich werde wol nicht nachgeben sollen — dem Freimaurer — aber hören möcht' ich doch, was der Pfarrer sagt."

Mariann, die sich nach dem Mittagessen, ohne die Thüre zu schließen, ein wenig auf's Kanapee hatte legen und ausruhen wollen, war so fest eingeschlafen, daß sie das Kommen ihres Bruders Stunden lang nicht bemerkte. Die Stimme des Vaters aber hatte sie sogleich ge-

hört, und ohne ihre Freude über Klausmelkers Ankunft noch auszusprechen, fragte sie: „Was sagt er? den Pfarrer solle man holen? O, ich fürchte fast, daß es bald Zeit sein werde."

„Was meint der Dokter?" fragte Klausmelker mit unsicherer Stimme.

„Der ist heut noch nicht da gewesen; er soll ins Nachbardorf gegangen sein."

Mariann trat hart zum Kranken und fragte, ob man den Pfarrer holen solle.

Barthle schwieg.

„Aber wie ist's euch?"

„Ich weiß es nicht."

Eine Weile waren alle still, dann sagte Barthle: „Klausmelker soll gehen."

Klausmelker kam zum Pfarrhof, er wußte selbst nicht wie. Ohne anzuklopfen trat er ein und rief: „Herr Pfarrer — der Vater — kommt doch ein wenig zu uns hinüber!"

Der Geistliche, der ohne den Eintretenden eines Blickes zu würdigen, ruhig fortgelesen hatte, richtete sich endlich langsam auf und sagte: „Kann der Herr Dokter nichts mehr machen mit Pillen und Tropfen?" Und ohne Klausmelkern Zeit zu einer Antwort zu lassen, fuhr er heftiger fort: „Ja, so ist's, immer und überall ist es so! In Bezau draußen konnte man groß thun und die Geistlichen herunterreißen, heute nun, vier Tage später, steht man da wie ein verhagelter Hase. Gelt Bürschlein, wir kennen euere Pfiffe! Doch eingedenk des schönen

Beispiels desjenigen, der auch seinen Kreuzigern verzieh, will ich vergessen. Ja, ich will nicht einmal den Kaplan schicken, sondern selbst kommen zu dem Manne, der mir — ich kann dir's wol sagen, Bürschlein! — immer der Liebste und mein Trost gewesen ist, bis frommer Eifer ihn gar zu weit getrieben hat."

Klausmelkern war es während dieser Rede warm und kalt worden. Er verließ den Pfarrhof, ohne noch ein Wort zu sagen und es that ihm ordentlich wohl, durch Aufbegehren über diese Begegnung sich etwas Luft machen zu können.

Der Pfarrer kam bald ins Krankenzimmer, in welches vor Kurzem auch der Dokter eingetreten war.

„Wie steht's?"

Der Dokter zuckte die Achseln. „Hier ist nicht allein das Fleisch nur schwach. Ein Seelenarzt würde da wol mehr thun können als ich."

„Das ist immer so," betonte der Pfarrer scharf. „Nur die Diener der Kirche können dem Menschen helfen und ihn aufrichten im letzten bängsten Stündlein, wenn der Versucher noch einmal mit aller Gewalt ankämpft. Da wird man inne, was wir sind und was wir können, da fühlt mans, daß nur wir durch unser Wort den Menschen wahrhaft glücklich machen."

Barthle, der jedes Wort hörte und verstand, hatte sich schon aufgerichtet, bevor der hinzueilende Klausmelker ihm helfen konnte. Als der Pfarrer schwieg, sagte er wehmüthig: „Ja, wer nie gefehlt hätte, der könnte sich mit gutem Muth hinlegen und sterben; aber — unser einer

kommt immer ins Zeitliche — er kann nicht alles meiden, und dann iſt der Glaube ſchrecklich."

„Schrecklich?" fragten Pfarrer und Dokter gleich erſtaunt.

„Laß mich nur, ich bin ganz feſt," flüſterte Barthle Mariannen zu, die ihm noch ein Kiſſen unterſchieben wollte. Dann ſich wieder an den Pfarrer wendend, erzählte er ungewöhnlich raſch: „In der Werktagsſchule hat uns der damalige Pfarrer einſt vom jüngſten Gericht erzählt, von den Poſaunen, den Teufeln, dem Jammern und Klagen. Ihr wißt ſelbſt, was da vorkommt und wie es zugeht." Der Kranke bedeckte ſchaudernd ſein Geſicht und erſt nach einer Weile fuhr er fort: „Es war ungeheuer gräulich und ich hab dann geſagt: Ich wollte, daß ich ein Lämmlein wär — das hätt keine Seel und mit dem Tod wär alles aus. Viele haben darüber gelacht. Furchtbarer Gott, ſie haben lachen können! Mir aber iſts heiliger Ernſt geweſen. — So ein Thierlein, das nichts von der Ewigkeit weiß, o das hats gut. Es darf ſich wohl ſein laſſen auf ſeine Art, denn ihm iſt gar nichts Sünd. Unſer einer aber darf ſich nie des Lebens freuen. Wie glücklich wär ich worden ohne den Glauben! Wenn ich dem Herzen gefolgt hätte, dann — ja dann ſtänd' Freimaurers Weib an meinem Bett und alles — alles wär ganz anders."

„Mein Gott, der Mann fiebert," warf der Pfarrer ein. „Was hat der Glaube mit ſeinen Weibern zu thun?"

„Das," verſetzte Barthle haſtig, „habt Ihr mir

vielmal auseinandergesetzt, als die Liebschaft im Gang war. Im Beichtstuhl und überall ist meine sündhafte Neigung verdammt worden."

„Ist das wahr?" fragte der Dokter lächelnd.

„Allerdings," gestand der Pfarrer. „Sein Vater, der frömmste und einflußreichste Mann im Dorf hat's durchaus nicht haben wollen. Ehre Vater und —"

„Dann fiebert eben der gute Mann nicht," bemerkte der Dokter boshaft.

„Und dann," klagte Barthle, „da ich mein Fleisch gekreuziget hatte, da ich streng worden war, streng gegen mich und andere und meine Kinder erziehen wollte, wie man mich erzog, erst da hat's Kämpfe gegeben und viel und vielmal hat das sündhaft schwache Herz gezittert und aufgeschrieen. Sepp hat unterdessen mit Marien glücklich gelebt und sich herzlich wohl sein lassen."

„Wie ein Heide," bemerkte der Pfarrer.

„Er ist doch nicht so schlecht als ich," erwiederte Barthle immer aufgeregter. „Er ist kein — Ich hab' ihn umbringen wollen, während er mir Gutes that. Ich habe durch meine Härte Klausmelkern auf Abwege getrieben, habe —"

„O, Vater," rief dieser, weinend neben dem Bette niederstürzend, „verzeiht, vergebt! Ich bin der Elende, ich der Herzlose, aber das ist zu Ende. Reicht mir die Hand, Vater, und nichts mehr soll sich zwischen uns stellen."

„Der Mann regt sich zu sehr auf," meinte der

Pfarrer. „Man sollte mich allein lassen, daß ich ihn vom Zeitlichen auf das Ewige bringen könnte.“

Der Dokter versetzte mit eigenthümlichem Lächeln: „Es thut ihm aber doch wohl, sich auszusprechen.“

„Ja, wunderbar wohl,“ versicherte Barthle, des Sohnes Hand krampfhaft erfassend. „Gott läßt uns doch noch im Frieden scheiden. In diesen Tagen hab ich gewähnt, dich fort, in Noth und Elend zu sehen. Es war nur Traum — alles nur Fieber — jetzt erst bin ich wach und sehe klar — furchtbar klar. Das ganze schöne warme Leben mit allem verschmähten, bekämpften Lieben und Guten umgibt mich und drückt mich. Großer Gott, verzeih mir alle sündhaften Gedanken! Nicht du, ich hab mir die Welt zur Hölle gemacht, ich!“

So hatte man den Barthle noch nie reden gehört. Nun aber schien seine Kraft auf einmal gebrochen. Erschöpft sank er ins Bett zurück und schloß die Augen.

„Willst du noch beichten?“ verhörte der Pfarrer.

„Ihr wißt jetzt alles. Bereuen muß ich viel und beichten thu ich, sobald man mir den Kaplan oder sonst einen Geistlichen schickt,“ sagte Barthle und zog dann die Bettdecke übers Gesicht.

Der Dokter und der Pfarrer verließen das Haus.

„Wie lange währts noch?“ frug Letzterer.

„Hm — er hat sich recht ermannt; doch lang hälts vermuthlich nicht.“

„Diese Aufregung wird seinen Tod beschleunigen.“

„Möglich wär's, vielleicht aber —“

„Warum thaten Sie nichts dagegen? Herr Dokter, es gibt Freuden, die man mit Recht gewöhnlich teufliſche nennt.“

„Wenn Sie meinen, die Beichte des Mannes nach Ihrem Herzen habe mich gefreut, ſo haben Sie ſich ſehr geirrt,“ ſagte der Dokter ungewöhnlich ernſt.

„Mir iſt gar nicht wohl,“ klagte der Pfarrer etwas langſamer gehend. „Mein Gott, ſchon dreißig Jahre bin ich hier, und noch keiner hat mir ſo gefehlt*) wie dieſer Barthle, den ich ſo ganz zu kennen und zu beherrſchen meinte.“

„Beherrſchen,“ lachte der Dokter. „Wiſſen Sie nicht mehr, wie unbegreiflich Sie einſt fanden, daß es Menſchen geben könne, die ihre Brüder wie ſeelenloſe Weſen, wie Uhren behandelten, die man nur zu ſtellen und zu treiben brauche? Ihr „Beherrſchen“ hat mich eben an dieſe längſtvergeſſenen Worte wieder erinnert.“

„Aber dieſe Dummheit, dieſer Eigenſinn, dieſer Aberglaube!“

„Das alles ſind eben Grundpfeiler, auf welche Sie bauten. Oder iſt's nicht wahr, daß jetzt nicht nur bei uns Geiz, Stolz, Neid und all das Menſchenelend zur Erreichung frommer Zwecke benützt wird?“

„Mein Kaplan iſt ein blinder Eiferer; meinen Sie, daß der es weiter brächte als ich, wenn ich die Bedürfniſſe meiner Pfarrkinder berückſichtige?“ frug der Pfarrer, der ſich gewiß längſt vom Dokter entfernt hätte,

*) fehl geſchlagen, die Hoffnung getäuſcht.

wenn ihm die Geschichte nicht wirklich schwer auf dem Herzen gelegen wäre.

„Bewußt oder unbewußt dienen Sie und der Kaplan dem gleichen Zweck und ich rede jetzt nicht von Ihnen.“

„Herr Dokter, Sie haben heut einen recht glücklichen Tag.“

„Nein, er ist nicht so glücklich für mich, als er für andere lehrreich sein könnte. Mir wenigstens, als ich die jetzt überall bekannte Geschichte von der Zigeunerin erzählen hörte, wie sie den Mann lockte und fing, ist es vorgekommen, sie sei ungemein bezeichnend. Sie wissen, daß wir von unsern wackern Vätern keinen Hexenprozeß zu erzählen haben, daß die uns aus alten Zeiten wenig mehr als die Sigfridssage überlieferten, dieses Treiben also völlig eine Frucht unseres aufgeklärten Jahrhunderts ist. Unwillkürlich hab ich dabei an Lenaus vielfach wahres Wort denken müssen:

Die Ceremonie wird zur Fratze
Gedankenlos nur ausgekramt;
Ein Affe sie mit Kopf und Tatze
Tiefsinnige Gebärden ahmt,
Und die Gemeinde, geistverlassen
Und herzverödet, steht und gafft.

Wie arm und unglücklich, wie geistverlassen und herzverödet steht nun der Mann da, den Sie ganz kannten und beherrschten!“

„Ihr Vergleich,“ sagte der Pfarrer nach einer

Pauſe mit eiſiger Ruhe, „Ihr Vergleich paßt nicht recht, aber ſein Zweck iſt doch erreicht, da Sie mir ſicher nur eine Probe von Ihrer Beleſenheit geben wollten. Eigentlich hätte man ſich's aber auch ſelbſt denken können, daß dieſe modernen Heiden Ihre Freunde ſind, daß Sie ſtatt Morgen- und Abendandacht in ihren ſogenannten Werken leſen, dieſen — ich will ein Gleichniß geben, wie es am beſten für verknöcherte Materialiſten paßt — dieſen vom fetteſten Gras umwachſenen Pfützen, in denen Schweine ſich mit ſo viel Vergnügen herumwälzen."

„Wie mich das wieder anheimelt!" ſpottete der Dokter. „Fühl' ich mich doch wieder lebhaft in jene ſchöne Zeit verſetzt, wo man uns junge Studenten täglich vor den „deutſchen Schlampen" warnte und uns die guten Klaſſiker verbrannte, mit der Bemerkung: Sie ſchreiben gegen den Glauben, alles in allem, zum Ruin der Sittlichkeit, kurz, es ſind Schlampen. Ja, ſo hat man uns damals vor den Fleiſchtöpfen Aegyptens gewarnt, kein Wunder alſo, daß ſich ſpäter die freier Gewordenen faſt den Magen verdarben. Alles mit Maß! Es wär vielleicht auch für Andere gut, wenn ſie von unſerem Jahrhundert etwas mehr lernen dürften, als aus der Armuth und Krankheit des Leibes und der Seele auf die oder jene Art Kapital zu machen."

„Behalten Sie derlei gute Lehren lieber für meinen Nachfolger," ſagte der Pfarrer, der ſich keine Mühe mehr machte, ſeinen Zorn zu verbergen. „Drin im Tirol iſt gerade jetzt ein Dorf ausgeſchrieben. Das Einkommen iſt ſchlecht und darum wird es mir vergönnt werden,

dort bei lieben guten Leuten meine Tage in Ruhe zu schließen. Hier muß das bald unmöglich sein, da sogar die Wetterfahnen der öffentlichen Meinung sich auf jene Seite wenden."

Die letzten Worte hatte der Pfarrer auf einen Seitenweg einbiegend zurückgerufen. Nun eilte er hastig seiner Wohnung zu und das war gut, denn der Streit würde sonst bald sehr hitzig geworden sein.

Ungewöhnlich langes Läuten der Sterbeglocke verkündete am andern Morgen den Tod eines Reichen. Wegen Hansmicheln hatte man nicht viel Wesens gemacht, an Barthle aber hoffte der Meßner nun einmal einen rechten Butterstollen zu verdienen. Mancher, der die fünf Vaterunser für den Geschiedenen längst gebetet hatte, ärgerte sich endlich über das ewige Geklimper und murrte: das sei der Welt Lauf. Noch nach dem Tode sogar hätten es die Reichen besser als Andere, und alles Mögliche werde ihnen nachgeschickt. Jeder läute und singe und bete und psalmire da ärger als für andere, die mit gutem Gewissen abgezogen seien. Andere dagegen meinten: „Die würden's auch am nöthigsten haben und besonders der Barthle, der nicht einmal versehen worden sei."

Mariannen thaten diese und ähnliche Bemerkungen so weh, daß sie nicht mehr zu verschweigen vermochte, was sie noch vor wenigen Stunden dem Bruder und allen, die davon wußten, um Christi willen zu verheimlichen befahl.

„Schon oft," erzählte sie einigen Nachbarinnen wei-

nend, „schon oft sei sie bei Sterbenden gewesen, aber noch nie sei ihr der Tod so gar nicht fürchterlich und sie wisse nicht, wie sie sagen müsse, vorgekommen als dießmal. Ja sogar der eigene Schmerz werde erleichtert, wenn sie denke, wie schön und wie gern der Vater gestorben sei. Nichts von all dem, was man ihr zum Trost und dem Bruder zur Beruhigung sage, sei im Stand, sie beide so aufzurichten, wie die Erinnerung an Vaters letzte Stunden."

Und als nun ein Strom von Thränen ihre Stimme erstickte, sagte Sepps Mari: „Ich weiß, was du sagen willst, gute Mariann, und ich bin froh, daß du dich denn doch noch zum Reden entschlossen hast. Jedermann sollte das hören und sich daran erbauen. Jedes Kind im Dorf weiß, wie mein Mann und der Selige gegen einander gestanden sind. Nun Gott Lob und Dank, sie sind versöhnt geschieden. Gestern Abends haben sie sich die Hände gereicht. Der Dokter hat sie nie zusammen lassen wollen, weil das ihnen schaden könnte, und gewiß hätten sie sich nicht mehr gesehen, wenn man ihn gefragt und ihm gefolgt haben würde. Aber erst jetzt danken wir alle Gott, daß wir den Wunsch der beiden Männer heimlich erfüllten. Ihr glaubt gar nicht, wie groß und schön es war, als wir den Sepp hergeführt hatten! Länger als eine Stunde sind sie allein gewesen. Was sie redeten, weiß ich nicht; aber sie sind heiter von einander, wenn schon ihre Augen naß waren."

Franz, der in einem Winkel stand und wehmüthig in des Todten freundlich lächelndes Gesicht blickte, hätte

nicht erröthen müſſen, denn Mari dachte nicht im Entfernteſten daran, den Zuhörerinnen auch zu erzählen, wie dann Barthle auch Franzens und Mariannens Hände in einander gelegt, die Beiden geſegnet und ihnen das Weihwaſſer gegeben. Selig lächelnd gedachte Mari dieſes wichtigen Augenblicks und ſchloß dann ihre Erzählung: „Ans Sterben hat niemand gedacht als vielleicht Barthle ſelbſt. Er hat geſagt: „Nun ſei er fertig mit der Welt und noch nie ſei ihm ſo wohl geweſen als jetzt. Man dürfe ihn ſchon allein laſſen, er wiſſe ſich die Zeit ganz gut zu vertreiben; denn ein Leben wie das ſeine gebe viel zu ſinnen, und nichts ſei tröſtlicher als da zu erkennen, wie liebvoll Gott den ſchwachen Menſchen durch Gutes und Böſes führe zur Erkenntniß. Wenn auch mancher Tag, manches Jahr verloren ſei, man müſſe ſich tröſten, denn nicht alle könnten den gleichen Weg gehen und auch in der letzten Stunde nehme der reiche gütige Gott Arbeiter in ſeinen Weinberg auf.“ Das ſind Barthles letzte Worte geweſen, heut hat ihn die ſpät erſt erwachte Mariann todt im Bette gefunden. Von der Verſöhnung haben wir wegen dem Dokter nichts erzählen wollen, doch warum das Gute verſchweigen, wo doch auch das Schlimme nicht mehr anders gemacht werden kann? Sepp hat auch geſagt: Barthle ſei gut geſtorben. Es ſei zum Weinen, daß nicht das ganze Dorf, die Freunde und die Feinde geſehen, was der für ein lieber guter Mann geweſen, ſobald die ihn früher immer umgebende, belaſtende Eisrinde fort geweſen ſei. So hat Sepp geſagt und —

es mag nun daraus entstehen was will — ich wünschte, daß das ganze Dorf, alle die den Barthle gekannt haben, auch das eben Erzählte wissen thäten."

Dieser Wunsch war natürlich bald erfüllt und erst jetzt fing man die beiden Männer, von denen in den letzten Tagen so viel geredet wurde, ein wenig richtiger zu beurtheilen an. Bisher schien es fast unmöglich, beiden zugleich gerecht zu werden, und ihre Versöhnung galt daher anfangs für eine unerklärliche Geschichte, ein aus Wundern entstandenes Wunder. Bald aber hieß es: das Wunder sei der Mensch selbst mit seinem Lieben und Hassen, seinem Glauben und Hoffen. Ja, viele sagten dem Dokter nach: Gott mache den Menschen wie alles so gut und ganz, daß er nie mehr mit Wundern nachhelfen müsse.

Die lieben frommen Weiblein aber wollten sich das Wunder nicht nehmen lassen, wenn auch alle Studirten dagegen sein sollten. Zwar wußten sie nicht viele Gründe vorzubringen, aber eben darum war alles ein Wunder.

Barthles Leichenzug war der größte, den man seit Mannesdenken im Dorfe gesehen hatte. Der Pfarrer hielt keine Grabrede, dennoch nahm jedermann eine gute Lehre mit heim.

Hansmichel und Barthle waren die Letzten, denen der Pfarrer in diesem Dorfe das Kreuz steckte.

Zehntes Kapitel.

Schluß.

Die Geſchichte der Sonderlinge als ſolcher iſt nun zu Ende; doch ihre vielen Freunde in nah und fern, das heißt in etwa drei Dörfern, würden gewaltig einreden gegen die Behauptung, daß ihre Geſchichte überhaupt ſchon zu Ende ſei, Sepp aber würde vermuthlich den Kopf ſchütteln und lächeln. Er meint, man könne viel erleben, aber wenn man die unruhigen Leuten unvermeidlichen, jedoch ganz unnöthigen Seitenſprünge abrechne, ſei man doch nicht viel weiter gekommen als Andere und man müſſe noch vom Glück ſagen, daß man nicht weiter gekommen ſei. Oft wenn er mit lieben Freunden beim Adlerwirth ſitzt, macht er dem Aufbegehren der Bauern über den Bau der neuen Straße, das ihn noch ſo bald als etwas ein wenig warm machen könnte, mit den Worten ein Ende: Mich hat der Weg da zu euch herab wol viel mehr gekoſtet als euch die neue Straße koſten wird, und doch hab ich noch nie gejammert. So lang ich allein blieb, nicht

einmal einen Weg hatte zu Freunden und Nachbarn, war ich eben ein Sonderling, und gerade so wie ich und ihr damals, stehen wir und die Welt gegen einander.

Die neue Straße war überhaupt Sepps Steckenpferd, und nur von dieser brauchte man anzufangen, wenn man den freundlichen kurzweiligen Mann irgendwo länger festzuhalten gedachte, als er sonst zu bleiben beabsichtigte. Wenn man zuweilen neckend vorbrachte: Aus Bösem könne nichts Gutes entstehen, und die Straße habe doch ihr Dasein fast nur dem Eigennutz einiger Holzhändler und Roßbesitzer zu danken, so sagte er: „Der Eigennutz ist nur der Diener einer höheren Macht, die diesen in der jetzigen Zeit unter allen Bedientennaturen zur Erreichung ihrer Zwecke weitaus am besten brauchen kann. Man darf nicht glauben, daß der der Herr sei, welcher vorn auf dem Wagen sitzt und die Rosse lenkt. Wer sich während seiner Reise so diesem wunderlichen Glauben überläßt, der kann es erleben, daß der eitel gewordene Fuhrmann mit ihm durchgeht und ihn plagt und pfändet, bis er am Ende zu seinem Schaden noch Gott danken muß, wenn das Fuhrwerk jämmerlich umwirft, daß er so endlich loskommt. Ich kann da schon aus Erfahrung reden und drum zieh ich jetzt eine frohe Wandergesellschaft dem unbequemen Fuhrwerk bei weitem vor."

Mit dieser frohen Gesellschaft meinte Sepp aber nicht nur die, welche an Sonn- und Festtagen eine Halbe mit ihm tranken und plauderten, auch nicht einzig die, welche ihn aus dem Vorsaß geholt hatten, obwol er sie alle kannte und immer besonders freundlich grüßte; er

verstand darunter jeden, mit dem er je eine frohe Stunde verlebte, dem er eine Gefälligkeit hatte erzeigen oder verdanken können, kurz alle seine Gemeindemitglieder und noch viele andere. Wo sich eine Stubenthür aufthut, kommt es mir warm entgegen, sagte er, seine Freude am innigen Mitgenusse aller Freuden und Leiden der vielen „lieben Nachbarn“ aussprechend. Und es öffneten sich dem lieben Manne, der für jedes Kind etwas Süßes und für jeden Vater ein freundlich Wort, Rath und Hülfe hatte, der Thüren immer mehrere.

Eigenthümlich war es, daß Sepp immer auch noch einen besonderen Beinamen haben mußte; nachdem er aufgehört hatte, Freimaurer und Sonderling zu sein, war er der Götte geworden. Zuerst hatten ihn seine vertrautesten Freunde zum Pathen gebeten, dann aber war er allen so lieb und vertraut, daß er ein ums andere Mal aushelfen mußte.

Fragte man, wie es denn zugehe, daß er alle so schnell gewinne und von ihnen gewonnen werde, so sah er einen nur erstaunt an. Das alles verstand sich ja ganz von selbst. Viele meinten, der Götte habe den ganzen reichen Schatz von Liebe für seine alten Tage aufgespart, und da nie jemand erhebliche Zweifel dagegen vorbrachte, so muß diese Erklärung wol das Wahre enthalten.

Man sagt: Alte Leute hätten ein besseres Gedächtniß für ihre Kinderjahre als für die spätere Zeit, und auch Sepp schien das zu bestätigen. Er wußte so mit den lieben Jungen umzugehen, ob er noch gestern selbst ein

Kind gewesen sei. Der lange fremdlerische Rockflügel war nur noch da für die ihm überall nachlaufenden Kinder, um sich daran zu hängen und ihn zum Stehen zu bringen. Wenn er dann einmal nichts für sie in der Tasche hatte, mußte er erzählen vom Kätzlein und Mäuslein, oder daheim etwas zeigen und erklären. Alles, was er mit ihnen anfing, war recht, wenn er sie nur nicht fortschickte.

Fortgeschickt wurde jedoch niemand vom Götte, weder jung noch alt. Wer einmal Rath und Hülfe suchend zu ihm kam, wurde gerade so herzlich aufgenommen als die, welche auch außer ihrem Vertrauen noch etwas Erfreuliches für ihn mitbrachten. Jedem war wohl bei ihm und in seinem Hause, wo so viel Glück und Frieden wohnte, daß die ganze Gemeinde sich davon bereichern konnte. Wer auch nur kam, eine müßige Stunde mit dem lieben Manne zu verplaudern, wer nur einmal in seiner Stube recht erwarmte, ging fröhlicher, besser, reicher wieder fort; Männer, Weiber und Kinder wollten oft an einander bemerken, daß sie dann dem Sepp, Marien und Franzen am ähnlichsten seien.

So an jeder Stunde, jedem Ereigniß, ja jedem Worte wie an einer Bereicherung sich erfreuend, verlebte Sepp eine Reihe von glücklichen Tagen, hinter der die grellen Farben der Vergangenheit sich schnell milderten, bald nur noch den dunkeln Hintergrund bildend, auf dem sich das schöne Bild der Gegenwart um so lieblicher zeigte.

Und wie ihm, so ging es in diesem Stücke auch allen

übrigen Dorfbewohnern. Der alte Sepp hatte jämmerlich zu Grunde gehen müssen, das war längst vorausgesagt worden, und man freute sich fast, daß das so genau eintraf. Man durfte sich schon freuen, denn das gemeinsame Gebet in Barthles Haus hatten die Engel der Lüfte ins Vorsaß getragen, dort hatte es einen neuen Sepp erweckt, welcher dann am andern Tage gemeinsam unter Lebensgefahr geholt wurde und darum jetzt dem ganzen Dorfe gehörte.

Nur an den noch immer fortbestehenden, größtentheils vom Dokter geleiteten Abendgesellschaften nahm der jedem Streit abholde Sepp erstaunlich wenig Antheil. Es ging ihm da zuweilen gar zu „verdökteriet" zu. Dem liebevollen Beurtheiler von Personen und Verhältnissen gelang es nur, die vielen in letzter Zeit aufgeschossenen Kritiker zu entschuldigen.

Als nämlich nach der Abreise des Pfarrers der Kaplan das Feld offen hatte und das Amt eines Pfarrverwesers und Gemeindebeherrschers gerade so führte, als ob jeder Mensch als Mönch schon auf die Welt komme, gewann die beim Adlerwirth sich breit machende scharf verständige Richtung immer mehr Anhänger und vergebens versuchten Franz und seine alten Freunde einen mildern Ton anzuschlagen. Je fester der Kaplan sein treues Häuflein um sich scharte, je heftiger er gegen die Welt auszog, desto näher rückten auch die Angegriffenen zusammen. Gleichgültige gab es fast keine mehr und in kurzer Zeit würde der immer größer werdende Riß nicht

nur durch das Dorf, sondern beinahe durch jedes Haus hindurch gegangen sein.

Doch das auch sollte bald anders werden.

Der Frühling des Jahres 1863 schmückte das stille Thal, in welchem unser Dorf zwischen Hügeln, Bächen und Wäldern ruht, zum schönsten Feste, das hier seit lange gefeiert wurde. Die zahlreichen Inschriften an den vor dem Dorfe aufgerichteten Festbögen erzählten von der Freude der Gemeinde, nun wieder einen Pfarrer zu erhalten. Es waren keine mühevoll zusammengeschraubten Verse, mit denen ein armes Poetlein sich zu Ehren bringen wollte, sondern der wahre kunstlose Ausdruck des Gefühls, das alle beseelte.

Jeder Zug, jedes Wort, das Unbedeutendste, was von dem Erwarteten erzählt werden konnte, durchlief mit unglaublicher Schnelle und — was das Merkwürdigste war — ohne nur im Geringsten entstellt zu werden — das ganze Dorf, bis zur letzten Hütte des armen Ziegenbauers. Was vom neuen Pfarrer kam, war zu wichtig, als daß man da hätte fälschen oder gar weg — stehlen dürfen. Jeder trug ihm all seine Wünsche und Hoffnungen entgegen, allen war er noch der Mann nach ihrem Herzen, ihr Rathgeber, Tröster, Helfer. Kaum konnte man den Tag seiner Ankunft erwarten und doch sah man noch gar nicht ein, wie man bis dahin fertig werden könne mit dem Vielen, das man zur Verschönerung desselben zu thun gedachte.

Endlich kam er, ein herrlicher klarer Tag, und den Früherwachten schien es, ob heute die Sonne länger als

gewöhnlich hinter den Bergen weile, um ja die Vögel in ihren ganz besonders lustigen Morgenliedern nicht zu stören, und die dem Ankommenden allüberall gewundenen Kränze noch recht viel des erfrischenden Thaues empfangen zu lassen.

Endlich stieg auch sie herauf, groß und freundlich wie ein Gruß der ewigen Liebe. Tausend und abertausend Blumenaugen öffneten sich und blickten ihr freundlich zu, jedes Thier und Thierlein jubelte ihr entgegen, nur unsere Dorfbewohner hatten kaum noch Platz für das Wonnegefühl, das in jedem unverdorbenen Menschen beim Anblick eines so schönen Morgens — wenn auch ihm unbewußt — sich regt. Jeder wollte zuerst den Wagen kommen sehen. Schon Vormittags war der Drang nach der untern Gasse so groß, daß es bei der Kirche fast an Händen fehlte, noch die letzten und schönsten Kränze zu winden.

Nur ältere ruhigere Leute saßen noch im Adler beim Schoppen und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Diesen erzählte nun Sepp, daß der so sehnlich Erwartete der nämliche sei, der einst in seiner Gemeinde das gedankenlose Rosenkranzbeten ein wenig hab einschränken wollen. Die erschrockenen Bauern meinten, das sei kein guter Bericht. Ein herrschsüchtiger Geistlicher — ob auch gut oder nicht so gut — bringe stets Unfrieden in die Gemeinden, er möge anordnen oder abschaffen wollen.

„Da habt ihr ganz recht," sagte Sepp. „Doch müssen wir auch bedenken, daß denn bei uns doch nicht alles gut ist, und daß wir uns schon noch einreden lassen

dürfen von ſolchen, die es verſtehen und redlich meinen. Jener Kampf gegen eine alte Gewohnheit — man mag ſonſt denken wie man will — iſt ein Beweis, daß er das leere, bloß äußerliche Formenweſen nicht leiden kann. So einer nun, dem es Ernſt iſt mit dem was er ſagt und thut, der nicht ſeine Ehre ſucht, hat täglich und ſtündlich Gelegenheit zum Lernen. Er lernt auch, weil ihm eben etwas daran liegt, und nicht nur ihm kommt das Gelernte zu, ſondern auch der Gemeinde, über welche er geſetzt iſt. Die unerträglichſten, verknöcherteſten Menſchen ſind ſolche, die nur immer zählen und wägen, das weiß ich ſo gut als einer. Seit damals iſt der gute Pfarrer um manche Woche älter worden. Er iſt wol nicht mehr der alte Hitzkopf; daß er aber noch ein feſter Mann iſt und ſich mehr um ſeinen Beruf kümmert als um ſeine Perſon, das beweiſt ſchon der Umſtand, daß er, obwol talentvoll, in eine Gemeinde verſetzt wird, in der ſein Einkommen kleiner iſt, als in der er bisher wirkte."

Damit ließen ſich alle wieder beruhigen. „Wegen dem Einkommen," hieß es, „brauche noch niemend zu ſorgen, wenn er der Mann ſei, für den Sepp ihn halte. Da müſſe er ſich keine Noth anmerken laſſen und habe gewiß nie nöthig, für die ihm angelegten Summen mehr Zins zu fordern und ſo wie manche den weltlichen Capitaliſten ein böſes Beiſpiel zu geben."

Jetzt knallten Schüſſe, die Glocken läuteten, und als gleich darauf das Margrethle unter die Stubenthür geſprungen kam und rief: „Er kommt!" waren ſchon alle Bänke leer. Das Mädchen wurde faſt ärgerlich, daß

es noch erſt die leeren Gläſer wegräumen ſollte, bevor es das Haus verlaſſen durfte.

Draußen am Dorfbach beim größten Feſtbogen, der von zwei jungen Tannen getragen wurde, hatte die ganze Gemeinde ſich verſammelt und doch war es ſo ſtill, daß man das Plätſchern des Waſſers hörte. Alles drängte gegen den Bogen, um des Pfarrers erſtes Wort zu hören. Als aber der Wagen über die Brücke raſſelte, wurde die Verſammlung plötzlich ſehr laut, weil jeder den andern ſtill ſein hieß. Doch das währte kaum eine Minute. Als der Pfarrer ausſtieg und ein Böllerſchuß der Gegend verkündete, daß nun der Erwartete den Boden des Dorfes betreten habe, war es ſo ſtill, daß auch die Fernſtehenden die Worte der ihn begrüßenden und auf einem Kranze die Kirchenſchlüſſel überreichenden Schulkinder ganz gut verſtehen konnten. Dann wieder hörte man nichts als das Rauſchen der Kränze, die durch ein leiſes Lüftchen liebliche Düfte ausſtreuten, und das Flattern der Kirchenfahnen, die vor der Menge aufgeſtellt waren. Feuchten Auges lächelten Greiſe und Greiſinnen dem entgegen, der ſie wol bald zum Heimgang ins Jenſeits ermuthigen und ſtärken ſollte. Mütter hielten ihre Kinder hoch empor, um ihnen ihren geiſtlichen Vater, ihren Rathgeber und Führer durchs Leben zu zeigen. Alle, alle, ſie mochten jung oder alt, reich oder arm ſein, trugen ihm heute vertrauensvoll alles entgegen, was ſie erfreute und drückte, keiner war da, der nicht etwas — etwas Großes vom künftigen Gewiſſensrath und Seelenarzt erwartete.

Unaufgefordert kniete die Menge nieder ins weiche, blumenbesäete Gras und betete, während es Blatt und Zweig und Baum durchfuhr wie ein heiliger Schauer.

Ein Geistlicher, der ungerührt bliebe in einem so großen Augenblicke, der wäre nicht werth, daß ihm alle Herzen entgegenzitterten, wäre nicht würdig als Seelenhirt über so eine Gemeinde gesetzt zu werden.

Der neue Pfarrer konnte das nicht. Er fühlte ganz die Größe des Augenblicks und dem sonst so Beredten war es jetzt unmöglich, der Kinder einfachen Gruß zu erwiedern. Laut schluchzend überschaute er das Häuflein der Kleinen, die die Gemeinde zuerst zu ihm hatte kommen lassen, als ob er daran erinnert werden sollte, wem er in allem nachzufolgen habe und wessen Leben er sich zum Vorbild nehmen müsse. Hatte ihn zuerst der unerwartet festliche Empfang angenehm überrascht und erfreut, so wurde ihm jetzt fast Angst bei der ernsten Frage an sich selbst, ob es ihm wol möglich sein werde, das ihm jetzt entgegenkommende Vertrauen zu verdienen und zu erhalten? Er fühlte sich so schwach, so klein, doch ein Blick auf die Versammlung und ein Gebet zu dem, der seinen Lehrern und Nachfolgern seinen heiligen Geist versprach, hatte ihn bald wieder ermuthiget. Vor der ganzen Gemeinde war er niedergekniet — alle durften — sollten daran denken, daß auch er ein schwacher Mensch sei, nur stark und mächtig durch den, der ihn zu seinem heiligen Amte berufen und in dieses Dorf gesendet hatte.

Als er sich wieder aufrichtete, um sich als Priester einkleiden zu lassen, hatte er die Zuversicht gewonnen, die das

Gebet dem frommen Diener Gottes zu geben vermag. Bald ſtand er in der weißen Feiertagskleidung vor der Gemeinde und ertheilte derſelben zum erſtenmal ſeinen Segen.

Jetzt knallten die Böller, die Glocken begannen wieder zu läuten, die Fahnen erhoben ſich und langſam kam der Zug der feſtlich geſchmückten Kirche entgegen. Voran die blaue Fahne der Jünglinge und dann in Prozeſſionsordnung ein langer buntfarbiger Zug. Der Freund ſchritt neben dem Freunde, der Bruder mit dem Bruder daher und doch redete keiner ein Wort. Lächelnd ſich die Augen wiſchend, blickten ſie empor zu den mit aller Pracht des Frühlings geſchmückten Bergen, die ſo freundlich ſtill und ernſt ins Thal herunterſchauten. Nur das Schwenken der blumenbekränzten Hüte, der zuweilen etwas ſchnellere Schritt verrieth, daß ſie alle jubelnd hätten einſtimmen mögen in das feierliche te Deum, welches die Muſikbande vorn immer von Neuem wiederholte, als ob nur dieſe erhabene Weiſe die Gefühle aller auszudrücken vermöge.

Hatten die Jünglinge durch verſchiedene Farben und Schnitte der Kleider ungleiche Liebhabereien und Verhältniſſe oder mehr freien Willen verrathen, ſo zeigten ſich dagegen die beinahe gleich gekleideten Mädchen, die der weißen Fahne folgten, in der einfachen Wäldertracht als die der modeſüchtigen Welt fernen Wahrerinnen alter geheiligter Sitten, als die gleichgewillten Prieſterinnen am häuslichen Herd. Die ſchwarzen, glänzenden Juppen ſchienen alle vom gleichen Tuche geſchnitten, und nur Zahl

und Größe der Schnallen am schwarzlackirten Gürtel ließ die Vermögensverhältnisse Einzelner errathen. Auch die Aermste hatte auf dem viereckigen Brustfleck die Anfangsbuchstaben ihres oder sonst eines theuern Namens mit Glasperlen eingefaßt, und auch auf dem Haupte der Unbemittelten glänzte das Schappale, worauf jede junge Wälderin ein wenig stolz ist, wie die Goldstickereien am neuen Himmel, der den Jungfrauen nach — mitten im Festzug — von den vier angesehensten Männern über dem Pfarrer dahergetragen wurde. Der rothen Fahne folgten Männer und Weiber den Zug schließend. Weißhaarige Greise und alte Mütterchen liefen sich beinahe athemlos um noch mit den Andern in die Kirche zu kommen und da vielleicht eine kurze Anrede des Angekommenen zu hören. Doch als nun auch schon die rothe Fahne verschwunden war, setzten sie alle sich auf einen Hügel, wischten sich lächelnd den Schweiß von der Stirn und sagten: „Auch hier, überall ist's schön heut und festlich!" „Das Wichtigste," meinten dann Andere, „sei jedenfalls der Festzug gewesen, an dem die ganze Gemeinde Theil genommen. Das sei keine befohlene Feierlichkeit gewesen, wie man sie auch schon hab erleben müssen und eben darum lasse sich viel darüber denken und sagen. Aus aller Augen hab es geleuchtet wie eine freudige Ahnung, daß nun Falschheit und Neid und Aufpasserei zu Ende seien, daß Liebe und wahre Andacht nun alle wieder vereinen und erheben werde."

So unterhielten sich die Zurückgebliebenen durch gegenseitige Mittheilung ihrer Wünsche und Hoffnungen.

Zuletzt wurde laut ein Vaterunser gebetet, daß das alles erfüllt werde und der Bund allem zum Segen sein möge, den jetzt der Pfarrer vor dem Allerheiligsten mit der Gemeinde mache.

Und wirklich! Diese und noch viele andere Ahnungen fingen sich bald zu erwahren an. Der Pfarrer war ganz der Mann, wie die Gemeinde ihn brauchte. Zuerst war freilich die begeisterte Sprache, mit der er seine Lehren und Ermahnungen vortrug, manchem etwas ungewohnt, doch an Reichthum gewöhnt man sich leichter als an Armuth, die Rede des Glaubenden, Liebenden, der sich nur für das Werkzeug einer höhern Macht hält, ist nicht leere, berechnende Volksthümelei, sie ist der wahre natürliche Ausdruck eines guten Herzens, der überall, in Stadt und Dorf, wieder zum Herzen dringt und sowol Verstandes- als Gemüthsmenschen hebt und erbaut.

Wenn du, lieber Leser, jetzt ins Dorf kommst und im Gärtchen unter den Flügeln des wieder zu Ehr und Ansehen gekommenen Adlers einen Schoppen Ungrischen trinkst, so werden dir die muntern jungen Wirthe und Wirthinnen von mancher Veränderung seit der Ankunft des neuen Pfarrers zu erzählen wissen. Alte Feinde, die sich gegenüber immer starr ihr gutes Recht behaupteten, wie arg man ihnen auch mit Tod und Teufel drohen mochte, sind versöhnt, was allgemein nur des

Pfarrers „göttlichen“ Predigten zugeschrieben wird, welche sogar der Dokter an keinem Sonntag mehr versäumt. Die Auspasserei und Neckerei zwischen den Gescheiden und den Frommen hat ganz aufgehört. Auch Hansmichels Töchter, die man früher der Trägheit und frömmelnden Selbstüberhebung beschuldigte, sind versöhnt sogar mit solchen, die der Geist des Widerspruchs nicht nur gegen sie zu hart, sondern auch gegen die wahrhaft Frommen ungerecht gemacht hatte. Anerkennend wird berichtet, daß sie jetzt zu den fleißigsten Stickerinnen und zu den besten Haushälterinnen gezählt werden dürfen. Als solche haben sie es dann den Brüdern, die früher als Holzhacker ihr Brot unter Lebensgefahr verdienen und im Unfrieden essen mußten, noch möglich gemacht, ein ordentliches Handwerk zu lernen. Jetzt leben alle im schönsten Frieden; das gemeinsam Erworbene wird fröhlich genossen oder zur Vergrößerung des Grundbesitzes aufgespart.

Fragt man, wie der Pfarrer das alles zu Stande bringe, so weiß da niemand viel zu erzählen. „Hört ihn nur predigen,“ heißt es; „er meint niemand und trifft alle. Immer und überall thut er genau das Seine, nicht mehr und nicht minder, dann kommts den andern wie von selbst.“

Aber nicht nur in den Haushaltungen ist manches anders geworden, auch die Häuser selbst sind verändert. Daß Klausmelker die hinter der hohen Thürschwelle fast versinkende Küche wieder ein wenig aufrichten ließ und auch sonst manches änderte, erregt noch keinen Verdacht,

daß er ſtark ans Heiraten denke. Das Geld dazu hat er, und wenn er ſich des alten Reſtes faſt ſchämte, ſo war das gerade nicht zum Verwundern. Unerklärlicher war manchem, worauf die Adlerwirthſchaft ſtehe, daß die ſich gar ſo gewaltig zu erheben vermöge. Man konnte doch nicht ſagen, daß ſie vom Mark des Dorfes ſo fett werde. Vergnügungsreiſende kamen freilich von Jahr zu Jahr mehrere, doch das währte auch nur kurze Zeit. Daß der Senn und Adlerwirths immer noch zuſammenhielten, und daß ſo eins das andere ſtützte und trug, konnten die Leute noch immer faſt nicht glauben, obgleich ſich ihr Grundbeſitz von Jahr zu Jahr vergrößerte. Während anderer Leute Kinder, ſeit das Weben und das Sticken ſo ſchlecht bezahlt wird, entweder als Taglöhner, oder was noch ſchlimmer als Kleinbauern ſich kümmerlich durchbringen müſſen, wenn ſie einmal ihr Anweſen theilten, hatte dieſen Leuten ihr feſtes Zuſammenhalten es möglich gemacht, ihr eigener Arbeitgeber zu werden, und dieſem Umſtand hatten ſie zum großen Theil ihre Wohlhabenheit zu danken. Freilich war noch nicht alles bezahlt, aber jeder wäre froh geweſen, wenn er vom Sennen und von der Adlerwirthſchaft noch viel mehr zu fordern gehabt hätte.

Dem Adlerwirth hatte das Margrethle geſchrieben, daß einſtweilen niemand kommen werde. Der aber hatte den Brief nicht mehr geleſen. Die, welche mit ihm wirthſchafteten, hatten ſeinen Tod gemeldet und beigefügt: Sie ſeien froh geweſen, zu erfahren, daß man es mit den Schulden in Ordnung bringen könne, denn jetzt

ſeien ſie noch nicht im Stande, ſein Vermögen zurück zu ſchicken. Doch ſolle das ſo bald als möglich geſchehen.

Die Wirthin war über dieſen Bericht viel ärger erſchrocken, als man hätte glauben können, wenn man ſie vorher von dem treuloſen Manne reden hörte. Doch wenn ſie dann alles überlegte, ſo mußte ſie wieder denken, ihm ſei gut gegangen und ihr noch beſſer, denn nun brauchte ſie nicht mehr zu fürchten, daß eines ihrer Kinder Luſt zum Auswandern bekomme.

Die Abendgeſellſchaft war immer noch größer geworden, die Stube hätte nicht mehr alle faſſen können, die ſich jetzt zuweilen auch über allgemeine Ereigniſſe und Angelegenheiten beſprechen wollten. Es hatten ſich daher da und dort kleinere Geſellſchaften gebildet, in denen geleſen und geſprochen wurde über alles mögliche; das Mark derſelben aber iſt bisher die beim Adlerwirth geblieben, an der nun auch Sepp wieder lebhafteren Antheil nimmt, ſeit ſie ſich nicht mehr nur mit dem Kaplan und einigen Frömmlern herumſchlägt.

Das Weberle, welches noch immer gern die Tirolerſtimmen oder gar eine andere Zeitung vom Pfarrer entlehnt hätte, machte ſich bald zu ihm und ließ einen gräulichen Bericht los von den aufkläreriſchen Zuſammenkünften beim Adler, deren Zweck ſicher kein anderer ſei, als die Leute ganz nur zu Kindern dieſer Welt zu erziehen und den alten heiligen Glauben über den Haufen zu werfen. Ein Zweck alſo, der bald erreicht ſei, wenn man nicht mit aller Gewalt dagegen auftrete.

Lächelnd erwiederte der Pfarrer: „der alte heilige Glaube hat nicht durch Gewalt über den Fürsten der Welt gesiegt, und schlecht ständ es mit ihm, wenn er sich jetzt nur noch mit Gewalt zu behaupten vermöchte; ich bin froh, daß hier Leute sind, mit welchen man nicht nur von Küh- und Milchpreisen reden kann."

Franz und Mariann, die bald des Pfarrers Lieblinge wurden, waren die ersten, deren Hände er segnend in einander legte. Es war im Herbst, die Blumen waren abgefallen und das Wirthshaus zum Adler, in welchem es heute seit jenem Fastnachtsdienstag zum ersten Mal recht laut und lustig zuging, trug als Schmuck nur die Fahnen, welche mehrere seiner Freunde von der landwirthschaftlichen Ausstellung brachten. Sie wollten Franzen, der sie zu der Vergnügungsreise nach Dornbirn beredet hatte, damit eine Freude machen und bewiesen jetzt, wie gut sie den Freund kannten und verstanden. Klausmelker und das Margrethle saßen mit am Brauttisch und paßten auf wie Herrenköchinnen, um dann allenfalls genau zu wissen, welche Bräuche man im Brautleben zu beobachten habe. Es war immerhin bequem, wenn man dann später niemanden mehr zu fragen brauchte.

Alle Tische der großen Gaststube waren besetzt. Aus jedem Hause befand sich jemand hier, um den Glückwunsch all der Seinen zu überbringen. Alle wollten den Brautleuten zeigen und zeigten auch in der That, daß die ganze Gemeinde sich freue an ihrem langsam ge-

wachſenen, endlich aber auch groß gewordenen Glück. Nur das Weberle, welches ſonſt bei ſolchen Feſten nie fehlte, war nirgends zu erblicken. Ja, jetzt fühlte es, daß ſeine Zeit vorüber ſei. Vergeſſen von allen frühern Freunden ſaß es daheim, lächelte erhaben herab auf Weltglück und Menſchengunſt und half ſeinem Jüngſten, der der geſchickteſte Schuhmacher weit herum geworden war, was es nur immer konnte, wenn es gerade nicht von der Bärbel, die immer beim Stickſtock ſitzen wollte, in die Küche, zum Brunnen oder ſonſt irgendwohin geſchickt wurde. In freien Stunden erzählte es den Kunden des Sohnes von ſeiner Geſchicklichkeit, und wer alles jetzt nur noch bei ihm arbeiten laſſe.

Das Weberle wurde nun aber beim Adler nicht beſonders ſchmerzlich vermißt. Man brauchte keinen Spaßmacher, wo jeder froh und frei war und gern das Seine zur Unterhaltung beitrug. Beſonders lebhaft ging es am Brauttiſche zu. Der Senn war ſelbſt zum Mahle gekommen, da das Rösle mit den zwei jungen Sennen ſchon alle Hände voll zu thun hätte. Wol würde ſich für den Tag eine Wärterin gefunden haben; doch das Rösle ſagte, es habe den Wirthshausdurcheinander längſt ſatt, und der Senn ging dießmal wirklich gern, beſonders da Franz geſagt hatte, daß auch ſein lieber Freund, der Lieferant von Bezau, kommen werde. Die Beiden ſaßen nun beiſammen am Brauttiſche und bald wandte ſich die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden ihrem ziemlich laut geführten Geſpräche zu.

Zuerſt redete man von der landwirthſchaftlichen

Ausstellung und ihrem Nutzen, wobei dann viele bedauerten, daß sie sich nicht auch von Franzen zum Gehen überreden ließen. Dann fing der Senn von dem ihm durch Franzen mitgetheilten Plan, das Lieferungsgeschäft als etwas allgemeines zu betreiben, zu reden an und sagte, daß sich das, wie man beim Adler herausgebracht habe, auch auf die Erzeugnisse der Milchwirthschaft anwenden ließe. Die Zuhörer meinten: das Zusammenstehen wäre schon recht, wenn man sich nur traute und trauen dürfte.

Der Lieferant gab zu, daß Mißtrauen und Selbstsucht eine Krankheit der jetzigen Zeit sei, doch eben darum sollten sich die noch Gesunden um so mehr rühren und regen, statt sich zu den Andern hinzulegen. Nicht auf einmal und im Großen könne so ein Verein geschaffen, sondern nur durch die Besten begründet werden. Der Gedanke sei noch zu neu, um gleich von allen begriffen zu werden; die Verstehenden aber sollten sich zusammenthun, dann würden die Andern sich bald anschließen.

„Nicht wahr ihr Weiberleut, wir Männer haben all die Fehler auch, wegen denen wir euch manchesmal auslachen?“ rief der Senn heiter zum untern Tisch hinab. „Sitzen oder stehen irgendwo euer etliche beisammen, so fängt natürlich eine von ihrem kleinen Schreihals zu erzählen an — und so einen hats dann noch gar nie gegeben. Dann berichtet die zweite von dem ihren, der auch in keinem Stück ist wie andere, und so geht's fort

bis auf den Letzten. Wir Männer hören lächelnd oder ungeduldig zu, ohne nur einmal uns ſelbſt bei der Naſe zu nehmen. Wir habens nämlich gerade ſo mit unſern funkelnagelneuen Gedanken. Als ich und Adlerwirths unſer Bischen zuſammenſchütteten, wußten wir nichts vom Lieferanten, und als er ſeine Pläne machte, wußte er nichts von unſerm guten Erfolg. Alſo jeder hatte etwas Neues. Franz ſagt, das liege in der Zeit, und er hat recht. Wo die gleichen Krankheiten ſind, kann auch das Bedürfniß nach der gleichen Behandlung erwachen. Wenn man in den Zeitungen von der Noth und dem Schickſal armer Arbeiter leſen hört, ſo iſt's faſt, als ob ſie von unſern Kleinbauern berichteten, deren Steuer- und Zinsbuch beweiſt, daß ſie eben ſo wenig noch etwas Eigenes auf der Welt haben als jene. Ich hab kein Kleinbauer werden wollen, habe auch andere vor dieſem Elend zu bewahren geſucht, lang bevor ich vom Lieferanten etwas wußte. Aber er iſt weiter gegangen als ich, und wir beide und noch viele kämen ungemein weit. Je mehr Stimmen ſich regen, deſto weiter geht der Widerhall."

Glücklich und ſtill war Franzens gutes Mütterlein bisher neben Sepp im Herrgottswinkel geſeſſen, und nur ſelten wendete ſich der freudeſtrahlende Blick vom Brautpaar weg den vielen Gäſten zu, die ſich um ihre Lieben verſammelt hatten. O, wie war ſie ſo ſtolz heute und doch auch wieder ſo demüthig, wenn ſie einmal dankend zum Bilde der ewigen Liebe emporſchaute! All ihre ſchönſten Wünſche und Hoffnungen waren erfüllt. Das

heutige Feſt war nicht nur für ihre Angehörigen ein Feſt der Liebe, der Verſöhnung, ſondern für alle Dorfbewohner. Ihre Theuerſten wurden von allen hochgeſchätzt und — ſie verdienten es. Wie war jetzt alles ſo ganz anders als da ſie und Sepp als Brautleute wie Ausgeſtoßene im hintern Stüble ſaßen. An all das ſeit damals Erlebte mußte ſie ſich wieder erinnern, und von dem, was am Brauttiſche geredet wurde, ſchien ſie gar nichts zu hören. Als nun aber einige Weiber bemerkten: „Es ſei doch wunderlich, daß jetzt auch die Männer modeſüchtig würden und faſt alle Jahre etwas Neues hereinbrächten," da ſagte ſie lächelnd: „Mir iſt das Neue gar nicht zuwider, wenn nur auch etwas fürs Gemüth drin wäre, daß es nicht ganz ausſähe wie eine Rechnung."

„Ja, das liebe Gemüth," ſagte der Lieferant fröhlich, „wäre bisher faſt zu kurz gekommen; doch man ſoll den Tag nicht tadeln vor dem Abend. Ihr, die in der letzten Zeit der Liebloſigkeit, der Abſonderung und Berechnung euch nur noch an frommen Klätſchen erbauen mußtet, ihr würdet da mehr finden als ich jetzt ſagen und ihr glauben könntet. Wie anders wär's, wenn das Talent neue Bahnen für ſich fände, ſtatt mit der trägen Maſſe nutzlos Krieg zu führen, wenn nicht mehr der Geldſack regierte, und der Menſch zur Gemeinſamkeit erzogen würde, ſtatt zum liebloſen Selbſtler. Wenn gemeinſame Unternehmungen ſonſt auch keinen Erfolg hätten, ſchon dieſer Nutzen wär' für uns groß genug. Ihr, die ihr die Kranken pflegt und den Armen helft, werdet

euch nun denken können, wie schön es wäre, wenn in mancher Beziehung Alle für Einen da stünden und Einer für Alle."

Diese Worte hatten Franzen an so manchen Liebesdienst seiner Mutter erinnert, daß er sich nicht enthalten konnte, dem Lieferanten in die Rede zu fallen.

„Was wir wollen und anstreben," sagte er, „haben unsere Weiber schon geübt seit der Zeit, da sie die bösen Schweden gemeinsam mit Axt und Sense vertrieben. O, glaubt mir, was die jetzige und die künftige Zeit Gutes bringen mag, in den Besten von ihnen lebt und wirkt es unbewußt schon jetzt. Wie viel Irrthümer haben wir Sonderlinge noch gut zu machen, während sie immer alles gut gemacht haben!"

„Nein Franz," flüsterte Mariann erröthend, „nur mit euch sind wir fortgekommen. Mir grausets fast, wenn ich mich frage, was ich wol geworden wär, wenn ich mich nicht an dir, du Starker, hätt aufrichten können."

„Und gemeinsam," stammelte Franz freudetrunken, „gemeinsam, Anneli, gehen wir nun der schönsten Zukunft entgegen!"

Die beiden drückten sich verstohlen die Hände.

Sepp stand auf, erhob das Glas und Marien seliger zulächelnd als vielleicht sogar an seinem eigenen Hochzeitstage rief er: „Es leben die Weiber, die immer duldenden, hoffenden, sorgenden!"

„Und alle, die ihrer werth sind," ergänzte der Senn anstoßend.

Es gab eine Zeit, wo Klausmelker diese Worte vom Sennen sehr ungern gehört hätte, doch die war lange vorbei und kein Mißton störte die Freuden des heutigen Festes. Wenn das Margrethle mit dem kleinen Kindergesicht zu Klausmelkern so schalkhaft und doch so innig aufschaute, ja dann wars ganz anders, als wenn ihn das Rösle so ernst, beinahe vorwurfsvoll angeblickt hatte. Jubelnd erhob auch er das gefüllte Glas.

Wir hätten wol auch den neuen Tanzsaal besuchen können; doch wie lustig, wie ordentlich oder ausgelassen es da zugehen mochte, es war alles nichts Seltenes, während in der Stube so glückliche, so friedliche Leute beisammen saßen und sich offen und frei ihre Gedanken und Gefühle mittheilten. Getanzt hatte man früher oft unter diesem Dache, so eine Gesellschaft aber war noch selten oder nie beisammen gewesen.

Und nun, an diesem schönen Tage, an welchem des Glückes Sonne nicht nur die Vergangenheit verklärt, sondern auch einen Strahl ihres Lichtes in die dunkle Zukunft sendet, nehmen wir Abschied von unsern Freunden und Bekannten. Wol werden frohe und traurige Tage auch für sie noch länger immer wechseln, doch sie werden die Stürme des Lebens nicht mehr einsam auf schwankendem Kahn bestehen müssen. Sie alle stehen auf festem Boden, mitten unter Menschen. Hier leben, lieben und wirken sie. Keiner will mehr in seinem

Hauſe eingeſperrt bleiben. Jeder will gern zu andern um ſie alles mittragen, mitgenießen zu laſſen, und dabei werden ſie ſchon durch einen Blick über Feld und Wald daran erinnert, daß auch der Sturm nur Säemann für den künftigen Frühling ſei.

Ende.

Berichtigung:

Band 2, Seite 74, Zeile 6 von unten lies: Liſt, die jene auszubeuten ſuchte.

Band 2, Seite 185, Zeile 1 von unten ſtatt Bauerntrog lies Bruunentrog.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Schriften

des

Literarischen Vereins in Wien.

II.

Aus meinem Leben.

Von Fr. M. Felder.

Herausgegeben und eingeleitet

von

Anton E. Schönbach.

Wien 1904.

Verlag des Literarischen Vereins in Wien.

Aus meinem Leben.

Von

Fr. M. Felder.

Herausgegeben und eingeleitet

von

Anton E. Schönbach.

24,571

Wien 1904.

Verlag des Literarischen Vereins in Wien.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Alle Rechte vorbehalten.

K. u. k. Hof-Buchdruckerei u. Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme in Wien.

Einleitung.

Die schöne Landschaft des Bregenzerwaldes, noch vor wenigen Jahrzehnten ein selten durch Wanderer aufgesuchtes Gebiet, ist heute von mehreren Seiten her bequem erschlossen. Den prächtigsten Überblick genießt man über sie von dem weißen Hotel auf dem Pfänder ob Bregenz, so herrlich in seiner weitausgebreiteten Mannigfaltigkeit von grünen Matten und Hochflächen, tiefen Einschnitten und Tobeln, dunklen Wäldern, massigen Felswänden und den Horizont abschließenden Spitzen, daß dagegen der an sich reizvolle Fernblick nach der anderen Seite hin, über den Bodensee, vorbei am Säntis und Kamor zu den Schweizer Gletschern, den dunkelblauen Säumen des Schwarzwaldes und den reichen schwäbischen Fluren völlig zurücktritt. In die Gefilde des Bregenzerwaldes schneiden jetzt Straßen und Zufahrten verschiedentlich ein: vom bayerischen Oberstaufen her führt ein gutes Sträßlein in den Vorderwald, nach dem behäbigen Hittisau, dem freundlichen Lingenau an der Bergeshalde, dem stattlichen Egg mit seinen großen, wohlgenährten Häusern;

von Schwarzach zieht sich längs der tief eingeschnittenen Schlucht ein Fahrweg hinauf nach Alberschwende, wohin aus Dornbirn eine prächtige, an Windungen und Aussichten reiche Kunststraße über den Zanzenberg emporstrebt; ganz oben am Arlberg geht über Stuben ein kühngeschwungener Kunstbau nach dem Tannberg, der über Lech fortgesetzt nach Hochkrumbach und Schrecken in das Herz des Bregenzerwaldes alsbald einbrechen wird. Vor allem aber, lang erwartet, mit vieler Sorge während mancher Fährlichkeiten gepflegt, strecken sich die schmalen Eisenschienen von Bregenz längs der Ach hinein in das Land, auf denen das „Wälderzügle" gemächlich einherrollt, bis nach Bezau, der graugeschindelten Hauptstadt. So ist das ganze Gebiet nunmehr erschlossen, und mögen die Reiseschriftsteller noch so eifrig hinter ihrem Erwerb her sein, es kann nicht wohl mehr vorkommen, was Meister Ludwig Steub erst 1874 beklagte, daß alle paar Jahre der Bregenzerwald von neuem „entdeckt" wird.

Freilich, wäre diese Landschaft, ein stiller, freundlicher Gottesgarten, schon seit längerem so nahe und einladend dem Weltverkehr aufgetan gewesen wie heute, dann hätte sie wohl nicht werden oder bleiben können, was sie noch in ihrer Besonderheit ist. Durch lange Jahrhunderte des Mittelalters war der Bregenzerwald im wesentlichen ein Bannforst, dessen Wildreichtum die schwäbischen Fürsten zu Jagdzügen lockte,

in ſeiner Rauheit kümmerlich beſiedelt; auch der mildere und offene Vorderwald bedurfte harter, ausdauernder Menſchen, um langſam urbar und wohnbar gemacht zu werden. Das Geſchlecht, das ſich hier niederließ, um den Boden, der ſich des Getreides und der Fruchtbäume weigerte, zur lohnenden Viehtrift umzuſchaffen, gehörte zu den Schwaben und hat die Merkmale dieſer älteſten unter den Germanen, die tüchtige Arbeitskraft, die Zähigkeit in Sitte und Glaube, den durch alle Mühſal nicht vom Erwerbe abgelenkten Sinn, bis auf ſeine heutigen Nachkommen vererbt. Eine Art freier Selbſtverwaltung, ähnlich den benachbarten Eidgenoſſen der Schweiz, hatten die Hinterwälder bis weit herauf ins 19. Jahrhundert gehegt: die Säule auf der Bezegg war ihr Malſtein, ſie lebt in wehmütig humoriſtiſchem Nachklang durch ein Lied im Volksmunde fort, das der kürzlich verſtorbene Franz Joſef Feuerſtein in Bezau verfaßt hat, ein kluger, heiterer, poetiſch veranlagter Mann von anſehnlicher Bildung. Auch der Vorderwald zählte unter ſeinen rührigen Bauern gute Verwalter und politiſche Köpfe, in mancher lebhaften, auch blutigen Bewegung haben ſich der Gemeinſinn und die politiſchen Gaben des Volkes zum Ausdruck gebracht. Sie ſind auch jetzt noch im ganzen Bregenzerwald vorhanden: mir ſchwebt als ein rechter Vertreter ihrer Art der treffliche Franz Xaver Moosmann zu Schnepfau, vor Augen, ein Bauer, der tagsüber um

Wieſen und Kühe ſich ſorgte, in ſeinen Mußeſtunden Landkarten zeichnete, eine Zeitung redigierte und abends in ſeiner Stube Thukydides in der Urſprache las. Als unlängſt das Grundbuch dieſer Gegenden erneuert wurde, wußten die Gerichtsbeamten des Bezauer Bezirkes die Förderung nicht genug zu rühmen, die ſie dabei von den Vorſtehern der einzelnen Gemeinden erfuhren: hie und da ward ihnen von dieſen der ſchwerere Teil der Arbeit abgenommen und vertrauenswürdig erledigt. Die guten Geiſtesanlagen der Alemannen dieſer Bergwinkel bekunden ſich in den vielen tüchtigen Leiſtungen, die Kunſt und Wiſſenſchaft ihnen verdanken; man braucht ſich nur an Angelika Kaufmann aus Schwarzenberg zu erinnern (der franzöſiſche General Kleber ſtammt aus demſelben Orte), die Bildhauerin Felder kam aus Bezau, der Heimat des verdienten Geſchichtsſchreibers Jodok Stül, Meiſter Feuerſtein in Rom aus dem nahe gelegenen Reutte; der allzu früh geſchiedene Dialektdichter Gebhard Wölfle lebte in Bizau, und Hittisau war der Geburtsort des namhaften Hiſtorikers Joſef Ritter von Bergmann. Feine Mädchen und einſichtige Frauen walten am Stickrahmen und in der Wirtſchaft, durch die ſchöne, alte Landestracht eine bunte Zier der grauen Häuſer in den grünen Matten.

In der vorderſten Reihe der bedeutenden Menſchen, die aus dem Bregenzerwalde auf die höhere Bühne

der literariſchen Welt geſchritten ſind, ſteht der Mann, deſſen Lebensbild, von eigener Hand entworfen, in dieſem Bande den Leſern vorgelegt werden ſoll. Das Buch ſchildert den Kampf mit einem engen und ſchweren Schickſal, durch den Franz Michael Felder zu einem deutſchen Dichter ſich emporgerungen hat. Am 13. Mai 1839 iſt er als Sohn eines Bauern zu Schoppernau geboren worden. Seine Eltern waren nicht eigentlich unbemittelt, gehörten aber jedesfalls zu den kleineren Grundbeſitzern des Örtchens, die zu guten Zeiten ſich mit harter, ſteter Arbeit durchbrachten, wohl auch ein weniges zurücklegten, in ſchlechten Läuften jedoch, bei üblen Zufällen, Krankheiten des Viehes u. dgl. bald in arge Bedrängnis gerieten.

Das Dorf Schoppernau iſt das letzte im Bregenzerwald: nach der breiten Ausbuchtung, in der Bezau liegt, verſchmälert ſich das Tal der Bregenzer Ach, neben der ſich der Fahrweg hinzieht, und ſteigt langſam an, indes die Berge immer näher zuſammenrücken. Charakter und Klima der Landſchaft ſind, obgleich die Höhe an ſich nicht ſo bedeutend iſt (Schoppernau 832 Meter), die eines rauhen Mittelgebirges: kein Feld, aber friſchgrüne Wieſen; kein Obſt, aber zierliches Nadelholz, das bis zu den Häuſern herabſteigt; ruhige ernſte Schönheit iſt dem Weſen dieſes Tales aufgeprägt, in das mächtige Berghäupter hereinblicken, und von dem man nur noch in vereinzelte Weiler des

Hochgebirges (Hopfreben, Schrecken) hinanklettert oder zu den Vorſäßen und Alphütten. Ernſt und gehalten iſt auch die Art der Bewohner, die ſich jährlich, wenn ſie Heu und Holz heimholen, von den Lawinen bedroht wiſſen: ſelten ſieht man Blumen in Gärten oder an den Fenſtern der ſauberen Häuſer, recht im Gegenſatz zu dem farbenfreudigen Montafon. Aber während dieſes gemäß der romaniſchen Abſtammung wenig Lieder kennt, weiſt ſich ein reiches Innenleben der Bregenzerwälder in der Pflege des Volksgeſanges, im Jodeln und Jauchzen der Alphirten, im treuen Bewahren alter, ſinnvoller Bräuche, die das ganze Leben ſchmückend geleiten. Hier wachſen nachdenkliche Menſchen, und der nachdenklichſten einer war Felder.

Zu den Beſchwerden, die das Geſchick den Bauern des Bregenzerwaldes auferlegt, traten bei ihm Hemmniſſe beſonderer Art. Schwächlichen Körpers, war ihm ein Auge von Geburt an nicht vollauf leiſtungsfähig, das Ungeſchick eines betrunkenen Arztes raubte dem geſunden Auge die Sehkraft. So ward das Bübchen von der Sorge der Eltern, faſt abſeits von den Dorfkindern, mit zärtlicher Angſt behütet, und früh kehrte ſich das überlegſame Weſen des Knaben nach innen, es drängte ihn, ſich — ſozuſagen theoretiſierend — ſeine Pflichten, vornehmlich ſein Verhältnis zu den Nebenmenſchen, klar zu machen, indes ohne alles Grübeln neben ihm die Jungen zu derben Burſchen heran-

wuchſen. Zeitlebens iſt Felder ein „Sinnierer“ geweſen, wie Anzengruber das in beſter Meinung genannt hätte, und hat ſich ſelbſt ſein Daſein ganz ausnehmend ſchwer gemacht. Sehr früh ſind ſeine großen Gaben an den Tag getreten: in der Schule bereits wies ſich ſein raſches Vermögen, aufzufaſſen, aber auch ſelbſttätig zu kombinieren, eine treffliche Fähigkeit des Beobachtens und Vergleichens, ein ſtarker Trieb zu geſtalten und darzuſtellen. Die zur Leidenſchaft werdende Neigung zu leſen, Kenntnis der Welt mindeſtens aus Büchern zu erwerben und dieſe Welt mit poetiſierter Geſchichte zu erfüllen, verband ſich bald mit dem Bedürfnis nach einem Publikum, mit dem Wunſche zu erzählen, die Fülle der Bilder, den gärenden Drang der Gedanken nach außen zu ſtellen und die Lebensgenoſſen des Dorfes nach ſeiner eigenen Richtung zu beeinfluſſen. Dabei hat ihn ſeine Scheu und Empfindlichkeit, verſtärkt durch die Mängel ſeines Sehvermögens, doch immer wieder in ſich hinein und zurückgetrieben, und ſo entſtand, indes von außen her immer kräftigere Anregungen durch Zeitungen, Romane, Poeſie der deutſchen Klaſſiker, machtvoll zuſtrömten, ein ſtetes Schwanken, Hin- und Herwogen der Empfindungen, nicht ohne Gefahr für den Mann, der bald Bauer, bald Dichter ſein wollte. Selten hat ein Menſch ſo ehrlich, mit ſo reinem Pflichtgefühl über die Aufgaben ſeines Lebens nachgedacht und ſich endlich zur Klar-

heit durchgerungen wie Felder. Hätte der wohlgemeinte Rat des guten und braven Pfarrers Stockmayr, der Knabe — dem früh der Vater entriſſen ward, die Beſchreibung dieſes Verhängniſſes bildet einen der rührendſten Abſchnitte des Lebensbuches — möge nicht in die Studien, an ein Gymnaſium, geſchickt werden, Felder nicht von dem Erwerb einer höheren Schulbildung ferngehalten, ſo wäre er ja gewiß kein weſentlich Anderer geworden, ſeine Begabung hätte ſich nur andere Ausdrucksformen geſucht; das eigentümlich Herbe, das ſeinen Schöpfungen anhaftet, durch die er aus der Bauernarbeit nach dem Lorber des Dichters greift, hätte er wahrſcheinlich eingebüßt.

Die Beſchreibung ſeines Lebens führt Felder bis zu ſeiner Heirat. Seiner Darſtellung nach will er damit an einen tiefen Einſchnitt gekommen ſein, an eine entſcheidende Wendung ſeines Ganges. In Wirklichkeit ſetzt ſich aber nach dieſem wichtigen Ereigniſſe ſeine Bahn ebenſo aufwärts ſteigend fort, wie ſie vorher begonnen hatte, und wenn er vor der Hochzeit ſeine Tagebücher und Schriften verbrannte, nichts werden wollte als ein wackerer Gatte und Hausvater, ſo hat er das nicht durchzuführen vermocht, weil ſeine Natur ihn auf dem bisher eingeſchlagenen Wege feſthielt: er hat einfach ſtatt der vertilgten Bogen und Hefte neue Bogen und Hefte vorgenommen und ſie wieder beſchrieben. Mehr als einmal vorher hatte Felder ſich vom

Leſen und Schreiben — unter dieſem iſt eigene darſtellende Arbeit zu verſtehen — abwenden wollen, am ausdrücklichſten nach der Unterredung mit Mutter und Pfarrer (im 9. Kapitel), wir ſehen aber aus ſeinem Geſpräch mit dem Tierarzt im Walſertal, daß er inzwiſchen ſeine Neigungen keineswegs aufgegeben, ſondern innerlich ſorgſam fortgepflegt hatte. Und daran tat er recht, denn das Pfund iſt den Knechten des Evangeliums geliehen worden, auf daß ſie damit wuchern; das Licht ſoll auf den Leuchter geſtellt werden, und nicht unter den Scheffel oder gar unter die häusliche Bettſtatt; dann wird dem, der hat, auch noch mehr gegeben werden.

Über die näheren Umſtände, die Felder veranlaßten, ſchon bald nach ſeiner Hochzeit, am 4. Februar 1861, zur Feder zu greifen und die Erzählung niederzuſchreiben, deren Vorwort er am 26. Dezember 1862 unterzeichnete, ſind wir nicht genauer unterrichtet. Das iſt aber auch gar nicht nötig. Denn Felder war zum Schriftſteller geboren, das lehrt ſein Entwicklungsgang, wie er ſelbſt ihn ſchildert. Dieſer zeugt aber auch dafür, daß es ihm an keiner der Gaben gebrach, die zu erfolgreichem Wirken als erzählender Dichter erforderlich ſind, und daß er nach und nach über ſämtliche Mittel gebot, deren er für ſeine Kunſt bedurfte. Ihm war vor Allem die Fähigkeit eigen, anzuſchauen und anſchaulich darzuſtellen, die nicht ſo ganz allgemein verbreitet iſt, als

man nach ihrer Notwendigkeit für jede Art von Poesie glauben möchte. Auch Felder besitzt sie nicht ohne Einschränkungen, die sich auf das natürlichste aus den Mängeln seiner Sehkraft erklären: er wählt nicht einzelne, bezeichnend starke Momente aus dem Eindruck eines Objektes, durch deren Herausheben er die Phantasie seiner Leser bei ihren Ergänzungen leitet, er gibt lieber in den großen Zügen, die sein Auge aufzunehmen vermag, die Einwirkung wieder, die er empfindet. Aber doch, seine Menschen kann man sehen, seine Dörfer liegen vor uns, von seinen Alpen, Bergen und Forsten, wie sie ins Tal herabwinken, weht uns ein frischer, lebendiger Hauch an, der strenge, heimliche Duft des Bregenzerwaldes. Weil er innerhalb seiner Grenzen anschauend schreibt, hätte Felder auch dramatisch arbeiten können, wenn er sich darum bemüht und nicht bereits Entworfenes zerstört hätte. Diese dramatische Kraft weisen alle seine Erzählungen auf, sie kündet sich ihm in der Art an, wie die wirklichen Erlebnisse sich ihm in dichterische Gestaltung umsetzen, was man jetzt von der Selbstbiographie aus eindringlich verfolgen kann. Gerade dieses Werk vervollständigt aber auch unsere Einsicht in das ganz hervorragende Vermögen Felders, zu komponieren. Ist ihm ein gutes Stück davon angeboren, so hat er dieses Talent mit vollem Bewußtsein fort entwickelt und ausgebildet. Von einem Werk zum anderen wird die Anlage deutlicher,

die Gliederung straffer, Vorbereitung, das Verklammern, der endliche Zusammenschluß mit steigender Kraft berechnet. Und eben in solchem Maß hebt sich das Vermögen, die Charaktere zu gestalten und vorzuführen. Aus der Art, wie Felder sich einbohrend in sein eigenes Gemüt vertieft, wie er neben dessen Regungen sich urteilend stellt, hat er gelernt, andere Menschen zu begreifen, ihre Besonderheiten genetisch zu verknüpfen und lebensvolle Gestalten zu schöpfen, die auf festen Beinen schreiten und, sobald sie aus dem Haupte des Dichters sich gelöst haben, ihre Wege auf der Erde wandeln, die ihr selbständiges Wesen ihnen anweist. Menschen schaffen, diese einzige und höchste Kunst des Poeten, wie Anzengruber sie als seine Lebensaufgabe kannte, das war auch die Kunst Felders. Und weil er sie hatte, trieb es ihn auch unaufhörlich sie zu üben; es ist fast rührend, wenn man aus seiner eigenen Beschreibung und aus seinen Briefen entnimmt, welch heißer Eifer, zu gestalten, ihn überfiel, sobald er irgend einer brauchbaren Eigenart unter den ihm Begegnenden ansichtig wurde, oder eines Ereignisses habhaft, das ihm über den Weg flog und mit seinen kreisenden Gedanken sich berührte. Das war die echte künstlerische Kraft, die in Felder wühlte, ihm keine Ruhe ließ, ebensowenig wie der Hirtenjunge, der ein Maler oder Bildhauer werden soll, je anderes tun kann, als die Wände mit Kohle beschmieren und die Hölzer verschnitzen, die ihm zur Hand kommen.

Felder beſaß ſchon als Schulknabe die auszeichnende Fähigkeit, in gutem Zuſammenhang zu ſprechen und zu ſchreiben: jene hat ihn ſpäter zum trefflichen Redner bei Feſtgelegenheiten gemacht, dieſe zum Schriftſteller. Nun hat er allerdings unabläſſig daran gearbeitet, dieſe Gabe als das hauptſächliche Werkzeug ſeiner Kunſt zu üben und zu vervollkommnen. Beſäßen wir heute noch die Menge der Tagebücher und Skripturen aus der Zeit des Knaben und Jünglings, ſo würde uns der Weg deutlicher ſein, den er aufwärts ſchritt. Er muß ſehr früh auch darin reif geweſen ſein, denn ſein erſtes Druckwerk weiſt bereits die Sachlichkeit als eine Eigenſchaft ſeines Stiles auf, die doch nur erworben ſein kann, nachdem die älteren Neigungen rhetoriſcher Beredſamkeit bereits überwunden worden ſind. Immerhin iſt es von da noch eine ziemliche Strecke bis zu der gehaltenen Ruhe und der vollen Beherrſchung der Sprache, die ſein Lebensbild kennzeichnet. Dieſe Straße hat Felder durchmeſſen, indem er ſich von Dichtern und Denkern aufwärts führen ließ, von deutſchen und fremden, von Schiller und Goethe, von Herder und Leſſing, von Shakeſpeare und der Bibel, endlich von den Schriftſtellern aus Politik und Nationalökonomie ſeiner Zeit. An dieſer, ſtets mit Kritik, auch ſeiner eigenen Arbeiten, verbundenen Lektüre, hat Felder ſeine Sprache erzogen. Er war ſich vom Beginne ſeines Schaffens ſchon darüber klar, daß er ſich bei

ſeiner Darſtellung nicht der wirklichen Redeweiſe des Bregenzerwaldes bedienen dürfe. Solcher Entſchluß iſt ihm jedesfalls durch die Erwägung erleichtert worden, daß dieſe Mundart außerhalb ihrer Landſchaft ſelbſt kaum verſtanden wird; ſtellen ſich doch den Sprachkennern beim Anhören faſt unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, ja ſogar gedruckt läßt ſie ſich nur mühſamſt aneignen und bewältigen. Felder wußte, er müſſe hochdeutſch ſchreiben, wenn er wirken wolle, mochte er immerhin auf die Eigenheit volkstümlichen Ausdruckes durchaus nicht völlig verzichten. Er beſaß ganz richtige Vorſtellungen über ſein Verhältnis zur Sprache, und hatte rechtzeitig erkannt, daß ein Schriftſteller nur dann dauernd zu reinem und echtem Erfolge gelangt, wenn er mit Achtung, ja mit Ehrfurcht vor der ihm überlieferten Sprache ſich dieſer als Stoff und Werkzeug ſeiner Kunſt bemächtigt. Darum ſtrebte er eifrigſt, Fehler auszumerzen, Fügungen zu verbeſſern, und er war weit von der Eitelkeit entfernt, die ſich heute in der deutſchen, zuvörderſt in der volkstümlichen Schreiberei ausbreitet, Irrtümer und Unwiſſenheit anmaßend verſchleiert und, auf das angebliche Recht des gottbegnadeten Poeten geſtützt, das eigene, törichte Unvermögen zum Maße für die Richtigkeit und Schönheit der Sprache aufſtellen möchte.

Im engſten Bunde mit dieſem Verhalten Felders zu den von der Kunſt gebotenen Forderungen nach ſprachlicher

Korrektheit steht überhaupt sein ganzes Streben, sich an den Größen der Literatur emporzubilden. Er war nicht klein genug, um sich von dem Vorbilde eines großen Meisters gedrückt und in seinem Selbstgefühl geschädigt zu finden; im Gegenteil, etwas wahrhaft schön Gestaltetes und mit eigenartiger Sprachkraft Hervorgebrachtes hat ihm selbst den Mut befeuert, nachzueifern und in seiner Weise gleichfalls nach Vollkommenheit zu ringen. Dieselbe Ansicht leitete ihn bei dem Wunsche, sich eine möglichst ausgebreitete Bildung zu verschaffen. Sein Lesen war, soviel es auch durch die Zufälle und die Ärmlichkeit seiner Umstände beengt sein mochte, doch keineswegs wahllos, und je mehr er zu Büchern gelangen konnte, desto strenger ging er darauf aus, sich anzueignen, was er bedurfte, um seinem Dorf und seinem Wirken den rechten Platz in einem wohlverstandenen Weltbild anzuweisen. So hat er emsig darnach getrachtet, sich verläßliche Kenntnisse in der Geschichte Europas, Deutschlands und Österreichs zu verschaffen, auch Hilfsbücher aus den Naturwissenschaften hat er gerne benutzt, um einen richtigen Begriff von den Sachen zu erlangen, wie er so vielen angeblich Gebildeten aus unserer stolzen Gegenwart noch immer mangelt.

Es ist schwer zu begreifen, auf welche Weise alle diese Bestrebungen und das selbsttätige Schaffen des Dichters Felder in dem knappen Raume seines Lebens

aufzukommen und zu gedeihen vermochten. Denn ſchon am 26. April 1869 iſt er geſtorben, nachdem etwa ein halbes Jahr früher ihm ſeine vortreffliche Frau, Nanni, das Wible, im Tode vorausgegangen war; ſie, ein Mädchen von ſeltener Bildung — Goethe und Herder waren ihr von Kindesjahren ab geläufig — und Feinheit des Gemütes, hat über die wenigen Jahre der Ehe den Glanz eines ſtillen Glückes gebreitet, in dem kleinen Hauſe einen heiteren Frieden aufgebaut, in deſſen Schutz der vielfach bedrängte Mann ſich allzeit ſicher erholen und kräftigen mochte. Denn, wie es für einen ganzen Dichter ſich von ſelbſt verſteht, ſind auch Felder Prüfungen und Ärgerniſſe nicht erſpart geblieben: Borniertheit und Stumpfſinn haben ſich ſeiner Lebensarbeit entgegengeſtellt, böswilliger Hochmut und knechtiſche Leidenſchaft haben ihn bedräut und ihm die karg zugezählten Tage ſeines Wirkens verſauern wollen, ja über den Tod hinaus ſein Gedächtnis verfolgt. Dem Schreiber dieſer Zeilen, der das Land Vorarlberg liebt, dort ſeit langen Jahren ſeine beſten Stunden verbringt, widerſtrebt es, und ſeinem konſervativen Sinne iſt es unerfreulich, dieſe dunklen Blätter aus der Geſchichte des geiſtigen Lebens in dem Lande am jungen Rhein wieder aufzuſchlagen und Leuten die Ehre der Fortdauer ihres Namens neben Felder zu erweiſen, die nur dem Lichte, das von ihm ausging, überhaupt es zu verdanken haben, daß ſie in ihrem Schatten für die Menſchen ſichtbar wurden.

Felder iſt damit nur widerfahren, was einem bedeutenden Manne geſchieht, der aus einem Bannkreiſe ſelbſtzufriedener, in ſich verſtockter und verfaulender Überlieferung zu reiner, hoher Luft des Lebens und der Tat emporſtrebt: er hat Alles an ſein Wirken geſetzt und, was er wollte, auch für uns reichlich gewonnen.

Mehrere anſehnliche Bände erzählender Dichtung hat Felder hinterlaſſen. 1863 wurde, zuerſt in Lindau bei Stettner, das Buch veröffentlicht: „Rümmamüllers und das Schwarzokaſpale, ein Lebensbild aus dem Bregenzerwalde.“ Dieſer Titel ſchon lehrte, woferne man es ſonſt nicht wüßte, daß er unter dem Einfluß von Berthold Auerbach gefunden worden iſt, der gern ſeine Dorfgeſchichten mit dem Namen ihrer Helden überſchrieb: Ivo der Hajrle, Broſi und Moni, Barfüßele u. dgl. Gewiß hat Felder, indem er als werdender Schriftſteller die Bücher von Auerbach las, aus ihnen erfahren wollen, wie man etwas derart mache. Dabei hat er ſich an keinen ſchlechten Ratgeber gewendet. Zwar iſt es heute Brauch, Auerbach nicht bloß überhaupt, ſondern auch ſeine Dorfgeſchichten nur mit einem ſpöttiſchen Lächeln zu nennen. Ob wir im allgemeinen ſchon ſo weit ſind, daß wir auf Auerbach überlegen herabblicken dürfen, weiß ich nicht, jedesfalls möchte es einer Kritik übel geziemen, die hiſtoriſch verfahren will. Denn für ſeine Zeit war der Realismus Auerbachs, ſo philoſophiſch er auch auf-

geputzt war und so unecht uns heute seine Sentimentalität vorkommt, nach Stoff und Form ein ganz tüchtiges Stück Fortschritt. Es waren lebendige Bauern, wenngleich stilisierte, und Auerbachs gewaltiger Mitwerber aus der Schweiz, Jeremias Gotthelf, hat gerade deshalb solange nicht ins Breite wirken können, weil seine Bauern zu echt waren und für die parfümgewohnten Näschen der Ästhetiker von Damals zu stark nach Mist rochen. Auerbach hatte auch eine ganz gute Portion solider Lebensanschauung im Leibe und hinlänglich Freude am Volk und seiner frohen Art, daß Felder reichlich von ihm lernen konnte und verwandte Saiten seiner Natur durch ihn anklingen fühlte. Seine Geschichte ist einfach und beschreibt das Leben von ein paar armen Schoppernauer Kindern: des Bettlers Sohn Kaspar, Söhne und Töchter des Alten, der „nicht mehr Müller" ist, wachsen nebeneinander auf und mühen sich, aus ihrer Dürftigkeit emporzukommen. Die Vorgänge rollen ziemlich rasch nacheinander ab, wie bei Auerbach, in pointierten, nur durch Querstriche gesonderten Abschnitten, auch geht es für die Helden so rasch empor, wie man heute sich scheuen möchte, zu berichten, und wie es höchstens in Zschokkes „Goldmacherdorf" zuging, einem Lieblingsbuche Felders. Die Charaktere werden noch etwas äußerlich genommen, obzwar man die eigenen Erfahrungen des Dichters überall durchspürt und auch in den Schicksalswendungen seiner Ge-

ſtalten, ſowie in dieſen ſelbſt (Joſef begegnet noch in der Selbſtbiographie) und ihren Verhältniſſen die Umſtände und Erlebniſſe ſeiner Altersgenoſſen erkennt. Eigentümlich iſt Felder das Beſtreben, ſeine Landsleute in der Übung ihrer Feſte und Bräuche etwas breiter zu ſchildern, wie er denn gerne Lieder und kleine Geſchichten einflicht. Dann aber müht er ſich ſchon hier, gerecht vorzugehen, Jeden aus ſeinem Selbſt zu erklären, nicht ſchlechtweg auf ſeine Figuren Schwarz und Weiß zu verteilen, ſondern ſie zu erfaſſen, wie das Leben ſie gibt, nicht ſie zu richten, ſondern zu verſtehen.

Viel höher nimmt Felder ſeine Aufgabe in ſeinem Hauptwerk: „Sonderlinge. Bregenzwälder Lebens- und Charakterbilder aus neueſter Zeit“ (zwei Bände, Leipzig, Hirzel 1867). Dieſer Roman, den der Dichter mit Sorgfalt aufbaute, auch einmal ganz umbaute, und wo er den Stoff bereits mit freier Überlegung in Zug und Gegenzug auf die einzelnen Kapitel verteilt, iſt beinahe noch unbefangener aus ſeinem eigenen Leben geſchöpft, als das im erſten Buche geſchah. Nur ſteht der Autor ſeinen Erfahrungen viel freier gegenüber, er hat ſie von ſich abgelöſt, objektiviert ſie und beurteilt ſie ruhig, ohne Parteilichkeit. Seine Kunſt iſt dabei hilfreich vorgeſchritten, denn jetzt kann er ſchon ſich ſelbſt auch in Anderen denken, ſich zerlegen und die Stücke künſtleriſch zu beſonderen Lebeweſen geſtalten. Kein Zweifel, urſprünglich war der Dichter

davon ausgegangen, ſich in Sepp, dem Dorffreimaurer, zu ſehen, und all das Schlimme, daß er als unbegriffener Mann des Fortſchrittes erlebt hatte, ſollte in deſſen etwas hoffärtiger Perſönlichkeit dargeſtellt werden. Dann jedoch ſchien es ihm wichtig, die Entwicklung ſeiner Sonderart ſelbſt zu beſchreiben, und das geſchieht im Franz. Und während er dieſen ſich allmählich durch den Kampf der Gegenſätze vor ihm ſich emporläutern läßt, gewinnt er die Kraft, dieſen Kontraſt der beiden „Sonderlinge“ auf das wirkungsvollſte auszuführen. Keiner hat Recht, weder der radikale Sepp noch der konſervative Barthel: jeder tut übel, der ſich in einem Gemeinweſen abſeits von den übrigen, zu denen er doch gehört, hochmütig als ein Sonderweſen verſtockt; man muß vom Eigenen etwas aufgeben, wenn man dem Ganzen nützen will, und das ſoll und muß man, ſei es auch nur als dienendes Glied. Franz tut das, in der Schule des Senn und der Natur, dann ſeiner Mutter, Mariannens und der Liebe lernt er, ſeine Wünſche und Einbildungen zu beſchneiden und für eine ſittliche Lebensführung höherer Art reif zu werden.

Die Selbſtbiographie unterrichtet uns jetzt darüber, wie ſehr Felder bei dieſem Werke aus dem Vollen und Eigenen ſchöpfte: die Bitterniſſe, die Franz durchmacht, ſind alle durch des Dichters Erfahrung gegangen, ſie haben ihm jedoch die Freude am Leben nicht geſtört und die Fähigkeit nicht gemindert, Menſchen von ganz

anderer Art und Geſinnung blutvoll auszugeſtalten. Wie künſtleriſch frei, nicht als Volkslehrer und Volksverbeſſerer, Felder über ſeinem Romane ſtand, zeigt ſeine briefliche Äußerung, zwei nagelneue Charaktere, Barthel und der Senn, ſeien darin, durch ſolche Eigentümlichkeit rechtfertige das Werk ſein Erſcheinen. Barthel, der Vertreter des Alten, Hergebrachten, iſt in der Tat eine feſte knorrige Geſtalt, ſtärker noch herausgetrieben als der Senn, dem Felder das Beſte an vermittelnder und ruhig begreifender Weisheit in den Mund legt, das er ſich ſelbſt erarbeitet und erduldet hat. Man wird jetzt mit Vergnügen wahrnehmen, wie manche Nebenfigur und manche Epiſode Felder aus eigenem Gut und Erlebnis, aber freiwaltend als Künſtler, umgebildet und dadurch neugeſchöpft hat. Der Vetter Weber iſt bei dem „Weberle“ zu Gevatter geſtanden, von Seppel, dem Freunde des Dichters ſind etliche Züge auf Klausmelker übergegangen; was Franz mit dem Senn und auf dem Vorſaß erlebt, das hat Felder an ſich durchgemacht. Der vollen und reifen Schöpferkraft des Poeten iſt auch hier ein Beiſtand zur Seite getreten, aber ein Mann von anderem Wuchs und Maß als Auerbach, nämlich der ſchweizeriſche Pfarrherr Jeremias Gotthelf. Ich möchte Felder nicht gerne verkleinern, indem ich ihn mit dem Rieſen aus dem Bernerbiet zuſammenſtelle; es iſt genug, daß er ſich neben dieſem in ſeiner beſonderen Art hält und aufrecht bleibt. Daß aber der Rahmen

für die „Sonderlinge“ ſo groß geworden iſt, das Bild ſo weit, die Farben ſo kraftvoll, die Geſtalten ſo kernhaft, daran wird wohl der Rat des grimmen Berner Meiſters ſeinen Anteil haben, der freundlich dem jungen Zunftgenoſſen über die Schulter blickte.

Verſchiedene kleinere Skizzen hat Felder um dieſe Zeit niedergeſchrieben, einzelne hat ihm die Politik und der ſoziale Parteikampf abgenötigt, darunter iſt eine ſo hübſche und farbenfriſche Studie wie der „Ausflug auf den Tannberg“. Ein Stück beſonderer Art, ja ein Kleinod für ſich iſt die Novelle „Liebeszeichen“ (aus dem Herbſt 1867). Einleitung und etwelches Detail (die Aphorismen und Notizen) lehnen ſich an Auerbachs vortreffliche Geſchichte aus dem Lehrerleben, den „Lauterbacher“; im ganzen des Werkleins hat jedoch Felder ſeinen alten Meiſter diesmal ziemlich übertroffen. Denn da iſt alles ſo hübſch ausgerechnet und doch mit ſo leichter Natürlichkeit vorgetragen, da greifen die kleinen Motive ſo flink und ſauber ineinander, da rundet ſich das Ganze wie von ſelbſt, daß es eine wahre Freude gibt, das Spiel in der Kunſt und die Kunſt im Spiel zu bewundern.

Ernſt, faſt Trübſal zu nennen, breitet ſeine Schatten über das bunte Gemälde des Romanes „Reich und Arm“ (Leipzig, Hirzel 1868). Wieder zwei Helden, der reiche Hans vom Stighof und das blutarme Knechtlein Jos, der uneheliche Sohn der frommen

Schnepfauerin, die neben und mit einander heranreifen und, durch das Leben belehrt, noch in voller Kraft als tüchtige Männer in ein neues Leben an der Seite der gewonnenen Mädchen eintreten. Der Kampf aus Felders letzten Jahren hat auf die Erzählung abgefärbt. Die Gegensätze werden bereits politisch gefaßt, war doch Felder mit seinen Freunden durch die Schule von Lassalle und Carey gegangen. Freilich wer solche Männer Sozialdemokraten im heutigen Sinne des Wortes schelten wollte, der fiele in einen argen Irrtum. Diese Art von Sozialdemokratie war ein harmloses Ding, eine Weltanschauung auf dem Boden positiven Christentums, welche die Menschen glücklicher und besser zu machen gedachte, indem sie vorsichtig rechts und links an den drückenden Verhältnissen schob und die Belasteten, die unten standen, belehrte, wie sie es anstellen sollten, um durch Einigung und eigene Kraft sich emporzukämpfen. Felder kann selbst nicht geglaubt haben, daß dieser Fortschritt so rasch sich vollziehen möchte — was durch ein Jahrtausend sich eingewurzelt und verästelt hat, kann man nicht in der kurzen Frist eines Menschenlebens roden und ausschlagen, — und schließlich ist es doch der Geldsack, den der reiche Bauer auf den Tisch stellt (wie öfters bei Auerbach und Gotthelf), mit welchem das Geschick entschieden und dem armen Schneider zu einem aussichtsvolleren Leben verholfen wird. Es herrscht in dem

ſchönen Buch eine gewiſſe Haſt und Unruhe: die Nebenfiguren, ſo ſcharf angelegt wie in den „Sonderlingen“, quirlen durcheinander, die Ereigniſſe überſtürzen ſich, das Werk, das ſo prächtig beginnt, in dem ſich ſo großartige Szenen finden, wie der Streit im Walde, ſo lieblich poetiſche wie das Paar in der Brunnenſtube, es iſt nicht völlig zu Ende gediehen, es wird in den letzten Kapiteln gewaltſam zuſammengezwängt, die Anſätze reiſen nicht aus, es bricht mehr ab, denn daß es ſchließt. Zwar möchte ich dabei nicht die Brandkataſtrophe beſchuldigen, ſie kommt raſch, aber nicht unbegründet. Felder liebt ja, das iſt wahr, wie man es ihm vorgehalten hat, durch die Gewalt elementarer Ereigniſſe die Verflechtung, das Gewirre der Perſonen und Verhältniſſe am Schluſſe ſeiner Werke zu löſen; aber zum Teil iſt dieſe Löſung doch durch die Spannung in den Gemütern der Hauptgeſtalten vorbereitet (ſo bei den „Sonderlingen“), die beim erſten Anlaß lärmend explodiert, zum Teil entnimmt dieſe auch von Dickens geübte ältere Technik ihr Vorbild aus dem wirklichen Leben, wo oft genug ein unerwarteter Vorgang die Herzen aufſchließt, die Mißverſtändniſſe ausgleicht und den Weg zur einigenden Verſöhnung ebnet. Hat doch Felder an ſich ſelbſt erlebt, als er aus der Bregenzer Ach gerettet wurde, wie ſchnell ein ſolches Ereignis die Verkettung der Fäden entwirrt, die während der gleichmäßigen Stille

von Friedenstagen unter den Menschen sich heillos verfitzt hatten. Wichtiger scheint mir, daß in „Reich und Arm“ zwar große Fragen der heutigen Gesellschaft angeschlagen werden, aber nicht durchgesprochen, daß sie plötzlich abklingen, allein nicht allgemach ausklingen. Das Buch hätte sich mindestens zu zwei Bänden auswachsen müssen, wenn es den ausgespreiteten Stoff wirklich hätte verarbeiten wollen. Und doch hat es bedeutende Vorzüge. Trotz der bitteren Kämpfe, in welche der Dichter verwickelt worden war, steht er auf einer noch höheren Warte als selbst in den „Sonderlingen“. Kein radikales Schlagwort betört ihn, und man braucht nur aufmerksam zuzusehen, wie überaus zart und rücksichtsvoll die heikle Beichtgeschichte behandelt ist, und zwar als treibendes Motiv einwirkt, doch aber restlos in dem Zusammenhang aufgeht, um den klaren, unbeirrten, fast historisch ruhigen Blick zu bewundern, mit welchem Felder über seinen Gebilden waltet.

Die „Selbstbiographie“ hat Rudolf Hildebrand, des Dichters Freund, der ihn der literarischen Welt zuführte, ihn auf jede Weise hob und förderte, als sein bestes Werk bezeichnet. In manchem Sinne teile ich diese Meinung Hildebrands, der, wie sich erst nach und nach herausstellte, in ganz besonderem Grade die Fähigkeit besaß, sich in Poesie einzuleben, sinnig einzufühlen und das Poetische in Form und Inhalt dann wieder für sich herauszustellen, Alles zusammen eine Eigen-

tümlichkeit, die zweifellos seinen Urteilen Wert und Gewicht verleiht. Als poetische Schöpfung an sich möchte ich zwar die „Sonderlinge“ noch höher stellen, aber an Tiefe des Empfindens, das mit wehmütiger Freude über der verklungenen Kindheit und dem genossenen Jugendglücke schwebt, ist sicher die „Selbstbiographie“ den übrigen Werken Felders überlegen. Vor Allem durch die wirklich schöne Architektonik, mit der diese bäuerliche „Dichtung und Wahrheit“ in sich gegliedert ist. An das Werk Goethes sich zu erinnern, veranlaßt der Eingang, im übrigen läßt nun Felder es sich freilich nicht beikommen, zu weiteren Vergleichungen mit Absicht anzuregen. Aber es ist sehr hübsch zu sehen, wie unter der Herrschaft eines echten Dichtergeistes, und das war Felder jedesfalls, sich die eigene Vergangenheit stilisiert und in eine beinahe rhythmische Ordnung fügt. Gerät das vielleicht bei der Schilderung der Kindheit zu ausführlich und wird da mehr aus der späteren Reflexion vorgebracht, als der Naivität des kleinen Knaben wohl ansteht, so empfindet man doch den Wechsel zwischen Heben und Senken, zwischen Frohmut und Trauer doch recht angenehm, auch wenn während der Lektüre die Kunst des Dichters nicht ganz klar dem Bewußtsein sich aufdrängt. In den späteren Kapiteln wird die immer neu ansetzende Selbstanalyse vielleicht bisweilen beschwerlich, dafür entschädigt aber in reichstem Maße eine Fülle stimmungs-

vollſter Erzählungen und Schilderungen. Dazu rechne ich den Tod des Vaters, deſſen ich bereits gedachte, die erſten Bildungskämpfe, das Leben auf der Alp und beſonders die mit ſo reiner Empfindung dargeſtellte Liebesgeſchichte, ein Idyll für ſich, mit dem bewegten Berichte über Felders Lebensgefahr und dem glücklichen Abſchluß. Bietet uns dieſes Lebensbild Felders die hocherwünſchten Aufſchlüſſe über den Gang ſeiner inneren Entwicklung, die uns für das Verſtändnis ſeiner Dichtungen bedeutſam werden, ſo gewährt ſie uns auch an ſich den Genuß eines Kunſtwerkes, zu dem ſich die Freude an der Wahrhaftigkeit des Verfaſſers geſellt, der zwar den biographiſchen Stoff mit poetiſchem Auge ſchaut und behandelt, aber uns nicht anlügt und ſein Leben nicht zu einer Sammlung von Theſen über Erziehung vernutzt, auch nirgend zu eitler Selbſtbeſpiegelung herabſinkt.

Das letzte Werk Felders liegt uns in der abſchließenden Geſtalt vor, welche der Dichter ihm ſelbſt verliehen, in der er es noch eigenhändig durchgebeſſert und ſeinem Schwager und Lebensfreunde, dem k. k. Gerichtsadjunkten Kaſpar Moosbrugger zu Rüziders bei Bludenz, für die Veröffentlichung anvertraut hat. „Ende der erſten Teiles“ hat er noch dem Schluſſe beigefügt,

er dachte also an eine Fortsetzung, zu der er nicht mehr kam und für die uns auch Vorarbeiten nicht bekannt sind. Das Manuskript, welches meiner Publikation des Werkes zugrunde liegt, befaßt 79 Bogen Kanzleipapier in Großfolio. Es ist dem Vernehmen nach eine Niederschrift, die durch einen Kanzlisten laut dem Diktate des Autors hergestellt wurde, weil Felder seine eigene Handschrift als zu schwer leserlich nicht drucken lassen wollte. Doch sind seine Korrekturen im Kontext und am Rande ganz wohl erkennbar, von anderen Lesern sind nachmals mit Bleistift und Feder noch verschiedene Berichtigungen hinzugefügt worden. Dieser Beschaffenheit der Überlieferung gemäß war meine Aufgabe klar: ich habe den Text so wiedergegeben, wie ich ihn fand, und nur dort geändert, wo offenbare Irrtümer des Schreibers, zum Teil durch Verhören oder Versehen vorlagen. Im übrigen war nicht viel zu berichtigen: ein paarmal habe ich Konstruktionen leise zurecht geschoben, am häufigsten vor ein ob des Manuskriptes ein als gestellt, weil, wie es scheint, im Sinne der Mundart Felder dieser Konjunktion das Amt des Vergleichens anvertraute; etliche Fälle begegneten, wo das Präteritum fälschlich statt des Plusquamperfektums gebraucht war, diese habe ich korrigiert. Die Interpunktion des Schreibers ist recht mangelhaft, ihr habe ich Seite für Seite nachhelfen müssen, desgleichen der ganz veralteten Orthographie. Im übrigen jedoch habe

ich der Handschrift die philologische Treue gehalten, die sich ziemt, und, wo ich zweifelte, lieber die gegebene Fügung beibehalten als nach unserem Geschmacke verbessert. Oftmals waren die Absätze anders einzuteilen; hie und da mußte ich ihre Anzahl vermindern, dann wieder allzulange durch Blätter sich erstreckende Zusammenhänge zerschneiden.

Die Ausdrücke der Mundart des Bregenzerwaldes, die in dem Texte vorkommen, hat Felder bisweilen durch Häkchen kennzeichnen lassen, bisweilen auch nicht. Ich habe sie in beigefügten Anmerkungen sämtlich zu erklären versucht, auch dann, wenn sie hochdeutsch schienen. Für mich war dabei der Gesichtspunkt maßgebend, daß der Text jedesfalls allen deutschen Lesern verständlich sein müsse, aus welchem Stamme und Dialekte sie auch kämen. Dabei habe ich das „Schweizerische Idiotikon" mit Nutzen nachgeschlagen, von dem bisher 47 Hefte, die ins P hinein reichen, ausgegeben sind; auch was Felder nicht in seinen Büchern erklärt, ist herangezogen worden. Einmal, bei Vonbuns Klushund, hat sich die Note zu einem Exkurs erweitert; ich wollte mir das schöne Beispiel nicht entgehen lassen, wie ein volkstümliches Gedicht in mündlicher Tradition zersungen wird.

Die „Übersicht des Inhaltes" habe ich verfaßt, sie soll die Einsicht in den wohlüberdachten Aufbau der Erzählung erleichtern.

Meinen Freunden, den Herren Kaſpar Moosbrugger in Rüziders und Hermann Sander in Innsbruck, dem Verfaſſer eines vortrefflichen Buches über Felder, das jedem Leſer empfohlen ſei, bin ich für Beihilfe und Rat in alter Treue dankbar verpflichtet. — — —

Und nun noch Eines. Ich hätte die Herausgabe dieſes biographiſchen Denkmales nicht übernommen, wenn ich nicht von der Bedeutung des Mannes durchdrungen wäre, der es ſich geſetzt hat. Franz Michael Felder gilt mir als einer der hervorragendſten Vertreter der Kunſt, aus dem Bauernleben zu erzählen. Seine Werke ſind in böſer Zeit erſchienen: die Jahre zwiſchen 1859, 1864, 1866 und 1870 haben die Deutſchen jenſeits und diesſeits der ſchwarzgelben Grenzpfähle wenig geneigt gefunden, den Dorfgeſchichten aus einem abgelegenen Waldwinkel zu lauſchen. Heute liegen die Dinge anders: ein neues Intereſſe an der Literatur iſt im deutſchen Volke emporgeſtiegen, es wird wohl auch dem Gedächtnis Felders zugute kommen. Zwar hat es ihm bei Lebzeiten an der Anerkennung der Beſten nicht gefehlt, aber in die weiteren Kreiſe ſind ſeine Bücher nicht gedrungen, vielleicht auch, weil die Ausgaben des trefflichen Leipziger Verlages zu koſtſpielig waren. Jetzt ſind mehr als drei Jahrzehnte ſeit ſeinem Tode verfloſſen, die Bahn iſt frei für eine Volksausgabe, die in drei mäßigen Bänden wohlfeil veranſtaltet werden könnte. Das muß geſchehen und

der Dichter des Bregenzerwaldes, der in der Enge ſeiner Berge das deutſche Leben mitlebte und ſeinen ſchmalen Ausſchnitt mit der ſicheren Kraft des geborenen Künſtlers darſtellt, unverkümmert durch Lehrhaftigkeit und durch Tendenz, ihm muß ſein gebührendes Recht werden, er muß als Volksſchriftſteller einen neuen Wandergang antreten. Freilich kann nun ich ihm dabei nicht helfen, aber es werden ſich wohl noch Vorarlberger finden, die durch ein ſolches erfolgreicheres Unternehmen dem Bauerndichter Felder und ſeiner Heimat, deren Stolz er iſt, die Ehre verſchaffen, die ihnen zukommt.

Graz, Faſtnacht 1904.

Anton E. Schönbach.

Übersicht des Inhaltes.

Seit

Einleitung . . . . . V—XXXIV

I. Kapitel. Geburt. Das Vaterhaus. Dauernde Schädigung des Augenlichtes 3

II. Kapitel. Erste Kinderjahre und -spiele. Tierliebe. Der Webstuhl. Das Gottle 15

III. Kapitel. Das Siegfriedsmärchen. Des Webers Geschichten. Lieder und Verse 33

IV. Kapitel. Der erste Kirchgang. Beginn der Schule. Meßdienst und Religionslehre 48

V. Kapitel. 1848. Der Klushund. Krieg und Politik . 65

VI. Kapitel. Bibliothekar werden! Bücher vom Pfarrer. Des Vaters Tod 85

VII. Kapitel. Sorgen des Hauses. Der Kaplan von Schwarzenberg 104

VIII. Kapitel. Zweifel und Nöte. Freund Seppel . . . 122

IX. Kapitel. Die Wahl des Berufes 133

X. Kapitel. Das Leben auf der Alpe 145

XI. Kapitel. Beim Tierarzt im Walsertal 158

XII. Kapitel. Die ersten Zeitungen 174

XIII. Kapitel. Seppels Schicksale. Bedrängnis. Der Handel mit Ziegenfellen 196

XIV. Kapitel. Erkrankung. Der Senn. Viehseuche auf der Alp 211

Seite

XV. Kapitel. Verluſte. Neue Freunde. Marianne ſtirbt . 231

XVI. Kapitel. Leſerei. Dr. Beck. Die deutſchen Klaſſiker . 247

XVII. Kapitel. Sonderling. Der „Biſcher“. Ausfahrt. Fremd und Daheim 261

XVIII. Kapitel. Nanni. Beſuch in Au. Das Gärtchen. „Komm bald wieder!“ 280

XIX. Kapitel. Traute Geſpräche 302

XX. Kapitel. Verſuche zu ſchriftſtellern. Liebeszeilen . . 316

XXI. Kapitel. Zur Kirche. Auf dem Liggſtein 329

XXII. Kapitel. Verleumdung. Das Leben in Au. Vom Kriegsjahr 1859 351

XXIII. Kapitel. Zwiſt und Trauer. Der Sturz in die Bregenzer Ach 373

XXIV. Kapitel. Rettung, Geneſung. Der Bund wird geſchloſſen 390

XXV. Kapitel. Werben und Hochzeit. Das alte Leben endet, das neue fängt an 403

Aus meinem Leben.

Von

Franz Michael Felder.

I.

Am 13. Mai des Jahres 1839, morgens zwiſchen 6 und 7 Uhr, kam ich in Schoppernau, dem hinterſten Dorfe des inneren Bregenzerwaldes, zur Welt. Unter welchen Himmelserſcheinungen, in welchem Zeichen des Mondes, iſt von meinem Vater nicht aufgeſchrieben. Schön aber muß der Tag jedenfalls geweſen ſein, denn unſere Tagwerker waren gedungen, um endlich mit der erſten Feldarbeit, dem Ausfahren des Düngers, auf unſere Wieſen, zu beginnen.

Nun aber ſchrie ich ſo gotterbärmlich, zeigte mich überhaupt ſo unzufrieden in dieſer Welt, daß man ernſtlich beſorgte, ich möchte gleich dem zwei Jahre früher geborenen Bruder Joſef in den Himmel nachfolgen und auch ein Engelein werden.

Das nun hätte ſogar meine Taufpatin (das Gottle)*) nicht mehr gerne geſehen, da es ja am Brüderchen ſchon den von jeder Taufpatin gewünſchten, ſchuldloſen Fürſprecher beim lieben Gott hatte.

Noch beſorgter um das ſchwächliche Kind war der Vater.

*) Dazu männl. der Götti, bayr. öſterr.: Göd, Gödin, auch für die Firmpaten.

Zum Ausführen des Düngers hatte er keine Luſt mehr, und auch die Tagwerker ſchickte er nach dem Morgeneſſen mit dem vollen Taglohn heim und ließ die fleißigen, kargen Nachbarn darüber ſagen, was ſie wollten.

Später, als ich ordentlich wuchs und gedieh und mich überhaupt wie jedes andere Menſchenkind benahm, ſoll er mehrmals geäußert haben: er halte es für eine ſchlimme Vorbedeutung, daß ich ihn gleich beim Kommen durch die erregten Beſorgniſſe von ſeiner Berufsarbeit ferne gehalten, den regelmäßigen Geſchäftsgang unterbrochen habe, und faſt fürchte er, daß ich niemals ein echter Bauer werde. Dies nun würde ihm ungemein leid geweſen ſein. Wie anders denn als Bauer ſollte hier zwiſchen dieſen Bergen, im engſten ſchattigſten Achtale, ein wenig bemittelter Menſch ſein Leben durchbringen?

Nach einer mündlichen Überlieferung ſoll die Familie Felder von einem Gefangenen und in der Gefangenſchaft ſchnell beliebt gewordenen Ungar abſtammen, welcher in den Jahren 924 bis 954 von der ſchwäbiſchen Seite des Bodenſees den Gebirgen zuzog, weil eine Schwarzwälderin es ihm ſo angetan hatte, daß er lieber unter deutſchem Namen mit ihr in den noch unbewohnten Bregenzerwald fliehen, als mit ſeinen ungeſitteten Landsleuten die Früchte deutſchen Fleißes als Beute teilen wollte. Der Beweis hierfür freilich würde nur ſchwer oder gar nicht zu erbringen ſein.

Eigentümlich aber bleibt es, daß ſich in der Bevölkerung das Bewußtſein ihrer Abſtammung aus dem Schwarzwalde faſt einzig nur durch dieſe Erzählung erhalten hat. Noch heute wird jeder, der ein F als Anfangsbuchſtaben ſeines Namens auf dem Hemde trägt — alſo jeder Felder — für einen etwas wunderlichen Kauz, für einen geborenen Sonderling angeſehen.

Mancher mag wohl gerade dadurch etwas trotzig und ſonderbar geworden ſein; denn der, welchen einmal die öffentliche Meinung verurteilt oder auch nur auf die Seite wirft, ſtellt ſich, wenn's ihm nicht ganz an Selbſtgefühl mangelt, nur allzuleicht der Mächtigen gegenüber, die hier allen und vielen die einzige Erzieherin und Führerin durchs Leben wird.

Unter den vielen Kindern, deren Geburtstage mein Großvater auf das letzte Blatt unſerer 300jährigen Heiligenlegende ſchrieb, war mein Vater das älteſte, welches am Leben blieb. Früh ſchon mußte er nicht nur ſchwere, durch das große unbequeme Anweſen geforderte Arbeiten, ſondern auch das Hausregiment vom kränkelnden Vater übernehmen. Letzteres war um ſo ſchwieriger, da es von meinem Großvater allgemein hieß, er habe ſogar den Löffel im Korbe verpfändet. Das alte Verſatzbuch ſcheint auch wirklich einem derartigen Gerede wenig entgegenſtellen zu können. Vom Vater wurde nun freilich durch manche Rechnung ein ſo dicker Strich gemacht, daß er wohl die blutſaure

Mühe verrät, mit welcher der Fleißige es zum Durchſtreichen gebracht hat. Dabei aber erwarb er ſich immer mehr das Vertrauen der Dorfbewohner und die Achtung ſogar derjenigen, die ihres Geld- und Familienſtolzes wegen nicht ganz mit Unrecht „die Adeligen“ genannt wurden. Ihm, der früher ſich überall zurückgeſetzt ſah, tat das gewiß in der Seele wohl. Dennoch blieb er dem armen, fleißigen Mädchen treu, welches früher ſchon ſtets treulich zu ihm gehalten hatte, und vergebens winkten ihm die Kinder des Glückes mit goldenem Lächeln in ihre ſchönen Häuſer. Er wollte nun alles nur durch ſich ſelbſt, und zehn Jahre lang hat er unermüdlich gearbeitet und geſorgt, um dann ſeine Braut in ein etwas geordnetes Hausweſen einführen zu können.

Das geſchah nach Oſtern 1836 in ſeinem 32. Lebensjahre, die Mutter war fünf Jahre älter.

Auf der Rückſeite eines alten gelöſchten Pfandbriefes ſind von ſeiner Hand alle aufgeſchrieben, die an ſeinem Hochzeitsmahl teilnahmen. Hintendran ſteht, daß ihm 1837 das erſte Kind geſchenkt, aber vom himmliſchen Vater bald wieder zu ſeinen Engeln genommen worden ſei. Um ſo ängſtlicher ſorgte man jetzt für mich und Baſe Dorothe, mein Gottle, hat mir erzählt, daß nach dem Eſſen dem Tiſchgebete faſt jedesmal noch beſonders ein Vaterunſer für mich angehängt worden ſei.

Von dieſer Baſe — es war die jüngſte Schweſter meines Vaters — habe ich das meiſte, was aus den erſten Jahren meines Lebens einigermaßen bemerkenswert iſt. Sie wohnte bei uns im Hauſe und war meine Wärterin, wenn die Mutter dem Vater bei der Feldarbeit half; denn ſie ſelbſt litt ſchon damals an einer Gliederkrankheit, ſo daß ſie nur noch bei der Stickerei ſitzen oder leichtere Feldarbeiten verrichten konnte. Meine Pflege mag ſie wohl manchesmal zu ſehr angeſtrengt haben, aber ſie übernahm alles mit größter Freude.

Ihr, die ans Leben und Arbeiten im Freien ſo gewohnt war, wurde es ein Troſt, nun die faſt endlos ſcheinenden Sommertage mit mir herumzubringen.

Als ich einmal gehen konnte, bewachte ſie jeden meiner Schritte mit der Ängſtlichkeit kränkelnder Perſonen, denen im Gefühl ihrer Schwäche leicht jede Bewegung bei Anderen anſtrengend und gefährlich erſcheint. Vermehrt ward ſpäter dieſe Ängſtlichkeit noch dadurch, daß die beſorgte Beobachterin aller meiner Tritte mich etwas kurzſichtig fand. Man ſah nun auch wirklich einen anfangs ganz unbedeutenden weißen Fleck auf meinem rechten Auge größer werden. Zuerſt war die Sache Familiengeheimnis. Die fromme Mutter ſagte: da könne nur Gott helfen; zu dem aber habe ſie ſchon vor meiner Geburt in ſchlafloſen Nächten manches und manches Vaterunſer, ja ſogar ganze Roſenkränze ge-

betet. Es ſei ihr nämlich ſchon lange vorgelegen,*) ihr Kind würde ſo werden wie jener vom Schnee geblendete Tannberger, deſſen Blick ſie im Winter einmal ſo erſchreckte, daß ſie ihn gar nicht mehr aus dem Gedächtniſſe zu bringen vermocht habe.

Den Vater und ſeine Schweſter, das Gottle, erſchreckte dieſe Mitteilung weit mehr, als was ſie vorher entdeckt hatten. Sie bekamen aber bald auch mit der Mutter zu tun, die ſich's immer ſchwerer nahm und es für eine unverzeihliche Gewiſſensſache hielt, daß ſie ihr Kind nun mit ſolch einer Vorſtellung auf ſein Lebtag unglücklich gemacht haben ſollte; man erinnerte ſie daran, daß nunmehr ſie ja auch für ein zweites Kind zu ſorgen habe und nicht durch unnütze Selbſtquälerei dieſem noch ungeborenen, armen Weſen die Mutter krank machen dürfe.

Aber ſowohl derlei Zuſprüche, wie das Jammern der Verwandten und der durch ſie ins Dorf gebrachte Lärm, deſſen Echo die Arme täglich von gut meinenden Tröſterinnen hören mußte, regten ſie immer mehr auf. Natürlich brachte Jedermann mit einer ganzen Menge frommer Troſtgründe auch immer wenigſtens einen guten Rat mit. Das und dieſes Mittel, der und jener Arzt wurden dringend empfohlen und ſofortiges Handeln faſt ſtürmiſch verlangt, wenn man vor Gott

*) habe ihr geahnt.

und Menſchen der heiligen Elternpflicht nachzukommen gedenke.

Je länger man jammerte, tröſtete, riet und befahl, deſto weniger wußten die Eltern, was ſie tun oder laſſen ſollten. Von der öffentlichen Meinung um ſo abhängiger, weil ihnen, wie hier wohl den meiſten Bauern, das Walten des Arztes überhaupt wie halbes Hexenwerk erſchien, war es ihnen ordentlich eine Erleichterung, als man ſich überall mehr und mehr in unbeſchränktem Lob eines aus der Nachbargemeinde An ſtammenden Arztes erging, der ſich eben in einem Tiroler Dörfchen häuslich niedergelaſſen hatte.

Ein familienartiges Gefühl der Zuſammengehörigkeit hat ſich unter den Bewohnern des Bregenzerwaldes immer erhalten. Es umſchließt auch jetzt noch ſogar jeden Ausgewanderten, ſolang er heimatliche Sitte und Art nicht ganz abſtreift. Man iſt zum voraus überzeugt, daß die Bregenzerwälder zu allem Rechten das Zeug hätten, aber man glaubt, daß ſie trotzdem von Gott nicht zu den höchſten und wichtigſten Ämtern, überhaupt nicht zum Viellernen, ſondern dazu berufen ſeien, durch fleißige Pflichterfüllung bei blutſaurer Bauernarbeit mit den Angehörigen den Himmel zu verdienen, wo dann erhöht werde, wer hier ſich erniedrigte und demütig den Weg wandelte, der von Gott ihm vorgezeichnet ward. Läßt nun aber die Vorſehung trotzdem doch einmal einen aus ſeinem Dorfe

vom Gütchen des Vaters weg, auf einen nur ein wenig erhöhten Platz, dann iſt's ſchon etwas Ausgemachtes, daß er ſeine Sache wie ſonſt wohl kaum der hundertſte verſteht. Ja, in der Wärme, mit welcher ſeine treue Heimat ihn immer noch umfing, wächſt ſein Name in kurzer Zeit zu einer Bedeutung, die ſchon manches auf Abwege gekommene Landeskind zuerſt zu beſchämen, dann wieder zu heben vermochte.

Auch von dem erwähnten Arzt wußte man kaum etwas mehr beſtimmt, als daß er nun Kranke behandle. Doch jeder hätte ſich gern von ihm, dem Schulgefährten, dem Landsmanne, behandeln laſſen. Unpäßlichen Leuten wurden eigens durch teuer bezahlte Boten Medizinen von ihm über den Arlberg gebracht und ſein Ruf wuchs um ſo mehr, weil ſolche Leute — es waren ſelbſtverſtändlich meiſtens Wohlhabende — ſich denn doch nicht an einen ſchlechten Ratgeber gewendet hätten. Mein Vater war freilich von der hier herrſchenden Sucht, den Reichen alles nachzuglauben und nachzutun, ſo frei als einer; aber der Herr Doktor war ein Herr Vetter von ihm, und ſogar die leidende Schweſter hatte ſchon ein ſolches Vertrauen zu dem berühmten Manne gefaßt, daß ſie ſelbſt ſich noch über den Arlberg bringen laſſen, ihr kleines Vermögelein der Geſundheit zuliebe herzhaft daran ſetzen wollte.

Oft, und niemals anders als mit feuchten Augen, hat das Gottle mir ſpäter erzählt, wie es ein großer,

wunderbarer, unendlich langer und banger Tag geweſen ſei, als wir unſer Haus verließen, um Großes, für die ganze Zukunft Entſcheidendes zu erleben. Eine Reiſe über den Arlberg war bei uns keine Kleinigkeit, wenn ſie auch nur einen Tag in Anſpruch nahm. Durch Beruf und Gewohnheit iſt der Bauer feſt an ſein heimatliches Dorf gebannt. Er, der ſich immer rühren und regen muß, kommt am allerwenigſten dazu, die Zeit der Erholung auch nur zu einem Ausflug ins Nachbardorf zu benutzen.

Auch mein Vater war noch nie recht über die Berge hinausgekommen, die meine Heimat mit dem Nachbardorf Au von allen Seiten umgeben und gleichſam von der ganzen Welt abſchließen. Schon manchen Morgen war er von den Seinen weg zum gefährlichen Heuziehen über die tiefſten, nur ſtellenweiſe von Lawinen überbrückten Abgründe; nie hatte der Starke gezittert, immer feſt und heiter den ihn umgebenden Gefahren ins Geſicht geſehen, ſolang es nur ihm galt und er mit ſeiner ganzen Kraft ſich regen und rühren konnte. Nun aber ſollte er weg von der jammernden Mutter, die jetzt ſeiner gerade doppelt und dreifach bedurfte, nun ſollte er ſein liebes Kind, ſeine leidende Schweſter fremden Händen anvertrauen, ſollte ſelbſt eigentlich nichts, gar nichts mehr tun können.

In dem kleinen Dörfchen, wo die fünfhundert Einwohner alle ihre Verhältniſſe überſehen, war unſere Ab-

reiſe ein Ereignis, an dem Alles den lebhafteſten Anteil nahm. Das Gottle ſagte mir, „Freunde, Nachbarn und Verwandte“ hätten ſich vor dem Hauſe verſammelt und es ſei gerade geweſen, als ob man von hier eine liebe Leiche zum Vergraben abholen wollte. Auch geweint ſei worden und mein Vater habe die ſonſtige Feſtigkeit ſo ganz verloren, daß er, während man ihm das kaum anderthalbjährige Kind zu dem anderen Gepäck auf den Rücken lud, noch einmal mit zitternder Stimme fragte: „ſollen wir oder ſollen wir nicht?“ Und dann, als keines der Anweſenden vor Rührung ein entſcheidendes Wort ſprechen konnte, rief er mit einem ſchmerzlichen Blick zum tiefblauen Himmel aus: „Du großer Gott, warum willſt nicht Du uns eine Deutung, ein Zeichen geben in dieſer Not, die wir von Dir haben annehmen müſſen?“ Die Mutter, ſonſt die faſſungsloſeſte, war jetzt mutiger als alle anderen. „Man muß das Seine tun, das iſt wohl die Deutung des Himmels, der keinem Menſchen mehr aufladet, als er tragen kann und zu ſeinem Heile mit der Gnade Gottes tragen ſoll,“ ſagte ſie, während ſie mich noch ſorgfältig einhüllte. Das Gottle hatte unterdeſſen mit Hilfe des Führers ein Saumpferd beſtiegen. Der Vater beeilte ſich noch, die mir von allen Seiten zugeſteckten Leckereien einzupacken — dann ging's durch das enge Achtal hinein, über den Lech nach Stuben und über den Arlberg.

So lernte ich denn in fremdem Land unter fremden Menſchen das Wort „Vater“ ſprechen, und der Gerufene hörte es nicht. Er trug mich bis ins Haus des Arztes und eilte dann — ohne ſich länger als eine Nacht Ruhe zu gönnen — wieder von uns weg zur Mutter zurück. Wie gern er auch geblieben wäre, es trieb ihn die Sorge, die fleißige Bäuerin möchte, um einige Zerſtreuung zu finden, ſich bei der eben beginnenden Heuernte mehr anſtrengen, als ihr Zuſtand erlaubte. Nur durch Briefe, die damals Wochen und Monate auf der Poſt zu reiſen hatten, vernahm er zuweilen etwas von uns. Dieſe Briefe ſind aber weniger Berichte über unſer Befinden, unſere Behandlung und ihren Verlauf, als fromme Troſtreden mit dem Bedeuten: durch die Hilfe Gottes könne alles noch ganz gut werden. Der letzte dieſer Briefe — im September 1840 — erſucht den Vater, die Kranken noch vor Beginn der kälteren Jahreszeit abzuholen, und meldet, daß mein linkes Auge — alſo nicht das, welches zu behandeln war — infolge einer eingetretenen Entzündung für immer verloren ſei. Die erſte Folge dieſes Briefes war die verfrühte Geburt meines jüngeren Bruders, der nur auf die Welt kam, um ſich chriſtlich beſtatten zu laſſen. Als der Vater die Wöchnerin wieder für einige Tage verlaſſen zu können meinte, eilte er zu uns und erfuhr nun von der Schweſter, deren Zuſtand ſich auch nicht gebeſſert hatte, daß ich ganz anders

heimkommen könnte, wenn der Doktor ihrem guten Rat und ihren dringenden Bitten gefolgt hätte. Er sei nämlich einmal in ganz ungehörigem Zustande heimgekommen und habe sich dann trotz allem Einreden sofort an meine Augen gemacht. Dem Gottle grauſete es ſo, den betrunkenen Mann da ſo gefährliche Arbeit tun zu ſehen, daß es das Zimmer verlaſſen mußte, um, wie es ſpäter oft ſagte, nicht raſend zu werden. Am anderen Tage war mein linkes Auge — ſonſt geſund und klar — entſtellt und verdorben.

Die Tage der Heimkehr hat das Gottle immer die traurigſten ſeines Lebens genannt, wie viel Schmerzliches es auch hernach ſelbſt noch auszuſtehen hatte.

II.

Daß ein Ereignis, welches für meine ganze Zukunft entſcheidend werden mußte, ſchon ſo früh eintrat, habe ich nie mit meinen Freunden und Verwandten bedauern können. Freilich iſt's traurig, wenn dem Menſchen ſchon früh, bevor er ſelbſt ſich ſein Schickſal verdiente, dasſelbe unerbittlich entſchieden, wenn ſo mancher Weg, durchs Leben zu kommen, ihm ſchon zum voraus abgeſchnitten wird. Aber iſt das in unſeren geſellſchaftlichen Verhältniſſen nicht faſt mit jedem Menſchen der Fall? Wirken nicht auf jeden die Verhältniſſe, die Vorurteile und Fehler ſeiner Erzieher, ſeiner Umgebung und beſtimmen ſein Schickſal? Jeder trägt daran und ich trug wohl nicht am ſchwerſten. Gewiß nur wenigen Kindern ſtand ein ſo liebevoller Vater, eine ſo zärtlich beſorgte Mutter ſamt einem Kreiſe teilnehmender Verwandter zur Seite. Schwere, zum Teile auch lebensgefährliche Arbeit und bitterſte Sorge haben manches Elternherz verhärtet, ſo daß die ganze Erziehung einzig nur noch darauf hinausgeht, im zweiten Jahrzehnt ja mit dem Kinde wieder ſoviel hereinzubringen, als das erſte ſeines Lebens an Barem und die Erziehung, oder

vielmehr Abrichtung, an Zeit gekoſtet haben mag. Wäre nun auch von meinen Eltern ſo gerechnet und danach gehandelt worden, dann würde ich ſchlimme Tage bekommen haben. Sie aber rechneten gar nicht oder doch nur für mich, ihr einziges Kind. Sie zogen mich zu einem pausbackigen Mutterbüblein heran und umgaben mich mit vielleicht nur zu vieler Sorgfalt.

Mich an meinen Zuſtand zu gewöhnen, ward mir um ſo leichter, weil ich eigentlich denn doch von einem anderen wenig wußte und erſt nach dem geſchehenen Unglück meine Kräfte meinem Weſen gemäß zu üben begann. Nur das weiß ich noch, daß es mir zuweilen war, als ob mir die Naſe nicht ordentlich mitten im Geſichte ſtehe, ſondern etwas auf der Seite, wo ſie dem freien Blick im Wege ſei. Aber auch daran hatte ich mich in kurzer Zeit gewöhnt und nun wäre es mir wohl kaum noch einmal eingefallen, daß etwas an mir nicht ganz in Ordnung ſei, wenn ich nicht durch die Eltern, beſonders die Mutter, faſt täglich und ſtündlich daran erinnert worden wäre. Mit Schrecken ſah dieſe mich — noch bevor ich die erſten Höslein anhatte — ſchon zu oberſt und zuvorderſt auf allen Bäumen und Büheln. Unter meinen Altersgenoſſen war keiner, der ſich mir nachgewagt hätte. Gar manchen Vater kräftigerer Burſchen verdroß es bitterlich, daß ich der kühnſte, der gewandteſte ſein ſollte. Meine Eltern, welche freudig von Franzmichels Heldentaten

erzählten, wurden mit der Bemerkung gequält, daß ich halt die drohenden Gefahren gar nicht ſehe und mich daher jeden Augenblick ohne Sorge wagen könne, wenn auch die Eltern nichts dagegen hätten. Das tat natürlich weh und vergrößerte wieder die Sorge der Armen, mich aber ärgerten die, welche uns mit dergleichen kamen, ſo, daß ich ſie nach mehr als einem Jahrzehnt immer noch darum anſehen*) mußte.

Nun war es aus mit der Bewunderung und nur noch bemitleidet und getadelt ward ich, wenn ich wieder einmal zeigen wollte, daß ich nicht etwa kurzſichtig ſei. Auch meine Stellung zu den Kindern, mit welchen ich bisher ſpielte, wurde nun eine ganz andere. Mein Weſen und mein Benehmen hatte ſie bisher ſowenig als mich ſelbſt an meinen Zuſtand erinnert. Nun aber lernten ſie von ihren Eltern mich bedauern und wie einen Kranken behandeln. Wenn ich mich einmal regen und rühren wollte, wie mir's d'rum war — und ich hatte Mut und Lebensluſt genug für ihrer drei — ſo ward ich von den Knaben mit peinlicher Ängſtlichkeit zu den Mädchen zurückgedrängt, welche ſich dann darin gefielen, mich zu bemuttern. Die ſchönſten Beeren wurden immer für mich gepflückt und dann konnten die guten Kinder faſt weinen, wenn ich ſtatt des Dankes ihnen ſagte, daß ich nicht wie ein Halbjähriger behandelt ſein wolle, weil ich ja doch ſelber zugreifen und mir helfen

*) = ärgerlich anſehen, Jemandem übel nachtragen.

könne. Ich fühlte wohl, daß ich damit den weichen, gutmeinenden Wesen recht, recht weh tat, aber in diesem Stücke vermochte ich mich nun einmal nicht zu beherrschen.

Meine Gespielinnen wollten mich's niemals empfinden lassen, wenn ich sie verletzt und gekränkt hatte. Ja, sie verstanden es meisterlich, auf Umwegen ihre gute Absicht dennoch zu erreichen, und wenn ich's auch manchmal merkte, daß es nun wieder auf eine versteckte Bemutterung abgesehen war, so tat mir denn doch das zarte, liebevolle Vorgehen dabei gar bald so wohl, daß ich nicht mehr widerstehen konnte und mir alles gefallen ließ. Auch an den Spielen der Mädchen begann ich mehr und mehr Anteil zu nehmen. Ich schnitzte ihnen Wiegen für ihre Boppeln,*) mauerte kleine Küchen auf und war zu allem bereit und willig, wozu in den kleinen Haushaltungen — von den spielenden Mädchen gebildet — die Kraft oder Geschicklichkeit des Mannes erfordert wurde. Bald fühlte ich mich in dieser Gesellschaft unvergleichlich heimischer als unter den Knaben, die mich ja doch beständig nur zurücksetzten. Zuweilen freilich war's mir fast zu ruhig, nur den Familienvater oder den Handwerker für meine Gemeinde zu spielen, aber auch da wurde bald durch einen Zufall geholfen.

Ein Mädchen hatte für seinen kleinen Haushalt eine Kuh nötig. Nun wurden gewöhnlich beim Spielen

*) — Puppen.

die rötlich-braunen Tannzapfen für Kühe gehalten, wie ſchon unſere Sprache ſie Tannenkühe nennt, und da wir uns gerade in der Nähe des freundlichen Wäldchens hinter dem Dorfe befanden, eilte ich ſofort, einen ſtolzen Stamm zu beſteigen, der ziemlich weit hinauf kaum einen halb dürren Aſt hatte. Als die Mädchen ſahen, was ich wagen wollte, ſchrieen alle laut auf und eilten, mich zurückzuhalten, ſo haſtig herbei, daß einige in der Eile ihr kleines, zwiſchen bemooſten Steinen eingerichtetes Hausweſen zerſtörten. Aber im Drange, mich noch auf Gottes ſicherem Erdboden zu erwiſchen, achteten ſie darauf nicht mehr. Trotzdem kamen ſie ſchon zu ſpät, denn wie eine Waldkatze war ich hinauf geklettert und ſtatt meiner kamen einſtweilen auf alles Bitten und Betteln, Beſchwören und Drohen nur meine ſchweren, unbequemen Holzſchuhe herunter. Noch ein halbes Minütchen Lärm — großer Lärm — dann hagelte es friſche Tannenkühe, daß ein kräftiger Waldgeruch, der geſchüttelten Frucht entſtrömend, ringsum die Luft zu ſchwängern begann. Jubelnd trugen die Mädchen, was ich herunterwarf, zuſammen und das Schelten begann erſt dann aufs neue, als ich ſelbſt wieder herabkam und durch meinen Spott ſie nochmals an die meinetwegen ausgeſtandene Angſt erinnerte. Aber dieſes Schelten klang jetzt gar nicht mehr wie ſonſt Es war Bewunderung darin und zu mir ſprach daraus etwas wie das Gefühl, mein Weſen ſei denn doch ganz

anders geartet als das ihrige. Beinahe ſcheu ſtanden meine Gefährtinnen, die wohl etwas ähnliches empfinden mochten, im Kreiſe herum und ſchauten mich groß an.

Auf einmal richtete ich mich ſtolz auf und lachte und ballte die Fauſt und dünkte mich wunder was. Als dann drei Burſchen in den Wald hereinlärmten und den Mädchen die von mir gewonnenen Kühe nehmen wollten, ja da warf ich zwei derſelben nieder mit einer Kraft und Gewandtheit, über die ich ſelbſt noch erſtaunter war als die anderen.

Von dieſem Tage an änderte ſich mein Verhältnis zu allen meinen Altersgenoſſen, den männlichen ſowohl als den weiblichen. Jetzt verſuchten es die Knaben umſonſt, mich zuweilen von ihren kühnſten Unternehmungen zurückzuhalten, und wenn ich trotzdem noch lieber die ſtille, friedliche Geſellſchaft der Mädchen ſuchte, ſo kam das nur davon, weil mir das ungehobelte Weſen der wilden Burſchen recht von Herzen zuwider war, weil ich jede ihrer Derbheiten wie einen auf mich gerichteten Hieb empfand. Daß ich deswegen mancherlei Spottreden hören mußte, läßt ſich denken. Ich war auch jetzt dafür durchaus nicht mehr unempfindlich und der Name „Mädchenheld", den ältere Burſchen mir auftrieben, als Übername, konnte mir die Geſellſchaft meiner ſanften Geſpielinnen für ganze Wochen verleiden.

Aber die derben Spiele der Burſchen mit ihren hölzernen Roſſen und Kühen — den einzigen Spielſachen,

die Eltern und Basen verschafften — hatten trotzdem für mich nichts Anziehendes. Vor den wirklichen lebendigen Rossen hatte ich soviel Furcht, daß ich sogar die geschnitzten und bunt bemalten niemals ohne geheimes Grausen anzusehen vermochte. Die aus Erlenholz geschnitzten Kühe, deren Euter wenigstens so groß sein mußte als ihr Bauch, waren mir schon etwas lieber. Zuwider jedoch blieb mir die Art, wie nun mit diesen Tieren gespielt ward, so natürlich sie auch dem Wesen des Bregenzerwälders sein mochte. Hier zwischen unseren Bergen kommt kaum ein Obstbaum auf und kein Feldbau will recht gedeihen. Die Kuh ist für die Bevölkerung das wichtigste Werkzeug. Nur durch sie läßt sich der Segen unserer Wiesen und Berge in Bares verwandeln. Ihre Milch, zu Butter und Käse bereitet, bildet bis in die neueste Zeit fast den einzigen Handelsartikel des abgeschlossenen Achtales mit seinen 17.000 Einwohnern. Auch von den spielenden Knaben wurden ihre hölzernen Tiere nur als Werkzeuge behandelt, und schon das tat mir weh. Unmöglich konnte ich sehen, wie solch ein Tier auch nur in seinem schlechten Bilde geschlachtet, mit scharfem Messer zerstückt wurde, sobald man von ihm sagte, daß es zu wenig Milch gebe. Dieser dem Wesen des Knaben überhaupt eigene Umschaffungs- oder meinetwegen Zerstörungstrieb, der an seinen Kühen und Rossen sich nur durch das gewiß etwas verrohende Schlachten zu äußern vermochte, hat mich zuerst auf

die wirklichen Kühe und ihre Stellung zum Menschen aufmerksam gemacht.

Was kümmerte mich damals Handel und Verkehr! Mir war es peinlich, den Menschen mit lebenden fühlenden Wesen scheinbar ganz nach Willkür walten, sogar über Leben und Tod bestimmen zu sehen. Noch weiß ich's, wie ich bitterlich weinte, als einst der Vater sagte, daß am nächsten Markt der gelbe Weißfuß verkauft werden müsse. Hatte doch das gute Tier uns den Sommer hindurch mit süßer Milch versehen. Und wenn es drüben hinterm Hause am Fuß des tannengekrönten Berges stand und weidete, daß sein Glöcklein läutete, es sprang doch immer gleich auf den ersten Ruf von den anderen Kühen weg zu mir an das Gatter in der Mauer, welche die Gemeindeviehweide von den Heuwiesen abschloß. Willig ließ es sich in den Stall führen, an den Hälsling binden und melken. Und nun, da es weniger Milch gab und kein Kalb mehr trug, sollte es zum Danke dafür verkauft werden? „Nein, einfältiger Franzmichel," sagte mir der Vater freundlich und weich, „dafür muß dein Weißfuß nicht verkauft werden, dafür hab' ich ihm ja den Sommer hindurch gutes Futter gegeben in der Viehweide am Berg."

„Das ist von selbst gewachsen," murrte ich.

„Aber ich muß Zins und Steuer und Abgaben zahlen zum Augenübergehen, daß man mir den Weideplatz überläßt."

„Das kann ich schon auch," sagte ich stolz, und eilte, meine kleine Sparbüchse zu holen.

Lächelnd zählte der Vater, was ich zusammengespart hatte. Dann sagte er: „es müßte wenigstens zehnmal mehr sein, bis es kleckte. Denke dir nur, ich hätte einen Wagen zu machen für soviel Geld, also wenigstens eine Woche zu schaffen."

Der Vater war nämlich nebenbei auch Wagner und hatte sich im langen Winter und an regnerischen Sommertagen mit seinem Handwerk schon manchen Gulden verdient. Ich stand oft neben ihm am Schraubstock und sah ihm so aufmerksam zu, daß es mir nie entging, wenn er, meine Aufmerksamkeit prüfend, nur ein Werkzeug nicht an seinen gewöhnlichen Ort legte. Es machte ihm sichtlich Freude, wenn ich ihn für jedes scheinbare Versehen ein wenig meisterte. Noch glücklicher jedoch machten ihn die vielen Fragen des Knaben, der es z. B. lange nicht begriff, warum denn andere Leute ihre Heuwagen nicht auch selber machten? Endlich war es aber gelungen, mich zu verständigen, wie und warum der Schneider Häs,*) der Bäcker Brot, der Wagner Wagen für alle zusammen mache. Ich begriff daher viel leichter, als er nun auch seine Gründe für das Verkaufen der Kuh an das früher Gesagte knüpfte, und da man mir dann ein ganzes Schnupftuch voll Birnen, die hier eine Seltenheit sind, und einen neuen

*) = Kleider.

Hut vom Markte mit heim brachte, war ich einſtweilen gänzlich zufrieden geſtellt.

Als aber nach etlichen Tagen auch die letzten der ſüßen Früchte verzehrt waren, begann mich etwas zu beunruhigen, was ich nicht ungern meine erſten Gewiſſensbiſſe nennen möchte. Es war doch Unrecht, herzlos im Genuſſe des treuen Tieres zu vergeſſen, welches ihm zum Opfer ward, indem ja der Vater von der am Markttag erhaltenen Summe für mich eingekauft hatte. Mir machte das wochenlang um ſo mehr Kopfarbeit,*) weil ich's ganz allein in mir verwerchen**) mußte. Dem Vater nämlich wagte ich durchaus nichts mehr davon zu ſagen, denn ich hatte das Gefühl, er müßt' es wie einen Vorwurf empfinden; auch der Mutter vertraute ich's nicht an, weil ich gewohnt war, ſie beide immer nur als eines anzuſehen. Unſere anderen Kühe waren jetzt auch wieder von der Alp zurück, welche der Vater gemeinſam mit ſeinem Bruder Johann Joſef und ſeiner verheirateten Schweſter Seraſine bewirtſchaftete. Ich aber mochte jetzt nie mehr mit dem Vater in den Stall. Abends, wenn die Mutter die friſch ausgegrabenen Erdäpfel ob das Feuer brachte, abendlete***) ich mit dem Gottle in der Stube und lernte von ihm das katholiſche Glaubensbekenntnis und das Vaterunſer

*) — Nachdenken, Überlegen.

**) mit mir durcharbeiten, abmachen.

***) — zu abend eſſen.

beten. Einmal nun nach einer kurzen Einleitung — ohne die ließ ich ſelten etwas durch — kam ich auf das verkaufte liebe Tier zu ſprechen. Ich machte alles ſo klar, wußte ſoviel Gutes von der unglücklichen Kuh, und auf meiner Seele lag das ihr geſchehene Unrecht ſo ſchwer, daß mir ſchließlich das Lächeln der ſonſt ſo zart fühlenden Baſe das Waſſer in die Augen trieb. Das machte dann auch ſie weinen. Während ihre zarte Hand mich neben ſie hinzog und mir die Träne abwiſchte, begann ſie ungewöhnlich ernſt: „Du liebes gutes Kind! Wir Alle haben das einmal durchmachen müſſen. Noch weiß ich's ganz gut, wie der Jakob, dein Vater, zum erſten Male auf den Viehmarkt ging mit ſeiner Lieblingskuh, die neben ihm aufgewachſen war. Er ſah ganz bleich aus und zitterte, daß er das unwillige Tier kaum zu führen vermochte."

„Und warum hat er es denn doch fortgetan?"

„O Gott! unſer Vater war krank und vom Erlös mußte der Doktor bezahlt und mußten mir und den anderen Geſchwiſtern Kleider für den kalten Winter gekauft werden."

„Das war hart, Gottle, und da hat denn freilich auch die Kuh mithelfen müſſen."

„Gewiß, wie man für ſie auch jahrelang ſorgte, beſſer als man es für ſich ſelber konnte."

Und noch manchen Abend redeten wir von ähnlichen Fällen, bis ich endlich begriff, wie dem Bauer ſeine

Tiere nur Werkzeuge ſind und wie die Not der Seinen, die Sorge ums tägliche Brot, auch den beſten zuweilen wirklich hart gegen ſie zu machen imſtande iſt. Klarer noch, aber auch unerträglicher war mir das im Winter, wo ich unſere ſechs Kühe vom Vater mit der Ängſtlichkeit verſorgt ſah, die man ſonſt nur für einen launiſchen Wohltäter, etwa ſo einen alten reichen Erbvetter, zu haben pflegt. Das Unwohlſein, das Kalben eines der Tiere und ähnliche Stallereigniſſe waren fürs ganze Haus höchſt wichtig und brachten meine Eltern halbe Wochen lang faſt um allen Schlaf. Da ſah ich ſie zittern für das, was der Schweiß und die blutige Sorge von Jahren ihres Lebens zuſammengebracht hatte.

War mir früher das Los unſerer Haustiere wegen ihrer vermeintlichen Abhängigkeit als ein ſehr bedauernswertes erſchienen, ſo mußte ich jetzt mehr und mehr uns ſelbſt von ihnen abhängig ſehen und bedauern. Nun konnte ich den Stall nur noch mit einer gewiſſen Scheu betreten. Ich war zuweilen recht böſe auf die närriſchen Tiere, um derentwillen der Vater im ſtrengſten Winter mit Lebensgefahr die höchſten Berge beſteigen mußte, um das im Sommer mühevoll geſammelte Heu an Tod drohenden Abgründen vorüber heimzuführen. Mehr und mehr verſtand ich, warum die Summe löblicher Kuheigenſchaften in der Regel nur durch Taler ausgedrückt wurde. Ich begann das harte

Erdenlos des Kleinbauern immer ſchmerzlicher zu empfinden und den Wert des Geldes kennen zu lernen.

Jetzt auf einmal kam das bisherige Spielen und Herumklettern mir nicht nur ungemein einfältig, ſondern geradezu wie ein großes Unrecht vor, welches ich Rückſichtsloſer an den von ewiger Arbeit und Sorge gequälten Meinigen beging. Mit beinahe verächtlichem Lächeln wies ich die freundlichſten Einladungen bisheriger Geſpielinnen zurück und blieb daheim, wo ich ſtets dem Vater zu helfen, der Mutter einen Gang zu erſparen ſuchte. Als einmal der Winter uns in die Stube ſperrte und den Vater wieder beinahe ganz zum Wagner, die Mutter zur Stickerin machte, ward erſterem der Dienſteifer des Knaben nur gar zu groß. Ich wollte auch mit Bohrer und Säge arbeiten, ſo daß die Sorge, ich könnte mit den ſcharfen Werkzeugen mich beſchädigen, ihn kaum noch ruhig arbeiten ließ; noch mehr beunruhigte ihn mein Eifer außer dem Hauſe, wenn ich etwa nur unter der Aufſicht der Baſe blieb. Er ſchickte mich mehrmals zu anderen Kindern. Aber wer im ſchönen Herbſt, wo die abgemähten Wieſen bloß für unſer Hüpfen und Spielen da zu ſein ſchienen, dem ſo munteren Treiben entſagte, dem iſt im Winter ſo etwas vergebens wieder empfohlen.

Die jungen Knaben, die noch nicht in die Schule geſchickt werden, ſind während der ſtrengen Jahreszeit wahrhaftig zu bedauern. Den ganzen Tag und ein

ganzes Halbjahr ſollen ſie ruhig in der kaum mit einem ſchlechten Heiligenbilde geſchmückten Stube ſitzen, wo es ihnen ſowohl an erfreulicher Mannigfaltigkeit der Spielſachen, als an munteren Spielen fehlt, wie ſie anderwärts Körper und Geiſt der Kinder üben und beſchäftigen. Die Burſchen ſah ich da und dort bei der Spielkarte ſitzen, welche mancher früher als das A, B, C kennen lernte. Die Mädchen dagegen hatten an den Stickereien älterer Schweſtern oder der Mütter ihre Geſchicklichkeit mit gutem Erfolge verſucht und arbeiteten jetzt am eigenen Stickrahmen für die kleine Sparbüchſe. Mir gefiel das am beſten. Ich erſuchte den Vater, mir auch für ſo eine ſchöne einträgliche Beſchäftigung zu ſorgen, wenn mir das Gottle ſeine Stickerei nicht anvertrauen dürfe. Es wollte ihm aber nichts Paſſendes einfallen, bis ich einmal dem Gottle eine ſeiner zierlichen Stickereien ſo gänzlich verdarb, daß dem Arbeitgeber der Stoff bezahlt werden mußte. Das wirkte. Zwar das erſte Erträgnis meiner Leiſtungen war nur eine tüchtige Strafpredigt. Man traute aber ihrem Erfolge ſo wenig, daß man jetzt alles Ernſtes für mich auf eine paſſende Beſchäftigung ſann. Endlich fertigte mir des Vaters geſchickte Hand einen kleinen, ungemein einfachen Webſtuhl und Vetter Weber, ein Nachbar, zeigte mir, wie man da aus rohem Garn Bänder für den Hausgebrauch anfertigen könne. In einem halben Tag war meine Lehrzeit überſtanden. Zuerſt gab's nun

freilich zuweilen für mich noch sehr verwickelte Fälle und ich mag für mehrere Groschen Garn verdorben haben. Der Vater, sonst sehr sparsam, tröstete mich hierüber und sah mich lächelnd durch Schaden klüger werden.

Übung macht den Meister. Bald ging alles nach Wunsch, nur daß es meiner Arbeit lang vor dem Ende des Winters schon an Käufern fehlte. Da entstanden täglich dreißig bis fünfzig Ellen Band. Soviel aber wußte man unmöglich zu verbrauchen, obwohl man bei mir zehn Ellen für einen Groschen haben konnte, wovon dann so der dritte Teil als Arbeitslohn in meine Sparkasse fiel. Ich begann daher meine Ware als Hausierer im ganzen Dorf an den Mann zu bringen. Die Leute hatten ihre Freude an dem kleinen Händler. Ich befliß mich auch, gegen Jedermann artig zu sein, und da sich mir gegenüber kein Mensch einigen Zwang antun mochte, habe ich schon früh das Eigentümliche jedes meiner Kunden so gut herauszufinden vermocht, daß ich sogar die Redeweise zur Belustigung meiner Vertrautern ganz treu wiedergeben konnte. Der Beifall, den das fand, schärfte meine Aufmerksamkeit mehr und mehr. Auch mir selbst wurden meine Beobachtungen immer wichtiger. Ohne Mühe kam ich darauf, wie sich am leichtesten mit den Leuten verkehren, am meisten von ihnen erreichen läßt. Zum Schmeicheln freilich hatte ich zu sehr das gerade Wesen meines Vaters, mochte zu gern

die gemachten Beobachtungen verwerten, aber ich wußte auch zu ſchweigen und verſtand es, etwas Artiges zu ſagen, ohne daß es geradezu eine Schmeichelei genannt werden durfte. Und je mehr ich andere Menſchen beurteilen und nach der Verſchiedenheit ihres Weſens zu behandeln mir angewöhnte, deſto mehr ward ich mir auch meiner Eigenart bewußt.

Aber nicht nur beim Verkauf, auch bei Erzeugung meiner Ware hatte ich frohe Stunden. Zuerſt arbeitete ich nur daheim und dünkte mich nicht wenig, wenn ich meinen Webſtuhl auf den Tiſch aufgeſtellt hatte und man dann zwiſchen die wuchtigen Hammerſchläge des Vaters hinein mein kleines Schifflein im aufgeſpannten Garne rauſchen hörte. Am kurzweiligſten war's, wenn auch das Gottle daheim blieb: da mußte es mir dann von der und jener Perſon erzählen, die mir durch etwas beim Hauſieren an ihr Beobachtetes merkwürdig genug war, daß ich, um Näheres über ſie zu erfahren, mir nicht nur ihr Ausſehen, ſondern auch Lage und Nummer ihres Hauſes merkte. Das Gottle hatte eine ganz eigene Gabe, das Weſen eines Menſchen bei ſeinem Kern zu erfaſſen und in wenigen Zügen wiederzugeben. In langen Sommertagen, die es allein oder mit mir zu Hauſe verbringen mußte, hatte es nur ſchon zu viele Gelegenheit, über die Schickſale ſeiner wenigſtens äußerlich glücklicheren Schulgefährtinnen, ja aller Bekannten,

nachzudenken. Es ſagte auch oft, daß es ſeinen Troſt gewinne in der Betrachtung menſchlicher Verhältniſſe und in der Erkenntnis, daß jeder ſein Teil zu tragen bekomme oder ſich ſelbſt auflade. Da lerne es dann ſein Leiden geduldig tragen, obwohl man das Wohltätige an eigenen Widerwärtigkeiten weit weniger einſehe, als an Heimſuchungen, die Gott anderen Menſchen zugeſchickt habe. Es war mir eine Wohltat und Genuß, vom klarſehenden, liebevollen Bäschen mir menſchliche Dinge und Verhältniſſe zeigen zu laſſen.

Leider blieb es, wenigſtens ſolange es ſticken und gehen konnte, nur ſelten einmal daheim, wenn auch der Vater da war und mit ſeiner Wagnerei ein Gerumpel machte, welches noch Geſunderen als dem Gottle leicht einiges Kopfweh verurſachen konnte. Die Stickerinnen, wenigſtens die verheirateten, bleiben überhaupt nicht gerne allein zu Hauſe. Es plaudert ſich ganz allerliebſt, während die weiße, geübte Hand den kaum weißeren Faden durch den feinen Tüll auf und ab zieht, daß Nadel und Fingerhut immer wie im Takte dazu klappern. Drum geht die Stickerin faſt jeden Tag mit ihrem Stock oder Rahmen zu irgend einer Nachbarin zur Stubat;*) am liebſten ſelbſtverſtändlich zu der, welche man heute ſchon auch von zwei anderen beſucht werden ſah. So recht vertraute Geſpräche werden freilich auf der Stubat nur ſelten gehört. Man liebt

*) Beſuch in der Stube.

es mehr, zu necken als offen zu ſprechen. Zuweilen kommt man, aber nur ein klein wenig — ins Klatſchen hinein, doch in der Regel pflegt in der wohltuenden Stubenwärme der geſunde Humor der Bregenzerwälder immer ſeine ſchönſten Blüten zu treiben. Das Gottle lebte in ſolchen Geſellſchaften, wo es ſeine Leiden vergaß und ſich wieder einmal den Anderen gleich fühlte, ganz neu auf. Es war auch ſo willkommen auf jeder Stubat, daß man ſogar mich als ſein Anhängſel mit ſamt meinem Webſtuhl duldete. Aber wie gern ich zuweilen auch in größerer Geſellſchaft arbeitete, um meine Künſte zu zeigen, es wollte mir doch nicht recht behagen, wo ich vom Geſprochenen ſo wenig verſtand, auf meine Fragen häufig nur ein Gelächter als Antwort erhielt und mir überhaupt wie das fünfte Rad am Wagen vorkommen mußte.

Ich begann daher, mir eigene Häuſer, eigene Geſellſchaft zu ſuchen. Wo es mir beim Hauſieren beſonders gut gefiel, blieb ich nun etwas länger, erzählte von der Bedeutung meines Geſchäftes, frug, ob man nicht einmal meinen Webſtuhl und mich daran arbeiten ſehen möchte. Schenkte man mir bloß ein gefälliges Kopfnicken, ſo verſprach ich, ohne noch auf eine Einladung zu warten, ſchon die nächſten Tage zu kommen. Die Leute ließen mich lächelnd gewähren, und mir war das genug, denn es machte mir wenig Sorge, die Hand zu bekommen, wenn man mir einmal den kleinen Finger überließ.

III.

Beſonders lebhaft gedenke ich hier eines alten Mannes aus der Nachbarſchaft, bei dem ich nun manchen Tag verbrachte. Zuweilen war er mit Stricken beſchäftigt; häufiger jedoch pflegte er, ſein Pfeifchen rauchend, beim Ofen zu liegen, denn es fror ihn leicht und er meinte, in den verlebten neunzig Jahren ſchon ſein Teil gearbeitet zu haben. Das war auch richtig. Er hätte nach allem, was man hörte, viel erzählen können von ausgeſtandenen Mühen und Plagen. Immer hatte er mit der bitterſten Armut gekämpft, bis endlich ſeine fleißigen Enkel ihm das Leben etwas behaglicher geſtalteten. Kam er aber einmal darauf zu reden, ſo brach er ſchnell wieder ab mit dem Bemerken, daß ihm ja das ſchon genug Jahre verbittert habe; viel zu viel, um ſich nur noch eine Minute damit zu quälen. Lebhaft ſtand ihm ſeine früheſte Knabenzeit vor der Seele. Er äußerte oft, der Umgang mit mir täte ihm darum ſo wohl, weil ich ſeinen liebſten Erinnerungen ſo leicht, ſo gern folge, während andere ihr mitleidiges Lächeln über den kindiſchen Alten nur durch ein Gähnen zu unterdrücken vermöchten. An mir hatte er auch wirklich

ſtets einen eifrigen Zuhörer, wenn er des Langen und Breiten erzählte, wie es zu ſeiner Zeit geweſen ſei. Ein klares Bild jener Zeit ließ ſich freilich aus dieſen Mitteilungen nicht gewinnen, dazu hatte er in einem viel zu engen Kreiſe gelebt und alles zu ſehr vom Standpunkte des armen Handwerkers aus beurteilt oder gar nicht.

Aber was kümmerten mich auch die Ereigniſſe und Sitten jener längſt entſchwundenen Zeit, ſolange mir der Alte ſchöne wunderbare Geſchichten zu erzählen wußte. Keine geleſenen, ſondern jene Geſchichten, die er als Knabe von der Mutter oder anderen Kindern gehört und ſpäter als Küfer an regneriſchen Tagen den Arbeitgebern, die ihn beſuchten, wieder gegen andere umgetauſcht hatte. Merkwürdig war, daß ſich alle ſo friſch in ſeinem Gedächtnis erhalten konnten, während ihm ein bedeutendes Dorfereignis der letzten Tage ſo leicht wieder verloren ging. Freilich wenn man ihn erzählen ſah — und ſehen mußte man ihn, nicht bloß hören — dann fühlte man, wie ganz er in ſeiner ſchönen wunderbaren Welt lebte, wie ſehr ihm, was vielleicht anfangs nur ſeinen Sinn von quälenden Sorgen abziehen, an ſchönen Tagen ſeine einſame Werkſtätte bevölkern ſollte, nach und nach ein liebes inneres Eigentum geworden war. Er erzählte von ſeinen Helden wie von ganz guten werten Bekannten, ſo daß alles den Eindruck des Selbſterlebten auf den Knaben machte. Der ließ bald ſein Schiffſlein ruhen, rückte von

der Weberei weg zu dem greiſen Erzähler und horchte, bis die Mutter zum Eſſen rief.

Da hörte ich zuerſt „vom hörnen Siegfried“. Wie der ſich mit dem Blut eines erſchlagenen Drachen ganz hörnig machte bis auf ein Plätzlein am Herzen, wo er dem Gefühle des Schmerzes von einer kleinen Wunde nachgab. Nun war er ein Mann, unſer Siegfried! Fühlte ich mich doch ſelbſt größer, ſtärker und weitete ſich's ums Herz herum, als ich ihn immer Kühneres, Größeres unternehmen, ihn überall als mächtigen Helfer auftreten ſah. Zuweilen war er mir faſt zu groß, aber die nicht hörnige Stelle weckte doch wieder Beſorgniſſe und brachte ihn ſo mir menſchlich näher. Drum war es mir dann faſt leid, daß er abermals nach dem Drachenwalde ging, um wo möglich noch mehr ähnliches Blut fließen zu machen, wodurch er dann ganz ſtich- und hiebfeſt werden wollte. In der Höhle des Drachen fand er eine ſchöne Prinzeſſin, die, vom Vater wegen ihrer Neigung verſtoßen, mit ihrem Buhlen hier in der ſorgfältig gemiedenen Höhle ſcheinbar ganz behaglich lebte und aus goldenen Gefäßen aß. Er erfuhr von der Jungfrau, wie lang die Zeit ihr geworden, wie gern ſie heim wäre, wenn ſie ſich noch vor die Leute, beſonders vor den ſtrengen Vater, gewagt hätte. Nun ſtand ja ein Starker vor ihr, der ſie mächtig ſchützen und zu Ehren bringen konnte. Es koſtete Siegfrieden daher nicht viel Redens, bis ſie mit ihm ging und den

Schwächling ſeinem Zorn überließ. Die beiden heirateten ſich dann, aber die Prinzeſſin war nicht glücklich. Siegfried ließ ſich nicht leiten und beherrſchen von ihr wie der in der Drachenhöhle. Als dieſer nun ſpäter einmal als Gaſt in der Nachbarſchaft war, ſagte ſie ihm, auf was für Art ihr Mann nicht unverletzbar ſei, und welcher Geſtalt er getötet werden könnte. Bald hernach, bei der Verfolgung eines Wildes, ermüdet eingeſchlafen, wurde Siegfried von dem Buhlen der Treuloſen kalt gemacht. Nun aber fühlte ſich die Ehrgeizige mit ihren Gewiſſensbiſſen an der Seite des Schwächlings doppelt unglücklich. Jahrelang weinte ſie um Siegfried, lieferte ſeinen Mörder und ihren Verführer dem Zorne des Vaters aus und beſchloß ihr Leben in einem Kloſter.

Dieſe Geſchichte mußte mir der Greis ſo oft und ſo umſtändlich erzählen, daß ich ſie mir in ihren Hauptzügen ziemlich treu wiederzugeben getraute. Mehr nachher Gedachtes und Geträumtes würde ſich wohl einmiſchen, wenn ich mich auch an eine andere ſeiner Erzählungen wagte, die ich faſt noch lieber vollſtändig geben möchte: „An einem Eichbaum war einem böſen Geiſt ein Altar aufgerichtet. Nun aber war es merkwürdig, daß immer wieder ein Brocken aus der doch ganz friſchen Eiche fiel und den Altar zerſchlug, ſobald er zum Gottesdienſte hergerichtet war. Da ſtieg denn der Vornehmſte einmal in die nach und nach entſtandene Öffnung des Baumes. Da ſah er dann in eine ungeheuere Tiefe,

die zu ſeinem Erſtaunen unten ganz hell zu ſein ſchien. Man knüpfte nun Stricke zuſammen, bis man ein Trum*) hatte viele Stunden lang und ließ den Mann auf einem Seſſel langſam hinab.“ Die Hauptſache der Geſchichte wäre nun wohl das, was der Mann drunten im Reiche der Abgeſchiedenen erlebte, aber meine Einbildung hat nachher ſich ſo oft mit dieſen Wundern beſchäftigt, ſo manches geſtaltet und umgeſtaltet, daß ich nur den Schluß wiederzugeben, oder vielmehr nur anzudeuten wage. Der Held kam ganz anders, wohl als ein ganz anderer, wieder auf die Welt herauf; er war jetzt ein eifriger Verkünder des chriſtlichen Glaubens, deſſen Wahrheit er im Reiche der Ungetauften vollkommen erkannt hatte. Auf ſeiner Heimreiſe lehrte und bekehrte er, daheim aber wurde er unerkannt gefangen und ſein Sohn verurteilte ihn zum Martertod. Nun gab er ſich zu erkennen, erzählte ſo viel aus der anderen Welt und predigte, daß ſchließlich alle ſich bekehrten und auf dem Platz eine große, ſchöne Kirche bauten, wo früher der Eichbaum geſtanden war.

Mir war's, als ob ich durch den Greis aus bergumſchloſſener dunkler Tiefe in weite freie Höhen gehoben würde. Nicht nur eine neue Welt ſah ich, faſt dürfte geſagt werden, daß mir auch eine andere Sonne aufging, welche mir die ganze Umgebung in einem neuen Licht erſcheinen ließ. Die Tiere, die Flüſſe, Berg

*) = Stück.

und Wald belebten ſich und ſprachen mit dem Knaben, der überall Weſen ſeiner wunderbaren Märchen ſah, als deren Held er ſich ſo gerne dachte. Jetzt waren unſere Kühe nicht mehr nur Werkzeuge. Ihren ernſten großen Augen glaubte ich's anzuſehen, daß ſie reden und viel Geheimnisvolles, Wichtiges offenbaren könnten, ſobald ſie möchten oder eine höhere Macht, die ſie aus irgend einem ſelbſtſüchtigen Grunde zum Stummſein bannte, gebrochen wäre. Hatte doch mein Alter mir erzählt, wie in der heiligen Nacht*) von 12 bis 1 Uhr die Kühe ſich über die Zukunft und beſonders über das Schickſal ihres Herrn zu unterhalten pflegen. Ein Bauer, der ſie auf dem Heuboden belauſchte, hörte ſtatt der erwarteten Aufſchlüſſe nur Klagen über ſich ſelbſt, einzig die letzte der gehörnten Schwätzerinnen tröſtete die Leidensgefährtinnen damit, daß nun bald alles aus ſei, indem ja der Bauer ſchon vor Ablauf der Woche unterm Kreuz auf dem Friedhof liege. Das war dem Lauſcher zu arg. Wütend ſprang er auf, um die Unglücksprophetin zu züchtigen. Aber in der Haſt des Zornes verfehlte ſein zitternder Fuß im Dunkel des Stadels die Leiter; er ſtürzte vom Heuſtock herunter, brach ſich das Genick und ſtarb. So wurde die Vorherſagung erfüllt und der Bauer nahm ſchnell ein böſes Ende, wie noch jeder, der die redenden Tiere zu Weihnachten belauſcht.

*) Nacht des Weihnachtsabends zum Chriſttag.

Daß ich derlei Geſchichten ohne weiteres geglaubt hätte, könnte ich freilich nicht ſagen. Wenigſtens glaubte ich nicht länger ganz daran, als davon erzählt wurde. Unterdeſſen aber hatte mich der Alte vollkommen in ſeiner Gewalt. Ich vergaß, daß ich mich in der niedrigen, rauchgeſchwärzten Stube meines Nachbarn befand. Wie der zu erzählen begann, waren nicht nur die verklebten Fenſter, ſondern auch die alten mit wunderlichen Heiligenbildern überklebten Wände weg und es wurde frei und weit. Ja dann durften die Hühner unter dem Steinhaufen, den man Ofen zu nennen pflegte, nach Herzensluſt gackern und die alte Schwarzwälderuhr konnte ſo viele Stunden gucken,*) als ſie wollte, oder ſtille ſtehen, ich merkte und hörte nichts mehr als meinen Erzähler. Faſt möchte ich ſagen, daß ich auch ihn nicht hörte, jedenfalls war bei allem Aufpaſſen mein Ohr noch am wenigſten beſchäftigt. Mit den meinem Auge vorgeführten Helden ſchwitzte und fror ich, mit ihnen ballte ſich meine kleine Hand zur Fauſt, jede von ihnen gemachte Bewegung wiederholte ich, wie man das tut, wenn man einem gewandten Arbeiter bei einer Verrichtung zuſieht, welche man ſelbſt ſeit Jahren übte. Wenn dann mein Erzähler aufhörte, merkte ich's kaum, denn lange noch bewegten ſich vor mir die hergezauberten

*) = rufen wie der Kuckuck.

Geſtalten, bis ich endlich die Pyramide des Üntſcherſpitzes*) wieder groß und herrlich durch das papierbeklebte Fenſterchen hereinſchauen ſah. Was kümmerte mich's, ob die Geſchichten auch wahr ſeien? Ich fand ſie ſchön, wenn ich ſie mitempfinden konnte, und ohne daß ich recht glaubte, nahm ich doch jedesmal wieder eine neue Vorſtellung mit heim, die mir auch mein Alltagsleben bereicherte, ohne daß ich unzufrieden mit dem Gewöhnlichen wurde.

Der Weber wußte auch viele Geſchichten zu erzählen, und alle waren wahr, denn ſie ſtanden irgendwo gedruckt; trotzdem gefielen ſie mir nie ſo gut, wie die meines Alten. Was der Bauer Witziges zu ſeinem Pfaffen ſagte, war mir ziemlich gleichgiltig. Zum Schaden unterdrückter, „abgeputzter“**) Juden konnte ich nicht mit ihm lachen, ſondern mußte die Armen heimlich bemitleiden. Offen hab ich das nur einmal gewagt und mich dadurch einer gewaltiglichen Strafpredigt teilhaftig gemacht, ſo daß ich nachher nicht wußte, was für ein Geſicht ich machen ſollte, als der kluge Schäfer Abt von St. Gallen wurde, weil er dem Kaiſer drei für dieſen ſo ſchwere Fragen ſo witzig und gut zu beantworten wußte. Der Weber aber richtete ſich groß auf, als ob er ſelbſt jener

*) Auch Üntſcherjoch, ein Berg im Hintergrunde des Tales der Bregenzer Ache nächſt Schoppernau.

**) Abputzen, grob anfahren, abfertigen.

Schäfer geweſen wäre, und ſchoß das Schifflein ſo heftig herum, daß der Faden riß. Dann, während er einen Knopf machte, ſagte er: „Ja, gelt, er war ein kluger Kerl, mein einfacher Schäfer, viel klüger als der angeſehene Herr. Ja wohl, ha ha! das verſteht ſich!“ Kluge Leute hatte der Weber überhaupt gern. Witzige Antworten waren ihm ſelten zu grob; ja er liebte es, wenn ſie die gehörige Beize hatten, recht tief ins Fleiſch einſchnitten.

Wenn ſein Seppel — er war 4 Jahre älter als ich und wurde im ganzen ungemein ſtrenge gehalten — den ehrwürdigen Häuptern der Gemeinde oder anderen Dorfgrößen allerlei Bemerkungen nachrief, die meiſtens mehr grob als witzig waren, ſo lachte er aus vollem Halſe und ſagte: „Kinder und Narren reden die Wahrheit, und das iſt gut, denn ſonſt würde ſie ſo ein dicker Glückspelz niemals zu hören bekommen. Mein Seppel hat mehr Herz als alle da herum, und ſoll manchem noch einmal warm machen, daß ihm die Butter ein wenig vergeht!“ Seppel wurde durch ſolche Reden immer noch beherzter. Seine Mutter, eine Schweſter der meinigen, hatte manche Unart zu beweinen. Der Vater aber lachte über ſeinen Seppel, bis der einmal dem Pfarrer nicht ſagen wollte, wie ſein Vater heiße, indem er meinte, das ſollte der Pfarrer beſſer wiſſen, als manches andere, was er doch mit aller Beſtimmtheit behaupte. Nun aber war

auch des Vetters Geduld zu Ende und Seppel mußte ſeine Unart ſchmerzlich büßen. Doch was man lange wachſen ließ, weicht nicht mehr dem erſten jähzornigen Riß. Der arme Burſche hatte ſich durch ſeine ſcharfen Witzeleien ſchon da und dort verfeindet. Maßgebende Baſen begannen die Kinder bereits vor ihm zu warnen. So ſchloſſen wir zwei zurückgedrängte Vettern uns denn etwas mehr aneinander an, als man bei der Verſchiedenartigkeit unſeres Weſens hätte erwarten können. Er riß mich zu hundert kühnen Unternehmungen. Viel und vielmal habe ich um ihn und ſeinetwegen auch für mich ſelbſt gezittert. Sein friſcher Humor, die Geſundheit ſeines derben Weſens zog mich immer wieder mit dämoniſcher Gewalt an ihn, wie peinlich mir auch der Ausdruck ſeiner Eigentümlichkeiten ſein mochte. Monatelang habe ich den Vorſatz gehalten, mir durch ihn nicht mehr böſes Spiel bei den Leuten zu machen; kam er wieder in meine Nähe, ſo konnte ich ihm nicht widerſtehen.

Meine Eltern ſahen mich ungern bei ihm. Die Mutter nannte jedesmal den Seppel, wenn ſie mich im Morgengebete den Schutzengel bitten ließ, mich vor der Gelegenheit zur Sünde und vor Verführern zu bewahren. Früher beklagte man es daheim, daß mir der Alte mit ſeinen einfältigen Fabeln den Kopf verdrehe, nun aber ſchob mir die Mutter von Zeit zu Zeit einen kleinen Butterſtollen zu, daß der mir da-

für wieder „etwas Blaues von einem hölzernen Gliedeiſen“*) vorſchwätze.

Einmal nun, als ich meinen Stollen mit ſicherem Selbſtgefühle dahertrug, rief mir ein Mädchen, welches zwiſchen unſerem und dem Hauſe des Alten bei einer Baſe wohnte, freundlich nach: „Wenn du mir ſo kämſt, könnte ich dir ſchon auch etwas erzählen.“ „Heißt und gilt“ antwortete ich fröhlich und verſprach nachmittags mich einzufinden. Die Mutter machte mir das Worthalten ſchwer. Endlich aber meinte ſie: den armen Leuten, die nur eine Ziege melken können, ſei es zu gönnen, und ſie erſchräken ſicher nicht beſonders, wenn ſo aus Spaß Ernſt werde. Ich machte dann auch wirklich große Freude durch mein Kommen; erregte jedoch einige Verlegenheit mit meiner Mahnung an die verſprochenen Geſchichten. Ich bekam nun allerlei luſtige und wunderliche Stücklein zu hören, aber wie beredt das Mädchen auch ſein mochte, es gelang ihm nicht ſo gut wie dem Alten, mich zu befriedigen. Mißvergnügt ſaß ich da, denn ich hatte etwas beſonders Schönes erwartet. Dem Mädchen war's wohl unbehaglich, daß es mich nicht unterhalten konnte, und ſicher mehr für ſich, nur um etwas zu tun, begann es erſt leiſe, dann immer mit vollerer Altſtimme ein Liedchen zu ſingen. Ich hatte das ſchon oft gehört, aber noch nie ſo darauf geachtet wie jetzt, daher war

*) hölzernes Eiſen = unmögliche Sache.

es mir ganz neu. Und wieder ſah ich nichts vom Winter draußen und hörte nichts vom Sturme und vom Krachen der Lawinen, die vom Üntſcherſpitz herunterſtürzten. Jetzt war mir wieder ſo wunderbar frei und wohl, wie wenn mein Alter erzählte, und doch ganz anders. Sobald ich ein wenig aufgeatmet hatte, mußte wieder von vorn angefangen werden und das ſolange, bis ich ſelber mitſingen konnte:

„Vor em Hüttle ſend mer g'ſeſſo
Do ſind d'Tübli zuans ku;
Denket no, ſi hend üs's freſſo
Us o Händo uſſer gno.“*)

Ja ich verſuchte, das erſtemal im Leben, zu ſingen. Die Weiſe hatte ich ſo gut im Kopfe, daß es mir wohl tat, nur daran zu denken. Dennoch brachte ich ſie nicht ſo hervor, wie ich wollte, und gewiß war meine Lehrerin nicht ſo unzufrieden mit mir als ich ſelbſt. Lieblich aber klang mir ſchon das Herſagen der Verſe und plötzlich frug ich das Mädchen, ob ihm das einmal der Schutzengel eingeſagt habe? Lachend verſicherte die Sängerin: ſie habe es zwar nur von anderen gelernt, wäre aber ſogar imſtande, etwas ähnliches zu erſinnen. Sprachlos vor Erſtaunen konnte ich lange nichts hervorbringen als: das glaub' ich nicht.

„Soll ich dir auch ein Lied machen?“

*) Vor einem Hüttchen ſind wir geſeſſen, da ſind die Täubchen zu uns gekommen; denkt nur, ſie haben uns das Freſſen aus den Händen genommen!

„Wenn du es könnteſt.“

„Hab' mich ſchon beſonnen:

Deine Mutter
Schickt mir Butter,
Und ich lehr' dich drum ein Lied,
Daß man guten Willen ſieht.“

Wieder ſtand ich eine Weile ſprachlos und begann dann:

„Meine Mutter
Schickt dir Butter
Und —.“

„Ja es paßt nicht für dich,“ ſagte meine Lehrerin. „Nehmen wir lieber anderes, was ſchon gemacht iſt.“

Und noch am nämlichen Tage lernte ich eine ganze Menge Verſe auswendig. Viele davon waren mir vollkommen unverſtändlich, aber wenn's am Ende nur klappte! Von jetzt an war ich viel in dieſem Hauſe. Das Mädchen gewann mich lieb und brachte mir von einer Beſuchsreiſe nach Dornbirn eine kleine Trommel mit. Dazu lehrte es mich nun ſingen:

„Juheiraſaſa,
Franzmichel iſt da,
Er hat ein Trommenkübel*)
Und ſch'ägt ihn gar nit übel.
Und wenn er's dann gut kann,
Dann ſiehts ihm prächtig an,
Dann geht er auf die Gaſſe
Und macht ſich einen G'ſpaſſe.“

*) Schweiz. Trummenkübel = Trommel.

Dieſes Liedchen ſingend, zog ich nun mit der Trommel durchs Dorf. Das war für alle Knaben ein Ereignis, denn ſo etwas hatte man noch nicht geſehen und nicht gehört. Ich glaubte, noch größeres Erſtaunen erregen zu können mit der beſchworenen Mitteilung, daß die Strickerin das Lied eigens für mich erſonnen habe; doch das wurde zu meinem Ärger ziemlich gleichgiltig angehört und geglaubt. Nur als ich ſagte, daß auch ich einmal Lieder machen werde, welche wir dann zuſammen ſingen könnten, erregte das einigen Zweifel, der mir eigentlich mehr wohl tat, als daß er mich verletzt hätte.

Meine Eltern glaubten jetzt ein muſikaliſches Talent in mir entdeckt zu haben, was beſonders die Mutter glücklich machte. Bei nächſter Gelegenheit brachte ſie mir eine kleine Mundharmonika von Meſſing mit heim und legte ſie ſchweigend zu meinen Spielſachen, um ſich dann an meiner Überraſchung zu weiden. Ich freute mich an dem glänzenden Ding, ſeinen Gebrauch aber kannte ich noch nicht, und ſo blieb es denn längere Zeit unberührt liegen. Einmal wollte ich den Staub wegblaſen, der ſich darauf geſammelt hatte, da gab es einen ſchrillen Ton von ſich, der mir durch Mark und Bein ging. Erbleichend warf ich das Ding weg, ſprang zum Hauſe hinaus und kam nicht eher wieder zurück, bis mir verſichert wurde, daß das Ungeheuer im Feuer verbrannt ſei. Abends im Traume und ſpäter noch

oft hörte ich jenen schrillen, mir furchtbaren Ton. Mit einer Harmonika konnte man mich in den folgenden zehn Jahren über Berg und Bühel treiben. Das Instrument war mir so zuwider, daß mich schon ein Messingblech erschreckte. Wenn ich mit dem kleinsten Kinde etwas Ungerades hatte, so wußte dieses meinem Zorn zu entgehen mit der Drohung, daß es sofort aufspiele, wenn ich nicht nachgeben würde. Ich ward wegen dieser Wunderlichkeit so oft geneckt, daß ich den Umgang mit Kindern jetzt fast noch ängstlicher mied. Am wohlsten war mir halt doch bei meinem Alten, bei der freundlichen Sängerin, oder draußen im grünen Tannenwald an der Ach. Dort weilte ich jetzt besonders gerne und lachte über den Knaben, der sich einmal wunderwas dünkte, weil er eine Tanne erklettern und Kühe herunterwerfen konnte. Jetzt versuchte ich Lieder zu machen oder ich lauschte dem Gesang der Vögel und dem Tosen des Stromes. Im Dorfe konnte ich mich nie recht gehen lassen, hier aber fühlte ich mich eins mit der Umgebung. Hier erschienen mir die Helden jener wunderlichen Erzählungen und begannen ihr Spiel, oder ich durchzog in Gedanken mit des Fortunatus unerschöpflichem Geldbeutel das Dorf, teilte überall große Summen aus und lachte über die verschiedenen Folgen meiner Spenden, die ich mir dann lebhaft ausmalte.

IV.

Ein großer Tag war mir der, an welchem ich zum erſtenmal mit dem Vater in die Kirche gehen ſollte. Das wird hier ſicher bei jedem Kinde mehr oder minder der Fall ſein, je nachdem es mehr oder minder auf das Reden und Tun der Erwachſenen achtgibt. Die beſten Kleider nennt man „Kilkohäs“.*) Ja in den größten Augenblicken des Lebens wird einem zu Mute wie unter dem Gottesdienſt. Wenn es läutet, wird jedes Geſpräch durch lautes Gebet unterbrochen, und was man in der Kirche gehört hat, iſt eine ausgemachte Sache ſelbſt für den, welcher ſonſt alles mit den Händen greifen will. Schon dadurch muß das eigentümlich geformte, ungewöhnlich große ſteinerne Gebäude, das weit über die niedrigen ſonnverbrannten Holzhäuſer der Dorfbewohner hinausragt, in den Augen des Kindes eine ganz beſondere Bedeutung gewinnen, wenn dieſes auch mit der Bezeichnung „Haus Gottes“ noch ſo wenig anzufangen weiß.

Unſere Kirche ſteht am Fuße des Berges, welcher gegen Norden eine Fortſetzung der Bergkette Widder-

*) = Kirchenkleider.

ſtein—Üntſcherſpitz bildet. Sie ſteht etwas ob den Häuſern auf einem kleinen Felſenvorſprung und die über das Tal hereinragenden Felſenköpfe ſchauen ernſt und freundlich auf ſie herab. Ich hatte mehr als einmal verſucht, in das wunderbare Gebäude hineinzuſehen, von dem daheim ſtets mit ſo großer Ehrfurcht geſprochen wurde. Doch ſobald ich nur die Tür öffnete, kam mir ein ganz eigener Duft entgegen und erſchrocken trat ich wieder zurück. Mit anderen Kindern wagte ich mich noch weniger hinein, weil ich immer ſorgte, daß etwa das eine oder andere ſich eine Unart erlauben möchte. So war es denn für mich ein wahres Ereignis, als endlich auf mein Bitten und Betteln hin der Tag beſtimmt ward, an dem ich mit dem Vater beim Gottesdienſte erſcheinen ſollte. Schneider und Schuſter und Näherin bekamen zu tun auf dieſen Tag und ich ſelbſt auch, denn wenn ich mir noch einmal eine Unart erlaubte, ſo hieß es: „Ja biſt du ſo, und willſt in die Kirche?“ Mit einer ſo frommen, zugleich hoffnungsvoll gehobenen und doch wieder ſo demütigen Stimmung wie dieſem Tag habe ich ſpäter nicht einmal dem der erſten Kommunion entgegen gelebt. Endlich kam er, hell und freundlich wie nur einer, und die Sonne ſchien mir ſogar größer als gewöhnlich neben dem Üntſcherſpitz ins Tal herabzuſehen. Stramm und aufrecht ſchritt ich in den auf Wachstum berechneten Hoſen und den breiten Schuhen durchs Dörflein hinab. Ich wagte

nicht rechts, nicht links zu ſehen, um ja nicht den vom Gottle gemachten künſtlichen Halstuchknopf zu verderben oder gar den Hemdkragen aus der Ordnung zu bringen. Derlei Rückſichten beſchäftigten mich jedoch nur, bis ich in die Kirche kam. Dort war mir ganz wunderbar, als ich Große und Kleine, Reiche und Arme vor dem Altar kniend gemeinſam beten ſah. Und nun ertönten der Orgel feierliche Klänge zu frommem Geſang, lieblich duftende Rauchwolken ſtiegen vor dem geſchmückten Hochaltar empor, Alles war groß, himmliſch, und in mir regte ſich ſoviel, ſo Unausſprechliches, daß ich überlaut zu weinen begann. Der erſchrockene Vater verſuchte auf jede Weiſe mich zu beruhigen, um nicht öffentlich Ärgernis zu geben und den heiligen Ort durch meine Unart zu entweihen. Aber umſonſt war ſogar die Drohung, mich wegzubringen, wenn ich mich nicht beherrſche, umſonſt verſprach er das Beſte. Ich war mir ſelbſt nicht mehr Meiſter, und als um uns herum ein unzufriedenes Gemurmel entſtand, brachte der verlegen Errötende mich mitten unter dem Gottesdienſte heim.

Unter dem Mittageſſen kam — wie ich gefürchtet hatte — die Sache zu ernſtlicher Beſprechung. Der Vater wollte geſehen haben, daß ich durchaus nicht anders konnte, aber er meinte, eben das wäre das Traurige, daß ich mein ſonderbares Weſen nicht zu beherrſchen vermöge. Derjenige, welcher hier zu leben beſtimmt ſei, müſſe das durchaus lernen, darum werde

er mir Zeit dazu laſſen und mich daheim behalten, bis ich's könne, damit es mir nicht immer wieder gehe wie heut, wo ich — freilich ohne Grund — allgemein für ein recht ungezogenes Kind gegolten habe.

Ein „Aber" ließ man keineswegs aufkommen. Ich mußte fortan heim, ſobald es zum Gottesdienſte läutete, und da in meinen abgetragenen Zwilchkleidern zuſehen, wie der Vater aus dem Schlaf- und Ankleidezimmer neben der Stube, dem Gaden,*) kam, in ſeinen kurzen gemsledernen Hoſen, und ſich die von der Mutter kunſtvoll geſtrickten Strümpfe unter den Knieen feſtband. Dann legte er das Kamiſol an, welches er als Hochzeiter getragen hatte, und ſchritt mit der Mutter, welche, wie alle Bregenzerwälderinnen, ganz in ſchwarze Glanzleinwand gekleidet war, der Kirche zu. Ich durfte nicht mehr mit. Nur mein feuchter Blick und meine Gedanken begleiteten ſie. Das Gottle, welches ebenfalls jetzt immer daheim bleiben mußte, ſuchte vergebens mich zu beſchäftigen und zu unterhalten. Zuerſt ſaß ich eine Weile ſchluchzend am Fenſter, dann ſtellte ich einen Stuhl mitten in die Stube, warf ein Taſchentuch über die Lehne und richtete da einen Altar auf. Tannenzweige mußten die Blumenſträuße erſetzen, welche ich in der Kirche ſah; Weidenruten waren meine Kerzen und Kuhſchellen läuteten

*) Gadem, Gaden, alemanniſch = Gemach.

zu der Meſſe, welche ich in einem über die Kleider angezogenen weißen Hemde las, oder doch — da ich nicht leſen konnte — vor dem aufgeſchlagenen Buche brummte. Wenn ich die Woche hindurch irgendwo einen Tuchreſt auftrieb, machte ich eine Fahne daraus, und da ich kein rotes Tuch fand, ſchnitt ich mir einmal abſichtlich in einen Finger, um ein weißes Stück mit meinem Blute zu färben. Bald gottesdienſtete ich auch an Werktagen, ſo, daß meine Eltern auf die fromme Spielerei aufmerkſam wurden.

Die Mutter freute das und ſie war geneigt, darin den Ausdruck einer ſchönen religiöſen Geſinnung zu ſehen. Der Vater aber ſchüttelte bedenklich den Kopf. Ihm erregte es ernſtliche Sorgen, daß Alles einen ſo tiefen Eindruck auf mich machte. Er beklagte es, daß ich mich jeder Liebhaberei, die der unbedeutendſte Zufall anregte, mit Leib und Seele rückſichtslos hingab. „Ein armes Bäuerlein," meinte er, „könne nicht wie ein Schmetterling durchs Leben fliegen und nach Belieben an jeder Staude hängen bleiben. Das müſſe durch die Welt wie ein Saumroß, mit Scheuledern vor den Augen, daß es nicht rechts und links alles Verwirrende, Lockende und Schreckende, ſondern bloß den ſchmalen, ſchlechten Weg vor ſich zu ſehen bekomme." Trotzdem ſchnitzte er mir manches für meinen Altar, räumte für meine Spielerei unſere Rumpelkammer etwas aus und ließ auch die Ver-

wandten, welche mir allerlei Schönes, Geeignetes einkauften, lächelnd gewähren. Ja er hatte doch auch seine Freude daran, daß ich Alles so schön und regelrecht aufzustellen, jeden Gegenstand in gefälliger Weise zu verwenden wußte. Zum Teil kam seine Freude wohl von der Wahrnehmung, daß ich nun den wilden Seppel, welcher den größten Teil des Jahres mit seinem Vater am Tannberg*) lebte, wo dieser eine Wiese und eine Alp besaß, weit weniger schmerzlich vermißte. Ich hätte es freilich nicht hören sollen, wenn er zuweilen zur Mutter sagte: „Sich selbst ist der Franz Michel doch auch etwas; für den Umgang mit anderen aber ist er viel zu empfindlich, und wir müssen ihn schon immer daheim behalten, wenn sein Wesen auch nur einige Festigkeit gewinnen soll."

An diesem Gedanken hing der Vater so fest, daß er mich auch im folgenden Winter, wo ich schulpflichtig wurde, daheim behalten wollte. Ich sollte da von ihm und dem Gottle für den Hausgebrauch ein wenig lernen, wenn allenfalls etwas in mich zu bringen war. Er hatte deswegen mit unserem Pfarrer eine längere Unterredung, aus welcher mir ganz klar wurde, daß diese Ausnahme weniger wegen meiner Kurzsichtigkeit als meiner anderen Eigenheiten gewünscht

---

*) = Tannberg, hochgelegene Alpenlandschaft zwischen Schrecken, Lechleiten und dem Arlberg.

wurde. Der Mutter tat dieſe Verhandlung weh, mir ſchnitt ſie tief ins Herz, und wir beide atmeten tief auf, als der Pfarrer den Vater freundlich, aber entſchieden zu widerlegen begann. „Erſt auf dieſe Weiſe würde ich recht zum Sonderlinge werden, indem ich öffentlich nicht wie andere Kinder behandelt würde. Durchaus dürfe man die gebotene Gelegenheit nicht verſäumen, mir im Umgange mit ihnen manches Eckige noch rechtzeitig und auf unſchädliche Weiſe abſtreifen zu laſſen.“ Der Vater verſprach endlich, den Verſuch zu machen und geduldig zuzuſehen, bis auch der Pfarrer durch die Erfahrung auf andere Gedanken gebracht ſei.

Eines ſchönen Morgens im November holte Seppel, welcher vor kurzem vom Tannberge heim kam, mich in die Schule ab. Der Vater gab mir das Weihwaſſer, während die Mutter ſich die Augen wiſchte. Ich hatte mich recht auf die Schule gefreut, aber die Ängſtlichkeit meiner Eltern machte mir etwas bang. Das währte jedoch nur, bis ich meinen Platz ganz hinten im unterſten Stuhle der kleinen dunklen Schulſtube bei den ABC-Schützen gefunden hatte. Vor allen dieſen lag noch das Täfelein,*) welches ich nur noch mit

*) Die Pappтafel mit den Buchſtaben des ABC, bayer.-öſterr. das Taferl, daher Taferlklaß, die erſte Schulklaſſe, wo die Buchſtaben gelernt werden.

hatte, um zu zeigen, daß ich's vorſich und hinterſich*) aufſagen könne. Ich tat das auch ganz herzhaft und der erfreute Lehrer klopfte mir freundlich auf die Achſel und ſagte: „Richtig — wenn du deine Sache ſchon ſo gut machſt, dann darfſt du auch nicht mehr ſo ganz im Dunkel bleiben. Komm nur da vorn heraus, denn du biſt der erſte von allen Diesjährigen, der ein Namenbüchlein bekommt.“

Ich merkte, daß mir das Weinen wieder nahe war. Aber wie damals in der Kirche ſollte es mir jetzt nicht mehr gehen. Ich bat den Lehrer mit halb erſtickter Stimme, mich ein wenig hinaus zu laſſen. Als ich nun allein war, mußte ich aber nicht weinen, ſondern lachen, ſo laut und herzlich, wie ich noch ſelten gelacht hatte. An den Wänden hinauf hätte ich mögen vor lauter Luſt, und ich machte wirklich einige Freudenſprünge, bevor ich wieder in die Schulſtube, an meinen Ehrenplatz, zurückeilte. Nun wollte ich lernen, daß man davon reden ſollte. Ich mußte das Recht verdienen, neben anderen Kindern in der Schule zu ſitzen und auch mit ihnen in die Kirche zu gehen.

Das war mir anfangs der Sporn zu Fleiß und Ausdauer. Hundert Kinder hierzulande haben weder dieſen noch einen anderen. Vom Lehrer hören ſie von früheſter Jugend an nichts Beſſeres, als daß er ſie

*) Von vorne bis hinten, und umgekehrt.

ſchon gehörig muſtern*) und eine Menge Ruten an ihnen zerſchlagen werde. Wer den armen Geſchöpfen die größte Furcht vor dem Lehrer einzujagen vermag, glaubt dieſem am beſten vorgearbeitet zu haben. Luſt am Lernen zu wecken, fällt wenigen Eltern ein; vielmehr muß es der Lehrer faſt für eine Gnade halten, daß man ihm auch diejenigen Kinder zuſchickt, welche ſchon irgend einen Kreuzer verdienen könnten. Da glauben dann die Kinder, man müſſe nur dem Lehrer zuliebe lernen, und wähnen, dieſem durch ihre Nachläſſigkeit einen rechten Poſſen zu ſpielen.

Etwas beſſer iſt es freilich geworden, ſeit durch freiere Geſetze, die eine Volksvertretung im Staat und in der Gemeinde ſchufen, der Talentvollere auch beim Volke wieder zu einiger Geltung gelangte. Damals war's der größte Stolz eines Elternpaares, rechte Werchadern**) zu erziehen, die für nichts als ihren Stall beſorgt waren; jetzt möchte man denn doch auch in der Gemeinde und im Ländchen etwas gelten.

Mein Vater hatte ſchon damals derartige Wünſche. Er war daher überglücklich, daß ſein Schüler ſich über alles Erwarten gut hielt. Als ich ihm die erſten gedruckten Zeilen vorgeleſen, hat er mich — geküßt, was bei ihm, wenigſtens ſolang ich weiß, nicht jedes Jahr

---

*) Derb zurechtweiſen, ſchelten.

**) Werch—ader, auch ſchweiz., = arbeitſame Perſon.

einmal vorzukommen pflegte. Dieſer Beifall entzündete meine Lernbegierde mehr und mehr. Schon begann ich auch am Gelernten an und für ſich eine Freude zu haben, und mich davon innerlich bereichert zu fühlen. Beſonders wurden ſpäter die von mir verfaßten Aufſätze belobt. Wie trocken auch ihr Inhalt ſein mochte, ich wußte doch etwas fürs Gemüt dabei anzubringen. Der Lehrer lobte es, daß ich ſchreibe, wie man ſpreche, und mich dabei ganz in die gegebene Lage denke, während von anderen immer nur Gehörtes zuſammengeflickt werde. Mir war das Auswendiglernen überhaupt am ſchwerſten, und wegen der Fragen im Katechismus, die man wörtlich nach ihm beantworten ſollte, habe ich die meiſten Schulſtrafen bekommen. Der Lehrer hielt mich in dieſem Stücke für nachläſſig, während der Pfarrer ſtets zufrieden war, wenn ich mit meinen eigenen Worten in meiner Weiſe zu antworten wußte.

Pfarrer Stockmayer, ein geborener Tiroler und bei uns allgemein geachtet und geliebt, der geſuchte Vertraute faſt aller Familien, nahm ſich meiner überhaupt in wärmſter, liebevollſter Weiſe an. Als er hörte, wie ich daheim täglich Meſſe leſe, ſchenkte er mir ein Miniſtrantenbüchlein und machte mich überglücklich mit dem Antrag, ihm in der Kirche, in unſerer wirklichen großen Pfarrkirche — dem Hauſe Gottes — bei der heiligen Meſſe zu dienen. Jauchzend ſprang ich mit dem Heftchen heim und nun ſchien ſich faſt zu be-

ſtätigen, was der Lehrer von meiner Nachläſſigkeit beim Auswendiglernen geſagt hatte. In wenigen Tagen konnte ich Alles, was der Miniſtrant unter der Meſſe im Namen des chriſtlichen Volkes zu ſagen hatte, obwohl es nur lateiniſche Gebete und Antworten ſind, bei denen ſich für unſereinen nicht viel Vernünftiges denken läßt. Vielleicht aber lernte ich das Lateiniſche gerade darum ſo leicht wörtlich auswendig, weil ich nichts anderes daraus machen konnte und überhaupt nichts davon verſtand, bis mir der Pfarrer eine deutſche Überſetzung gab, damit „doch noch einer in der Kirche wiſſe, was unter der Meſſe gebetet und geſungen werde."

Das war nun wieder ein wichtiger Tag, an dem ich dem Pfarrer zum erſtenmal bei der Meſſe dienen durfte. Sah auch nicht alles unter dem ganzen Gottesdienſt einzig nur auf mich und jede meiner Bewegungen, wie ich mir nicht ungern eingebildet hätte, ſo hieß es doch hernach: man hätte lange nicht ſo einen ordentlichen Diener vor dem Altar geſehen. Mich machte das überglücklich. Das Altarkämmerlein aber beſuchte ich viel ſeltener, ſeit ich regelmäßig in die Kirche kam und dort etwas zu tun hatte. Ich fühlte mich wirklich gehoben durch den heiligen Dienſt vor dem Altar; und wenn mir das Urteil anderer über die Art, wie ich ihn verrichtete, nicht gleichgiltig war, ſo kam das nur von der Sorge, daß ich wegen Kurzſichtigkeit aus dem Chor verwieſen werden könnte. Mehr als ein halbes Jahr

lang zitterte meine Hand jedesmal, wenn ſie den Wein reichen oder Waſſer einſchenken ſollte. Es ging aber alles nach Wunſch und ich brauchte nie vor der frommen Verſammlung zu erröten. Nur in meinen quälendſten Träumen ließ ich das ſchwere Meßbuch fallen, worauf mich dann das Jammern der andächtigen Schar bis zum Erwachen ängſtigte. Ich war überhaupt ſehr empfindlich für Lob und Tadel. Das Urteil der öffentlichen Meinung ließ mich um ſo weniger gleichgiltig, weil ich alle, die in meinen Augen etwas galten, mehr oder minder davon abhängig ſah. Dabei aber fühlte ich die Ungerechtigkeit und Härte des öffentlichen Urteiles gegen einzelne ſo ſehr, daß ich ſie immer herzlich bemitleiden mußte, ja ſie zuweilen öffentlich und mit der ganzen Leidenſchaftlichkeit meines Weſens zu verteidigen wagte.

Nur in einem Stücke war ich auch hart, härter als andere. Wer nicht fleißig lernte, durfte von mir kein nachſichtiges Urteil erwarten. Das verzogenſte Mutterbüblein hielt ſich nicht ſo ängſtlich von armen, kränklichen und unſauberen Kindern ferne, als ich allen Umgang mit durchaus ſchlechten Schülern mied.

Unſer Pfarrer pflegte die aus der Werktagſchule Entlaſſenen in der Chriſtenlehre beim Nachmittagsgottesdienſt aus dem Katechismus oder der vormittags gehörten Predigt zu fragen. Diejenigen, welche es durch richtige Antworten verdient hatten, wurden wohl mit

einem Heiligenbilde belohnt. Leider aber konnte er dieſe Freude anderen und ſich ſelbſt nur höchſt ſelten einmal machen. Die jungen Leute vom 14. bis zum 24. Lebensjahr — mit denen er es hier zu tun hatte — gewannen wohl ſelten noch eine freie Stunde und mochten in der Regel nicht aufgelegt ſein, die Minuten der Ruhe dem Wiederholen deſſen zu opfern, womit ſie in der Schule ſich nun ſchon zu lange plagen mußten. Meiſtens können es auch die Eltern kaum erwarten, bis ihre Kinder ſchulfrei werden, daß man ſie dann zur Bauerſchaft, zu einem Handwerk oder auf andere Weiſe „an den Nutzen" tun kann. Kaum hat man noch Zeit, das vom Pfarrer und vom Lehrer unterfertigte Schulzeugnis, den ſogenannten „Entlaſſungsſchein", zu leſen und einige Bemerkungen über die dabei entdeckten Ungerechtigkeiten des „günſterlichen"*) Lehrers zu machen. Dann werden Bücher und Zeugnis zuſammengepackt und in den hinterſten Winkel der oberſten Rumpelkammer geworfen, um fürderhin von ihrem leidigen Anblick verſchont zu bleiben. Man will keine klugen Köpfe, keine aufgeklärten Sonderlinge, man will nützliche Menſchen, die man gehörig ins Joch ſpannen kann. Klagt doch jetzt noch mancher, daß nur zuviel gelernt werde, und meint ſich nicht ſchlecht damit, daß er derlei Krimskrams gar nicht brauche. Das ſei über-

*) parteiiſch Gunſt austeilenden.

haupt nur für magere, kränkelnde Federfuchſer, die ſich auf Unkoſten der ganzen Geſellſchaft, und natürlich beſonders des allgeplagten Bauersmannes, durch die Welt zwängten. Für den Jungen iſt es daher keine Schande, wenn er das mühevoll Eingetrichterte wieder verliert, was um ſo ſchneller zu geſchehen pflegt, wenn das nur aus Furcht Gelernte nie recht ſein inneres Eigentum geworden war. Daß dann mit dem bißchen Sprachlehre auch vom Religionsunterrichte das meiſte wieder verloren geht, wird freilich bedauert, weil das ein trübes Licht auf die im Hauſe herrſchende Ordnung werfen könnte.

Pfarrer Stockmayer verſuchte daher, die Leute bei dieſer Schwäche zu packen. Er ließ die in der Chriſtenlehre Aufgerufenen volle fünf Minuten lang ſchweigend und zitternd vor der Verſammlung ſtehen und nach der Antwort auf ſeine Fragen ſinnen. Das wirkte anfangs ganz gut; denn keiner wollte ſich von der ganzen Gemeinde für einen Stockfiſch halten laſſen. Es gab aber bald ſo viele, die dem Pfarrer wenig oder gar nichts zu ſagen wußten, daß man ſich an halbe Antworten gewöhnte und ſogar den nur noch bemitleidete, der keines Wortes mächtig vor dem Pfarrer ſtand. Es hieß: ein einfacher Bauer könne doch neben ewiger Arbeit und Sorge nicht auch das noch im Kopfe behalten, worüber ein Studierter das ganze Jahr nachzuſinnen die Zeit und ſogar auch den beſten Lohn habe.

Wollte man die Kinder zu müßigen Gelehrten machen, ſo würde man ſie lieber gleich das Studieren lernen laſſen.

Den Pfarrer ärgerten ſolche Reden ſchwerlich mehr als mich. Das hieß mir denn die Nachſicht doch zu weit getrieben. Konnten die Faulpelze nicht ihren Kegelgraben*) meiden? An Winterabenden, die man doch kaum herumzubringen wußte, gab es auch Zeit genug, das Gelernte zu wiederholen und dann mußte es ein leichtes ſein, dem Pfarrer gehörig zu antworten. So eiferte ich und erregte dadurch ein gewiſſes Aufſehen. Hielten es viele für keine Kleinigkeit, vor der ganzen Gemeinde in der Kirche zu reden, ſo ſagte ich, daß ich das für die höchſte Ehre halten würde. Ich kam auch wirklich nicht in Verlegenheit, als der Pfarrer, der auch von meinen Reden gehört haben mochte, mich eines Sonntags plötzlich aufrief, nachdem er bei anderen lange vergebens eine Antwort erwartet hatte. Der achtjährige Knabe machte ſeine Sache gut. Alles war mit ihm zufrieden, nur die Burſchen und Mädchen vom 14. bis zum 24. Jahre nicht. Sie alle ſahen ſich durch mich herabgeſetzt, während meine jungen Schulfreunde mich nach dem Gottesdienſt als einen Helden begrüßten.

Dieſer kleine Vorfall machte mich in meiner Heimatsgemeinde zu einer öffentlichen Perſönlichkeit.

---

*) = die Kegelbahn.

Ich hatte wenigſtens dieſe Empfindung und war ein bißchen ſtolz, was mir auch nur von den Beſchämten und den ihrigen verargt wurde. Andere verteidigten mich. Ich hatte alſo nun ſchon ſowohl Freunde als Feinde und lernte dabei aus der Stellung des einzelnen ſeinen Parteiſtandpunkt herausrechnen. Gerade dadurch ſah ich aber ſowohl Freundſchaft als Feindſchaft ungemein viel von ihrer Bedeutung verlieren. Ich war noch mehr als vorher bemüht, mir ſelbſt zu genügen. Dabei aber kann ich nicht leugnen, daß ich mich gerne loben hörte und mich darum meinen Mitſchülern auf jede Weiſe dienſtbar zu machen ſuchte. Sie bekamen immer mehr Zutrauen zu mir und ließen mich gern ihre Schulaufgaben machen. Was ich ſagte, iſt manchem beſſer eingegangen, als was der Lehrer des Langen und Breiten erklärte, weil ich in das Geſagte ſtets unwillkürlich die Art legte, wie ich's mir ſelber klar zu machen vermocht hatte. Einen Freund gewann ich damit in dem Sohne unſeres damaligen Gemeindevorſtehers, den man nicht nur zu den wohlhabendſten, ſondern auch zu den gebildetſten Männern in unſerem Dorfe zählte. Sein Peterle hatte freilich im ganzen wenig von des Vaters Art, aber es war halt auch nicht in Frankreich und nicht in der Schweiz geweſen als Stukkaturarbeiter, ſondern daheim geblieben bei der zarten Mutter, bis dieſe ſtarb. Jetzt war der Vater des Knaben Erzieher geworden. Aber der Verluſt

ſeiner guten Frau hatte ſeinem Weſen eine ganz eigene Weichheit gegeben, ſo daß das Peterle als ein etwas verzärteltes Mutterbüblein in die Schule kam und ſich nur mir einigermaßen anſchloß. Ich fand es mir in manchem ähnlich und es wurde auch demgemäß von mir behandelt. Ihm wie noch mehreren der bereits Erwähnten bin ich auf meinem Lebenswege noch manchesmal begegnet.

V.

So kamen wir ins Jahr 1848, welches auch mir ein denkwürdiges werden ſollte. Das erſte Ereignis des Jahrganges war das Erſcheinen des neuen Kalenders. Der Vater kaufte ihn am Neujahrsabende von einem hauſierenden Spielmann, welcher, das Neujahr angeigend, ſeinem Inſtrumente ſo gotterbärmliche Töne abzwängte, daß das Gottle ihn ſofort mit einem Geldgeſchenke zum Schweigen zu bringen ſuchte. Gleich nach ſeiner Entfernung mußte die Mutter ein Licht in die Stube ſchaffen, daß man ſehen konnte, ob der Kalender auch ſo hübſche Bilder habe, wie der, welchen uns im letzten Jahr ein Fuhrmann aus der Schweiz brachte. Das Licht kam. Ich ſetzte mich neben den Vater an unſeren runden Tiſch. Das Gottle langte ſeinen Stock unter dem Kanapee hervor — dieſes war aber mit Buchenlaub gefüllt und hieß „die Gutſche“*) — und gnepfte**) auch zu uns herauf. Die Mutter hatte draußen in der Küche die Milch zur Abendſuppe wieder vom Feuer abgeſtellt, damit ihr, während ſie in der Stube

*) Auch ſchweizeriſch = Ruhebett.

**) gnepfen (auch ſchweiz.), ſchwerfällig wanken, hinken.

bleibe und mit uns ſich den Kalender beſehe, nicht etwa Schaden aufgehe.*) Der Vater blätterte nun raſch das ganze Heft aus, ohne das Geſuchte zu finden. Unmutig beſah er ſich den rotgedruckten Titel, dem das Inhaltsverzeichnis beigegeben war, und ſagte dann: „Ja, der iſt halt nur von Bregenz und da draußen können ſie wohl nichts Rechtes machen.“

„Aber was iſt denn das?“ rief er plötzlich erfreut aus, „da haben wir ja etwas vom Klushund,**) von dem

*) ſich ereignen.

**) Das Gedicht „der Klushund“, im Lande Vorarlberg mit Recht ungemein beliebt, iſt 1844 von Franz Joſeph Vonbun, damals Student in Innsbruck, verfaßt worden und am 16. Dezember desſelben Jahres im „Boten für Tirol und Vorarlberg“ erſchienen. Dr. Vonbun, der als Arzt nachmals zu Schruns im Montafon wirkte, hat eine ſehr ſchätzenswerte Tätigkeit entfaltet, indem er Sagen und Volksüberlieferungen aus Vorarlberg mit Sachverſtändnis ſammelte, teilweiſe auch dichteriſch bearbeitete; ſein Leben iſt von Hermann Sander mit liebevoller Ausführlichkeit beſchrieben worden S. VII—XCVI der „Sagen Vorarlbergs“ (Innsbruck, Wagner 1889), wo S. 107 ff. auch die genannte Erzählung ſich findet.

Es iſt nun ganz lehrreich, zu ſehen, wie das Gedächtnis Felders dieſes Gedicht bewahrte, aber auch umgeſtaltete. Der Eingang des „Klushund“ lautet nämlich in Vonbuns Faſſung folgendermaßen:

Ama-n Abed ſpät (ſo ebba-n-uf zehni iſ's gganga)
Sitzt der Hirſchawürt vo Rankwil alloa i der Stuba,
Nämt noch d'Brattig zer Hand und ſchaut, was für Zoacha und Mä ſei;

ich ſchon einmal hörte, als ich in Dornbirn draußen war auf dem Viehmarkt. Der Verräter ſoll ſich auch wieder ſehen laſſen und das bedeutet immer Krieg."

'S heat em drum hüt nomma ken Schläf i d'Oga kö wella.
Wia-n-er dâ ſo ſitzt und blättert und brumlat zue'm ſelber,
Hört er uf oamâl Tritt ananderna' iha dur's Vorhüs,
Röthig noch derzue. — „Wer kunnt ö' hinecht noch z'Hengert? —
Luegma, der Melki gît is noch d'Ehr; — ſe bismer gottwillka!
Aber was iſ der? was heaßt? de bißt ſtüchavliß, — iſ der übel?
Rüm a Schöpple z'Lib und ſetz di' hintera Tiſch hèr,
Daß der d'Uebli vergâht, z'verſüma heaßt hinecht ſö nüt mêh."
'S Melkli ſetzt ſi' und ſèt: „A Schöpple, ſell magi', und übel
Iſ mer just net; doch denk der min Schricka: dun uf de Wiſa
Iſ mer der Klüshund verkö! —
dâ tappet en Hund zue mer hèra,
Hoch wia-n-a jährigs Kalb, mit ſchwarza, zottliga Hâra,
Ja (und i'lüg ſos net) a Pâr Oga wia fürige Schlba.

Felder hat alſo nicht bloß die Verſe aus der Erinnerung frei mit vielen Veränderungen ausgeſtattet, manches weggelaſſen, ſondern ſogar ganze Zeilen hinzugedichtet in dem einmal vom Ohr feſtgehaltenen Rhythmus. Von den zentnerſchweren Ketten des geſpenſtigen Hundes ſteht ebenſowenig etwas in Bonbuns

„Was iſt's denn mit dem Klushund?“ frug ich.

„Es war einmal ein liſtiger, gewiſſenloſer Mann, der den Feind — ich glaube den böſen Schweden —

Gedicht als von den Beſorgniſſen und üblen Ahnungen des Hirſchenwirtes für die Zukunft.

Der Sinn meines Zitates aus dem „Klushund“ ließe ſich hochdeutſch etwa in ſolcher Weiſe wiedergeben:

Eines Abends ſpät (es ging ſchon ſo ziemlich auf zehn Uhr)
Sitzt noch zu Kankweil der Wirt vom Hirſchen allein in der Stube,
Nimmt den Kalender und ſchaut nach Wetterzeichen und Monden,
Grade drum wollt' ihm heut kein Schlaf in die Augen mehr kommen.
Wie er nun da ſo ſitzt und blättert und brummt zu ſich ſelber,
Hört er auf einmal Tritte klappern herein durch das Vorhaus,
Ängſtlich und eilig dazu. — „Wer kommt denn heut nacht zum Beſuch noch?
Schau, ſchau, der Melchior gibt uns die Ehre noch — ſei mir willkommen!
Aber was fehlt dir? Was haſt du? Du biſt ja ganz bleich — iſt dir übel?
Nimm einen Schoppen zu dir und ſetz' dich da hinter den Tiſch her,
Daß dir das Übel vergeht, du verſäumſt ja doch heute nacht nichts mehr.“

bei Nacht und Nebel auf unbewachten Wegen verräterischerweise ins Bregenzer Städtlein führte um den Sündensold von ein paar goldenen Ketten. Dann ist er gählings ohne Feuer und Licht*) weg gestorben — kein Mensch hat ihm nachgebetet — und seitdem zieht er, in einen großen Hund verwandelt, mit schweren eisernen Ketten belastet, als Kriegsprophet in ganz Vorarlberg herum."

Unterdessen hatte das Gottle die Geschichte vom Klushund gesucht und begann mit zarter Stimme vorzulesen:

An em Obend spät, so uf a zehni ischts gange,
Sitzt der Hirschowirt vo Rankwil alei i der Stubo,
Blättert a Bitz i dor Brattig ud brummblot nämms zu nem selber

---

Melchior setzt sich und sagt: „Der Schoppen, der paßt mir, und übel
Ist mir grad nicht; doch denk' dir den Schrecken, da drunt auf der Wiese
Hab' ich den Klaushund begegnet! —
da läuft denn ein Hund jetzt auf mich zu,
Groß wie ein Jahr altes Kalb und mit schwarzen zottigen Haaren,
Ja (sonst lüg' ich nicht gern), mit Augen wie feurige Räder.

Das stuchawiß' bedeutet: Weiß, bleich, wie das leinene Kopftuch, das die Frauen Vorarlbergs ehemals trugen.

*) Ohne eigenes Haus, also auch ohne Pflege.

Einermol hört er Tritt ko durs Vorhus ihar i d Stubo:

Und ſet: das iſcht gli no an ſpato Gaſt, wers doch ſi mag?

„A Gottwillche, Herr Melchi! chunſt o itz no amol zunes?

Aber was fehltor, was haſt? Biſcht ſchtuchowis — iſcht dor übel?

Kum nu wedle und trink a Schöpple, es wird dor dä beſſer.“

„Übel iſcht mer grad nüt, a Schöpple ſel mag i“ ſet Melchi — —

Und erzählt dann, nachdem der Wirt den gewünſchten Wein gebracht, wie ihm „dun uf die Wieſa der Chlushund verchu.

Mit langa zozliga Horo, wilda füriga Ouga,

Grod wi na Schiba, und zücht wol zenterſchwör Rettona nohi.“

Worauf dann der Wirt die obige Geſchichte vom Klushund in geſprächigſter Weiſe zum beſten gibt und eine ſchwere durch ihn verkündete Zukunft beſorgt.

Ich hatte damals keine Ahnung, daß das Geleſene der erſte Verſuch des hoffnungsvollen jungen Dr. Vonbun war, die vorarlbergiſche Mundart im Hexameter wieder zu geben. Was wußte ich von Verſen, welche nach unſerer Auffaſſung nicht einmal Verſe waren? Und doch klang es meinem Ohr ſo lieblich, prägte ſich ſo

leicht und tief ein, daß ich das Obige noch jetzt aus dem Gedächtniſſe wiederzugeben vermochte. Das ganze allerdings könnte ich nicht mehr wörtlich herſchreiben, da mir jener Kalender beim Ausleihen verloren ging und ich ihn hier herum nirgends mehr aufzutreiben wüßte. Aber nicht nur die Form der Erzählung, die Freude, einmal eine der unſeren verwandte Mundart gedruckt, faſt in jedem Wort ein Bild, eine bekannte Geſtalt zu ſehen, auch der Inhalt feſſelte mich den ganzen Abend an den Kalender und ließ mich auch in der Nacht nur wenig ſchlafen, wie alles, was einmal meine Einbildung beſchäftigte oder mich freudig erregte.

Während Weihnachten hier dem Kinde ſtill und kaum bemerkt vorübergeht, iſt ihm der erſte Jänner einer der wichtigſten Tage im Jahr und der einzige, an welchem es von ſeinen Vettern, Baſen und Nachbarn ganz beſtimmt ein kleines Geſchenk erwartet. Am häufigſten werden eigens für dieſen Tag gebackene tellerartige Brote mit allerlei Verzierungen gegeben, welche man daher kurzweg „Neujahr“ zu nennen pflegt. Auch vom Götti und Gottli werden die Kinder mit einem Neujahr beſchenkt, welches ſie aber ſtets redlich durch einen ſchriftlichen Glückwunſch verdient zu haben glauben. Die übrigen Bekannten müſſen morgens in aller Frühe mit mündlichem Glückwunſch überraſcht werden, wenn man ihnen das Neujahr abgewinnen

will. Die Mutter war daher gar nicht erſtaunt, daß ich am anderen Tage ſchon mit ihr und dem Vater erwachte; um ſo mehr aber erſtaunte ſie, daß ich mich nicht ſofort aus dem Hauſe machte, um den Nachbarn in ihren Ställen, in dunklen Heuſtadeln oder in Holzſchöpfen*) aufzupaſſen, um ſie mit meinem Glückwunſche zu überraſchen, ſondern gleich wieder den Kalender zur Hand nahm, mich zum Licht ſetzte und laut begann:

An om Obed ſpät, ſo uf a zehni iſcht gango uſw.

Das Gottle hielt mich für krank, weil ich beim Morgeneſſen noch nicht ein einziges Neujahr aufweiſen konnte, während ich früher jedesmal erzählte, wie liſtig ich den und jenen erwiſcht habe. Der Vater ſagte traurig: „So hat er es ja immer, wenn ihn wieder etwas auf die Seite reißt. Ein Vierteljahr lang wenigſtens werden wir jetzt nur noch vom Klushund hören.“

Der Vater hatte nicht ganz unrecht. Ich lernte die Geſchichte vom Klushund ſchneller auswendig als früher die kleinſte Katechismusaufgabe und niemand machte mich glücklicher, als wer ſie von mir hören wollte. Solcher gab es denn auch genug und vielleicht war es größtenteils der von mir gewonnene Beifall, was auch andere Kinder nicht mehr ruhen ließ, bis ſie ebenfalls die Geſchichte auswendig herſagen konnten.

*) Schopf iſt ein Anbau oder Zubau des alemanniſchen Bauernhauſes, ein erhöhter, gedeckter Gang; Holzſchopf ein Schopf, der zum Aufbewahren des Brennholzes dient.

Mir machten ſie es freilich mit aller Genauigkeit nicht recht, denn ich hatte unbewußt ſchon etwas von der Form des Verſes gemerkt. Anderen aber war die Geſpenſtergeſchichte an und für ſich die Hauptſache und rief hundert andere derartige Erzählungen in Umlauf. Ich hatte mit dieſer einen und ihren Nebenumſtänden genug zu tun. Wer war der böſe Schwede? Was hatte er in Bregenz zu tun? Warum wollte man ihn nicht freiwillig in die Stadt laſſen? Dieſe Fragen beſchäftigten mich Tag und Nacht. Um ſo aufmerkſamer lauſchte ich nun den Erzählungen eines ausgedienten Kaiſerjägers, der im Winter dem Vater das Brennholz heimziehen*) half. Er erzählte wenig von Mord und Krieg, da er ſelbſt nur italieniſches Fieber ausgeſtanden hatte; ſonſt aber wußte er ungeheuer viel.

Staunend hörte ich von ihm, wie die Welt ſo ungeheuer groß ſei und wie die Völker alle, die Schweden und die Dänen, die Welſchen und die Deutſchen ſich drückten, quälten und bekriegten. Die Mutter meinte oft: das alles ſei nur erlogen, denn ſo etwas könnte Gott nicht geſchehen laſſen und auch die Geiſtlichen täten gewiß von allen Kanzeln dagegen reden. Ich aber verſtand nun auch aus meiner Bibel manches viel beſſer und des Soldaten Berichte kamen mir ziemlich glaubhaft vor. Weil er aber ſchon etwas alt war, meinte ich: Jetzt ſei das alles überſtanden. Man hörte ja nie

*) Aus dem Walde und vom Berge auf Schlitten.

etwas derartiges. Der Soldat wußte nicht viel gegen mich aufzubringen; doch meinte er: Öſterreicher ſeien wir immer noch und müßten die armen Welſchen wie Gefangene halten.

„Nennt man die Öſterreicher, welche Gefangene halten müſſen?“ frug ich ſchnell, denn wieviel ich auch von Abraham, Iſaak und Jakob, von David und Salomon in ihrer Herrlichkeit wußte, wie der Staat heiße, in dem wir lebten — oder ob wir überhaupt in einem Staate lebten — war mir bisher noch nicht bekannt geworden. Der Soldat erklärte mir nun: Öſterreich ſei der Name eines großen Staates — freilich nicht ſo groß wie früher der jüdiſche — und wir vom Bodenſee bis zum Adriatiſchen Meer gehörten zu dieſem Staat und unter den Kaiſer von Öſterreich.

Das alles war mir neu und ich brachte es am anderen Tage als große Wichtigkeit mit in die Schule. Es kam allen merkwürdig vor, daß ſie noch nie etwas davon gehört hatten. Jeder nannte den anderen ſcherzweiſe „Öſterreicher“, bis endlich mein Peterle ſich beim Lehrer beklagte, daß man es, vermutlich weil ſein Vater geſtern einen Tiſch gemalt habe, jetzt einen „Öhlſtreicher“ nenne.

„Nein, bloß Öſterreicher, wie der Franz Michel uns auch nannte,“ verteidigte ſich ſein Stuhlnachbar.

„Öhlſtreicher oder Öſterreicher,“ eiferte das Peterle, „geſchimpft iſt geſchimpft.“

Der Lehrer lächelte. Da er ſelbſt im Sommer als Maurer in der Schweiz lebte, wußte er beſſer Beſcheid, als damals mancher ſeiner Berufsgenoſſen, der nur Lehrer ward, um der läſtigen Rekrutenaushebung zu entrinnen. Er langte nach der Landkarte, die — eine uns bisher unbekannte Größe — ob dem Schreibtiſch an der Wand hing und begann auf dem wunderlich närriſchen Gekribbel*) herumzuzeigen, bis etwas Vernünftiges daraus wurde. Für viele freilich war der Gewinn dieſer Stunde verloren. Es gab aber auch manche, denen es noch ſpäter Freude machte, vom nahen, uns wenigſtens durch Hörenſagen bekannten Bodenſee aus jede Stadt aufzuſuchen, von der ſie zufällig einmal hörten. Noch allgemeiner hätte dieſe Freude mit einer Karte von Vorarlberg werden können, wo auch genauer Bekanntes zu ſuchen und zu finden geweſen wäre. Unſtreitig hätte dann das Suchen jeden ſo gut belehrt, als das Finden erfreut, und unter der großen Karte von Paläſtina hätte unſer kleines Vaterländchen noch recht gut Platz finden können.

In mir ward der Wunſch, etwas von den blauen, grünen und gelben Ländern um unſeren Bodenſee herum zu erfahren, immer lebhafter. Ich bedauerte ordentlich, daß wir nur in der Bibel leſen durften vom heiligen Land, da doch gewiß auch in dieſen weniger heiligen Ländern ſeit Abraham und Moſes etwas Wichtiges

*) Auch ſchweizeriſch: Geſchreibſel, Gekritzel.

geſchah. Die bibliſche Geſchichte für Kinder von Chriſtoph v. Schmid nämlich war und blieb in allen acht Schuljahren eigentlich unſer einziges Leſebuch. Daraus laſen wir — die das Namenbüchlein überwunden hatten — nun täglich zweimal abwechſelnd laut vor. War man mit dem Buche fertig, ſo wurde gleich wieder von vorne angefangen, ſo daß mancher das Ganze gut genug auswendig wußte, um — unerwartet vom Schwätzen zum Leſen aufgerufen — ohne einen Blick ins Buch, fortfahren zu können, wenn er nur die letzten Worte des vorher Leſenden noch gehört hatte. Da ich meine Lernbegierde in der Schule nicht vollkommen befriedigen konnte, erſuchte ich den Vater, daß er den Pfarrer um Bücher für mich bitte. Aber da kam ich gut an. Der Vater meinte: ich hinge mich ja ſchon hier an jeden Nagel, und wenn mein Sinn jetzt auch noch in der ganzen Welt herumgeworfen würde, ſo wüßte kein vernünftiger Menſch, was es aus mir noch abgäbe. Nur das ſei gewiß, daß dann nichts Rechtes, Feſtes aufkäme,*) ſowenig, als in einem Erdäpfelacker, wo man den Samen täglich ausgraben und auf einen anderen Platz bringen täte. Ich ſuchte nun meinen Alten wieder auf; doch der konnte mich nicht mehr befriedigen, ſeit ich auch Fragen an ihn ſtellte. Ich war ordentlich böſe auf ihn und nahm ihn erſt wieder liebend ins Herz auf, als eines morgens die Sterbeglocke verkündete, daß er

*) Zur Geltung käme.

nun ſein letztes Pfeifchen geraucht und auserzählt habe.

Beſſer gefielen mir jetzt die Erzählungen Vetter Jakobs, des Webers. Der hatte viel in alten Kalendern und auch den „Kaiſer Oktavian“ geleſen. Aber ſeine Erzählungen waren ſo traumhaft wunderbar, ſeine Berichte aus der Welt herein ſo ungeheuer, daß ich an Schmids Bibel und an meine einfachen Verhältniſſe gar nicht anknüpfen konnte. Nun ſuchte ich daheim nach Büchern, fand aber nichts als das Leben Schinderhannes, Genovefa, das „Buch zum Todlachen“ und die 300jährige Legende, auf deren letztem Blatte der ſelige Großvater die Geburtstage und -Stunden ſeiner vielen Kinder verzeichnet hatte. Ich begann aus purer Langweile dieſe Geſchichten der lieben Heiligen Gottes zu leſen, jeden Tag eine, und wenn es mir zuweilen auch faſt lächerlich vorkommen wollte, was gewiß nur zur Erbauung geſchrieben war, ſo gewann ich das dicke Buch doch immer lieber. Aus der Lebensart manches Helden konnte man auch über ſein Land, ſeine Zeitgenoſſen und ihre Anſchauungen manches ſchließen. Das, und nur das, nicht etwa beſonders frommer Sinn, wie die gute Mutter meinte, feſſelte mich täglich an das großmächtige Buch, während meine Schulgefährten mit ihren kleinen Reitſchlitten — „Brittler“*) genannt —

*) Einfachſter Kinderſchlitten: ein Sitzbrett auf zwei Holzſchienen.

jauchzend, ſingend und lärmend über ſchneebedeckte Halden hinabflogen. Der Vater ſah mein Leſen recht ungern und war bemüht, mich auf andere Weiſe zu beſchäftigen; ſogar gegen den Willen des Gottle, welchem es doch gar manchen Zeitvertreib gewährte.

Das blieb ſo, bis man im April, ſo um den Schluß der Schule herum, auf einmal überall von einem großen Kriege redete, der plötzlich ausgebrochen ſein ſollte. Eigentlich ſei es kein rechter gehöriger Krieg, wo man gleich herzhaft und mit gutem Gewiſſen Partei nehmen könne, ſondern ein geſetzloſes Metzeln und Morden, Sengen und Brennen aus purer Verbitterung, Neid und Haß. Schaudernd hörte man von Hauſierern, bettelnden Handwerksburſchen und Allen, welche kamen und gingen, täglich neue Greueltaten. Eine rechte Bedeutung aber bekam die Sache erſt, als unſer Pfarrer einen Hirtenbrief des Biſchofs vor Weinen in der Kirche gar nicht fertig leſen konnte. Jetzt ſah ich meine unterdrückten Welſchen — bisher in nebelhafter Ferne ſtehend — Geſtalt gewinnen und furchtbar ſchnell rieſengroß heranwachſen. Ich ſtand entſchieden auf ihrer Seite und war nicht allein. Auch hier gab es Gefechte, aber nur Wortgefechte, die für die meiſten keine Wichtigkeit hatten. Mir war's unheimlich dabei zu erfahren, wie ſchwankend der Begriff von Recht und Unrecht ſei. Du guter Gott! Und in der Welt draußen ſollten ſie nun für dieſe Meinungsverſchiedenheit ihr Leben

laſſen: vielleicht auch viele, die gar keine Meinung hatten! Ich vermochte die Sache nicht zu entwirren; beſchloß aber die Tatſachen mit größter Aufmerkſamkeit zu verfolgen. Jeden Poſttag, d. h. jeden Sonnabend, ſchlich ich mit dem Peterle zum Vorſteher, wo ich dann die vom Gerichtsboten gebrachten Zeitungen leſen hörte. Anfangs wagte ich kaum, das Erfahrene daheim wieder zu berichten. Bald aber forderte mich der Vater dazu auf und im Mai, als die Feldarbeit begann und ſich nicht mehr erraten ließ, wann der Vorſteher Zeit zum Leſen hatte, erſuchte der Vater ihn ſelbſt, uns die alten Zeitungen zu überlaſſen. Der Vorſteher ſah es vielleicht nicht ungern, daß neben dem Oberlehrer Albrecht ſich auch andere mit den Zeitungen zu plagen anfingen, weil ihnen beiden ihr Leſen ſchon oft verargt worden war. Wir bekamen freilich nur ganz alte Blätter; denn zuerſt blieben ſie oft eine ganze Woche auf dem letzten Poſtamt, in Bezau, liegen, bevor ſie vom Gerichtsboten abgeholt wurden, dann mußten Pfarrer, Vorſteher und Lehrer Zeit zum Leſen gefunden haben, und was dem erſteren unpaſſend ſcheinen mochte oder was den anderen beiden beſonders gut gefiel und des Aufbewahrens wert ſchien, bekamen wir gar nicht mehr zu ſehen. Wir ſchätzten es aber ſchon als ein großes Glück, nur überhaupt etwas zu bekommen und verfolgten die Ereigniſſe, ſo gut es eben ging. Die übrigen Dorfbewohner dagegen hatten

die Sache bald wieder herzlich satt. Zuerst äußerte sich mancher, als ob es ihm ganz recht sei, wenn auch den Hohen einmal gehörig warm gemacht, ihr Gewissen aufgerüttelt werde; nun aber war alles gegen die, welche Unfrieden anzetteln wollten. Man litt allgemein unter den Folgen, die ein unsicherer Zustand dem Handel und dem friedlichen Verkehr immer bringt. Die Stickerinnen wurden schlecht bezahlt, hunderte von Arbeitern, die sonst in der Fremde ihr Brot verdienten, mußten in dem engen, ohnehin schon überfüllten Ländchen bleiben und dabei sprach man immer lauter davon, aus der waffenfähigen Mannschaft eine Landwehr zu bilden. Wie sollte das kommen, wenn vom 18. bis zum 45. Lebensjahr alles statt Sense und Gabel die Schießprügel zur Hand nehmen mußte? Die Bauern sahen ihre Wiesen schon unbearbeitet, ihre Kühe verwahrlost und den Kathrinentag — den Zinstag*) — sahen sie kommen, kalt und rauh, und hatten kein Geld — und die Söhne im Pulverdampf. Im letzten

*) Am Tage Sct. Katharinen, 25. November, kommen die reichen Lechtaler aus Bayern in den Bregenzerwald herüber, um Schulden und Zinsen einzukassieren, ein sehr merkwürdiges und altes Verhältnis der Kapitalisten zu den Bauern. Der Tag ist sehr gefürchtet, denn gar oft zehrt er völlig auf, was Sct. Gallus, 16. Oktober, gebracht hat, wo die Sennen verrechnen und den Bauern das Erträgnis der gemeinsamen Alpwirtschaft ausbezahlen.

Winter hatte man die Milch um einen Spottpreis an den Milch- und Käſehändler verkauft. Was half es dem armen Bauern, daß er die gemachten Käſe ſo teuer abſetzte? Deswegen zahlte er im Sommer doch keinen Pfennig mehr für die Milch, weil man ja bei ſo unruhigen Zeiten niemals wiſſe, wie es noch gehen werde. Das Alles laſtete auf den Gemütern und man wollte daher ſo ſchnell als möglich Frieden um jeden Preis.

Mein Vater ſagte manchem, daß der Krieg und die Unruhe doch auch etwas Gutes habe. Wenn einmal das Gewäſſer verlaufen ſei, werde man erſtaunt ſehen, wieviel fruchtbaren Boden die Überſchwemmung herbeigebracht habe. Man müſſe nur die Zeit erwarten und könne ſo etwas nicht übers Knie abbrechen, wie einen dürren Stock. Aber wenn der Vater die vom Leſen gewonnenen Anſichten aufſtellen wollte, ſo fühlte er nur zu bald, daß er noch zu wenig wußte, um über Zeitfragen ſtreiten zu können. Trotzdem galt er ſchon für einen Leſer und war auch als ein ſolcher geſucht und gemieden. So kam er mehr als vorher in die Geſellſchaft des Vorſtehers und anderer, die auch zuweilen „ihre Naſe in Büchern und Schriften hatten.“ Da lernte er denn auch über mich ein wenig anders urteilen und war froh, wenn ich ihm nach heißen Sommertagen das Neueſte vorlas. Unſere Tagwerker lachten ihn aus, daß er ſich mit ſo etwas abgeben möge. Als

jedoch plötzlich die jungen Dorfbewohner unter der Aufſicht eines ausgedienten Kaiſerjägers täglich zwei Stunden exerzieren mußten, waren die Unruhen in der Welt draußen keinem Menſchen mehr gleichgiltig. Der Lärm der Trommel tönte wunderlich ins friedliche Geläute unſerer Kuhſchellen hinein, das Krachen der Schüſſe verſcheuchte die munteren Sänger in den Wäldern und mit dem alten ſtillen Frieden der Heimat ſchien es aus zu ſein für immer. Väter und Mütter jammerten und redeten von den letzten Zeiten,*) welchen ja doch — allem nach — ſolche Unruhen vorangehen mußten. In der Schweiz drüben ſollte die Mutter Gottes erſchienen ſein, im Tirol hatte eine gewiſſe Margarete Stoffel den Sturz des Papſttums verkündet und von überall hörte man Wunder und die beunruhigendſten Dinge. Die Geiſtlichen eiferten auf den Kanzeln gegen den Zeitgeiſt, wie man's noch nie gehört haben wollte. Die geängſtigten Bauern beteten und taten Buße. Selbſt nach der ſtrengſten Feldarbeit wagte man in keinem Hauſe mehr den Abendroſenkranz zu unterlaſſen. Auch bei uns wurde er jeden Abend laut und gemeinſchaftlich gebetet; doch wenn ich wieder neue Zeitungen vom Vorſteher bekam, hatte die Mutter ihre liebe Not, mich, den Vater und das Gottle noch für eine halbe Stunde zum Beten zu bringen. Das Leſen

*) Von dem jüngſten Tag.

war uns ſchon ſo Bedürfnis geworden, daß mir der Vater ſelbſt auftrug, mich für die langen Winterabende in der Nachbarſchaft nach alten Kalendern umzuſehen.

Das Aufregende der damaligen Zeit, wo jeder Hauſierer etwas Neues, Ungeheures brachte, hatte für mich etwas ganz eigenes. Bald richtete ich mich trotzig auf und es war mir, als ob ich auch Ketten abſchütteln müßte; dann konnte ich wieder tagelang trauern über ſoviel Elend auf der Welt und ſo viele Unzufriedenheit. Aber ſelbſt dieſe Trauer war viel ſüßer als früher das Gefühl, daß ich allein niedergedrückt und unverſtanden ſei. Seitdem der Vater mit mir um die Wette las und das Geleſene nicht ſelten Gegenſtand unſerer Tiſchgeſpräche war, kam ich mir weit weniger als ein Sonderling vor. Ich ſchloß mich daher immer leichter auch an andere Knaben meines Alters an, beſonders da nun das Exerzieren der Erwachſenen eine ganz neue Zeitverkürzung wurde. Wir begnügten uns natürlich nicht lange mit dem Zuſehen, ſondern begannen bald alle Übungen nachzumachen. Ich war beſonders kriegsluſtig, daher hierin einer der erſten und wurde von den anderen zum Hauptmann gewählt oder wenigſtens ſtillſchweigend angenommen. Nun ſuchte ich meine Trommel wieder hervor und brachte damit die Dorfbuben jeden Nachmittag zuſammen, wenn ich gerade nichts zu leſen hatte. Den Älteren waren unſere kriegeriſchen Übungen faſt unheimlicher, als die der Er-

wachſenen; beſonders als ſie auch mit dem Beginne der Werktagſchule im November nicht aufhörten. Man iſt gewöhnt, im Spiele der Kinder allerlei Vorbedeutungen für ihre Zukunft zu ſehen. Schon jammerte manche Mutter: ob denn alle Söhne Soldaten werden müßten und keiner ihr bleibe für die alten Tage zu ordentlicher, nutzbringender Arbeit. Mein Vater ſuchte vielen eine Sorge auszureden, wie ſie früher auch meine wunderlichen Liebhabereien ihm verurſacht hatten, die ihm aber um ſo unbegründeter ſchien, je mehr er auch andere Kinder von der Zeitſtrömung mitbewegt ſah.

VI.

Den Kalender für 1849 ließ ſich der Vater nicht mehr erſt am Neujahrsabende von einem Schmalzgeiger*) bringen. Schon im November ward einer mit recht vielen Bildern aus der Buchhandlung in dem zehn Stunden von meiner Heimat entfernten Bregenz durch einen Fuhrmann bezogen. Ich ſelbſt nahm ihn am Sonntag mit zitternder Hand in Empfang; kam aber nicht gar ſo ſchnell ans Leſen, als ich mir ſchon ſeit Wochen vornahm. Bis mir auf das hingelegte Geldſtück herausgegeben war, ſchien der Boden unter meinen Füßen zu wanken, daß ich kaum ruhig ſtehen konnte, es war unmöglich auszuhalten, bis des Fuhrmanns Töchterlein genug Batzen zuſammengeſucht hatte. Als aber dann der Fuhrmann zu erzählen begann, wieviel derlei Zeug in der Buchhandlung aufgebeigt**) liege, war ich plötzlich wie angebannt***) und dachte

---

*) Fahrender Spielmann, der von den Bauern Schmalz bekommt, wenn er aufgeigt.

**) Beige = Holzſtoß beim Hauſe; aufbeigen = aufſchichten wie eine Beige.

***) = gebannt, bezaubert, auch ſchweizeriſch.

nicht mehr aus Gehen. Staunend, ja mit Ehrfurcht, hörte ich das Maß der Wände beiläufig angeben, an denen ſich hart übereinander die langen Bücherreihen hinzögen. „Und doch," ſchloß er, meine Erregung bemerkend, „iſt das noch nichts gegen die Bibliothek in Innsbruck. Dort hat man eigene Leute, die immer das Neueſte anſchaffen, leſen und zurechtlegen müſſen. Pfundweiſe kommen die Bücher in jeder Woche und der Herr Bibliothekari iſt mit Durchſehen ſo beſchäftigt, daß er kaum noch einem Menſchen ein freundliches Wörtlein gönnt."

Wie arm, wie erbärmlich kam ich mir nun mit meinem neuen Volkskalender vor! Auf dem Heimwege durchblätterte ich ihn mehrmals; aber weniger um ſeinen Inhalt kennen zu lernen, als um unmutig auszurechnen, für wie manchen Abend er wohl etwa langen könnte. Dabei ſah ich immer den mit Leſen beſchäftigten, unfreundlichen Herrn Bibliothekari und die langen Reihen, welche die Wände in der Bregenzer Buchhandlung bedeckten.

Während nun daheim der Vater und ſeine Schweſter ſich an den gebrachten Bildern freuten, ſuchte ich meinen kleinen Webſtuhl wieder aus der Rumpelkammer hervor. Die Woche hindurch gönnte ich mir keine Zeit zum Leſen. Es entſtand in meinen ſchulfreien Stunden eine Elle Band nach der anderen. Mit dieſem Erwerb und mit den Kreuzern, welche ich in der Kirche fürs Dienen

erhielt, wollte ich nach und nach ein kleines Loch ſchießen in die geſchloſſene Bücherreihe, die mir recht ſchwer auf dem Herzen lag. Das ſchien mir das einzige Mögliche, um meinen Leſehunger zu befriedigen; denn daß ich nicht Bibliothekari werden könne — du lieber Gott! — das wäre mir klar genug geweſen, wenn mir's auch der Pfarrer nicht ſo ernſtlich ausgeredet hätte, wie das wirklich einmal, bald nach dem Abholen des Kalenders, in der Schule geſchah.

Noch weiß ich's ganz gut; es war ein heller Vormittag, wie man ſie hier im Jänner ſelten und doch nur im Jänner ſieht, wenn ſelbſt unſere verſchneiten Bergwände und die ſonſt ſo dunklen Tannenwälder leuchten und glänzen. Der Pfarrer kam in ſo heiterer Stimmung in die Schule, daß ſie ihm ſchon anzuſehen war, und frug nun uns Kinder, was wir jetzt werden möchten, wenn's gleich nach unſerem Wunſche ginge? Der gute Pfarrer bekam allerlei Antworten zu hören. Die meiſten in der Schule hielten einen ſchuldenfreien Bauer mit Wieſen und Alpenweiden für zehn Kühe und einige Rinder für den beneidenswerteſten Mann, und der Pfarrer war damit vollkommen einverſtanden. Es gab dann aber doch auch ſolche, die ſich mit einem guten Handwerk, mit rieſiger Körperkraft, beſonderer Gewandtheit oder auffallender Schönheit begnügt hätten. Die Armen wünſchten ſich Geld und die Reichen Ehre. Ich mußte bei all dem Wünſchen an die Helden

in den wunderbaren Geſchichten meines Alten denken. Früher würde ich mir ſicher eine ihrer herrlichen Gaben gewünſcht haben; jetzt fiel mir das nur noch ein, ohne mich jedoch ſo wie damals zu reizen. Still ſaß ich da, hörte lächelnd den anderen zu und ſann über die Folgen ihrer Wünſche nach, wenn ſie ſich nun gleich erfüllen ſollten. Da kam endlich der Pfarrer zu mir und fragte: „Aber, Franz Michel, was möchteſt denn du Sonderbares werden?“

„Bibliothekari“, antwortete ich, ohne mich lange zu beſinnen.

Die Schüler hatten ſicher noch nie von einem Bibliothekari gehört. Sie ſahen mich erſtaunt an. Der Pfarrer ſetzte mir nun des Langen und Breiten die Torheit meines Wunſches auseinander. Er ſagte: Alles menſchliche Wiſſen mache den Menſchen nicht wahrhaft glücklich, ſondern verwirre nur den Sinn und ziehe nur die Seele von Gott ab. Zuletzt verwies er ſo ernſtlich auf das eine Notwendige, daß ich errötend vor den Schülern ſtand, welche zu glauben anfingen, ein Bibliothekari müſſe etwas recht Schlimmes, dem Pfarrer Mißfälliges ſein. Der freundliche Herr ſah das Zittern meiner Lippen, ſah, wie ich würgen mußte, um das zu verſchlucken, was der Unmut herauf- und heraustreiben wollte. „Etwas lernen wollen,“ fügte er begütigend bei, „iſt ſchon recht und ſchön. Aber in deinen Verhältniſſen haſt du den deutlichſten Wink Gottes,

daß du nicht zum Bücherwurme geſchaffen biſt; was du auch nicht bedauern darfſt. Mein Gott, wie oft hab' ich ſchon gewünſcht: wenn ich nur bei der Miſtgabel geblieben wäre! Da, nur da kann man recht frei und unabhängig ſein nach oben und unten. Und etwas lernen kann man darum ſchon auch. Ja, erſt da geht's gut und iſt einem rechte Erhebung, wenn man die freie Wahl hat, wann und wie man es treibt."

„Ja, wenn man auch Bücher hätte," fiel ich unmutig ein.

„Ja ſo, potztauſend," ſagte der Pfarrer lächelnd, „Nun, da kann doch vielleicht noch geholfen werden, ohne daß man gleich Bibliothekari zu werden braucht. Komm gelegenheitlich einmal zu mir, dann wollen wir ſehen, was wir Paſſendes finden."

Nun war's dem Pfarrer vergeben und vergeſſen, daß er mir mit meinem Wunſch ein wenig warm gemacht hatte. Kam derſelbe doch jetzt auch mir etwas närriſch vor. Man konnte ja doch leſen, ohne daß man ſich ſo von der Welt ab nur zu Büchern einſperren mußte, daß man für keinen Menſchen mehr ein freundliches Wort hatte. Es gab ja doch nichts Schöneres, als mit anderen freundlich reden; nichts Erhebenderes, als den lebendigen Verkehr der Gedanken. Stand man ſich anfangs auch etwas ſteif gegenüber, ſo konnte man länger reden, ſich klarer werden, näher zuſammenrücken und kam endlich zur gegenſeitig för-

dernden Tat. Das alles hatte ich eben erlebt. Der Pfarrer ſagte mir Bücher zu, ich verſprach ihm in Gedanken, nicht mehr an den bisher ſo beneideten Bibliothekari zu denken. O viel, viel Unrecht hatte ich dem guten Pfarrer abzubitten! Zu dieſer Erkenntnis war ich aber nicht durch Leſen und Nachdenken, ſondern durch Reden gekommen. Ich glaubte ſchon, er verſtehe mich ſowenig als die anderen. Ich Tropf! wie ſollte er und wie ſollten andere mich verſtehen, wenn ich immer ſo ſtumm und unfreundlich an ihnen vorbeiſchnauzte,*) als ob ich ſchon der Herr Bibliothekari wär und die ganze Welt mich ſauber**) nichts anginge?

Ein altes Sprichwort ſagt: Not lehrt Beten. Mich aber hat die Not nicht recht fromm, das Unglück immer nur verſchloſſen und trotzig gemacht. Eine frohe Stunde dagegen öffnete mir das Herz, ließ mich demütig und liebevoll werden und erfüllte mein ganzes Weſen mit einer Wärme, in welcher hundert gute Vorſätze ſchnell zur Tat wuchſen. Das Glück, die Freude weckt mein Vertrauen auf Gott und öffnet mein ſonſt verſchloſſenes Weſen nicht nur der Gerechtigkeit, ſondern auch der Liebe gegen alle. In ſolchen Augenblicken empfinde ich am richtigſten, wieviel mir noch fehlt und was zuerſt anders werden muß.

*) barſch anfuhr.

**) ſteigerndes Adverb = gar.

Ich ging nicht ſogleich in den Pfarrhof, um Bücher zu holen. Der lief mir gewiß nicht davon. Leſen konnte ich noch den ganzen Winter, wenn ich ſonſt gerade nichts zu tun, mit Niemandem zu verkehren hatte. Mein Leſebedürfnis kam wohl nur davon, weil es mir an vertrautem Umgang, an Verſtändnis fehlte, aus eigener Schuld. Nun ſollte etwas anderes verſucht werden, denn durchs Leſen kam ich den Leuten nicht näher und ſie mir auch nicht. Wir ſollten uns aber näher kommen, und das war mir klar, den erſten Schritt mußte ich machen. Ich verſuchte es mit beſtem Willen und es ward mir leicht. Williger zu allem, was der Tag forderte, wollte die Mutter mich nie geſehen haben als jetzt. Der Vater war erfreut über ihr Lob und hatte bald Urſache, in dasſelbe miteinzuſtimmen. Das wirkte wieder auf mich zurück. Ich verſprach, das Leſen gänzlich aufzugeben, dafür mehr arbeiten und erwerben zu helfen. Das rührte nun meine Eltern und machte ſie aufmerkſamer und beſorgter. Es hieß: man wiſſe doch nicht, was man einem Kinde raten und wehren dürfe. Jedenfalls habe mir Gott meinen ſonderbaren Sinn gegeben und es ſei vielleicht gegen ſeinen Willen, daß mir Zwang angetan werde. Man kannte mich gut genug, daß man wußte, wie ſchwer ich mich zur jetzigen Lebensweiſe entſchloß. Um mir doch auch wieder eine Freude zu machen, ſchickte man mich nun ſelbſt in den Pfarrhof, eines der zugeſagten Bücher zu holen.

Wie froh ich folgte, iſt ſchwer zu ſagen. Wenn ich's aber auch gut zu ſchildern vermöchte, ich unterließe es, zurückgehalten von der Beſorgnis, daß man mir's nicht glauben würde, wie wichtig und erfreulich mir dieſer Tag war. Ich hatte nun das Gutheißen der Eltern für meine Liebhaberei und durfte dem Pfarrer herzhaft ins Auge ſehen, während ich meine Bitte vortrug. Er gab mir Haubers Jugendfreund mit mehreren kleinen Erzählungen von Chriſtoph v. Schmid.

Nun ging es wieder an ein Leſen wie noch nie vorher, denn auch die Mutter hatte, da die Bücher vom Pfarrer kamen, nichts mehr dagegen. Ja, jetzt ließ ſie ſich zuweilen ſogar eine Abkürzung des Abendroſenkranzes gefallen. Ich hatte daheim die ſchönſten Stunden. Mit dem Vater und dem Gottle redete ich viel vom Geleſenen. Sie hörten mir immer freudiger zu und wir rückten uns geiſtig näher; ich fühlte, wie ich ihnen lieber wurde, ſeit ſie mir auf meinem Wege entgegenkamen und mich verſtehen lernten. Herzlich dankbar für jedes freundliche Wort lebte ich mich nun auch mehr und freudiger in des Vaters Berufsleben hinein. Ich wollte nicht mehr nur Geld zu Büchern verdienen; es machte mich glücklicher, der Haushaltung etwas zu erwerben, da ich wohl ſah, wie grauſam nötig man auch jede Kleinigkeit brauchen konnte. Nicht mehr außer dem Hauſe oder im ſtillen Altarkämmerlein, in der Stube, im Kreiſe der Meinen, mit ihnen arbeitend

und plaudernd ſuchte und fand ich meine beſte Kurzweil. Wenn auch der Vater an einem Abende zum Vorleſen, ja ſogar zum Zuhören keine Zeit hatte, ſo war mir darum doch wohl, wenn er nur daheim blieb. Ich konnte unmöglich mehr genug neben ihm ſein und jede Stunde ſchien mir verloren, die ich früher abſichtlich und ohne vernünftigen Grund außer dem Hauſe verbracht hatte. Es war recht öd in der Stube ohne den Vater. Auch ſeinen Werkzeugen, Bohrern, Sägen und Zangen ſchien es öd. Wenn er da war, kam es mir vor, ob ſie alle ſich auf ihre Weiſe bewegten; ſonſt aber hingen ſie ſo tot ob der Hobelbank herum, wie Kirchenglocken am Karfreitag. Alles war dann ſtill und ernſt und ich hatte nichts dagegen, wenn die Mutter den Abendroſenkranz auch noch ſo lang machte.

Am unliebſten ſah ich ihn aber doch am Abende des 12. Februar fortgehen, ohne daß ich wußte warum. Er ging nicht etwa an eine gefährliche Arbeit, ſondern bloß über die Ach hinüber nach Gräsalp,*) wo ſeine ältere verheiratete Schweſter etwas unpäßlich ſein ſollte. Die Nacht war hell. Groß und freundlich ſah ich die Sterne herunterſchauen, als er ging. Die Wege durch den klaftertiefen Schnee waren ſo gut, daß ich ihn

*) Kleiner Weiler am Dürenbach, gegenüber Schoppernau, kaum eine halbe Stunde davon entfernt.

bat, mich mitzunehmen. Er aber beſorgte, die ungewöhnliche Kälte der Nacht könnte mir um ſo eher ſchaden, weil ich überhaupt nicht beſonders gut mit Winterkleidern verſehen ſei. Unter der Stubentür gab er mir noch das Weihwaſſer und betete wie jeden Abend:

„Behüte Gott dich dieſe Nacht,
Was er beſchützt, iſt wohl bewacht;
Gelobt ſei Jeſus Chriſtus."

„In Ewigkeit," ſagte ich und blieb in der dunklen Stube beim Gottle, während die Mutter ihm hinaus leuchtete.

Ich ſah ihm nach, bis er im Dorfe drunten zwiſchen den Häuſern verſchwand. Hierauf betete ich mit der Mutter, ſolang ſie wollte, denn ich ging nicht gerne zu Bette. Erſt als die Mutter meine trübe Stimmung ſah und ſie das Nachklingen des verletzten Eigenſinns nannte, ging ich auf mein Zimmer, wo ich aber noch ſolang zu dem geſtirnten Himmel ob den ſtillen, ſchneebehangenen Bergen hinaufſchaute, bis ich vor Kälte ganz ſtarr ward. Ich hatte das Wiederkommen des Vaters erwartet, aber er kam nicht mehr — nie mehr.

Lange wälzte ich mich ſchlaflos im Bette herum und hörte auf das leiſeſte Geräuſch aus dem Stalle, der nahe bei meinem Schlafzimmer war. Nach und nach aber verwandelte ſich das leiſe Läuten der wieder-

käuenden Tiere in lautes Schellengeklingel. Ich war auf unſerer Alp, wo ich mich beim Suchen ſeltener Blumen verklettert hatte. Auf meinen Notſchrei eilte der Vater herbei. Schon löſte ich die Hand von dem Buſch, an dem ich mich krampfhaft feſtgehalten — ſchon glaubte ich mich erfaßt und ſicher — als ein lauter Schrei — es war das Gottle — mir alle Kraft benahm und ich tiefer und tiefer ſtürzte. Dann ſah ich wieder den geſtirnten Himmel, ſah die weiß und grün angeſtrichenen Fenſterläden des Nachbarhauſes und hätte nun wach zu ſein geglaubt, wenn ich nicht noch immer das Gottle ſchreien und jetzt auch die Mutter jammern gehört hätte. Ich zerrte an den Augenlidern, kneipte mich in die Arme und tat alles, mich aus dem böſen Traume zu wecken.

„Mutter, Gottle“! rief ich ängſtlich und nun entſtand neues Jammern, aus dem ich endlich heraushörte, wie keine der beiden es mir ſagen dürfe und könne, daß mein Vater am Schlagfluſſe geſtorben ſei.

In der Wohnſtube hörte ich fremde Stimmen. Ich ſprang aus dem Bett und ſtürzte unangekleidet aus der Kammer. In der Stube lag der Vater neben ſeinen Werkzeugen, die beim Scheine eines matten Lichtes lange, ſtarre Schatten warfen. Vor dem Vater ſtand der weißgekleidete Pfarrer und betete. Einige Burſchen, die am Tiſche ſaßen und ebenfalls zu beten ſchienen, begannen laut zu weinen, als ich kam. Ich vergaß im

Schrecken alle dem Prieſter ſchuldige Ehrfurcht, zupfte ihn am weißen Kleid und fragte: was denn um Gotteswillen dem Vater fehle und was ein Schlagfluß ſei? Der Pfarrer hörte ſofort auf, lateiniſch zu beten. Er erfaßte meine zitternden Hände und ſagte: „Nichts mehr fehlt ihm, du mein gutes Kind — denn der liebe Gott hat ihn zu ſich genommen.“

Ich verſtand, was das hieß. Aber das war nicht möglich, war zu ungeheuer für den lieben Gott. Der Pfarrer redete noch lang, aber ich habe nichts mehr davon verſtanden. Um mich herum ward es heißer, dunkler und mir wurde es, als ob der Boden unter meinen Füßen weiche und ich zu ſinken anfänge, tief, tief. Auf mich wälzte ſich etwas Unausſprechliches, Ungeheueres. Erſt der Stundenſchlag der Uhr brachte mich wieder zu mir ſelbſt. In dem Klange glaubte ich etwas von der Stimme meines Vaters zu hören. Nun ſah ich ihn wieder vor mir liegen, aber er war doch gewiß nicht tot. Nein, nein, das nicht! jetzt ja ſah ich's durch meine zitternden Tränen hindurch, wie er zu lächeln, ſich zu regen begann. „Hol' nur den Doktor,“ rief ich, „denn das kann ſo nicht ſein — es iſt unmöglich!“

Ach, wie gaben ſich dieſe Menſchen Mühe, mich zu überzeugen, daß wirklich alles aus, gar keine Hoffnung mehr ſei. Mir aber ſollte, mußte etwas geſchehen. So müßig daſtehen, jeden Augenblick neue, noch ungeheuerere Laſten auf mir fühlen konnte ich nicht. Ich ſelbſt wollte

in das nur eine leichte Stunde entfernte Dorf Au und den Doktor holen. Ohne noch ein Wort zu ſagen, eilte ich ins Schlafzimmer zurück, um mich anzukleiden. Da hörte ich wieder das Jammern der Mutter. Das ging mir durch mein Innigſtes und nahm mir jede Kraft, jede Hoffnung. Ich eilte zu ihr und ſank laut aufſchreiend in ihre Arme.

Von da an weiß ich wenig mehr zu erzählen aus dieſer Schreckensnacht. Wenn ich ihrer gedenke, ſehe ich einige Burſchen um den runden Tiſch herum ſitzen, auf dem ein mattes Kerzenlicht brennt. Einer erzählt, wie er den Vater tot auf dem Wege gefunden; ein anderer, wie er noch fünf Minuten früher gemütlich mit ihm geplaudert habe. Auch was jeder von ihnen heute noch außer dem Hauſe wollte, wird erzählt und dazwiſchen wieder ein Roſenkranz für den Verſtorbenen zwar laut, aber doch mit gedämpfter Stimme gebetet. Ob nur meine Einbildung, die ſich ſpäter noch oft mit dieſer Schreckensnacht beſchäftigte, das ſo zuſammengeſtellt hat, oder ob ich es wirklich ſah, kann ich nicht mit Beſtimmtheit ſagen. Am andern Morgen ſaß ich im Gado, wohin die liebe Leiche gebracht worden war, neben der Mutter. Sie hatte krampfhaft meine beiden Hände erfaßt und ſchien zu ſchlummern. Ich wagte mich nicht zu regen, nur mein Auge ſuchte das ihrige. Es war offen und bald auf mich, bald auf die Leiche gerichtet. Als nun mein Blick dem ihren begegnete, hielt ſie

meine Hände noch feſter und ſchrie laut auf: „Er iſt tot, iſt fort und läßt uns allein!“ Als ich laut aufweinte, ſagte ſie: „O du haſt es gut, daß du weinen kannſt; daß das heiße Weh nicht jeden Tropfen in dir auftrocknet! aber du weißt auch nicht ſo ganz recht, was du verloren haſt — du und ich. Ja, du biſt noch ſo jung und unerfahren und ich ſollte dir alles ſein, wie genug ich auch mit mir ſelbſt ſchon zu tun hätte.“

Gewiß, der Gedanke, daß nun die Sorge für mich, fürs Gottle, fürs ganze Hausweſen einzig auf ihr, der Verlaſſenen, liege, drückte ſie anfangs noch tiefer nieder; aber gerade dieſer Gedanke richtete ſie auch zuerſt wieder einigermaßen auf. Ihre Frömmigkeit, ihr feſtes Gottvertrauen beſtand auch dieſe Prüfung und ging ſogar noch größer und ſchöner daraus hervor. Sie war ein Weib, eine Hausmutter, die die ganze Gemeinde bewundern mußte. Im Geiſte des Geſchiedenen wollte ſie wirken. Schon am Tage nach jener Unglücksnacht kam ſie zu mir ins Altarkämmerlein, wo ich ſtundenlang weinte, und ſagte feierlich: „Gott der Herr ſelbſt hat den Vater zu ſich genommen. Die Leute jammern, daß er unverſehen — ohne Beichte und Kommunion — geſtorben iſt, mir aber macht das nicht viele Sorge. Das hat Gott ſo wollen, der gewiß nicht das Unrechte will. Der Vater hat ſo gelebt, daß er leicht Rechenſchaft ablegen kann vor dem Richterſtuhl des Allwiſſenden. Wäre das nicht, ſo hätte der ihn

ſicher nicht ſo ſchnell hinweg genommen, d'rum iſt's mir noch faſt ein Troſt. Für den Vater ſollte ein ſchneller Tod gewiß keine Strafe, ſondern bloß eine Erleichterung des Scheidens werden. O er hat ſie verdient! Er war ein rechter,*) ein lieber, der beſte Mann; und ich wollte jetzt nur, daß ich ſeiner mich wert zeigen könnte vor dir, dem Gottle und der ganzen Gemeinde, daß er vom hohen Himmel zufrieden ſegnend auf uns herabſehen könnte. Nur das bleibt mir auf dieſer Welt noch zu wünſchen."

Und die Starke hat dieſe Gnade wirklich gehabt. Die vielen Leute, welche kamen, um für den Verſtorbenen zu beten, bewunderten die Ruhe, mit welcher ſie ihre Anordnungen, beſonders zur Beobachtung der durch die Sitte vorgeſchriebenen Bräuche, treffen konnte. Dieſer Bräuche bei Todfällen gibt es ſo viele, als ob es gerade darauf abgeſehen ſei, die Bewohner des Trauerhauſes auch nicht einen Augenblick zu ſich ſelber kommen zu laſſen. Vom Morgen bis zum Abend währt das Kommen und Gehen derjenigen, welche ein „Seelenalmoſen" — gewöhnlich ein Kleidungsſtück des Verſtorbenen — wie einen ihrer Armut ſchuldigen Tribut in Empfang nehmen, wofür ſie den trauernden Spendern gewöhnlich eine endlos lange, ungemein peinliche Troſtrede halten. Abends, nach dem Nachteſſen, verſammelt ſich ſo ziemlich das ganze Dorf in allen Räumen des

*) Ein Mann, wie er ſein ſoll.

Hauſes, um für den Verſtorbenen einen Pſalter, aus drei Roſenkränzen beſtehend, zu beten. Die Ärzte und auch einzelne gebildete Geiſtliche haben bisher noch immer vergebens geredet gegen dieſe jeden fühlenden Menſchen quälende Sitte, die überdies noch gefährlich iſt, wenn der Geſtorbene einer anſteckenden Krankheit erlag. Es wird allerdings zugegeben, daß man auch in der Kirche ſich verſammeln und beten könnte — faſt beſſer, als in einem engen Hauſe, wo alles ſich drängt und ſtört. Doch man will es dem Toten nicht antun, ihn ganz allein liegen zu laſſen, und man ſagt, daß ſo eine fromme Verſammlung für die Überlebenden recht tröſtlich ſei. Dieſen kommt es freilich nicht ſo vor, wenn ſie es einmal ausſtehen müſſen, aber ſie dürfen nichts ſagen und ſo bleibt es immer bei der alten Plage. Uns wenigſtens tat es recht in der Seele weh, als wir die von des Vaters Hand noch an ihren Platz geſtellten Werkzeuge, den Schraubſtock, die Hobelbank und alles aus der Stube entfernen, im ganzen Hauſe das Unterſte zu oberſt räumen mußten, um für die vielen Andächtigen, Teilnehmenden und Neugierigen etwas Platz zu bekommen. Weh tat uns auch das Lachen der jungen, ungezogenen Leute und ihr dummes Geſchwätz vor und nach dem Pſalter. Über alles mögliche unterhielt man ſich da, die Pfeifchen der vielen Raucher dampften, bis ein Qualm entſtand, welcher endlich die meiſten heim trieb. Nur etwa noch ein

Dutzend junge Leute aus unſerer Verwandtſchaft blieben in der Rauchwolke zurück und halfen uns die Nacht durchwachen. Noch einmal wurde ein Pſalter gebetet. Die übrige Zeit vertrieb man ſich mit Kaffeetrinken, Spielen und Plaudern. Uns kam es vor, als ob wir gar nicht mehr da zu Hauſe wären. Wieder und wieder flohen wir zum Sarge des Vaters, auf welchem neben einem Kruzifix zwei Lichter brannten. Die Nacht war endlos lang, doch konnten wir trotz aller Müdigkeit nicht ſchlafen. Wenn uns die Augen zufielen und wir uns allmählich an den Lärm in der Stube gewöhnten, kam uns auf einmal wieder in den Sinn, warum die da draußen verſammelt waren. Erſchrocken fuhren wir dann auf. Ein unausſprechlicher Schmerz, der uns durchzuckte, ſchien furchtbar ſchnell die wenigen Minuten des Vergeſſens und der Erholung wieder einbringen zu wollen. Das laute Weinen des einen ſchreckte auch das andere wieder auf, bis endlich — und doch noch zu früh — der Morgen kam, an dem wir den Sarg zunageln, die ſchwarze, hart gefrorene Erde ins Grab fallen hörten. Ja das Alles hab' ich gehört, und die Glocken läuteten dazu ſo ernſt und Alles weinte. Noch lange glaubte ich im Glockenklang immer auch das Fallen gefrorener Erdſchollen und das Weinen der Mutter zu hören, während mich früher das Läuten nur an den erſten Gang zur Kirche und andere glückliche Stunden erinnert hatte.

Nicht nur wir, auch die Gemeinde hatte viel an dem Verſtorbenen verloren, beſonders die Armen. Wer ſich mit ſeinen Angelegenheiten nicht ſelbſt an den Vorſteher zu wenden wagte oder beim Pfarrer eines Fürſprechers zu bedürfen meinte, kam ohne Scheu zu meinem Vater, welcher für alle und für jeden einzelnen da war. Jeder ging hoffnungsvoll oder doch getröſtet von ihm. Er hatte eine ganz eigene gewinnende Art, mit den Leuten umzugehen, ſo daß ſie ſich auch das Unerwünſchteſte von ihm raten und befehlen ließen. Als der Weg durchs Achtal nach dem im hohen Gebirge gelegenen, vier Stunden von uns entfernten Schröcken*) auf Unkoſten der Gemeinde neu angelegt werden ſollte, und keiner der Bauern rechte Luſt zu der ſchweren, wochenlangen Arbeit zeigte, die ſie ſelber verrichten mußten, wurde dem Vater die Oberaufſicht von der Gemeinde übergeben, weil man glaubte, daß die Arbeiter ihm am willigſten folgen würden. Man fand ſich auch nicht getäuſcht. Er verſtand es meiſterlich, jeden auf ſeinen Platz zu ſtellen und auf ſeine Weiſe zu behandeln. Alle Dorfbewohner arbeiteten mit Luſt, und die Straße — anderwärts würde ſie freilich nicht ſo genannt werden — war in kurzer Zeit fertig; viel eher, als vorher Jemand erwarten zu dürfen glaubte. Noch ſehe ich ihn vor mir, ſeine geſunde,

*) Das letzte Örtchen im Hintergrunde des Tales der Bregenzer Ache, 1200 Meter hoch gelegen.

kräftige, nur von ſtrenger Arbeit etwas gebeugte Geſtalt, ſein heiteres ſelbſtgenügſames Lächeln, das man immer auch ein wenig hörte, wie er überhaupt nur laut zu denken vermochte. Größer, aufrechter ſah ich ihn nie, als da er den erſten zweirädrigen Wagen nachſchaute, welche in die Achſchlucht auf der neuen Straße hineinfuhren, und da ich ihm die erſte Zeitung vorlas.

Er war ein friſcher, freier, frommer, fleißiger, fröhlicher Mann, von dem noch lang im Dorfe geredet und gerühmt ward. Ich habe ſpäter in beſonders guten und böſen Tagen ſtets ſeiner in Wehmut gedenken müſſen, denn je älter ich wurde, deſto beſſer lernte ich ihn verſtehen, deſto höher ſchätzen nach dem, was mir von ihm im Gedächtniſſe geblieben iſt.

Friede ſeiner Aſche!

VII.

Es gibt auch eine Poeſie des Todes, eine tiefe, wunderbare; ſo tief und wunderbar, daß ſie bei weitem nicht von jedem empfunden wird. Der Schlaf iſt des Todes treueſtes Bild. Der aber, der, wie wir jetzt, im ſtillen bergumſchloſſenen Dörfchen die Nacht durchwacht, gleicht dem, der ſein Liebſtes vor ſeinen Augen verſinken ſah. Wehmutsvoll wendet ſein Blick ſich hinauf aus der dunklen Welt, die in ihrer ſtarren Ruhe dem Schlummerloſen recht hart und ſelbſtſüchtig erſcheint. Da ſteht er allein im Dunkeln; droben aber winken tauſend und abertauſend Sterne, ziehen ihn ins Unendliche und ſein Weſen beginnt ſich wunderbar zu weiten, daß er ſich nicht mehr ſehnt nach dem Lärm des Tages, nicht mehr hinein ſich wünſcht ins ruheloſe unzufriedene Treiben der Menſchen. Zeigt uns der Tag mit ſeinen bunten Bildern die Größe und Kleinheit des Menſchengeiſtes, ſo wirſt du, freundliche Mutter Natur, dem Einſamen die hehre Verkünderin der Allmacht, der Unendlichkeit des Welterhalters, wirſt ihm das Bild der Ewigkeit. O Mancher, den ihr unglücklich wähnt, der es auch iſt und ſich von euch

nicht tröſten, nicht zerſtreuen läßt, teilnamslos an eueren lauteſten Feſten vorüberſchleicht, vermochte in der Stille der dämmernden Nacht, wo kein Bild des Leides, des Weltunfriedens, den Geiſt gefangen nahm, ſein Leid ins All zu verſenken, daß es im uferloſen Meere ins Nichts verſchwand.

Auch um uns herum war es ſeit dem Tode des geliebten Vaters überall Nacht. Wir achteten wenig mehr auf das Treiben der Menſchen, denn unſere Blicke waren nach oben gerichtet. So innig waren wir an den Hingeſchiedenen gebunden geweſen, hatten ſo feſt an ihm gehangen, daß er uns mit hinüberzog in jene Welt, in der ihn jetzt unſer frommer Glaube unter den Verklärten wandeln ſah. Die Pforte zwiſchen uns und ihm, zwiſchen Zeit und Ewigkeit, war nicht ganz wieder verſchloſſen. Das verklärte Lächeln des Seligen belohnte uns noch jede gute Tat. Wir mußten einander noch nahe ſein. Mir wenigſtens war der Gedanke an ihn mein Gewiſſen und die Mutter ſagte: „einem Prieſter, der an Gottes Statt wirke, müſſe ähnlich, obwohl noch viel erhabener zumute ſein als ihr, wenn ſie am Platze des Vaters und in ſeinem Namen das Hausweſen leite.“ Es war uns wirklich zumute, wie dem einſamen Bewunderer einer herrlichen Winternacht, für den der Lärm des Alltagslebens keinen Reiz mehr hat, ſondern nur noch das Verſenken ſeines ganzen Ich ins Überweltliche, ins Unendliche.

Unſere Freunde und Verwandten ſahen nicht ohne Beſorgnis die Mutter immer ſtiller, immer gleichgiltiger werden gegen viele ihnen wichtige Dinge. Nicht etwa, daß ſie die Pflichten der Haushälterin irgendwie vernachläſſigt hätte. Dazu war ſie viel zu beſorgt um meine Zukunft, zu eifrig, ſich ihres Gatten wert zu zeigen und der nach ſeinem Tode von Gott an ſie geſtellten Anforderung zu genügen. Zurückkommen durfte die Haushaltung nicht, wenn's irgend zu vermeiden war. Dieſer Gedanke beherrſchte die Mutter faſt allmächtig, ſo daß ſie nicht mehr auf ihre Geſundheit Rückſicht nahm. Aber weil ſie die Erfüllung ihrer ſchweren Aufgabe wie eine Art Gottesdienſt anſah, begann ein Ernſt ſie zu umgeben und allem äußeren zu verſchließen, der die, welche ihr nahe ſtanden, immer beſorgter werden ließ.

Nun verſuchte man ſie zu tröſten, aber mit Gründen, die ihrem Weſen fremd waren, gegen die ſie ſich ſogar mit aller Kraft wehrte. Wer Jemand aus der Tiefe des Schmerzes erheben will, der muß vorher auch in dieſe Tiefe hinabſteigen können und leſen in der Seele des Leidenden. Dem bloßen Rufe, heraufzukommen, folgt er nicht, und hat nicht die Kraft, den zu ſeiner Rettung ihm zugeworfenen Strick zu erfaſſen. Das iſt aber häufig nicht gar ein ſo großes Unglück, als man glauben könnte. Ausklingen muß der Schmerz im Herzen wie eine geſchlagene

Glocke, die leicht zerſpringt, wenn man ſie zu ſchnell mit einem fremden Gegenſtand drückend in Berührung bringt. Im kräftigen Einſtehen an des Vaters Platz hätte die Mutter ſicher noch den beſten Troſt gefunden, wenn es ihr durch die Verhältniſſe nicht gar zu ſchwer gemacht worden wäre. Freilich konnte man ſie für ein Alter von fünfzig Jahren noch ungewöhnlich geſund und kräftig nennen, aber ſie brauchte das. Im Winter mußte ſie neben der Küche und dem kranken Gottle noch unſere fünf Kühe verſorgen. Ich machte ihr mit Waſchen und Flicken der Kleider gewiß noch ebenſoviel oder mehr Arbeit, als ich ihr anderweitig neben der Schule abnehmen konnte. Einen Knecht wollten uns unſere Mittel nicht erlauben und die Mutter hätte ſich auch ein Gewiſſen daraus gemacht, mir etwas von dem zu nehmen, was die ſaure Arbeit, die bittere Sorge hinterließ. Verdienen konnte ich wohl auch künftig nie viel, daher mußte auf jede Weiſe geſpart werden.

Gerne hätte ſie unſeren Anteil an der Alp verkauft, die der Vater mit ſeinen Geſchwiſtern vom Großvater erbte. Doch das war nur mit Nachteil zu machen in einer Zeit, wo kein Menſch den Verhältniſſen ſo traute, daß er etwas unternehmen mochte. Alle Preiſe ſchwankten, und da man im größeren nur noch um Papiergeld handelte, ſo wußte man nie, was man in der Hand habe und was eine beſtimmte Summe

über Nacht noch wert ſei. Unſer Vormund, der einzige am Leben gebliebene Bruder des Vaters, ein rotbackiger noch unverheirateter Mann in den beſten Jahren, riet uns, die Alp, welche ja doch des Vaters Brotkorb geweſen ſei, einſtweilen zu behalten und lieber einige Grundſtücke zu verkaufen. Auf der Alp werde doch alles mit Knechten getan und es ſei beſſer für die Mutter, wenn ſie künftig im Winter nicht mehr ſoviel Kühe zu verſorgen habe. Gewiß wäre es dem Vormund nicht recht geweſen, einen ganz fremden Teilhaber der Alp neben ſich zu bekommen. Eigennützig darf man ihn aber darum doch nicht nennen. Im Gegenteil, er übernahm das Kaufen und Verkaufen der Kühe, die wir jeden Sommer brauchten und mit denen wir im Herbſt nichts mehr anzufangen wußten, ohne irgend eine beſondere Belohnung und erwies ſich uns überhaupt in jeder Weiſe gefällig. Mir war er ſchon wegen ſeiner Ähnlichkeit mit meinem Vater ungemein lieb. Nur daß er an ſeinem Hochzeitstage, etwa ein halbes Jahr nach dem Tode des Vaters, Tanzmuſik hielt, habe ich ihm lange nicht recht verzeihen können. Überhaupt kam mir noch immer jeder frohe Menſch etwas rückſichtslos und ſelbſtſüchtig vor. Wer noch keinen Verluſt eines Lieben zu beklagen hatte, der ſollte Gott im Stillen täglich danken, aber nicht anderen mit ſeinem lauten Jubel darüber wehe tun.

Hatte denn der und der ſeinen Vater mehr verdient als ich? Oder brauchte er ihn notwendiger? Warum hatten denn gerade wir ſo unglücklich werden müſſen? Mit ſolchen Gedanken ging ich manchesmal durchs Dorf hinab. Die Arbeiten und Sorgen des täglichen Lebens drückten mich und die Mutter mehr und mehr aus jenen Höhen herab, in welche zuerſt unſer Geiſt dem Geſchiedenen gefolgt war. Zuerſt war es uns immer geweſen, ob er unſichtbar noch um uns ſei; jetzt aber empfanden wir es immer und überall, daß er uns fehlte. Wir glaubten zwar, daß wir nur nach dem Wiſſen und Willen Gottes leiden mußten, aber eben darum begannen wir den lieben Gott faſt für unſeren Schuldner zu halten. Die vielen ſich folgenden Unfälle im Stall trafen uns immer doppelt, weil ſie uns nicht nur um einen bedeutenden Teil unſeres kleinen Vermögens, ſondern auch beinahe um jenes kindliche Vertrauen brachten, welches in jedem Ereigniſſe das Eingreifen Gottes ſieht und vom Schlimmſten immer wieder das Beſte hofft. Die Mutter hatte bisher ihre religiöſen Bedürfniſſe durch pünktliche Pflichterfüllung befriedigt, ohne daß dabei beſonders viele Worte gemacht wurden; jetzt ſuchte ſie mehr als je erbauliche Geſpräche und geſtand offen, daß nur dadurch ihr Vertrauen wieder geweckt, ihr Mut gehoben würde. Beſonders viel ſah ich ſie mit einem armen verwaiſten Mädchen verkehren, welches alljährlich zwei-

mal wallfahrtete und Mitglied aller bekannten Bruderſchaften war.

Unſer Abendroſenkranz wurde immer länger, da das fromme Bäbele immer wieder neuer Heiligen gedachte, deren kräftige Fürbitte bei Gott man ſich auch noch durch ein Vater Unſer erflehen ſollte. Selbſt dem Gottle währte manchesmal das Vaterunſerbeten zur ganzen Allerheiligen-Litanei etwas zu lang, obwohl auch es immer ernſthafter wurde und mich kaum noch etwas anderes als die vom Pfarrer entlehnten Schriften von Alban Stolz oder etwas aus unſerer Heiligenlegende laut vorleſen ließ. Anfangs freilich war mir das etwas ſchwer, aber dieſe frommen Werke, deren Inhalt mehr und mehr auch den einzigen Stoff unſerer Geſpräche bildeten, begannen bald auch auf mich zu wirken. So ergeben in Gottes Willen wurden wir freilich nicht, daß wir ohne bittere Klagen an den Verluſt des Vaters zu denken vermochten. Gott hatte gewaltſam in den natürlichen, berechtigten Lauf der Dinge eingegriffen. Es war ein Wunder geſchehen, und zwar ein ſo großes, wie wenn ich nun plötzlich auch am linken Auge wieder ſehend geworden wäre. Dem lieben Gott war gewiß das letztere noch viel leichter, gewiß griff er nochmals, wie ſchon oft, auf ganz beſondere, jedem ſichtbare Weiſe in unſer Leben ein, wenn man recht herzlich ihn darum bat. Ich konnte ja dann ihm, der Mutter und den Neben-

menſchen viel beſſer, freudiger dienen, meine Berufspflichten genauer erfüllen. Angeregt ward dieſer Gedanke durch das Bäbele, genährt aber wurde er hauptſächlich durch die vielen Wundergeſchichten, die ich in der Legende las, während anderſeits Alban Stolz die nüchterne, glaubens- und vertrauensloſe Verſtandesrechnung mit dem alltäglichen Lauf der Dinge fortkämpfte und beſchämte.

Ja ich erwartete etwas ganz Sonderbares, ein Wunder. Trotzdem aber war ich überraſcht, als einmal mich die Mutter ſchon um Mitternacht weckte und mir die mitgebrachten Sonntagskleider anzuziehen befahl, weil mich das Bäbele zu einem Geiſtlichen bringen wolle, der wirklich ſchon mehrere Wunder gewirkt habe. Anfangs tat ich alles mögliche, um ſicher zu werden, daß ich nicht etwa nur träume, denn ich begriff nicht, wie die Mutter mir ſolange verhehlen oder doch nur verblümt andeuten konnte, wie nahe die Erfüllung meines heißeſten Wunſches ſei. Man machte mich nun darauf aufmerkſam, daß ich meinen Wunderglauben nicht verſtohlen genug vor anderen Kindern gehalten hätte. Die Welt ſei beſonders jetzt eine böſe. Was der heilige Schutzengel und was wahrhaft fromme Menſchen Einem eingäben, das werde unchriſtlich bekämpft und niedergeſpottet. Ich aber würde dabei leidenſchaftlich und könnte leicht im frommen Eifer das Heiligſte ſündhaftem Spotte preisgeben, indem ich meine Behauptungen

durch einen Hinweis auf Tatſachen bekräftigen wollte. Derlei Bedenken hätten gänzliches Stillſchweigen mir gegenüber weitaus als das Klügſte erſcheinen laſſen.

Ich wurde mit dem Ankleiden unmöglich fertig und hätte ſicher ohne den Beiſtand der Mutter mich in der Aufregung nur ſchlecht gegen die Kälte der Winternacht geſchützt. Auch mußte ſie mir Weſte und Rock zuknöpfen, da meine Hände ſo zitterten, daß ich ſelber damit wohl kaum zuſtande gekommen wäre. Von dem aufgeſtellten Eſſen rührte ich kaum noch etwas an, wie ſehr mich das Bäbele, welches ſchon herüber gekommen war, auch immer dazu nötigen wollte. Wieder und wieder ſah ich mich in der Stube um, denn ſo wie jetzt ſah ich ſie nun wahrſcheinlich nicht mehr. Alle meine Spielplätze hätte ich noch einmal beſuchen mögen, um mir ihr Bild recht tief einzuprägen. Künftig mußten ſie, mußte die ganze Welt mir anders erſcheinen; mußte ich ſelbſt ein Anderer werden. Ja jetzt wagte ich's, mir zu geſtehen, daß denn doch meine Kurzſichtigkeit an mancher meiner Sonderbarkeiten ſchuld ſein möge.

Noch ſegnete mich die Mutter, dann ging's aus dem Hauſe und durch das ſtille, dunkle Dorf hinab. Mir war es lieb, daß das Bäbele ſowenig redete, denn auch ich hatte genug mit meinen eigenen Gedanken zu tun. Im Nachbardorf Au, vor einem Hauſe, in welchem ich trotz der frühen Stunde ſchon mehrere Lichter brennen ſah und ein geſchäftiges Treiben hörte,

ſtanden wir ſtill. Ein älterer Mann trug viele große, aber ſcheinbar nicht beſonders ſchwere Päcke auf einen großen Schlitten. Da ich den Mann ſofort kannte, konnte ich mir denken, daß er die in Au und Schoppernau gemachten Stickereien wieder nach der Schweiz ins Appenzellerländle bringen wolle. Die vielen Arbeiten langer Wochen und tauſend ſchlafloſer Nächte ſah ich ihn ganz gleichgiltig aufeinander werfen; dann faßte er mich — ein Schwung und ich ſteckte mitten zwiſchen den rieſigen Ballen. Mit dem Bäbele machte er kaum etwas mehr Weſens. Unverſehens lehnte es neben mir und wickelte mich in ſeinen Mantel. Nun ward ein alter Schimmel, an deſſen Rippen und Knochen man Kleider hätte aufhängen können, aus einem baufälligen Stalle geholt und voran geſpannt. Das Tier ſchien ſchlecht zu hören oder der Schlitten mußte angefroren ſein, denn ſchon dreimal hatte des Ferggers*) gewaltige Stimme „hi hi!“ gerufen und noch waren wir auf dem nämlichen Platze. Auf einen mit Geißelhieben bekräftigten Fluch aber begann ſich's zu regen. Die Häuſer wichen zurück und bald ging es mir und dem Schimmel nur zu ſchnell. Mir, weil ich hart unter uns links die kalte Ach fließen ſah und fürchtete, das Fuhr-

*) Fergger (= Fertiger), ein Handelsmann, Agent, der zwiſchen den Fabrikanten (oder Handelsfirmen) und den auf den Dörfern in ihren Häuſern beſchäftigten Arbeitern (hier Stickerinnen) den Waren- und Geldverkehr beſorgt.

werk möchte das Gleis verlieren und nebenaus kommen; dem Schimmel, weil der eisenbeschlagene Schlitten ihm ein ums andere Mal an die hinteren Beine schoß. Da bekam dann das Bäbele mit mir, der Stückleferggger*) mit seinem Rosse zu tun. Dieses schien nichts so gut zu können als stillestehen, wenn man aus irgend einem Hause herausrief, daß man auch noch etwas zu übergeben habe. Das geschah immer häufiger, je heller es wurde. Da mußte ein Brief, dort ein Päcklein und hier ein Bericht mitgenommen oder zurückgelassen werden. Die Leute, die dabei zu uns heraus kamen, schienen mir sich fast alle zu gleichen, seit ich Niemand mehr kannte und mir bei keinem etwas bestimmtes denken konnte. Auch die Häuser sahen sich ziemlich alle gleich. Die sonnengebräunten Wände sahen uns, unter der klafterdichten Schneekappe heraus, welche auf dem niedrigen Dache lag, recht unfreundlich an, und sonst war im Schneegestöber am Morgen weniger zu sehen, als vorher im Dunkel der Nacht, welches dem Auge doch wenigstens die Umrisse der Berge ließ. Von den vielen Krümmungen der Ach merkte ich im Fahren nichts. Meine anfängliche Aufregung wich mehr und mehr dem Gefühle des Frierens. Bald war ich so schläfrig, daß ich nicht mehr aufsehen mochte, wenn auch ein Gerede oder ein Lärm um uns herum ent-

*) Stückle = Stück Stickerei; im Montafon hängt ein Schild an einem Hause: N. N., Stickstückfergger.

ſtand, bis man mich endlich in Schwarzenberg vom Schlitten hob. Der Fergger trieb gleich den Schimmel wieder an und langſam verſchwand ſein Fuhrwerk im Nebel; mich aber führte das Bäbele in ein ihm befreundetes Haus, wo wir uns nun wieder erwärmen und erquicken konnten. Zuerſt kam es mir da unheimlich vor, wie freundlich ſich mir auch das alte Mütterchen erweiſen mochte, dann aber ſchloß ich mich, wie noch ſelten an ein Kind, an ſeinen Joſef an, obwohl er viel älter war als ich. Man gab mir nun ſeinen Sonntagsanzug, weil ich bis auf die Haut durchnäßt war und ich fühlte mich wohl darin, wie wenig er mir auch paſſen mochte. Nach dem Mittageſſen ging es nun zum Kaplan, dem Wundermann. Die Dorfjugend hatte ihren Spaß, die weiten Kleider an mir herumplumpen zu ſehen. Ich aber kümmerte mich wenig um alle ſpöttiſchen Bemerkungen, denn ich war zu ſehr mit der Frage beſchäftigt, was nun kommen werde? Meine Aufregung wuchs, je näher wir der Kirche und vermutlich auch dem Pfarrhofe kamen, und wurde ſchließlich ſo groß, daß ich mehr in des Kaplans Wohnung hinein ſtolperte als ging. Der Geſuchte war daheim. Wie er ausſah, weiß ich nicht mehr, denn ich wagte nie recht, ihm ins Geſicht zu ſehen. An ſeine Stimme dagegen kann ich mich noch ganz gut erinnern, wie ich überhaupt für Stimmen ein beſonders ſcharfes Gedächtnis habe. Die merkte man ſich auch ſehr leicht.

Sie hatte bei aller Zartheit etwas Gewaltiges, das einem tief ins Herz ging, etwas, wie ich ſpäter es nur bei Jeſuitenpredigten wieder hörte. Dieſe Stimme fragte nun das Bäbele: wie ich denn unglücklich geworden ſei? Das Mädchen berichtete den ganzen Verlauf und ſagte dann, da es den Geiſtlichen tiefbetrübt ſah, wie um ihn zu tröſten: „Gar ſo ſchlimm, als man anfangs geglaubt habe, ſei es aber doch noch nicht. Ich könne ſpringen und arbeiten ſo gut als Einer und leſen könne ich, wie man es von Unſtudierten ſicher noch niemals gehört habe.“

„Alſo das Kind lieſt viel,“ fragte der Kaplan in einem Tone, der mir wie ein Vorwurf klang. „Soviel als Einer,“ antwortete das Mädchen.

„Dann,“ ſagte der Geiſtliche, „hat vielleicht der liebe Gott ihm gerade auf dieſe Art den Riegel vorſchieben wollen, daß es nicht abkomme von dem Wege des Heiles. Es iſt beſſer, mit einem Auge ins Reich Gottes zu gelangen, als zwei Augen haben und verdammt werden.“

Wir ſchwiegen. Ich ärgerte mich ein wenig über den Geiſtlichen, denn ich hatte ja die meiſten Bücher von unſerem Pfarrer; das Bäbele glaubte zuviel geſagt zu haben und wußte doch lange nicht, wie es wieder verbeſſern könnte. Endlich aber ſagte es: „Wär's aber nicht gut für ihn, wenn ihm geholfen würde, daß er dann ſeiner alten Mutter auch helfen, die Berufspflichten leichter erfüllen könnte?“

„Allerdings," antwortete der Kaplan, „das wohl, das wäre freilich beſſer, und drum wollen wir nun im Namen Jeſu an unſer Werk."

Ich wurde in ein anderes Zimmer geführt, in dem ein kleiner Altar aufgerichtet war. Vor dieſen mußte ich nun knieen, der Geiſtliche ſtellte ſich hinter mich und legte die eine Hand auf mein Haupt, während die andere ein Büchlein mit rotem Schnitt hielt, aus welchem er nun lateiniſch zu beten begann.

Jetzt wurde Gott von ſeinem Prieſter für mich angerufen, ein Wunder zu tun. Jetzt ſah er auf mich herab und erforſchte mich. Mir ward himmelangſt und ich zitterte am ganzen Leibe. Wie lang der Kaplan betete, weiß ich nicht. Bald ſchien mir kaum eine Minute vergangen, bis die Uhr wieder eine Viertelſtunde ſchlug, bald kam es mir vor, ob ich ſchon eine halbe Ewigkeit da gekniet wäre. Endlich machte der Kaplan ſein Buch zu, ſegnete mich und ſagte mir, daß er nun das Seinige getan habe. Gehen aber ließ er mich noch nicht, ſondern hielt, wie vorher, eine Predigt über die traurigen Folgen des Leſens, wie ſchon der liebe Gott ſelber mich ſichtbar davon abhalten wolle, wenn er mir nicht mehr Augenlicht ſchenke. Zuletzt gab er mir ein Fläſchlein geweihten Öles. Das ſollte ich tropfenweiſe im Namen Jeſu an den Schläfen verſchmieren, dabei ſeiner Worte gedenken, ſieben Vaterunſer beten und dann überzeugt ſein, daß nun Gottes

heiliger Wille geſchehe, wie es auch immer gehen möge.

Unterdeſſen hatte ſich draußen Alles gehellt und verklärt. Über die weißen von der Abendſonne vergoldeten Bergſpitzen ſchaute ein tiefblauer Himmel ins Tal herab. Aber über welch ein Tal? „O wie iſt doch die Welt ſo groß!“ rief ich erſtaunt, daß nicht ſchon eine Viertelſtunde vor mir ſich Berg an Berg reihte, ſondern wenigſtens eine Stunde weit, und gegen Oſten ſich gar noch weiter ſehen ließ. Was in meinem engen Heimatstal zu ſehen war, wußte ich ſchon ſo gut auswendig, daß ich mich ſeit Jahren nie mehr darum kümmern mochte. Las ich irgendwo von einem Dorfe, ſo dachte ich mir mein Schoppernau, hörte ich von einer Stadt, ſo glich ſie mir dem Nachbardorf Au, welches um mehr als die Hälfte größer war. Die Berge, meinte ich, ſähen alle aus wie die unſrigen und die Täler ebenſo eng. Nun hatte ich andere Formen vor mir, ganz andere Felſenköpfe ragten über unbekannte Dörfer hinaus und auf dem Allem lag ſo ein großes Stück Himmelsbläue, wie ich's noch mein Lebtag nie geſchaut hatte. Kaum war ich noch vom Platze zu bringen; denn je länger ich mich umſah, deſto herrlicher kam mir alles vor. Das Bäbele gewann die Überzeugung, daß ich wirklich viel beſſer ſehe, als vorher. Nach und nach glaubte ich das auch ſelbſt, denn ſoviel hatte mir ein Baum, ein Felſenkopf, noch

nie zu verwundern gegeben, als jetzt. Auch den ſtattlichen Häuſern ſchenkte ich mehr Aufmerkſamkeit, als früher den einfachen Wohnungen in Schoppernau. Daß aber wirklich ein Wunder an mir geſchehen ſei, das glaubte ich dem Bäbele erſt, als wir am anderen Tage wieder in mein enges heimatliches Tal zurückkamen.

Ich ſah nämlich jetzt auch unſere Berge mit ganz anderen Augen an. Die Bildung jedes Felſenkopfes war mir wichtig, während ich früher nie daran dachte, daß ſie auch anders ſein könnte, als ſie eben war. Und einmal zur aufmerkſamen Betrachtung der Umgebung angeregt, wurden mir viele Dinge merkwürdig, an denen ich früher achtlos vorüberging, ſo daß man glaubte, ich hätte ſie gar nicht geſehen. Ja, mir kam Alles viel klarer und ſchöner vor, als früher, und ich konnte daher nicht anders, als meinen Vettern und Baſen zugeſtehen, daß wenigſtens ein kleines Wunderchen an mir geſchehen ſei. Ich kann nicht leugnen, daß mir das ſchmeichelte, ſo daß ich mir in der Schule Mühe gab, das Leſebuch etwas weiter vom Auge zu halten und überhaupt als ein etwas Anderer zu erſcheinen. Es gelang mir das in manchem Stück, ſeit ich mir Zwang antat; nach und nach aber artete mein Bemühen in Verſtellung aus. Ich wollte geſehen haben, was ich nicht ſah. Vor Anderen gab ich mir dadurch allerdings nicht ſo viele Blößen, als man hätte denken ſollen, denn meine anderen Sinne hatten ſich merk-

würdig geſchärft. Das Geld zählte meine Hand ſo gut als mein Auge; wenn jemand abends vor dem Hauſe vorbeiging, kannte ich ihn am Auftreten, am Huſten und an hundert Dingen, auf welche Andere nicht achten. Ich fand ſogar, daß gewiſſe Menſchen immer einen ganz eigenen Geruch mit ſich bringen. Mit ſolchen Gaben und Fähigkeiten vermochte ich daher Andere leicht zu täuſchen, bei mir ſelbſt aber wollte mir das nicht lange gelingen. Ich mußte mir geſtehen, daß ich doch eigentlich nicht mehr ſehe, als vorher. Das ließ mir nicht einmal die Freude an dem, was mir durch ſtrenges Üben meiner Sinne und durch eine Selbſtbeherrſchung möglich war, wie ſie bei Kindern meines Alters nur ſelten anzutreffen ſein dürfte. Ich ward immer unzufriedener mit mir ſelbſt und begann über meine Reiſe zum Wundermann um ſo ſchärfer nachzudenken, weil ich für den in mir geſammelten Unmut einen Ableiter brauchte. „Gott wolle mich durch Zulaſſung eines Unglückes von dem gefährlichen Leſen bewahren," hatte der wunderliche Kaplan geſagt. Warum ließ denn Gott nicht lieber die erblinden, welche ſchlechte Bücher ſchrieben? Dadurch wäre ja das Unglück gleich im Keim erſtickt worden. Wieviel auf der Welt hätte doch Gott anders machen müſſen, wenn er ſo den freien Willen der Menſchen hätte beſchränken wollen! Das war ſicher nur eine Ausrede des frommen Mannes, weil er nichts anderes für mich hatte. Es

war nichts als eine Täuſchung mit frommen Worten, und daß ich, daß Andere mir ſchon geholfen wähnten, war auch nur Täuſchung. Wie mochte es wohl ſeinerzeit mit anderen, mit allen Wundern geweſen ſein, von denen uns erzählt wurde? Früher glaubte ich, der heilige Klaus bringe mir in der Nacht des 6. Dezembers alle die ſchönen Sachen ſchnurgerade vom Himmel herab, die am Morgen in meinem Hute aufgebeigt lagen; jetzt wußte ich, daß nur die Eltern uns Kinder täuſchten, um uns auf dieſe Weiſe zum Gehorſam zu erziehen. War es vielleicht nicht mit allen Wundergeſchichten ſo? Eine Frage rief die andere hervor. Im zehnten Lebensjahr litt ich die furchtbarſten Qualen eines Zweifels, der auch noch Erwachſene recht unglücklich machen müßte.

VIII.

Vom folgenden Sommer wüßte ich kaum mehr zu erzählen, als was ich alles dachte und litt. Daheim gab es täglich neue Widerwärtigkeiten, die mich doppelt quälten, weil ich das fromme Gottvertrauen der Mutter nicht zu teilen vermochte. Je mehr ich las und die Verhältniſſe um mich herum beobachtete, deſto weniger konnte ich an ein Eingreifen Gottes in menſchliche Zuſtände glauben; und je weniger ich davon glaubte, deſto troſtloſer kam mir alles vor. Zum Glück hatte man unſerem Pfarrer nichts von meiner Reiſe nach Schwarzenberg geſagt. Ich zog ihn daher jetzt auch nie mit in die Wundergeſchichte hinein, ſondern hing noch immer mit Leib und Seele an ihm. Er ſuchte das Chriſtentum ſtets mehr aus ſeiner Lehre, als aus Wundern zu beweiſen, und das war, was ich jetzt brauchte, wenn mein Glaube nicht gänzlich Schiffbruch leiden ſollte.

Leider hatte ich keinen Menſchen, dem ich mich anvertrauen durfte. Weder von den Meinigen, noch von ſonſt Jemand wußte ich mich verſtanden. Alle waren frömmer und glücklicher als ich. Am beſten

paßte noch der Seppel zu mir. Der glaubte auch nicht alles, was man ihm ſagte. Doch die Art, wie er urteilte, oder vielmehr witzelte, konnte mich nicht überzeugen, ſondern bloß das überlärmen,*) was ſich in mir regte und mich unausſprechlich quälte. Aber auch das war mir am Ende tröſtlicher als mein ewiges Grübeln. Er riß mich gewaltſam aus meinem Gedankengewebe heraus und ich war ihm dafür dankbar, wie weh mir ſein derbes, ſchonungsloſes Weſen auch manchesmal tun mochte.

In einer Art Verzweiflung ließ ich mich zu Allem hinreißen, wenn ich hoffen konnte, dadurch mir ſelber zu entrinnen und mich einigermaßen zu zerſtreuen. Seppel brachte ſich ſelbſt und mich durch ſeine tollen Streiche in tauſend Verlegenheiten, aber mir war Alles lieber, als Ruhe und Einſamkeit. Wenn wir uns verklettert hatten, daß wir zitternd ob einem Abgrunde hingen, wenn unſere kleinen Reitſchlitten mit uns über die gefährlichſten Stellen ſchoſſen, war doch wieder einmal Gedanke und Tätigkeit Eins. Das Leben ſchätzte ich nicht mehr hoch, die Gefahr hatte einen ganz beſonderen Reiz. Ich ſuchte Aufregung und wurde daher, als ich einmal in einem Nachbarhauſe die Karten kennen gelernt hatte, ein ſo leidenſchaftlicher Spieler, daß ich Monatelang kaum noch einmal Zeit zum Leſen

*) Durch Lärm übertäuben.

hatte. Ich lernte nur ſolche Spiele, wo Gewinn und Verluſt faſt gänzlich vom Zufall abhängig waren; aber gerade dieſe hatten am meiſten Aufregendes, und das war es, was ich ſuchte. Hatte ich ſchon früher für häuslich*) gegolten, ſo wurde ich jetzt geradezu karg, paßte auf jeden Kreuzer und quälte mich die ganze Woche, um ja am Sonntag wieder eine Stunde mit „ramſen“**) zu können. Für die Schulaufgaben, welche ich dem Peterle machte, nahm ich nur noch bares Geld. Auch die Kreuzer, welche ich in der Kirche fürs dienen erhielt, wurden im Nachbarhauſe jeden Sonntag auf den Spieltiſch geſetzt. Gewinnen wollte ich eigentlich nicht. Wenigſtens war ich herzlich zufrieden, wenn ich den ganzen Abend mittun konnte und erſt zuletzt mein Geldlein verlor. In dieſem Stücke war Seppel wieder ganz anders. Er ſpielte, um zu gewinnen, denn er hätte ſich manches anſchaffen mögen, wofür er ſeinen ſparſamen Vater um keinen Kreuzer bitten durfte. So wollte er — um nur Eines zu erwähnen — nicht mehr ohne ſeine Pfeife und Rauchtabak ſein. Vor dem Vater durfte er ſie freilich nicht ſehen laſſen, aber etwas Verbotenes hatte für ihn einen doppelten Reiz. Er gab in dieſem Stücke nicht einmal ſich ſelber nach. Wie übel ihm auch wurde,

*) hušlig = ſparſam.

**) ramſchen = zuſammenraffen, ein in ganz Vorarlberg früher (jetzt nicht mehr ſo) beliebtes Kartenſpiel.

wenn er im engen Dachkämmerlein in einer Rauchwolke ſaß — geraucht mußte werden und wenn's nicht mehr gehen wollte, ſo wurde es wieder mit einer anderen Tabakſorte verſucht. Aufgegeben konnte das nicht mehr werden, nachdem man einmal aus der Werktagſchule entlaſſen war.

Aber nicht bloß im Dachkämmerlein und beim Spieltiſche, überall ſteckten wir beiſammen und die Leute hielten uns für ganz gleich oder mich noch für den Ärgern, weil ich ja doch noch viel jünger war. Seppel mußte wenigſtens nicht mehr in die Schule, ich aber war erſt in die andere Klaſſe unter den Oberlehrer Albrecht gekommen. Dieſer hatte den Seppel nie recht leiden können und beging nun anfangs den Fehler, mich ſo ſtreng wie ihn zu behandeln. Damit aber brachte man mich nicht weit. Ich hatte eine böſe Zeit, bis er das einſah, und mein Trotz trieb mich um ſo mehr zu allerlei Unarten, weil ich mich einige Male ſchon zum voraus ungerecht verurteilt ſah. Mein Ehrgeiz machte vieles wieder gut. In der unteren Schule war ich's gewohnt, auf dem erſten Platze zu ſitzen und jetzt wollte ich nicht mehr hintendran ſein. War doch auch Marianne — meine Stuhlnachbarin aus der unteren Schule — ſchon wieder ganz oben dran. Sollte ich etwa hinter ihr zurückbleiben? Um keinen Preis!

Lehrer Albrecht bemerkte bald, daß ich ein ganz anderer Felder ſei als der Seppel und er begann mich

auch anders zu behandeln. Für meine Unarten ward ich nur noch durch Zurückſetzung beſtraft. Das wirkte; denn ich wollte ſo ſchnell als möglich neben Mariannen auf den erſten Platz kommen. Mein Eifer hörte aber noch nicht auf, als ich endlich dieſes Ziel erreicht hatte. Erſt jetzt begannen wir Beide um die Wette zu lernen; aber ganz friedlich, ohne die vielen Neckereien, mit welchen ſich ſonſt der erſte Schüler und die erſte Schülerin zu bekämpfen pflegen. Unſere Briefe und Rechnungen ließen wir einander verſtohlen ſehen. Gegenſeitige Anerkennung machte uns faſt noch glücklicher als das Lob des Lehrers, welches wir am liebſten teilten wie die Näſchereien, welche wir zuweilen in die Schule zu bringen hatten.

Der Lehrer ſah wohl, daß ich im zweiten Teile der chriſtlichen Gerechtigkeit — Tue das Gute — viel ſtärker als im erſten — meide das Böſe — war; aber er hatte Erfahrung genug, um zu wiſſen, daß unter der Sonne nichts vollkommen iſt. Er ſah mir Manches nach und ſtatt mich zu tadeln, ſuchte er mich ſoviel als möglich zu beſchäftigen. Er gab mir daher ſo nebenbei Bücher des verſchiedenſten Inhaltes aus ſeiner ziemlich reichhaltigen Bibliothek zum Selbſtunterricht und ließ mich im übrigen meine eigenen Wege gehen.

Dem Peterle half ich noch immer, ſoviel ich konnte. Es ſchrieb ſelten einen Brief, den ich ihm nicht einſagte. Dabei gewann es aber nicht ſoviel als ich.

Es wurde daran gewöhnt, ſich helfen zu laſſen; ich aber konnte mich dabei üben. Es war mir nämlich nicht genug, ihm nur einen Aufſatz zu verfaſſen, der gelobt wurde; er mußte auch dem Peterle ähnlich ſehen. So lernte ich mich auch auf den Standpunkt eines Anderen bringen und demſelben neben dem meinigen Ausdruck geben. An ſchriftlichen Aufſätzen arbeitete ich überhaupt am liebſten und es kamen mir derlei Aufgaben neben der bibliſchen Geſchichte und dem Katechismus nur viel zu ſelten vor. Ich begann daher in müßigen Stunden eine „Schoppernauer Schulzeitung“ zu ſchreiben, die bald jede Woche erſchien. In derſelben wurden auch Dorfneuigkeiten mit viel Humor berichtet. Einmal nahm mir der Lehrer ſo ein Blatt weg und da ich dann — wie gewöhnlich — im Katechismus nicht recht Beſcheid wußte, wurde ich für mein Unternehmen tüchtig abgeſtraft. Das aber machte meine Zeitung nur berühmter; der Lehrer ließ mich daher von jetzt an machen und tat, ob er gar nichts merke. Nun wanderte mein Blättchen faſt von Hand zu Hand und machte auch manches Erwachſene herzlich lachen. Für mich hatte meine Zeitungsſchreiberei das Gute, daß mir nun keine Zeit mehr zum Spielen blieb. Der Beifall, welchen mein Blättchen fand, machte mich zu glücklich, als daß ich noch an etwas Anderes hätte denken können. Sogar ſelbſterlebte Widerwärtigkeiten berührten mich jetzt weit weniger ſchmerzlich, weil ſich gerade daraus am leichteſten

etwas recht Luſtiges machen ließ. Ich hatte ſchon vom Seppel Alles niederſpotten gelernt, was mich beunruhigte. Jetzt aber hatten wir beide wenig mehr miteinander zu tun. Während ich mein Blättchen ſchrieb, ſuchte er bekannte Spieler auf und verlor mit ihnen manches ſchöne Stück Geld. Sogar kleine Schulden machte er und arbeitete dann als Taglöhner, um ſie bezahlen zu können. Davon wußte ſein Vater nichts und glaubte ihn daher ſtets am Spieltiſche, wenn er nicht zu Hauſe war. Nun ſah der Burſche ſich ungerecht behandelt, des Vaters Vorwürfe gingen ihm nicht mehr ein,*) und die Beiden ſtanden ſich immer ſchroffer gegenüber. Des Vaters Härte ließ den Sohn nicht mehr zum Ausführen der beſten Vorſätze kommen, welche zuweilen die Sehnſucht nach einem friedlichen Familienleben in ihm weckte. Wenn Seppel arbeitete, war er ſtrenger als ſein Vater; aber er wollte ſich dadurch nur wieder einen Genuß verſchaffen, während Jenem das Erſparen nicht nur als die größte Tugend, ſondern auch als die höchſte Glückſeligkeit galt. Ein weniger ſtrenger Erzieher mit etwas mehr Menſchenkenntnis hätte am Seppel ſeine Freude erleben können. Ein Bauer wäre er freilich nicht geworden und ein Weber auch nicht. Er wollte durchaus ſtudieren, aber der Vater konnte die Gelehrten nicht leiden und glaubte überdies, den Sohn unter ſeiner Aufſicht behalten zu

*) Machten keine Wirkung mehr auf ihn.

müſſen. Sie beide meinten es herzlich gut; doch Jeder auf ſeine Weiſe, keiner gab nach und ſo kamen ſie immer weiter auseinander. Wenn Seppel dem Vater ein neues Kleidungsſtück vom Markte heim brachte, ward über ſeine Verſchwendungsſucht geklagt und aufbegehrt,*) als ob er weiß Gott was angeſtellt hätte.

Wie jeder echte Bauer meinte auch der Weber, man habe es auf der Welt nirgends ſo gut als daheim. Er verdingte daher ſeinen Sohn auf einige Wochen als Kuhhirt bei einem wohlhabenden Bürger in dem Marktflecken Dornbirn, der bei uns ſchon für eine ziemlich bedeutende Stadt gilt. Seppel ſollte dadurch geſtraft werden und ſchlimme Erfahrungen machen, aber es geſchah das gerade Gegenteil. Der aufgeweckte Burſche fühlte ſich recht behaglich in ſeiner Verbannung. Er las die Zeitungen, welche ſein Dienſtherr wegwarf, und im regen Verkehr gewerbfleißiger Bürger ſah er ſich eine ganz neue Welt aufgehen. Von da an paßte er ſchon gar nicht mehr heim. Täglicher Hauskrieg trieb ihn in allerlei Geſellſchaften und der Vater hatte nicht ganz Unrecht, wenn er ihm ſein Fortgehen übel auslegte; unrecht aber hatte er, daß er nie daran dachte, dem Burſchen daheim auch nur das unſchuldigſte Vergnügen zu gewähren. So wurde einem allerliebſten Hündchen, welches er einmal mit heim brachte, ſofort

*) Lärm erheben, Streit anfangen.

mit einer Holzaxt der Kopf abgehauen. Das und anderes brachte den Sohn zum Aufbegehren und ſchließlich, als der Vater mit einem Prügel auf ihn losfuhr, floh er aus dem Hauſe, von wo er ſpäter mit Hilfe ſeiner Schweſter alle ihm gehörenden Kleidungsſtücke abholte, um in die Fremde zu gehen. Er tat ſich ſchwer, bis er endlich einen Platz hatte. Ein halbes Jahr brachte er ſich als Bauernknecht ſchlecht genug durch. Dann kam er nach Bayern und arbeitete an der Lindauer Eiſenbahn, während das ſtattliche Anweſen ſeines alten kränkelnden Vaters faſt gänzlich fremden Händen überlaſſen blieb.

Ich litt unter dem allem auch. Nach Seppels Flucht ſahen viele mich an wie die verlaſſene Geliebte eines liederlichen Menſchen. Mich aber kümmerte der arme Vetter weit mehr als das. Niemand wußte, wie gut er war, wie brav er ſein konnte, wenn man ihm die Luſt dazu nicht ſchon zum voraus durch mißtrauiſches Poltern benahm. Ja, er war der beſte Menſch, wem er traute, hoffte und liebte; aber wem ſollte er in der Welt draußen trauen, nachdem ſein Vater den Prügel gegen ihn erhoben hatte? Wochenlang ſah ich das vor mir, wie ich es am 17. April 1852 geſehen hatte. Ich mochte monatelang nicht mehr in ſein Haus, welches ich früher ſo oft beſucht hatte. Erſt jetzt empfand ich, daß ich doch viel an ihm verlor. Er verſtand mich beſſer als alle anderen. Es hatte mir ſo wohl getan,

alles Quälende von ihm wegſpotten zu laſſen. Ja, es war mir ſogar zum Bedürfniſſe geworden, meine Sorgen wegen ſeiner tollen Streiche täglich durch neue Angſt vertreiben zu laſſen. Hundertmal hatte ich ihn zitternd bewundert; jetzt aber konnte ich nur noch an ſeine traurige Lage denken und dabei fehlte das Erfriſchende, welches ſein perſönlicher Umgang hatte. In der öffentlichen Meinung gewann ich durch ſeine Entfernung ſehr viel, weil ich nun nicht mehr in die Geſellſchaften kam, in welche er mich zuweilen gezogen hatte. Meine ſauer erworbenen Kreuzer hielt ich nun wieder für Bücher zuſammen, die an Markttagen von welſchen Mauſefallenhändlern ſo nebenbei feilgehalten wurden. Es waren das meiſtens löſchpapierene Volksſchriften, verderbt durch Holzſchnitte, von denen es Einem hätte träumen können; aber billiger als die Sachen in der Bregenzer Buchhandlung, wo ein Fuhrmann in meinem Namen für Hoffmanns Jugendfreund mehr ausgab, als ich in einem halben Jahr erſpart hatte. Soviel freie Zeit zum Leſen als früher fand ich jetzt nicht mehr, da ich der vielbeſchäftigten Mutter ſoviel als möglich in Stall und Haus zu helfen ſuchte. Die Arme mußte doch noch immer für zwei arbeiten und nebenbei auch Krankenwärterin ſein. Mit dem Gottle ſtand es jetzt ſo ſchlimm, daß man es nicht nur heben und tragen, ſondern ihm ſogar das Eſſen eingeben mußte. Es iſt faſt unbegreiflich, wie die Mutter dem Stall, der Küche, dem

Gottle und allem nebeneinander abwarten*) konnte. Als im Frühling 1853 das Gottle von seinem Leiden durch den Tod erlöst wurde, weinte sie bitterlich an seinem Grabe und sagte, daß sie nun die beste Freundin, die treueste Ratgeberin, das größte Beispiel im Dulden, verloren habe. Nichts könnte sie trösten, wenn sie nicht der Schwergeprüften die Freuden des Himmels und das Zusammensein mit ihrem Jakob — meinem Vater — gönnte.

O wie gut hatte es die Mutter mit dieser frommen Zuversicht! Ich hatte nichts dafür in der Stunde der Trübsal als Unruhe und Zweifel. Oft und oft flehte ich zum Weltenschöpfer: wenn er mich höre, mich Elenden, so solle er einen Strahl ins Dunkle meines Gemütes fallen lassen! Aber jener feste Glaube, der in allen Stürmen sich an Gott anklammert, über alles Zeitliche erhebt und dabei doch zu allem willig und tätig macht — er kam nicht in mich, wie oft ich auch darum beten mochte. Zuweilen wollte ich mich mit dem Gedanken trösten: ich werde auch dieses schöne Kindergefühl ebenso mangeln**) lernen wie die Freude an den Herrlichkeiten, welche der heilige Klaus dem gläubigen Knaben schnurgrad vom Himmel herab gebracht hatte.

*) Für etwas sorgen, pflegen.

**) Entbehren.

IX.

Selten wohl hat ein Knabe die Werktagſchule mit ſo ſchwerem Herzen verlaſſen, als ich. Bis zum vierundzwanzigſten Jahre geht's ja nur aufwärts. Die Meiſten ſind froh, wenn ſie wieder eine Strecke zurückgelegt haben. Der Austritt aus der Schule iſt das Überſpringen der mühevollſten Stelle. Von jetzt an kann man auch ohne Führer und Stock weiter kommen. Daher atmen die Meiſten tief auf, wenn ſie den Entlaſſungsſchein in die Hände bekommen. Jetzt ſtehen ſie ziemlich hart vor dem, was ihnen bisher in traumhafter Ferne lag. Sie ſind keine Kinder mehr, ſchon denken ſie ſich als geſuchte Handwerker oder umſichtige Bauern, den Eltern ihre Sorgen abnehmend mit kräftiger Hand und friſchem Mute, der nun vierzehn Jahre lang wuchs und noch durch keine ſchlimme Erfahrung niedergedrückt wurde.

Am 24. April 1853 hatten alle vierzehnjährigen Schüler ſich nach der Meſſe vor dem Schulhauſe aufgeſtellt und ſprachen miteinander über ihre Zukunft. Wir waren unſer fünf. Noch ſtanden wir beiſammen. Vier ſchienen ſich ſo ziemlich gleich, aber als ſie von

ihren Plänen und Hoffnungen redeten, meinte ich ſie ſchon gewaltig auseinander wachſen zu ſehen. Der Johann Joſef dachte ſich als Zimmermann und der Andreas wollte zum Fuhrwerk; Hieronymus hätte den geizigen Bauern um viel nicht arbeiten mögen und ging lieber nach Wien, wo ſeine Vettern ſchöne Altäre aufbauten; Joſef dagegen wünſchte ſich nichts als ein kleines Anweſen, damit er das Weben nicht zu lernen brauchte.

Etwa zehn Schritte von den Knaben entfernt ſtanden die ausgeſchulten Mädchen und plauderten vom Sticken, vom Nähen und von der Hausarbeit. Ich ſtand zwiſchen beiden Gruppen und ſchaute wohl recht traurig drein. So ſchön wie ſie vermochte ich mir die Zukunft nicht auszumalen. Sie Alle hatten ſchon eine Vorliebe für ihren Beruf, und Alles, was damit zuſammenhing; ich aber liebte die Kühe nicht wie ein Bauer und das Kaufen und Verkaufen war mir in der Seele zuwider. Etwas rechtes hätte ich ſchon abgeben mögen, doch als Bauer wurde ich ſicher nicht viel und konnte der guten Mutter wenig Freude machen. Wenn die ſcharfen Blicke meiner Schulgefährten einmal dem Fluge des kleinſten Vogels folgten, wenn ſie von Schönheiten ſprachen, welche ich nicht ſehen konnte — ich kam mir nie ſo enterbt von der Natur neben ihnen vor wie heute. Mich fragte keiner, was ich nun anzufangen gedenke; ſie alle mochten fühlen, wie dieſe Frage mich ſchmerzen würde.

Etwas rauh mahnte ich auf einmal daran, daß es ſchon die höchſte Zeit in die Schule ſei. Mir war's nicht genug, dem fröhlichen Geplauder ſelbſt zu entrinnen; auch die Anderen ſollten aufhören müſſen. Das erreichte ich denn auch wirklich und alle ſchritten mir langſam nach. In der Schule war ich nun freilich wieder vorne dran; aber wohl wurde mir darum doch nicht. Bei der kurzen Anrede, die der Pfarrer hielt, und in der er uns ſagte, wie wir das Gelernte als einen Schatz fürs Leben bewahren und nutzen ſollen, hätte ich laut aufſchreien mögen vor innerem Schmerz. Ich bekam von dieſem Schatz ſoviel als Einer, und wie bettelarm war ich dabei geworden! Der Wurm des Zweifels nagte am Schönſten und Beſten, was mir die Schule gab. Ich war freilich keiner der Zweifler, von denen zuweilen gepredigt wurde. Nicht Gewiſſensunruhe und nicht Hochmut hatte mich um das Heiligſte gebracht. Auf der unglücklichen Reiſe nach Schwarzenberg war ein böſer Keim in mich gekommen. Das Leſen der alten Legende und ähnlicher frommer Schriften hatte ihn genährt. Es war da Vieles zu unſinnig, um geglaubt zu werden. Hat ſich aber der Wurm des Zweifels einmal in einem Menſchen feſtgeſetzt, ſo bleibt er nicht bei dem, was man ihm lachend überläßt; immer tiefer frißt er ſich hinein und das Größte, Heiligſte ſchont er nicht, wenn er es irgendwo zugänglich findet.

Ach Gott, es war noch ſoviel in mir unklar und nicht in Ordnung. Erſt jetzt hätte ich zu lernen anfangen mögen, und nun ſollte es aus ſein! Mit dem, was ich hatte, ſollte ich auskommen fürs ganze Leben. Tat ich denn nicht das Meinige in den acht Schuljahren? Alle Anderen, ſelbſt die Schwachköpfigſten, ſah ich ſo geſättigt und froh, wie nach reichlichſtem Mahle; ich allein ging hungrig und feuchten Auges aus der Schule.

Die Mutter ſah ihre Freude an meiner ſchönen Schulprämie — einem großen Andachtsbuche mit Goldſchnitt. — Ich hatte ſie noch kaum angeſehen. Das Schulzeugnis hatte überall bei den aufgeführten Lehrgegenſtänden — außer beim Schönſchreiben — ſehr gut; trotzdem zeigte ich dasſelbe ſo ungern, und noch unlieber als der ſchlechteſte Schüler. Ich ſagte zur Mutter offen: es ſei viel zu gut für mich, weil ich ja kaum etwas mehr gelernt hätte, als erkennen, wie ungemein viel mir noch fehle. Die Mutter meinte: für meinen Beruf könne ich ſicher genug. Nun aber erſchreckte ich ſie mit der Frage, ob ſie denn ganz gewiß wüßte, was mein Beruf ſei? Ob mir dieſer ſchwache Körper zur ſchweren Bauernarbeit, dieſes Auge zum Suchen verlorener Tiere und zum gefährlichen Holz- und Heuziehen gegeben ſei? Und als die Mutter ſchwieg, fuhr ich fort: „ich muß noch mehr lernen, noch über Manches, Alles klar werden; kurzum — ich muß ſtudieren.“

Ich wußte wohl, daß ich der Mutter mit dieſen Worten grauſam wehe tat. Sie kannte keinen ſchöneren Beruf als den meines Vaters. Vier Jahre lang war ſie ſelbſt an ſeinem Platze geſtanden, um denſelben mir zu erhalten, und jetzt wollte ich damit nicht einmal zufrieden ſein, wollte ihn gegen etwas Fernliegendes, Unſicheres, ja ſelbſt Gefährliches vertauſchen. Einer echten Bäuerin iſt's nicht lieb, wenn ihr Sohn ſo ein Herr wird, und es fällt ihr nie ein, daß er höher ſtehe als ſein Vater, der ſich mit harter Arbeit ernährte. Beſonders damals galten gelehrte Herren nicht viel, weil ſie ja an dem Kriege ſchuld ſein ſollten, welcher vor fünf Jahren entſtand und die alte heilige Ordnung über den Haufen zu werfen drohte.

Das alles wußte ich, aber ich hatte reden müſſen. Jetzt, da es heraus war, wurde das Mitleid mit der Mutter ſo groß, daß ich meine Rede faſt bereute. Was ich noch beifügte, war weniger zur Unterſtützung meines Wunſches, als zu ihrem Troſte vorgebracht. Nun aber zeigte ſich die Mutterliebe mächtig genug, alle Vorurteile zu überwinden. Die Gute ſagte: das ſei ihr eine wichtige und eine ganz dunkle Sache. Sie werde daher ſobald als möglich mit dem Pfarrer davon reden. Der Pfarrer nun ſtand auch bei mir in ſo hohem Anſehen, daß ich mit dieſem Beſcheid herzlich zufrieden war und nur die Mutter bedauerte, die ich dabei ſo Vieles leiden ſah.

Einige Tage ſpäter, als der Pfarrer vor unſerem Hauſe vorüberging, erſuchte ich ihn, uns bei der Rückkehr von dem Kranken, den er beſuchen wollte, nur einige Minuten zu ſchenken. Dem freundlichen Herrn war ſo eine Bitte nichts Ungewohntes. Er pflegte ſich und ſeinen Rat Niemand aufzudrängen; er hatte das aber auch nicht nötig, weil er überall geſucht wurde. Faſt jeder ſeiner Gänge durchs Dorf war Jemandem zum Segen. Diesmal galt es uns. Ich und die Mutter verſprachen einander, ſeinem Rat ohne weiteres zu folgen, welchem von uns er auch nach Wunſch und Willen ausfallen möge.

Es war kaum zu erwarten, bis er zurückkam, und dennoch erſchrak ich faſt zu Tode, als endlich an die Türe geklopft wurde. Hätte ich damals, als der Arzt im Tirol drinnen ſich an mein Auge machte, das volle Bewußtſein wie jetzt gehabt — die Stunde würde mir doch kaum ſo wichtig wie die gegenwärtige vorgekommen ſein. Meine Aufregung war ſo groß, daß ich die übliche Begrüßung vergaß, die Sache kaum einzuleiten wußte und mich überhaupt ſo unbeholfen benahm, daß endlich die Mutter ihre angeborene Scheu überwand und das Wort ergriff.

Sie erzählte zuerſt, wie ich immer ein ſo ſonderbares Kind geweſen ſei. Nur am Lernen und Grübeln und Sinnen hätte ich Freude gehabt. Daß ich für das Anweſen des Vaters nicht werde, was dieſes brauchte,

habe ſie zu ihrem Kummer längſt geſehen. Dennoch wäre es ihr unmöglich geweſen, mich in einen anderen Beruf hinein nur zu denken. Und jetzt wolle ich auf einmal zu den Studenten. Wenn ich wäre wie Andere, daß man daheim eine Freude an mir haben könnte, ſo ſchlüge ſie es mir rund ab auf ihr eigenes Gewiſſen. Doch dann hätte ich ſo einen Wunſch niemals in Mund genommen: ſie habe freilich etwas Beſſeres zu verdienen geglaubt, als daß ſie allein ſtehen müſſe in den alten Tagen und daß ihr einziges Kind, für welches blutſaure Arbeit das Anweſelein gerettet, ſich einmal irgendwo pfadlos in der böſen Welt herumtreibe. Wenn's mir zum Seelenheil wäre — ja dann käme ſie mit ihren Wünſchen freilich nicht in Betracht, da ſie doch wohl nur noch kurze Zeit zu leben habe.

Ich kannte die Mutter gut genug, um zu wiſſen, welch ein großes Opfer ſie mit dieſen Worten mir brachte. Ich bedauerte die Gute recht von Herzen und das Kopfſchütteln des Pfarrers erſchreckte mich weit weniger, als es mich noch vor zehn Minuten erſchreckt hätte. Ja, ſeine Worte, die mir alles ausreden wollten, gingen mir tief ein. Ich war jetzt faſt froh, daß Alles beim alten bleiben ſollte, denn ich empfand es, wie innig die Mutter mich liebte und wie ſchwer ich ſie verlaſſen würde. Ich ward immer ruhiger und brachte meine Gründe nur noch vor, um ſie mir recht kräftig widerlegen, für immer zum Schweigen bringen zu laſſen.

Der Pfarrer ſagte: Das Höchſte und Schönſte am Menſchen ſei, wenn er ſich über die Verhältniſſe zu erheben vermöge. Schwache, gemeine Menſchen ſchreckten vor jedem Steine des Anſtoßes zurück und ſuchten wieder einen anderen Weg, auf dem es ihnen aber nicht beſſer gehe. Der Weiſe dagegen erkenne die Unvollkommenheit dieſer Welt. Wohlwiſſend, daß jeder Weg durchs Leben ein dornenvoller ſei, ſuche er nicht lange herum, ſondern wirke auf dem Platz, wo er ſtehe, und bekämpfe die Unvollkommenheit der Natur, an der wohl jeder Menſch leide, mit gutem und feſtem Willen. Und nun das auf mich anwendend, fuhr der Pfarrer mit Herzlichkeit fort: „Du haſt dich dem Leſen und Sinnen ergeben. Du haſt es hierin auch weiter gebracht, als mancher andere, dir aber doch weniger genug getan, als der und der. Das kommt von der Unvollkommenheit alles Menſchlichen. Es iſt überall ſo und iſt eigentlich kein Unglück, denn es wäre recht langweilig auf der Welt, wenn wir nichts mehr zu verbeſſern, zu erweitern trachteten. Hätteſt du dich von früh auf ſchon recht auf die Bauerſchaft verlegt, ſo würdeſt du nun auch immer weiter wollen, wie jetzt mit Lernen. Du wirſt ſagen, du ſeieſt zu ſchwach zum Bauern; ich frage dich, ob deine Hand weniger zum Arbeiten tauge als dein Auge zum ewigen Leſen? Und dann noch eins: auf der Welt wird gepflaſtert und prozeſſiert und gepredigt genug, wenn auch du ſchon

nicht Doktor oder Advokat oder Pfarrer werden kannſt. Die Welt hat derlei Leute nur zu viel; deine Mutter dagegen hat nur dich. Denke, wie unausſprechlich viel ſie dir getan hat! Möchteſt du nicht auch ihr eine Freude machen? Wenn du ſie um ihre beſcheidenen Hoffnungen betrügen könnteſt, dann hätte wohl auch die Welt nicht viel von dir zu erwarten, auf welchem Platze du auch immer ſtehen möchteſt. Wenn du aber bloß im Wiſſen ſelbſt den Frieden ſucheſt, ſo täuſcheſt du dich. Alles Wiſſen iſt Stückwerk und der Gelehrteſte geht in dem, was doch einem Chriſten das Wichtigſte ſein muß, oft viel unſicherer als der einfachſte Bauer, der ſich eins fühlt mit Gott und der Welt. An jeden Menſchen kommt die Forderung: Beſchränke deinen Willen! denn nur was dir gemäß iſt, kannſt du erreichen. Das aber erreichſt du ganz gewiß mit der Gnade Gottes, wenn du deine Kraft nie zerſplitterſt und es dir heiliger Ernſt iſt mit dem, was du vernünftig willſt."

So predigte der Pfarrer. Wir beide hatten Waſſer in den Augen. Seine Worte gingen mir tief ein. Als er wieder fort war, reichten wir uns die Hände. Sagen jedoch konnte die Mutter gar nichts und ich nur: „Mutter — ich will!"

Und ich wollte wirklich, denn ich hielt nun mein Los für gefallen. Meine Aufgabe war mir geſtellt und es galt, ſie mit aller Kraft zu löſen. Jene Freudig-

keit, mit welcher am letzten Schultage meine Altersgenoſſen von ihrem künftigen Berufe redeten, hatte ich freilich nicht. Ich erkannte es aber als meine Pflicht, der Mutter Wort zu halten und dem Rate des Pfarrers zu folgen.

Wenn der Johann Joſef und der Hieronymus und der Joſef etwa ſechs oder ſieben Jahre ihrem Berufe gelebt hatten, dann — eines Tages — mußten ſie von den weinenden Eltern weg nach Bezau hinaus aufs Gericht zur Rekrutenaushebung. In einem Topfe lagen die glücklichen und die unglücklichen Loſe. Da mußten ſie eines ziehen und dem Beamten übergeben, welcher ruhig die gezogene Nummer einſchrieb. Hatte der Joſef Nr. 1, ſo war er Soldat ohne Gnade und Barmherzigkeit. Dann war es aus mit der gewohnten friedlichen Berufsarbeit. Weg mußte der Unglückliche von den Seinigen, alle bisher geknüpften Bande mußten abgeriſſen werden. O gewiß war ſo einer viel ſchlimmer dran als ich, und doch ſtand es ſo Manchem bevor und ſo Mancher hatte es ſchon erlebt. Zuerſt war's ihnen dann freilich, als ob ſie jede Lebensfreude, jede Hoffnung daheim bei den Ihrigen gelaſſen hätten. Nach und nach aber fanden die Meiſten ein Hineinleben in ihren neuen Beruf weit beſſer als beſtändig ans Unerreichbare zu denken. Schon Viele hatten das durchgemacht und Alle erzählten das Gleiche. Ich war im Grunde doch in einer unvergleichlich beſſeren Lage und

mußte mich daher auch ſo gut in mein Schickſal ergeben können, als diejenigen, von welchen ich ſonſt nie etwas lernen wollte. Als achtjähriger Schulbube hatte ich einen zwanzigjährigen Burſchen in der Chriſtenlehre beſchämt; jetzt war der ein tüchtiger Kaiſerjäger und ich ſollte mich etwa gar noch vor ihm ſchämen? Nein, ich hatte ſchon die Kraft, mein Los ſo mutig hinzunehmen als er das Seinige! Der Menſch kann, was er will, wenn er nur vernünftig will und ſoviel Geduld als feſten Willen hat.

Die Mutter ſah mit Freude, wie ich mir bei Allem ſo viele Mühe gab. Sie war zufriedener mit mir als ich ſelbſt. In manchem Stücke tat ich mir freilich recht hart. Wenn ich die im Freien graſenden Kühe ſuchte, richtete ich oft mit zwei Gängen kaum ſoviel aus als Andere mit einem. Da wollte mir denn ſchon zuweilen einfallen: beim Leſen und Schreiben würde mir Kurzſichtigkeit weniger hinderlich ſein, weil ich dort ja ſelbſt die Entfernung meines Gegenſtandes beſtimmen könnte. Aber ich wußte mir bald auch da zu helfen. Es fiel mir nämlich ein, den Kühen, oder wenn auch nicht allen, ſo doch immer einer von denen, welche mitſammen gingen, recht große Schellen anzulegen, denn hören konnte ich ja gut genug. Später ſchnitt ich allen Kühen auf den Rat eines alten Bauern hin einige Haare ab, miſchte alle die weißen, gelben und braunen untereinander, machte ſie mit der Schere ganz klein und

gab ſie den Tieren im Salz ein. Das ſollte machen, daß ſie lieber beiſammen blieben. Ich konnte mit dem Erfolge ziemlich zufrieden ſein. Sogar zwei im Frühling angeſtellte Kühe — die erſten, die ich ſelber kaufte — hatten ſich merkwürdig ſchnell aneinander gewöhnt und taten ſchon in den erſten Tagen ſo heimiſch, daß ich ordentlich auf mein Hausmittel zu vertrauen begann.

Aber außer dem behaglichen Gefühle der Sicherheit hatte ich auch den Gewinn, daß mir nun die Kühe immer lieber wurden. Es war mir immer mehr Bedürfnis, für ihr Wohl zu ſorgen und es ihnen an nichts mangeln zu laſſen. Es ſcheint, daß Einem kein lebendes Weſen mehr gleichgiltig bleibt, wenn man einmal auf ſeine Neigung einigen Einfluß ausgeübt zu haben meint. Ich betrachtete das gute Einvernehmen der Tiere als mein Werk und meine Freude daran war groß genug, um ſpäter auch größere Hinderniſſe mit gutem Humor zu überwinden und mich immer mehr in meinen Beruf hineinzuleben.

X.

Eine leichte halbe Stunde hinter unſerem Hauſe rücken ſich der Fuß vom Üntſcherſpitz und der Gräsalperſchrofen ſo nahe, als ob ſie das Achtal abſchließen und keinen Menſchen mehr weiter hineinlaſſen wollten. Drum ſteht der Wanderer verlegen ſtill und fragt nach dem bequemſten Wege. Man heißt ihn vorwärtsgehen und gibt ihm den Troſt mit: verirren könne er nicht ohne Steigeiſen und Bergſtock, und wenn es ihm doch begegnete, ſo würde er bald wieder auf den rechten Weg herunterpurzeln. Iſt nun der Reiſende ein Norddeutſcher, ſo findet er das ſehr intereſſant; der Schwabe dagegen meint, man erlaube ſich einen Spaß mit ihm und nimmt ſeinen Bädeker zur Hand. Dieſer nun erzählt gar von vierſtündigem Steigen, bevor er den hungrigen Wanderer in Jochums freundlichem Wirtshauſe zu Schröcken ausruhen und großartig tafelieren*) läßt. Ja, Bädeker hat ſchon manchen Reiſenden vom Schröcken abgeſchreckt, ſo daß der Arme den ſchönſten Teil des Achtales gar nicht zu ſehen bekam. Wer hat aber den guten Bädeker abgeſchreckt?

*) — tafeln.

Und geſehen kann er den Weg nicht haben, ſonſt würde er nicht von mehr Steigung berichten, als etwa ſoviel, daß die Ach langſam herausfließen mag. Der Untſcherberg und der Gräsalperſchrofen haben der Ach gegen Norden eine ſchluchtartige Öffnung gelaſſen, welche aber ſelbſt die Sonne nur ſelten zu ſehen bekommt. Iſt man da unter dem bißchen Himmelsbläue, das wie eine Decke an den Felszacken zu hängen ſcheint, einmal glücklich hindurch, der Strömung der Ach entgegen, ſo tut ſich nach Südoſten wieder ein Tal auf, noch enger als das, in welchem Schoppernau liegt. Rechts und links ſtürzen da rauſchende Bäche unter häuſerhohen Lawinen hervor, auf denen oft im Sommer die mitgeriſſene Erde einen neuen Frühling entſtehen läßt. Wo die Ach ſich einmal zwiſchen niedergeſtürzten Felstrümmern zuſammenſucht, ſpiegelt ſie die Zacken an den Felſen rechts und links in den wunderbarſten Verſchlingungen, und mitten dazwiſchen den Regenbogen, welcher ſich dort im plätſchernden Waſſerfall bildete. Geht man etwas weiter hinein, ſo beginnen Wälder, Wieſen und niedrig gelegene Alpen, der Berge Fuß bekränzend, in anmutigſter Weiſe abzuwechſeln. Man darf ſich recht frohe glückliche Menſchenkinder in den kleinen Hüttchen denken, die rechts und links neben der Ach in Gruppen beiſammen ſtehen. Sie ſind nicht immer bewohnt, aber doch wenigſtens dreimal im Jahre. Im Frühlinge, bevor man die hohen Alpen

beziehen kann, im Herbſt, wenn man dieſe verlaſſen muß, und dann wieder mit dem Beginn des Winters, wo das im Hochſommer gemachte Heu verfüttert wird. Faſt jeder Bauer, welcher Alpenweide beſitzt, hat auch ſo eine Voralpe, ein Vorſaß, und wohl Jeder verlebte dort die ſchönſten Wochen.

Auch mein Vater hatte in Hinterhopfreben, eine Stunde hinter meiner Heimat, eine Hütte gekauft mit zehn Weiderechten. Das ganze Vorſaß nährt im Frühling und Herbſt 130 Kühe. Die Weideplätze werden von allen berechteten Vorſaßmitgliedern auf gleiche Weiſe und gemeinſam benutzt. Ende Mai, wenn einmal die Dorfviehweide wie abgemäht ausſah, trieb ich alljährlich meine ganze Habe durch die Achſchlucht hinein gegen Hopfreben. Auf den Hochalpen wird das Vieh meiſtens gedungenen Alpknechten übergeben, weil die Bauern im Sommer mit der Heuernte in Berg und Tal alle Hände voll zu tun haben. Im Vorſaß jedoch ſieht Jeder ſelbſt zu ſeinem Vieh und hat dabei die beſte Zeit. Läßt doch der Handwerker ſeine Werkzeuge im Dorfe zurück und das luſtige Mädchen ſeine keifende Baſe, die in einer elenden Vorſaßhütte, ohne Federbett und Dorfklatſch, gar nicht leben könnte. Der Menſch mit ſeiner Qual kommt gewöhnlich nicht ins Vorſaß; drum herrſcht auch dort viel mehr Frohſinn und Ungebundenheit als im Dorfe, wo häufig die eine Hälfte der Bewohner die andere nieder zu halten pflegt.

Mir hatte es bisher im Vorsaß nie recht gefallen. Unser Hüttchen war ungemein klein, zu lesen gab es nichts, und auf Besuch zu gehen, wie andere Bursche, war nun einmal nicht meine Sache, ich konnte die langen Geschichten einer Kuh in auf und absteigender Linie unmöglich hören, und was sonst sollten diese Leute wissen? Seit ich nun aber mein Vieh ein wenig lieb gewann, war mir so ein recht gründliches Kuhgespräch nicht mehr halb so sehr zuwider. Ich merkte bald, daß dabei sich manches Nützliche lernen ließ. Ich ging daher immer mehr in Gesellschaften — auch abends auf die Nachtstubet*) — und blieb nicht lange nur müßiger Beobachter. Mit einer sogar als Kind nicht gekannten Freude machte ich die munteren Pfänderspiele mit und ärgerte mich ordentlich darüber, daß ich gar nicht tanzen konnte. Besonders gut gefielen mir auch jene Spiele, in welchen das Leben des Bauern, der folgsame Ehemann, die keifende Betschwester, der reisende Handwerksbursche, mit so köstlichem Humor dargestellt wurde.

Besonders geschickt hierzu war ein junger Schneider, an den ich mich bald anschloß und mit dem ich später im Vorsaß bei den tollsten Streichen den Rädelsführer machte. Wir ersannen eigene Spiele, in welchen wir gemachte Beobachtungen zu verwerten suchten, und

*) Immer so geschrieben und gedruckt = Nachtbesuch.

ſchrieben denjenigen ihre Rollen auf, deren Gedächtniſſe nicht zu trauen war.

Das Hineinleben in die Anſchauungsweiſe derer, welche ich unterhalten wollte, benahm nicht nur meiner Redeweiſe das Fremdartige, Büchermäßige, welches mich früher oft etwas hochmütig erſcheinen ließ, ſondern brachte auch mir das Weſen meiner Landsleute etwas näher, freilich nicht ſo nahe, daß ich deſſen Kern erfaßt hätte. Am meiſten ſchärfte ſich mein Sinn für das Lächerliche. Überall fand ich es gleich heraus und erwarb mir den Ruhm eines guten Spaßmachers, worauf ich im Vorſaß ein wenig ſtolz war. Ich hatte doch ſchon ſoviel von einem jungen Bauer, daß ich im Sommer lieber als Pfiſter (Geißbube) auf unſere Alp Schideln — eine Stunde ob Hopfreben am Fuße der 7600 Fuß hohen Künzelſpitze — als in unſer langweiliges Dörfchen zurückging, wohin keiner den luſtigen Vorſaßhumor und die freundſchaftlichen Beziehungen zu ſeinen Gefährten mitzunehmen wagt.

Unſer Älpelein ernährte im Sommer mehr als 36 Kühe und wurde vom Vater und ſeinen Geſchwiſtern, früher ſchon vom Großvater, beſetzt. Man hatte lang ſuchen müſſen, bis man für die Hütte einen Platz fand, welcher im Winter vor Lawinen ſo ziemlich ſicher war. Dieſe Hütte beſtand hauptſächlich nur aus den Stallungen für die 36 Kühe und ebenſoviele Ziegen; dann ferner aus einer kleinen Wohnſtube und der Sennerei.

Sennerinnen gibt es im inneren Bregenzerwalde keine. Unſere Alpen ſind meiſtens zu groß, als daß die viele Milch von einem Mädchen geſennt — zu Käſen mit 50 bis 70 Pfund verarbeitet werden könnte. Solange die Milchwirtſchaft noch auf der unterſten Stufe ſtand und man nur kleine Appenzellerkäſe zu bereiten wußte, konnte das auch hier rüſtigen Mädchen überlaſſen werden; der vorteilhafteren Fettſennerei würden die wenigſten gewachſen ſein.

Auf der Alp gleicht ſo ziemlich ein Tag dem anderen und jeder bringt Arbeit genug. Man muß ſchon vor der Sonne aufſtehen, aber man hat den Vorteil, daß man das Verſchlafen nicht beſorgen darf. Die Betten, oder beſſer die Neſter, ſind auf dem Heuſtock, welchen man — da es hier auch im Sommer oft ſo ſchneit, daß man alles Vieh füttern muß — nie zu klein werden läßt. Er iſt hart unterm Schindeldach ob dem Stall. Da darf man jeden Morgen ruhig liegen, bis die Kühe zu kratzen, zu ſchellen und zu muhen beginnen, daß man es nicht mehr länger aushielte, ſondern ſie gern gleich auf die Weide zu treiben eilt. Der Küher und ſeine Gehilfen haben auf die Tiere acht zu geben, während der Senn die Käſebereitung beſorgt. Der Pfiſter hat die Ziegen zu melken und auf ſie acht zu geben, daß er dieſelben am Abende rechtzeitig heimbringt. Eigentlich ſollte er ſie den ganzen Tag hüten; in der Regel jedoch machens die Hirten benachbarter

Alpen ſchon am Anfang des Sommers miteinander ab, daß ſie es in dem Stücke nicht gar zu genau nehmen wollen. In unſerer Nachbarſchaft waren zwei Galt-Alpen, nämlich ſolche, in denen nur Galt-Vieh, welches keine Milch gibt, Zug- und Maſtvieh gehalten wurde. Da gab es natürlich nichts zu ſennen und ich machte mich daher in den erſten Tagen mit einem Butterſtollen*) und einem großmächtigen Ziegerkopf**) über die Jöcher zu den Galthirten auf, um die erwähnte Vereinbarung mit ihnen zu treffen. Leichten Herzens, leichten Sackes und mit der Hoffnung, im Herbſt einen Gemſenbraten als Gegengeſchenk zu erhalten, kam ich abends wieder in unſere Hütte zurück. Den Tag über hätte ich nun meine Herde gehen laſſen dürfen, wenn mir nicht ſchon das Heimholen derſelben Sorge gemacht hätte, ſobald ich ſie am Morgen aus dem Auge verlor. Man erzählte mir früher: auf der Alp ſpuke der Geiſt eines pflichtvergeſſenen Kühers. Dieſer treibe Einem die geſuchten Tiere entgegen, wenn man für ihn bete. In früheren Jahren, wenn ich einmal eine Woche auf der Alp war, hatte ich das immer redlich getan. Jetzt glaubte ich ſo etwas nicht mehr, begann aber dafür die Tiere ſo gut und ſchonend als möglich zu behandeln. Das hatte denn auch beſſeren Erfolg als früher alles Beten. Sobald die Ziegen meine Stimme hörten,

*) Großes Stück Butter.

**) Quarkkäſe.

ſprangen ſie mir entgegen und jede wollte ſich zuerſt von mir ſtreicheln und loben laſſen. Ich hatte allen ihre eigenen Namen gegeben und verkehrte immer lieber mit ihnen, je beſſer wir uns gegenſeitig kennen lernten.

Bis ich meine Herde gemolken hatte, ging es auch im Kuhſtall wieder an, wo man wenigſtens zwei Stunden zu tun hatte. Hernach wollte man gewöhnlich lieber gleich auf den Heuſtock, als vorher noch kochen und eſſen. Jeder langte nach dem Weihwaſſer im Kuhhorn, welches ſtatt einem Krüglein am Türpfoſten aufgenagelt war, bekreuzigte ſich im Gehen, ließ die ſchweren Holzſchuhe im Stall zurück und machte ſich oben ſo gut als möglich mit Heu ein. Abwechſlung kam in dieſes Einerlei nur durch das Erkranken einer Kuh oder das Mißraten eines Käſes. Etwas Leben brachten auch die Bettler, welche uns beſuchten. Sie berichteten Neuigkeiten aus drei Dörfern und mehr als hundert Alpen, wofür ſie reichlich mit Butter beſchenkt wurden. Viele von ihnen, beſonders diejenigen, denen die Gabe der Beredſamkeit fehlte, brachten eine Geige oder eine Zither mit. Ihr Spiel — wie ſchlecht es auch ſein mochte — ließ dann den Sennen, einen ungemein lebhaften Vorderwälder, nie lange ruhig bleiben. Singend erfaßte er mich und in unſeren ſchweren Holzſchuhen drehten wir uns luſtig im Sennhauſe zwiſchen aufgeſtellten Geräten und noch ungewaſchenen Milchgefäßen herum. Ich lernte ein wenig tanzen und hatte an

regnerischen Tagen meine Übungsstunden. Musik machte der Küher. Er hielt einen mit Papier belegten Kamm an den Mund und sang ein lustiges Lied. Der Senn meinte: wer sich einmal an solche Töne gewöhne, der sollte auch vor einer Mundharmonika standhalten können. Als er merkte, daß ich mich meiner Schwäche oder Eigenheit ordentlich zu schämen begann, gestand er, daß er so ein kleines Ding bei sich habe und nicht so übel spiele, daß er aber meinetwegen es bisher noch niemals habe auspacken mögen. Anfangs, lachte er, sei seine Absicht gewesen, mich allenfalls damit artig aus der Alp zu vertreiben, wenn ich etwa, wie es geheißen, gar zu gelehrt und — kurz — unausstehlich wäre. Nun sehe er mich zu allem nicht ungeschickter als Andere, wenn ich mich nur ein wenig hineinzuleben beliebe.

So klein und erbärmlich wie in diesem Augenblicke war ich mir noch selten oder nie vorgekommen. „Nur ausgepackt," rief ich ein wenig ärgerlich, „wir wollen doch sehen, ob ich nicht auch in diesem Stück ein wenig vernünftiger bin, als du gewähnt hast. Fortlaufen werd ich jedenfalls nicht, und wenn es mir gleich das Gehör zerreißen sollte."

Es kam bei weitem nicht so arg. Der Senn hatte ein gutes Instrument, welches er vortrefflich zu gebrauchen verstand. Es klang daher viel lieblicher als die kleinen Schreiwerkzeuge, welchen, wenn es mich

irgendwo zu necken galt, immer die ſchrillſten Töne abgezwungen wurden. Zuweilen freilich ging mir auch jetzt noch ein Klang durch Mark und Bein, dann ſtampfte ich wie wütend den Takt, um mein Unbehagen nicht merken zu laſſen. Nach und nach wurde auch das beſſer und bald mußte der Senn mir jeden Abend ein bißchen aufſpielen. Schon fand ich es ſchön und begann ihm Manches abzulernen. Dabei bekam ich wieder einmal recht die Überzeugung, daß ich denn doch Herr meines Weſens ſei, und daß nur die Einbildung, dieſes und jenes nicht zu können, mich untüchtig und unglücklich mache.

Als die zweite Heuernte im Dorfe begann, im Anfang des September — und vierzehn Tage vor der Heimfahrt aus der Alp — ging ich als ein viel geſünderer, froherer Menſch wieder zur Mutter zurück. Ich hatte eine ganz eigene Freude daran, hier im Dorfe wieder ſo viele Menſchen zu ſehen. Von jedem fiel mir gleich etwas Gutes ein, das ihm mein Herz gewann. Ich hatte bald mit jedem zu reden und zu tun. In unſerem Hauſe, welches mir jetzt mit ſeinem wärmenden Ofen und den freundlichen Zimmern wie ein Herrenhaus vorkam, fühlte ich mich recht behaglich und begriff nicht mehr, was mir da einmal nicht recht war. Sogar in die Kirche ging ich wieder mit größter Freude. Zwar war ich nicht ſo fromm und gläubig wie früher geworden, aber ich quälte mich weniger mit

meinen Zweifeln und es tat mir wohl, ſo viele Menſchen da für das harte Tagwerk der Woche Erbauung und Troſt mitnehmen zu ſehen. Es brauchte wohl nicht das ſcharfe Auge der liebenden Mutter, um die mit mir vorgegangene Veränderung wahrzunehmen. Alle Leute kamen mir freundlicher, vertrauensvoller entgegen, die Mutter war überglücklich und ſann Tag und Nacht, wie ſie auch mir wieder eine rechte Freude machen könne. Den Sommer hindurch, wo ſie allein oder neben fremden Tagwerkern im Hauſe war, hatte ſie ſich recht einſam gefühlt, ſich oft nach mir geſehnt. Nun war ich wieder da, und zwar ſo verändert, daß ſie ſich nicht mehr glauben wollte, ich ſei einmal ein gar ſo träger, träumender, unzufriedener Menſch, kurz ein ganzer Leſer und Sonderling geweſen, von dem ſich kaum etwas Vernünftiges erwarten ließ. Manchesmal ſchien es faſt, als ob ſie mir Früheres abbitten wolle. Einſt als ſie mich in recht elenden Kleidern herumgehen ſah, ſagte ſie wehmütig: „Hochmut haſt du keinen, und früher glaubte ich oft, du wollteſt nur aus Eitelkeit nicht ſein wie Andere und mehr und Anderes lernen.“

„Nein, Mutter, lernen wollt ich nur mir ſelbſt und Anderen zur Erhebung und zum Nutzen. Ich glaubte dadurch beſſer zu werden und dem Nebenmenſchen mehr helfen zu können.“ Ich ſagte das ganz ruhig; es machte aber der Mutter ſoviel Kopfarbeit, daß ſie es ſelbſt dem Pfarrer und einigen Verwandten erzählt zu

haben ſcheint. Einige Tage ſpäter ſagte ſie zu mir: ich müſſe doch auch mein Talent nicht ganz vergraben. Wenn ſich meine Wißbegierde in den von Gott geſetzten Schranken halte und hauptſächlich auf meinen Beruf werfe, ſo könnte ich meiner Heimat ungemein viel werden. Da habe ihr Eine — ich will ſie hier kurzweg die Kleine nennen — von einem Tierarzt erzählt, der in der Jugend auch ein Sonderling geweſen ſei und jetzt mit Recht für den Wohltäter des ganzen benachbarten Walſertales gelte.

Die Kleine hatte viel von ſeinem gemeinnützigen Wirken berichtet. Sie war überhaupt in den drei Dörfern des Walſertales gut bekannt, da ihre mütterlichen Verwandten zum großen Teile dort lebten und ſie dieſelben häufig beſuchte. Auch der Tierarzt ſollte ihr ein wenig verwandt ſein, und ſie hatte ſich geneigt erklärt, mich zu ihm zu bringen, wenn ich etwas von ihm zu lernen wünſchte.

Ich ſchwieg. Schon oft hatte ich den Menſchenarzt um ſein ſchönes Wirken beneidet. Überall konnte der helfen oder wenigſtens zu beſſerer Erkenntnis bringen, was naturgemäß und wohltätig war. Wollte dagegen ich einmal für eine vernünftige Anſicht einſtehen, ſo hielt man das für hochmütiges Geſchwätz, und ich ſchuf mir mit der beſten Abſicht nur Feinde Nun, was war es denn, wenn ich Tierarzt würde? Nötig hätte die Gegend Einen gehabt, denn bis zum

nächſten in Bezau war's vier Stunden, und brauchen ſollte man ihn faſt jeden Tag, da in der Gegend den Sommer hindurch mehrere tauſend Kühe, Rinder, Ziegen und Schafe gehalten wurden, denen nur zu oft etwas fehlte. Wenn da nun einem armen Hausvater ſein einziges Kühlein erkrankte und man konnte helfen, konnte ihm erhalten das Einzige, was er ſich mit blutigem Schweiß erworben, ſo ſah er einen ſicher ſein Lebtag drum an,*) und wenn man ihm ſonſt einen guten Rat gab, ſo ging er ihm ein.**) Ja, ſicher mußte man ſo der ganzen Gegend ein Wohltäter werden können. Fraglich blieb nur, ob ich dazu fähig ſei. Die Sache ließ mich nicht mehr ruhen, bis mit der Kleinen eine Reiſe zu unſerem großen Manne beſchloſſen ward, um, wenn nicht bei ihm in die Lehre zu kommen, ſo doch den guten Rat des Vielerfahrenen einzuholen.

*) hielt ihn wert, ließ ihn gelten.

**) nahm er ihn an, ſtimmte ihm zu.

XI.

Das kleine Walſertal liegt öſtlich von unſerem Achtal an der bayeriſchen Grenze. Auf der Karte von Vorarlberg iſt es meiner Heimat ziemlich nahe, denn man bemerkt da den Bergriegel vom Widderſtein bis zum Didamskopf weit weniger, als wenn man über denſelben aus einem Tal ins andere will. Dieſer Bergriegel hat uns aber vielleicht weniger von den Walſern abgeſchloſſen als die ungleiche Abſtammung, die ſich auch jetzt noch ſogar dem flüchtigſten Beobachter in Sitte, Kleidung und Sprache verrät. Wer etwas Genaueres über die in Vorarlberg lebenden Walſer oder Walliſer zu erfahren wünſcht, den kann ich getroſt auf die Unterſuchungen meines verehrten Landsmannes, des gelehrten Doktor Joſef Ritter von Bergmann, verweiſen, und will hier nur noch bemerken, daß die Bewohner des kleinen Walſertales im Oſten mehr von den benachbarten Bayern lernen und mit ihnen vergeſſen, als die Bewohner des großen Walſertales ſüdlich in Vorarlberg, mit ihren Nachbarſtämmen.

Der nächſte und niedrigſte Übergang ins kleine Walſertal iſt von Schoppernau aus der über das

etwa 5500 Fuß hohe Starzeljoch. An hellen Sommertagen iſt dieſer Weg oder vielmehr deſſen Umgebung ſehr ſchön und jenen Vergnügungsreiſenden zu empfehlen, welche gern in freundlichen Alphütten gute Milch trinken und dabei den fleißigen Bergheuern zuſehen mögen, welche das Gras mit der Senſe abmähen, wo es ſogar die leichtfüßige Ziege nicht mehr zu holen wagt. Iſt aber ſchlechtes Wetter, wie an dem Samstag, an dem wir uns auf die Reiſe machten, ſo wüßte ich wahrhaftig keine langweiligere Strecke Weges oder Alpenpfades zu nennen.

Ich war in gehobener Stimmung und zündete vor unſerem Hauſe eine Zigarre an, die ich ſchon vor mehreren Tagen gekauft hatte und dieſer Stunde zu opfern beſchloß. Sie glimmte noch, als wir uns ſchon in den dichteſten Nebeln befanden. Zu unſerer Rechten rauſchte der Bettlerbach, welcher früher ſeiner Wildheit wegen der Schreckensbach hieß. Später wurde von der fleißigen Bevölkerung da, wo er ins Tal herauskommt, ein Wuhr*) errichtet, an dem er ſeit vielen Jahren vergebens zu rütteln ſucht. So hat er das Schreckliche verloren und bekam ſeinen neuen Namen

*) Die Mundart ſagt: das Wuhr. Die Karten nennen dieſen Bach, der vom Üntſcher Joch kommt, dann längs dem Starzeljoch läuft und oberhalb Schoppernau in die Bregenzer Ach eintritt, den Schrödbach (vielleicht meinte man, er käme aus der Gegend von Schröcken).

von dem Geſindel, welches ſich bis zum Anfang dieſes Jahrhunderts bettelnd und ſtehlend im Ländchen herumtrieb und im Winter ungeſtört die zu beiden Seiten des Baches ſtehenden, von den Bauern verlaſſenen Alpenhütten bewohnte. Von der Gegend war heute nichts zu ſehen. Ich ſorgte manchesmal, daß wir den rechten Weg verloren hätten, worauf mir dann die Führerin in irgend einer Lache Spuren von Tritten zeigte. Sonſt redete ſie nicht viel und gab mir nur zu verſtehen, daß ich mit ihr in guten Bauernhäuſern umſonſt eſſen und übernachten könne, wenn ich mich für ihren Verwandten ausgeben wolle. Mir war es nicht viel drum. Ich wollte lieber anderwärts einmal noch ſparſamer ſein. Dennoch mochte ich ſie mit einer abſchlägigen Antwort nicht verletzen. Ich kannte ſie in dieſem Stücke als ſehr empfindlich, und ſie hätte allenfalls glauben können, daß ich mich ihrer Armut ſchäme. Das war nun gar nicht der Fall, obwohl ich mich vor der Abreiſe etwas unzufrieden über ihren elenden Anzug äußerte, den ich doch noch viel ſchlechter als ihre ſonſtigen Vermögensverhältniſſe fand. Er war im Ernſt erbärmlich. Eine alte glanzloſe und faltenarme Juppe*) lotterte an ihr herum wie ein Waſchlumpen an einem Zaunſtecken. Sie war ſo kurz, daß

*) Das iſt das für die Bregenzerwälderinnen charakteriſtiſche Kleid aus ſchwarzer Glanzleinwand.

die blauen Strümpfe dem Auge des Beſchauers hundert Spuren vergangener Flickung ſehen ließen. Ihrer Ärmel urſprüngliche Farbe war unmöglich mehr zu erforſchen. Die Kleine hatte — wohl damit ſich Niemand darüber den Kopf zerbreche — einen großen Sack über die Schultern geworfen. Des Regens wegen tat ſie das ſicher nicht, denn vor dem ſchützte ſie der breite Hut, welchen ſie trug. Ich hatte neben ihr wenigſtens den Troſt, von keinem Raubvogel oder anderem wilden Getier angefallen zu werden, und ſorgte faſt mehr, einem Bekannten zu begegnen. Nur ungern trat ich mit ihr in eine Alpenhütte, in welcher ich zwei meiner Schulkameraden wußte. Als mir dann einer derſelben ſagte, daß er morgen auch ins Walſertal gehe, hätte ich nicht ungern auf ihn gewartet, wenn's mir nicht darum zu tun geweſen wäre, mit dem Tierarzt bekannt zu werden. In großen hölzernen Schüſſeln wurde uns kuhwarme Milch und Butterbrot aufgetiſcht, wie Jedem, der in einer Alphütte einkehrt. Unter dem Eſſen berichteten wir den im Kreiſe herumſtehenden Alpknechten, was es da drunten Neues gebe. Dann ging ich auch noch in die Ställe, worüber Alle erſtaunt waren. Noch näher als vorher beim Eſſen ſtellten ſie ſich zu mir, und da ſie mein Urteil über dieſe und jene Kuh nicht ganz unvernünftig finden mochten, ſahen ſie mir mehr mitleidig denn ſpöttiſch nach, als ich mit meiner Begleiterin die Hütte verließ.

Ich ſah mich ſchon als Tierarzt, ſah, wie die Leute um mich herumſtanden, auf jede meiner Bewegungen achteten, und daraus irgend etwas zu ſchließen ſuchten. Solche Vorſtellungen taten mir ſo wohl, daß ich unterdeſſen leicht durch den ſchlechten Fußpfad hinauf auf den Rücken des Berges kam. Dort ſahen wir den heiteren Himmel. Rings um uns herum ſtarrten mannigfach geformte Felſenköpfe aus dem Nebelmeer hervor. Mir wurde wunderbar wohl hier oben, und recht wohl erſt, als meine Begleiterin auf der anderen Seite des Joches in einer gleichſam aus dem Boden aufſtiebenden Wolke verſchwand. Nun begann ich zu jauchzen, daß die Felſen da drüben, der Üntſcherſpitz und der Widderſtein, mit Wiedergeben kaum nachzukommen vermochten und zuweilen faſt in Streit miteinander zu geraten ſchienen.

Ein Stündchen war herum, bevor ich's merkte. Erſt das Längerwerden der Schatten drüben am Widderſtein und draußen an der Kanisfluh, die ſich wie ein Wächter im Nordweſten vor die nebelbedeckte Heimat geſtellt zu haben ſchien, mahnte mich daran, daß ich heute noch eine bedeutende Strecke zu gehen habe. Ohne viel auf den ſchlechten Fußpfad zu achten, ſprang ich ins graue Halbdunkel des feuchten Herbſtnebels hinab. Ich ſah bald nicht zehn Schritte weit, hatte keinen Weg mehr unter den Füßen und glaubte, da ich meine Blicke mit nichts mehr beſchäftigen konnte, ſchon in

kurzer Zeit viel weiter abwärts geſprungen zu ſein, als das wirklich der Fall war. Ich lief nach rechts und links und kam in wildes Geſtrüpp, aus dem ich nur hie und da eine Tanne in den Nebel hinaufragen ſah. Es wurde immer dunkler. Vielleicht dämmerte es ſchon und ich hatte mich verirrt, konnte ſtundenweit vom rechten Weg abgekommen ſein. Was war zu tun? Möglicherweiſe konnte man mein Jauchzen in einer der Alpenhütten hören, die in dieſer Gegend ſtehen ſollten. Ich ſchrie aus vollem Halſe, doch ich weckte nur den Widerhall und mein Ohr hörte nichts außer dieſem als das heftige Pochen meiner Pulſe. Endlich kam ich an ein kleines Bächlein und hielt mich nun für gerettet. Mit dem Waſſer mußte ich ja ins Tal hinab an einen Fluß, aus dem Nebel und zu Menſchen kommen. Ich jauchzte wieder und hörte nun eine ſchwache Stimme mir antworten. Dieſer eilte ich entgegen und ſah plötzlich meine Führerin vor mir ſtehen. Schon lang hatte ſie mich geſucht, nun aber in der Freude, mich wieder zu haben, vergaß ſie die tadelnden Worte, welche ſie an mich richten wollte. Mir erſchien die Schlechtgekleidete als ein ganz anderes Weſen. Schaudernd ſah ich, daß ich mich beim Suchen des Weges immer mehr von demſelben entfernt hätte.

Ich und die Kleine ſtanden uns jetzt viel näher. Sie lachte laut auf, während ſie mir ſagte, wie weit ſie in ihrer Dummheit hinabſchoß,*) bevor

*) Hinuntergelaufen war.

die Sorge um mich sie stellte*) und dann wieder zurück trieb.

Nach langem Abwärtssteigen kamen wir endlich wieder aus dem Nebel heraus. Gegen Südosten tat sich ein recht freundliches Tal auf. Die Leute, die uns begegneten, lauter kräftige gesunde Gestalten, hatten etwas Frohes, Offenes und Selbstsicheres, das mich gleich anzog. Die Häuser der freundlichen Dörfer standen nicht beisammen in einer Reihe, wie im inneren Bregenzerwald, sondern die meisten auf den zu ihnen gehörenden Gütern.**) Es waren meistens stattliche Wohnungen mit grün und gelb angestrichenen Fensterläden, die sich recht freundlich von den weißgetünchten Wänden abhoben. Diejenigen, welche uns begegneten, sogar die, welche die mitgetragenen Werkzeuge als Handwerker verrieten, waren recht sauber gekleidet und sahen mit unwilligem Mitleid meiner Begleiterin nach. Einer sagte ihr sogar, das Betteln sei im Tale streng verboten. Man helfe lieber den Ortsarmen zu etwas, und wenn es auch die Bregenzerwälder so machten, statt ihr Geld an die Missionen in China zu schicken, so müßten sie sicher keine solchen Vogelscheuchen da herüber kommen lassen zu ihrer Schande. Ich mußte in diesem Augenblicke recht lebhaft an — den dichten Nebel

*) Stehen bleiben machte.

**) Wiesenstücken.

auf dem Starzeljoch denken, um gegen die Kleine nicht ein wenig grob zu werden. Sie aber ſagte ganz ruhig, wenn Einem der Anzug nicht gefalle, ſo könne er ihr ja zu einem beſſeren verhelfen. Ich antwortete nichts darauf, denn es ärgerte mich, daß durch ſie vielleicht eine ſchlechtere Meinung von meinen Landsleuten erregt ward. Ich begann am Ende zu beſorgen, daß ich auch beim Tierarzt durch meine Begleiterin nicht beſonders gut empfohlen ſein könnte und es war mir lieb, daß es ſchon ſtark dämmerte, als wir auf ſein ſtattliches Haus zuſchritten.

Wir trafen einen großen Mann mit weißem Haar und freundlichem Geſichte. Kühl, aber nicht unfreundlich wurden wir empfangen und nach unſerem Begehren gefragt.

Meine Begleiterin ſetzte ſich und erzählte, daß ich einen beſonders guten Kopf habe und gern etwas von ſeiner Kunſt lernen möchte.

„Meine Kunſt," ſagte er, mich ſcharf muſternd, „oder was man ſo nennt, braucht nicht nur einen guten Kopf; es gehört dazu auch ſcharfer Blick, ſtarke Arme und eine eiſerne Geſundheit."

Eine Zeitlang blieb es ganz ſtill, dann ſagte ich: „Dieſe Gaben wären wohl zu Allem gut; aber es gibt auch viele tüchtige Menſchen auf der Welt, denen guter Wille dieſelben erſetzen muß."

Dieſe Antwort ſchien dem Manne zu gefallen. Sein Blick wurde freundlicher und indem er mir etwas

näher rückte, ſprach er: „Guter Wille hilft viel — er kann ſogar zu richtiger Selbſtſchätzung bringen, daß man dann nur noch etwas Vernünftiges will.“

Dieſe Bemerkung machte mich verlegen. Etwas ſtolz und kurz und ſelbſtſicher klingt ſchon die Ausſprache der Walſer und ich konnte die Rede des Tierarztes faſt nur für ernſtlichen Tadel halten. Es wurde mir angſt vor dem großen Manne, der immer noch zu wachſen ſchien. Er bemerkte das und ſagte: „Wir können ja noch reden miteinander. Dabei kommt immer wieder etwas heraus; wenn auch oft nicht gerade das, was man ſuchte. Ein nüchterner Mann aber hat nach dem Sprichwort kein Glück. Im Nebenſtüble klappern ſchon die Löffel. Du wirſt hoffentlich keine Umſtände machen und die Walſer Gaſtfreundſchaft dir gefallen laſſen. Sie erſtellt*) den Fremden nichts Beſonderes, dafür aber darf er ſich gleich auch als zum Hauſe gehörend betrachten.“

Drüben im Nebenſtüble hatte ein Mädchen mit ausdrucksvollem Geſichte aufgetragen und nach kurzem, lautem Gebete um den Segen Gottes zum Genuſſe ſeiner Gaben ſetzten wir uns zu Tiſche.

Unter dem Eſſen konnten wir wenig über meine Angelegenheit reden. Immer wieder öffnete ſich die mit Blumenbüſcheln und Vergißmeinnichtkränzen bemalte Tür und ließ einen herein, welcher den Tierarzt um

*) Setzt vor.

ſeinen Rat zu bitten kam. Bald wurde eine Familienangelegenheit beſprochen, bald eine Frage, welche in einem Gemeinweſen durch die verſchiedene Beantwortung ſeiner Mitglieder einer befriedigenden Löſung zum allgemeinen Beſten immer mehr entwuchs. Der Tierarzt ſchien überall zu Hauſe zu ſein. Alles hatte er gleich begriffen, und wenn er noch dieſes und jenes fragte, ſo ſchien das nur zu geſchehen, damit jeder mit ſeiner Antwort ſich ſelbſt aufkläre über das, was ihm bisher dunkel oder unbekannt geblieben war.

Ich hatte noch ſelten oder nie mit ſoviel Aufmerkſamkeit ein Buch geleſen, als ich hier zuhörte. Und doch wurde nur über bäuerliche Verhältniſſe, über Gemeindeſorgen und Angelegenheiten geſprochen, wie ſie auch bei uns überall vorzukommen pflegten. Ich ſah und hörte jetzt, daß Alles darauf ankommt, was man aus einer Sache herausnimmt und in ſie hineinzulegen weiß. Soviel Intereſſantes kam in einem engen Tal, oft in einer kleinen Hütte vor, und ich hatte bisher geglaubt, daß man hier herum nur über Geleſenes nachdenken könne, wußte mich nur mit Büchern, ſelten aber mit Menſchen gut zu unterhalten. Ich war doch ein rechtes Tröpflein geweſen. Dieſe Selbſtanklage klang auch aus der Erzählung heraus, welche ich dem Tierarzt von meinem bisherigen Leben gab.

Der freundliche Greis hörte mich mit zufriedenem Lächeln und ſagte dann: „Nach dieſem würde, was du

von mir lernen willſt, wohl nie dein ganzes Weſen ausfüllen. Man kann ſich Gewalt antun und ſich auch in irgend einen Beruf hineinzwängen; eine Zeitlang bringt gerade die Mühe, die ein Unbefähigter ſich dabei geben muß, alles Andere zum Schweigen, aber nur, weil die Kraft des Geiſtes gelähmt iſt. Das hab' ich gut genug erfahren, als ich noch immer lernte und mich plagte, um Pfarrer zu werden. Gibt es einen traurigeren Zuſtand, als wenn man gleichzeitig gegen ſeine Anlagen kämpfen und angeborene Unfähigkeit überwinden ſoll?"

„Gewiß nicht, aber —"

„Kein Talent iſt dem Menſchen zu ſeinem Unglück gegeben. Überall kann er es mit redlichem Willen verwerten und dabei ſein Glück finden. Freilich kommt nur das Kleine zu allen Türen hinein. Das iſt aber nur darum ſo, weil viele Türen zu niedrig ſind. Soll nun der Große, Kräftige ſich auf die Erde legen und müſſig jammern? Gewiß nicht, ſondern einen Platz ſoll er ſich ſchaffen mit ſeiner Kraft, auf dem er ſich frei bewegen kann. Wenn dich etwas drückt, ſo fehlt es entweder an dir oder auch an den geſellſchaftlichen Zuſtänden. Schreckſt du nun gleich beim erſten Anprall zurück, ſo bleibſt du liegen. Suchſt du aber Allem zum Trotz deinen Willen durchzuſetzen, ſo wirſt du ſiegen oder dich und das Falſche deines Urteiles kennen lernen, und Beides iſt Gewinn. Gibſt du das zu?"

„Ja, von Herzen gern.“

„Siehſt du, dann iſt die Reiſe ins Walſertal nicht umſonſt, wie verfehlt auch der Gedanke ſein mochte, welcher dich herübertrieb.“

Noch viel Ähnliches und Anderes ward an dieſem Abende bis Mitternacht durchgeſprochen in Scherz und Ernſt. Beſonders iſt mir noch das im Gedächtniſſe geblieben, was der Tierarzt über das Leſen und die Bücher ſagte. Wie wenige Schriften dem Bedürfniſſe des Volkes entſprechen, behauptete er ſchon denen anzuſehen, welche ſich auf's Leſen verlegten. „Sie Alle,“ ſagte er, „kommen mit überſpannten Anforderungen in die Geſellſchaft zurück und haben, ſtatt kräftig einzugreifen, nur witzig tadeln und mit ſchönen Worten klagen gelernt. Denkt man über die Sache nach, ſo findet man ſie leicht erklärlich. Bücher werden für die geſchrieben, welche ſie kaufen. Das nun ſind meiſtens Leute in hoher Stellung oder ſolche, die ſchon anſtandshalber nur ſo von oben herab auf den gemeinen Mann ſehen. Leſen iſt Bildung, ſolang ein Schriftſteller mit gutem Willen, ich möchte ſagen, mit ſeinem Herzblute ſchreibt. Wenn er ſich aber nur vom Geſchmacke ſeiner Zeit und ihren Launen, kurz wenn er ſich vom Leſer bilden läßt, dem ja nur ſein eigenes Bild — von einem Heiligenſchein umgeben — gezeigt werden ſoll, dann iſt Leſen nicht Bildung, ſondern das gerade Gegenteil. Wer aus dem Volke heraus,

mit gutem reinen Willen, und für's Volk, nicht für's Geld ſchriebe, der könnte mehr ausrichten als ein Pfarrer."

Wie ſpät wir auch zu Bette gingen, mir wollte noch lange kein Schlaf kommen. Es war, als ob der wunderbare Alte alle Kräfte, die bisher in mir ſchlummerten, geweckt und entfeſſelt habe. Jetzt lag auf einmal eine ſchöne reiche Zukunft vor mir. Jenes Bäuerlein, das ich einmal über alle beſtehenden Verhältniſſe ſchimpfen hörte, erſchien jetzt meiner Einbildung und war mir wichtig. Ich freute mich ſchon, es bald wieder einmal zu treffen und nicht nur ſeinen Ärger, ſondern auch ſeine Wünſche kennen zu lernen. Mit Allen wollte ich kämpfen gegen alle erkannten Übelſtände, mit Jedem leiden oder mich freuen und dann meine Erfahrungen in einem großen Buche vom Volke für's Volk veröffentlichen. Es war eine wunderbare Nacht. Immer hörte ich das Toſen der Waſſerfälle drüben am Fuße des Widderſteines, ſo daß ich mich für hellwach hielt und nicht wenig erſtaunt war, wie ſchon in der einen Nacht ſoviel in mein großes Buch gekommen war, welches ich vor mir liegen ſah.

Am anderen Tage lief ich mit der Kleinen im ſchönen Tale herum, ohne noch viel an ihre ſchlechten Kleider zu denken. Daß ſie überall Bekannte und Verwandte zu beſuchen hatte, fiel mir auch nicht beſonders auf. Ich kannte ja ihre Art. Sie wußte ſich überall

einzudrängen und die geheimſten Geheimniſſe zu erwiſchen. In meinem Dorfe war ſie eine überall mehr gefürchtete als geliebte Hausfreundin, wobei ſie gar nicht ſchlecht lebte. Jeden Tag trug ſie ihren Stickrahmen in eine andere Wohnung, wo ſie dann auch beim Kaffee oder beim Abendeſſen blieb. Wer ihr nicht aus Liebe gab, ſuchte ſich aus Furcht in ihrer Gunſt zu erhalten und entſchädigte ſich ſo gut als möglich durch das Viele, was ſie zu erzählen wußte. Vermutlich trieb ſie es auch hier ſo; zu plaudern wenigſtens hatte ſie ungemein viel und trieb ſich mit den Hausfrauen in der Küche herum. Ich ging nicht ungern mit ihr in die Häuſer, wo man heute — am Sonntage — faſt alle Einwohner antraf und leicht ein Geſpräch mit den Unbeſchäftigten anfangen konnte. Überall fand ich Reinlichkeit und Wohlſtand. Die großen Wohnſtuben waren mit allerlei Blumen bemalt, an jeder Wand hingen einige Uhren, und ein ſchöner Hausaltar im Tiſchwinkel fehlte auch der Wohnung des Ärmeren nicht.

Meine Kleine war in der beſten Stimmung, was ich leicht begriff, weil ihr Sack, den ſie geſtern als Mantel benutzt hatte, ſich mit allerlei ſehr brauchbaren Gegenſtänden füllte. Gewünſcht hätte ich, daß ſie, ſtatt mit Sachen, die ſo verſchiedene Gerüche verbreiteten, mit einigen Kleidungsſtücken bedacht worden wäre, damit wir etwas beſſer hätten auftreten können. Doch die Sache begann mir mehr und mehr Spaß zu machen,

und ich lief ganz heiter mit ihr herum. Gegen Abend vertrat uns ein Mann mit einem Doppeladler auf der Mütze den Weg, in welchem ich lachend den Gemeindediener erkannte. Meine Gefährtin erschrak beinahe zu Tode. Die mit einem Stocke bewaffnete Ortspolizei wendete sich mit der Frage an uns, was wir hier machen? Die Kleine schwieg. Ich aber sagte, daß ich den Tierarzt besucht und mir nebenbei auch das Tal ein wenig angesehen habe.

„Gebettelt habt ihr!“ fuhr mich die diensteifrige Polizei an.

„Das fiel mir nie ein,“ sagte ich lachend und mit der Ruhe des guten Gewissens.

„Du bist allerdings der Sage nach zu unbeholfen,“ schnauzte er, „drum hast du da die Schwätzerin mit. Ich kenne sie ganz gut, und was der ist, der ein solches Bäschen hat, kann man sich denken, wenn er auch nicht gerade danach aussieht.“

„Sie ist aber nicht mein Bäschen,“ sagte ich unwillkürlich.

„Sei dem, wie ihm wolle,“ eiferte unser Gegner. „Sie hat dich zum Betteln mit, hat auch angeblich für dich gesammelt, weil du zum Arbeiten gänzlich unfähig wärest. — Mitgefangen, mitgehangen! Macht nur gleich, daß ihr zum Tale hinauskommt!“

Ich wollte Einwendungen vorbringen und mich auf den Tierarzt berufen. Die Kleine aber bat und

beſchwor mich, doch ja mitzugehen, auf daß der nichts von der Sache erfahre.

Wenn ich ihrer Bitte Gehör ſchenkte, ſo kam das diesmal weniger von meiner Gutmütigkeit, die ſich denn doch etwas verletzt fühlte, als von der Erinnerung an den Nebel, welcher zuweilen auf dem Starzeljoche liegt.

In gemeindedienerlicher Begleitung machten wir uns auf den Weg und mußten dankbar ſein für die Erlaubnis, im letzten Dorfe Bad übernachten zu dürfen; da es heute übers Joch ſchon zu ſpät war. Er war kein Unmenſch, obwohl er uns mit der Verſicherung verließ, daß er ſich am nächſten Morgen nach uns umſehen werde.

Wir hatten keinen Grund, auf ihn zu warten, da wir ſchon ſattſam von ſeinem Dienſteifer überzeugt waren.

Das war mein zweiter Ausflug aus der Heimat. Wie viel Ungerades mir auch in den Weg kam, ich konnte doch damit viel zufriedener ſein, wenn ich hernach daran dachte, als mit der Reiſe zum berühmten Wundermann in Schwarzenberg, der vor kurzem an der Auszehrung geſtorben war. Meine Führerin hielt ſich freilich ſchlecht, aber ich hatte ihr doch den ſchönen unvergeßlichen Abend beim Tierarzte zu verdanken. Mit keinem böſen Worte gedachte ich je des Geſchehenen, und half ihr ſogar noch die erhaltenen Geſchenke über das Starzeljoch herüberbringen.

XII.

Als ich mein heimatliches Tal mit ſeinen grünen Vorſaßen, den glatten Wieſen und den langen Häuſerreihen auf beiden Seiten der Ach vor mir ſah, da war es mir faſt wieder wie damals, als ich in Gedanken mit des Fortunatus unerſchöpflichem Geldbeutel unter den Leuten herumzog. Aber jetzt brauchte ich den Beutel nicht mehr, um mir dieſes Tal ein wenig zu beleben. Alle die da unten arbeiteten und ihr Vieh herumtrieben und von ihren Sorgen gejagt wurden, ſah ich mit ihren Gaben und Eigentümlichkeiten, und nahm an ihren Hoffnungen und Wünſchen den lebhafteſten Anteil. Alle Begegnenden redete ich freundlich an. Jeder war mir wichtig und ich begann in meinem Gedanken ſofort ſeine Geſchichte zuſammenzuſtellen, wobei ich dann immer wieder eine neue Beleuchtung der heimatlichen Zuſtände gewann, von der ich früher gar keine Ahnung gehabt hatte.

Ich dachte wenig mehr ans Leſen, ſeit ich auch da, wo ich lebte, ſo Vieles mitzuempfinden und mitzuſorgen fand, ſeit faſt jedes Haus für mich ein Geſchichtenbuch geworden war. Wo ich nichts Bedeutendes

herausfinden konnte, da legte ich — mir ſelbſt unbewußt — Etwas hinein. Ich überlud mich faſt mit Beobachtungen und Eindrücken. Der Verſtand vermochte nicht mehr alles gleich zu ordnen, wie ich es ſonſt gewohnt war, und ſo blieb denn vieles dem Gemüt überlaſſen, welches, ſtatt das Allgemeine aufzuſuchen, ſich mit Vorliebe ans Einzelne, ans Kleinliche hing.

Sogar ein aufbegehrender Schnäpsler*) war mir entweder ein Held oder ein unglücklicher Menſch, deſſen Unarten wieder unſere geſellſchaftlichen Zuſtände anklagten. Ich gefiel mir darin, Alles groß und wichtig zu machen, um bemitleiden oder bewundern zu können. Alle Fehler der Menſchen waren durch Ungunſt der Verhältniſſe, durch fehlerhafte Erziehung und durch hundert ähnliche Urſachen entſtanden. Überzeugen freilich konnte ich keinen Menſchen ſo ſchnell als mich ſelbſt. Ich kam bald in den Ruf, daß ich ſehr ſchlechte Grundſätze verbreite und dem Menſchen ſeinen freien Willen abſpreche, um deſto leichter jede Schlechtigkeit zu entſchuldigen. Ich hatte auch wirklich für alles gleich einen Grund, nur für die Treuloſigkeit nicht, die meine Schützlinge ſich mir gegenüber erlaubten, ſobald ſie mich bemüht ſahen, auch ihren Gegnern auf meine Weiſe gerecht zu werden. Mein Urteil galt nicht beſonders viel, weil es hieß, ich gebe Jedem Recht, den ich reden höre. Ich hatte viele Anfeindungen aus-

*) Herabgekommener Bauer, der Branntwein trinkt.

zuſtehen, wo ich recht billig ſein wollte; mein größtes Unglück aber war, daß ich nirgends etwas Gewöhnliches ſah und immer nur haſſen und lieben, nie gleichgiltig bleiben und ruhig urteilen konnte.

Je länger ich das trieb, deſto bitterer wurde ich gegen die Meiſten, mit denen ich verkehren mußte. Trotzdem ſchloß ich mich nicht mehr gänzlich von der Geſellſchaft ab. Es war mir Bedürfnis, mit Allen ein bißchen Krieg zu führen. Geliebt wurde ich von Wenigen, aber von Vielen gerne gehört oder gefürchtet. Ich galt für einen Erzſpaßmacher und es gelang mir auch wirklich nicht übel, die Torheiten Aller lächerlich zu machen. Mir war es freilich dabei viel weniger um den ſchallenden Beifall der Menge, als ernſtlich um die Beſſerung der Getroffenen zu tun.

Das brachte mich meinem Vetter, dem Weber, wieder etwas näher. Seit Seppels Flucht hatte ich ſowenig als möglich mit ihm zu tun gehabt. Er ſah in mir nur den gedankenloſen Schwätzer, einen Menſchen, der zu allem Nützlichen untüchtig ſchien. Jetzt aber fand er einen Zweck in meinen Reden. Je mehr die Großen und Angeſehenen den ſchonungsloſen Spötter haßten und zu demütigen ſuchten, deſto wärmer nahm er ſich meiner an. Ich war wieder ſo oft in ſeinem Hauſe, als bevor ſein Seppel dasſelbe verließ. Von dem Vergangenen redeten wir um ſo weniger, weil ich ſah, daß er innerlich manches bereue, aber ſich als Vater

doch zu ſehr im Rechte fühle, um ſeinem Sohne den erſten Schritt entgegen zu tun. Der ſollte, wie man hörte, noch immer irgendwo an der Lindauer Eiſenbahn arbeiten. Ich wußte nicht, wie ich einen Brief an ihn bringen ſollte, ſonſt hätte ich ihm von Herzen gerne geſchrieben. Es blieb mir alſo nichts zu tun übrig, als ihm den Vater immer günſtiger zu ſtimmen. Das gelang mir denn auch ſo gut, daß er Seppels Heimkehr laut wünſchte. Er fühlte ſich recht verlaſſen, denn ihm und der Haushaltung fehlte nicht nur der kräftige Sohn, welcher dem Alternden manches hätte abnehmen können, ſondern auch die weibliche Hand, die ihn pflegen und ſein Leben freundlich geſtalten konnte. Seppels einzige Schweſter war faſt immer kränklich und wurde vom Vater überhaupt mehr für den Stall als für's Haus erzogen, ſo daß die meiſte Arbeit in der Küche von einer Verwandten beſorgt werden mußte.

Wer will es dem Weber verargen, wenn er trotz ſeinen ſechzig Jahren noch einmal ans Heiraten dachte?

An einem Markttage ſah ich ihn in Au mit einem älteren ordentlichen Mädchen bei einer Maß vom allerröteſten Tiroler ſitzen und vertraulich plaudern. Man ſollte eigentlich froh ſein, daß er eine ſo geſchickte Perſon fand; aber mir ging dabei doch ein Stich ins Herz. Neben einer Stiefmutter wollte Seppel ſchwerlich im Hauſe leben. Es war wohl ein großes Unglück, wenn einer Fremden der Schlüſſel in die Hand gegeben

wurde, daß ſie das Kind vom Hauſe hinausſperren konnte. Freilich war's noch nicht ſoweit, doch ſchien es mir ſicher, daß das Thereſle ſo etwas erlächeln werde. Ich hatte wohl das Herz des Vetters gewonnen, traute mir aber doch gegen dieſes Mädchen nicht aufzukommen. Es gab wenige, die Vieles über den ſtarrköpfigen Weber vermochten, wenn die Verhältniſſe nicht zu Hilfe kamen. Nur Einen wußte ich, den Handelsmann Seiler in Bezau, mir und dem Seppel ein naher Vetter. Zum Glück war er heute da und hatte ſeinen Kram auf dem Marktplatz ausgelegt. Wir Alle hatten zu ihm — ſchon weil er in dem etwas ſtädtiſchen Bezau wohnte — ein ganz beſonderes Vertrauen. Er war ein friſcher, fröhlicher Mann, nicht ohne Vermögen und immer zu Rat und Tat bereit.

Ich eilte gleich zu ſeiner Bude, denn ich ſorgte, daß er ſchon bald wieder heimfahren könnte. Davon ſchien aber noch keine Rede zu ſein. Er und ſeine Frau waren bei aller Gewandtheit nicht imſtande, die andrängenden Kunden ſchnell genug zu bedienen, und immer größer ward der Hauſe derer, die lieber hier warten, als anderwärts bei einem Unbekannten gleich einkaufen wollten. Ich ſtellte mich unter die Drängenden und wartete, bis ich hart zu ihm hingeſchoben wurde. Da ich aber nichts kaufen, ſondern bloß plaudern wollte, wurde ich gleich wieder zurückgeworfen und der Vielumworbene konnte mir beim beſten Willen kein

Gehör geben. Ich dachte nun daran, mir auch durch irgend einen Ankauf das Recht des Hierſeins zu erwerben. Aber was ſollte — oder beſſer — was konnte ich kaufen? Bis auf wenige Kreuzer hatte ich mein Bares dem Buchhändler drüben für ein bürgerliches Geſetzbuch und einen neuen Kalender gegeben. Da hörte ich ein Mädchen für ſechs Kreuzer Seife verlangen. Nun das konnte ich allenfalls auch und das wollte ich. Zwar hatte ich bisher noch wenig Seife verbraucht und Kräuterſeife gar keine, aber ſchon der ſchöne Bilderbogen war die ſechs Kreuzer wert, in welchen dem hübſchen Kinde das Verlangte eingewickelt wurde. Ich zitterte vor freudiger Erregung, als ich den Vetter für meine Seife nach einem ähnlichen noch größeren Bogen langen ſah. Die Begierde, ihn ganz zu bekommen, gab mir Mut, ſo daß ich dem Vetter die Hand hielt, welche ein Stück herunterreißen wollte. „Ja ſo ja," ſagte er, mit einer Freundlichkeit, welche mich wagen ließ, ihn um eine kurze Unterredung zu bitten.

Der Vetter fertigte eine halbe Stunde lang nur noch die und den und dieſen und jenen geſchwind ab, dann kam er. Ich trug meine Sache ſo kurz vor, als meine Sorge um den Jugendfreund mir erlaubte. Vetter Seiler ſagte lächelnd: „Du denkſt dich nur an Seppels Platz; nie an den ſeines Vaters. Soll der verlaſſen bleiben in ſeinen alten Tagen, wenn es etwa dem Herrn Sohn in der Welt draußen auf einen

grünen Zweig zu kommen gelingt? Beide haben eigene Wege eingeſchlagen und wenn zwei das tun — ob es auch Vater und Sohn ſind — können ſie nicht mehr aufeinander warten. Seppel iſt nun einmal nicht da und nicht zu holen. Gelingt ihm in der Fremde nichts mit ſeinem Talent und muß er wieder heim als der arme Tropf, wie du dir ihn denkſt, ſo kann er wohl zufrieden ſein, wenn der Vater ihn noch aufnimmt neben der, die, ohne durch Armut oder ſonſt gezwungen zu ſein — alſo doch aus Neigung — ihm ſeine alten Tage etwas freundlicher macht.“

Mir war es ärgerlich, daß ich dem Vetter nicht viel entgegnen konnte und auf Seppel war ich böſe, daß ſein Leben ſolchen Reden recht gab. Ich ſuchte die Schuld dem Vater zuzuſchreiben, aber je mehr ich nach Gründen ſann, deſto mehr mußte ich ihn bemitleiden. Er war ein Mann mit ſtrengem Rechtsſinne, nicht härter gegen Andere, als er gegen ſich ſelbſt ſein mußte, um es unter ſo ungünſtigen Verhältniſſen zu ſeinem jetzigen Wohlſtande zu bringen.

Als ich wieder an dem Wirtshauſe vorüberging, aus dem ich vor einer Stunde zum Vetter eilte, warf ich raſch einen Blick in die Stube und war ordentlich erfreut, den unglücklichen Vater ſo heiter plaudernd neben ſeinem Theresle zu ſehen.

Daheim angekommen, wickelte ich meine Seife aus, bevor ich den neugekauften Kalender für 1854

beſah. Der Bogen, der mich ſo gefreut hatte, war eine ganze Nummer des „Illuſtrierten Dorfbarbiers“ von Ferdinand Stolle und noch ziemlich neu. Die Mutter brachte mich unmöglich noch vom Leſen weg in den Stall, wo die vier Kühe geradezu brüllend ihr Abendfutter forderten. Das war einmal ein Leſen, aus dem auch unſer Einer klüger wurde über den Lauf der Welt. Es war auch nicht das halbe Welſch, und dabei konnte man ſich einmal gehörig erlachen. Gewiß, das hätte auch dem Tierarzt gefallen. Es kam nicht ſo von oben herab und langweilig geheimnisvoll, wie manche Artikel anderer Blätter, die ich bisher zu Geſichte bekommen hatte. Vorne unter dem Titel las ich, daß das Blatt jeden Sonntag in Leipzig erſcheine. Oh wie mußte das eine Luſt ſein, ſo jede Woche den gemütlichen Dorfbarbier und den mürriſchen General von Pulverrauch über die Weltdinge verhandeln zu hören und dabei nebſt luſtigen Bildern noch den Scherbeutel mit ſeinem Allerlei als Zugabe zu erhalten!

Ängſtlich ſuchte ich zu erfahren, was denn das koſten würde. Es hieß unter dem Titel 10 Ngr. Aber wie viel war das? Als Vorarlberger, an der Grenze der Schweiz und mehrerer deutſcher Vaterländer, war mir ſchon Gelegenheit geworden, allerlei Währungen zu berechnen. Erſtlich Reichswährung und Wienerwährung, dann Silber und Banknoten zu jedem Kurſe,

item Batzen, Groschen, Rappen und Franken, ferner Kronentaler, Bayerische, Sächsische und Vereinstaler; von einem Ngr. aber hatte ich mein Lebtag noch nie was gehört.

Eine briefliche Anfrage bei Vetter Seiler in Bezau wagte ich nicht. Vielleicht verargte auch dieser wohl berechnende Geschäftsmann mir mein Lesen. Zwar gab er den Bogen mit freundlichem Lächeln; aber daß er ihn zum Verpacken mitnahm, schien mir doch zu beweisen, daß er nicht besonders viel darauf hielt. Klüger war's jedenfalls, den Boten auf dem Postamte nach dem vierteljährigen Preise fragen zu lassen.

Wenn der Bote dem Gläubiger irgend eines fallenden Handelsmannes Auskunft bringen sollte über das Schicksal seiner geliehenen Tausende, so konnte der den ausgedienten Kaiserjäger mit der großen Ledertasche doch nicht ängstlicher erwarten als ich, konnte nicht sorgfältiger in jeder Stunde des folgenden Posttages nachrechnen, wie nahe nun endlich die Auskunft sein müsse. Es handelte sich mir um nichts geringeres, als darum, ob ich künftig alle Wochen einmal recht vergnügt sein, recht hell auflachen könne, daß es dann wohl jedesmal noch sechs Tage nachklang; oder ob ich nichts erfahren sollte von der Welt und von dem, was außer dem Bregenzerwalde vorging. Der Dorfbarbier mußte künftig mein Freund werden, und wenn ich den nicht ins Haus zu bringen vermochte, so wollte ich

gar keine Zeitung mehr leſen. Oder ich wollte meine Erſparniſſe jedes Vierteljahr in Bregenz draußen in die Zahlenlotterie ſetzen laſſen, bis ich vielleicht doch einmal eine Summe gewann, von der ich den Dorfbarbier und noch Anderes anſchaffen konnte. Allerdings hatte ich von ſolchen Glücksfällen ſelten gehört. Man redete hier überhaupt ſowenig von der Lotterie, daß ich ſelbſt über meinen verzweifelten Gedanken erſtaunte.

Endlich ſah ich den lang und bang erwarteten Boten langſam zwiſchen den Häuſern heraufſchleichen. Ich lief aus der Stube ihm entgegen — nicht etwa nur, damit die Mutter einſtweilen nichts von der Sache merke —, ſondern auch, weil mich die brennende Neugierde nicht mehr ruhig warten ließ.

„Nun?“ fragte ich in atemloſer Spannung.

„Ja ſo,“ lächelte der Bote, „dein Dorfbarbier koſtet halt“ — bei dem „Halt“ erſchrak ich — „mit ſamt dem Botenlohn für mich vierteljährlich 48 Kreuzer R. W. in Silber.“

„Gott Lob und Dank,“ rief ich aufatmend, „dann beſtellſt du mir das Blatt und beſtellſt es früh genug und vergißt es nicht — und beſtellt es für das nächſte Vierteljahr oder gleich für ein halbes. Und höre noch Eins: wenn man es nicht mehr ſo wohlfeil ſollte hergeben können, ſo beſtellſt du es mir doch. Es wird wohl auch etwas mehr noch aufzubringen ſein.“

Der Bote lächelte und ließ mich merken, daß meine Freude auch ihm wohl tat. Er war überhaupt gewohnt, die Eindrücke der von ihm gebrachten Briefe und Berichte zu sehen und zu teilen. Wenn der Bauer ihm einen Brief übergab — was aber nur selten geschah — so erzählte er dabei die Veranlassung desselben und seinen vollen Inhalt im besten Pfarrerdeutsch, welches er bei sich hatte, um sich gleichsam zu entschuldigen, daß er auch noch einmal zu schreiben versucht habe. Und kommt dann die Antwort, so muß der Bote sie gehörig auftun und lesen, damit der Bauer nicht mehr lang die verlegte Brille suchen darf und Unverständliches gleich gehörig erklärt bekömmt. Für das Versprechen, Niemandem von der Sache zu sagen, bleibt man ihm herzlich dankbar, und überall wird er zu den vertrautesten Hausfreunden gezählt. Mir war er bisher keine besonders freundliche Erscheinung und ich erschrak, so oft ich ihn auf unser Haus zukommen sah. Brachte er uns doch nie etwas Anderes aus der Welt herein als Zahlungsaufträge vom Gerichte wegen des Erbes meines Vaters, welches mir auf zahllosen, teuren Stempelbogen zugeschrieben wurde; oder ein Bäuerlein in Lustenau oder sonst irgendwo im Rheintal*) berichtete mir Schlimmes von einer der sechs Kühe, die wir ihm den Winter hin-

*) Vorarlbergs.

durch um den Abnutzen*) überließen. Von jetzt an aber ruhte auf dem Boten stets ein Schimmer von der Glorie des heutigen Tages. Ich sah in ihm nur noch den Mann, welcher mir künftig den Dorfbarbier bringen sollte. Die zwanzig Ngr. hatte ich mir neben eigener Bauernarbeit mit Holzziehen verdient, und ich kam mir ein ganz Anderer vor, als ich einmal die Quittung vom Postamt in der Hand hatte, welche mich für sechsundzwanzig Wochen zum selbständigen Zeitungsleser machte.

Es ist hier vielleicht der passendste Ort, Etwas über das damalige Zeitungslesen, über die gelesenen Blätter und über die Stellung der Leser gegenüber anderen Menschenkindern zu sagen.

Bis in die Vierzigerjahre herein galt Einer für sehr reich oder sehr verderbt, wenn er sich eine eigene Zeitung hielt. Außer den Pfarrern und einzelnen wenigen Gemeindevorstehern, die zusammen den amtlichen „Boten für Tirol und Vorarlberg" kommen ließen, wagte nur noch hie und da Einer, der früher als Handwerker in der Fremde lebte, sich irgend ein Blättchen zu halten, welches er damals in der Schweiz oder in Deutschland kennen lernte. In der Regel aber währte das Letztere nicht lange. So ein Fremder, der später Bauer wurde, galt schon für einen hochmütigen,

*) Nießbrauch: nämlich die Milch während des Winters.

unpraktiſchen Menſchen, wenn er auch nicht noch überdies ein Zeitungsleſer war. Die Meiſten gaben daher ihre Gewohnheit auf, wenn ſie ſich einmal verehelichen und als Bauern im Lande bleiben wollten. Hielt aber da oder dort Einer allem Gerede Stand, ſo mid ihn ſein Pfarrer bald ein, den „Tirolerboten“ mitzuhalten, wobei ihm bedeutet wurde, daß man in der Schweiz und im Deutſchland draußen nicht für gute Katholiken ſchreibe und daß das trotzige Behalten ſolcher Blätter eine Abſicht verriete, die man — ohne erſt Früchte zu erwarten — ſogar von der Kanzel aus zum Nachteil des Betreffenden mit aller Gewalt bekämpfen müßte. Die Meiſten fügten ſich ſeufzend in das, was unvermeidlich ſchien, wenn man im Frieden leben wollte. Einzelne, die dem Pfarrer trotzten, taten das mit einer Leidenſchaftlichkeit, welche nicht nur ihnen, ſondern allen Zeitungsleſern bei der Bevölkerung ſchaden mußte.

Vorarlberg gehörte damals noch zu Tirol, wo von der Regierung kaum etwas ſorgfältiger gepflegt und unterſtützt wurde als das Schützenweſen. Gute Scheibenſchützen konnten jeden Sonntag irgendwo eine kaiſerliche Gabe gewinnen. In Innsbruck erſchien eigens eine Schützen-Zeitung, die natürlich auf jedem Schießſtand gehalten wurde. Zuerſt hörte man aus dem Blättchen nur Büchſenknall und Klimpern der Preistaler; nach und nach aber begann es auch um andere

menſchliche Angelegenheiten ſich zu kümmern und ſich zu einer Volks- und Schützen-Zeitung zu erweitern, die wohl manchen Bauernburſchen, ohne daß er es merkte, zum Zeitungsleſer machte. Im Jahre 1848 kam durch Italiener, die jetzt, ſtatt mit Mauſefallen, mit Büchern und Zeitſchriften zu handeln begannen, gar Mancherlei zu uns herein; doch hier fehlte noch das rechte Verſtändnis für Fragen, die in ſolchen Schriften mit ſoviel Leidenſchaftlichkeit behandelt wurden. Man ſah ſie an wie betrunkene Menſchen und fand des Pfarrers ungünſtiges Vorurteil immer beſtätigt. Eine „Vorarlberger-Zeitung“, die die Angelegenheiten des Ländchens mit zur Sprache bringen wollte, ging — wohl weniger aus Mangel an Stoff als wegen leidenſchaftlicher Sprache — in kurzer Zeit wieder ein. Dafür entſtand in Innsbruck ein Blättchen nach dem anderen. Alle wurden durch die „Schützen-Zeitung“, oder indem ſie einander ſelbſt lobten und tadelten, auch bei uns eingeführt. Nur die täglich erſcheinende „Innsbrucker-Zeitung“ und das Witzblatt „Harfe und Zither“ hatten wenig oder gar nichts Tiroliſches an ſich. Die beiden Blätter wurden daher durch einen biſchöflichen Hirtenbrief von allen Kanzeln aus verboten. Dafür war das bei Rauch in Innsbruck wöchentlich zweimal erſcheinende „Volksblatt“ ſehr empfohlen. Es brachte jedesmal einen halben Bogen, der faſt nur mit frommen Erzählungen und Berichten von kirch-

lichen Feſtlichkeiten gefüllt war. Im Bregenzerwalde wurde es fleißig — gehalten; teils weil man damit bei vielen Geiſtlichen eine Ehre einzulegen hoffte, teils auch weil offene Verhöhnung moderner Bildung, des Zeitgeiſtes und der Helden von 48, auch denjenigen Bauern gefiel, die ſonſt um Alles von keiner Zeitung hören mochten. Ein anderes Blatt, „Feierabend", geſtand, als es Kaution erlegen ſollte, ſelbſt ein, daß es nur zur Erbauung für arme hungrige Schullehrer und alte Mütterlein in Tirol und Vorarlberg geſchrieben ſei. Auch dieſes Blatt war ſehr empfohlen. Wer höher hinaus wollte, dem wurde angeraten, die katholiſchen Blätter aus Tirol zu halten, eine ſtreng wiſſenſchaftliche „Kirchen-Zeitung", die kein Bauersmann länger als ein Jahr bezahlte. Es wurde das auch keinem verargt, wenn er nur nicht dann dafür den ebenfalls in Innsbruck erſcheinenden „Phönix" beſtellte. Der Titel dieſes von Pichler und Zingerle herausgegebenen Blattes war ganz gut gewählt. Erſtlich war's ein ſeltener Vogel bei uns und dann ging es auch wirklich aus der Aſche des Jahres 48 hervor. Es iſt erfreulich, da zu ſehen, wie rüſtig die jungen Kräfte Tirols und Vorarlbergs zuſammenarbeiteten und wieviel Schönes von unſeren vaterländiſchen Dichtern und Denkern geſchaffen wurde. Bedauerlich bleibt es aber, daß auf den ſeltenen Vogel an ſo vielen Orten Jagd gemacht wurde und daß ſeine

Schwingen nur noch kräftig genug waren, ſeine beſten Freunde aus dem Lande zu tragen in weite Fernen, wo ſie dann in der „Gartenlaube," an Gutzkows „häuslichem Herd" oder ſonſt irgendwo ausruhten von ſchwerem Kampf. Vom Dorfbarbier hörte man im Bregenzerwalde zuerſt durch einen in der „Schützen-Zeitung" empfohlenen Tirolerkalender, welcher offen eingeſtand, wieviel er von „Nudelmüller und Breetenborn" entlehnt habe. Die „Leipziger Illuſtrierte" und die „Allgemeine von Augsburg" wurden im Hirſchen zu Schwarzenberg für die Vergnügungsreiſenden und in der Gams in Bezau für die Gerichtsherren gehalten.

Die eifrigſten Zeitungsleſer aus dem Volke ſahen dieſe Blätter bis zum Krimkrieg mit einer ſcheuen Ehrfurcht an, wie vornehme Herren, die wenigſtens die Hälfte in fremder Sprache reden und ſo Einen achtmal verkaufen*) können, bevor man's einmal merkt. Auch nachher noch haben dieſen und anderen Blättern die vielen Anzeigen ihren Kredit genommen. Oft war irgend eine groß gedruckte Marktſchreierei dem Bauern wichtiger und verſtändlicher als alles Andere. Gläubig warf er ſein Geld weg und meinte, es könne gar nicht fehlen, da er es ja gedruckt geleſen habe. Wenn es ihm dennoch fehlte und er ſich betrogen ſah, ſo gab er natürlich der Zeitung die Schuld und dieſe

*) Betrügen, anlügen.

kam durch ihn im ganzen Dorf in Verruf. Sagte man den Leuten, daß derlei Anzeigen bloß ums Geld angenommen würden und daß der eigentliche Zeitungsschreiber dafür gar nicht verantwortlich sei, so hieß es: „Schlimm genug, wenn man für's Geld Lügen aufnimmt und verbreitet. Dieses Geld wird doch nur bezahlt, weil man es durch die Wirkung der Lüge wieder einzubringen hofft. Wenn du einem Betrüger ums Geld seinen schlechten Kram in deinem Hause ausbietest, so halte ich dich nicht für sauber*) und möchte dich so gut dafür beim Kripps**) nehmen als ihn. Wenn der Herr Zeitungsschreiber hinten für's Geld Unwahrheiten ausposaunt, so tut er es auch vorn oder verschweigt doch die Wahrheit, denn sonst müßte er vor allem sagen, daß das ganze angehängte Marktgeschrei erstunken und erlogen sei. Das aber darf er nicht. Er ist gebunden durch seinen Vorteil, und von so einem Manne wollen wir uns nicht belehren und bilden lassen." — —

So urteilte der strenge Rechtssinn des Volkes. Man gestand hierdurch den Zeitungsschreibern eine hohe Stellung zu und verriet die Neigung, sich — wenn es möglich wäre — vertrauensvoll seiner Führung zu überlassen. Es ist auch nichts natürlicher als das. Die

*) Anständig.

**) Kehlkopf, dann Kehle, Hals, Kragen, Schopf (auch schweizerisch).

Leſeluſt und der Mut, ſich eine Zeitung, ein Buch anzuſchaffen, erwächſt hier nur aus dem Bedürfniſſe, Etwas zu lernen. Der Bauer lieſt nicht, um allerlei Meinungen und dann wieder die Urteile über dieſe Meinungen kennen zu lernen. Er will etwas Wirkliches gleichſam mit den Händen greifen lernen und nimmt nur darum — nicht aus Roheit, wie viele behaupten — in kriegeriſchen Zeiten am liebſten ein Blatt zur Hand, um das Geſchehene zu erfahren. In ſolchen Zeiten wird auch Keinem das Halten einer Zeitung verargt.

Ich traf es da ſo gut, als ich's je hätte treffen können. Man redete überall vom Groſchenkopf und vom Menſchenkopf*) und vom beginnenden Kriege des Türken mit Rußland. Zeitungsleſer ſah man ſchon ganz freundlich an und im Wirtshauſe war ihre Geſellſchaft ſogar geſucht. Ich tat daher auch nicht mehr ſo verſtohlen mit meiner Beſtellung des Dorfbarbiers, als ich mir es zuerſt vorgenommen hatte. So wurde denn auch von Anderen das Erſcheinen der erſten Nummer mit Ungeduld, wenn auch nicht mit ſo großer wie von mir ſelbſt, erwartet. Zu berechnen vermochte ich den großen Tag nicht. Von Leipzig bis zu uns herein war's ungeheuer weit, und wenn die deutſche Poſt auch die unſere noch ſo übertraf, man konnte doch vor Ende Jänner nicht beſtimmt auf etwas rechnen.

*) Münzbilder.

Wenn ich daher jeden Sonntag nach dem Gottesdienſte mich hart neben den Boten ſtellte und wie angewachſen blieb, während er Zeitungen und Briefe austeilte, ſo geſchah das weit weniger in der Erwartung, daß in ſeiner Taſche vielleicht ſchon auch Etwas für mich ſtecke, als um mir lebhaft vorzuſtellen, wie das nun herrlich ſei, wenn einmal auch mir allſonntäglich Etwas gebracht werde. Wie war ich daher überraſcht, als ſchon am zweiten Sonntage des neuen Jahres — es war ein wunderbar heller Tag, den ich nie vergeſſe — der Bote ſich lächelnd mir zuwendete und die erſte Nummer meines Blattes auspackte. Sie war etwas größer als die, welche ich vom Vetter in Bezau bekam. Der Herr vorn auf dem Titelbild, der den Deckelkrug in der einen und den Dorfbarbier in der anderen Hand hielt, war noch beleibter, noch behaglicher geworden und ſah gerade ſo aus, wie er mir vor kurzem im Traum erſchienen war, und wieder wurde mir ordentlich angſt vor ihm wie damals. Ich hatte das Gefühl, als ob ich in eine Welt, in eine Geſellſchaft komme, wo ich von Rechts wegen nicht hingehöre und nur für einen Eindringling gelte. Errötend riß ich die Adreßſchleife weg und die zitternde Hand ſchob ſie ſchnell in die Taſche. Niemand ſollte meinen Namen gedruckt erblicken, ich aber wollte doch ſehen, wie er ſich ausnehme, dann ſuchte mein Auge unter den Umſtehenden Einen, dem ich etwas zu ſagen hätte, denn ich wollte

tun, ob gar nichts Beſonderes geſchehen ſei. Dabei wurde ich erſchrocken gewahr, wie ſich um mich herum ſchon ein großer Kreis gebildet hatte, wie alle, die Köpfe zuſammenſteckend, ſich etwas zuflüſterten. Ich ſchlich weg wie ein Übeltäter und eilte in die Sonntagsſchule, wo meine Gefährten mich etwas ſcheu anſahen. Das war noch unerhört, daß ein Burſche, kaum von der Werktagſchule frei, faſt mit den erſten ſelbſtverdienten Kreuzern ſich eine Zeitung anſchaffte, wenn ſeine Verhältniſſe es ihm auch viel beſſer erlaubt hätten als mir. Dieſes und Ähnliches wurde in der Schule geredet, ich langte zum Troſt wieder nach meinem Blatt in der Taſche und wir Alle hatten vom Unterrichte des Lehrers nur wenig Gewinn. Als die Schule aus war, eilte ich heim, um mich meines Schatzes im Stillen zu freuen, und beſonders meinen gedruckten Namen auf der vom Poſtamte beſorgten Adreßſchleife zu ſehen.

Dazu aber ſollte ich noch nicht ſo ſchnell kommen. Ich fand die Stube voll Tabakqualm und ſah, als ich mich ein wenig daran gewöhnt hatte, die an den Wänden ſich hinziehenden Bänke ringsum von jüngeren und älteren Dorfbewohnern beſetzt. Sie alle waren gekommen, meine Zeitung mit ihren Bildern anzuſehen und mich ein klein wenig daraus vorleſen zu hören. Ich erſchrak darüber, weil ich der Mutter noch gar nichts von meinem kühnen Wagnis geſagt hatte.

Ich durfte nicht hoffen, daß ſie nun in Gegenwart ſo vieler mich minder tadeln würde. Aber als ich meinen Dorfbarbier herauszog, kam mir wieder der Mut. Ich traute dem zu, daß er ſich gleich Freunde mache. So eine luſtige „gemeine“ Zeitung war noch nie gehört und geſehen worden. Die Anweſenden kamen kaum noch heim in die Ställe und ihre begeiſterten Berichte trieben noch mehr Neugierige her, ſo daß die Stube den ganzen Abend voll Menſchen war. Die Mutter wußte nicht, was ſie dazu ſagen ſollte. Als ich die Kühe fütterte, kam ſie zu mir in den Stall und ich mußte nun über alles Bericht machen. Sie freute ſich an dem Beifall, den mein Blatt fand, aber dann war ihr wieder himmelangſt, da ſie nicht wußte, ob ſie auch mit gutem Gewiſſen ſich dieſem Gefühl überlaſſen dürfe. Verwunderlich war es ihr, daß ſoviel Kurzweil nicht mehr koſtete, aber auch das vermochte ſie nicht zu beruhigen. Zeitungsleſer hatte ſie in ihrem Sohne keinen wollen.

Als aber dann ſpät am Abend auch der ernſte Vetter Johann Jakob — der Weber — noch kam und mit Vergnügen las, da waren alle Bedenken überwunden. Der Vetter meinte: das ſei beſſer als ſpielen, und lobte mich, daß ich in der letzten Zeit als Tagwerker etwas zu verdienen ſuchte. Auch er verdingte mir nun das Heimziehen ſeines Holzes. Der verſprochene Lohn war allerdings ein ſehr geringer, mir aber ſchien

Alles beſſer als Nichts, und behaglich rechnete ich im Bette nach, wie ich mir nun doch ſo nebenbei den Winter hindurch wieder ein halbes Jahr Dorfbarbier und ein paar Schuhe verdienen könne.

Das war für mich ein großer, ein unvergeßlicher Tag.

XIII.

Nicht nur die erſte Nummer meiner Zeitung, auch alle folgenden hörte und las ich ſo oft, daß ich ſie ſo gut als nur irgend Etwas auch auswendig herſagen konnte. Ich ſuchte die Darſtellung, die mir ſo gut gefiel, in einſamen Stunden und bei der Arbeit auch für Dorfneuigkeiten anzuwenden und verſöhnte mich mit vielem Widerwärtigen, ſobald ich es auf dieſe Weiſe bearbeiten und wunderlich einkleiden konnte. Wieder durchwanderte ich in Gedanken der Reihe nach die Häuſer und ſuchte Luſtiges und recht Närriſches zuſammen. Die kurzen Tage gingen ſchnell vorüber und bei meinem Hauſe ließ ſich die Sonne täglich ſchon wieder zwei ganze Stunden ſehen, bevor ſie hinter der hoch über die nahe Gräsalp hinausragenden Rünzel verſchwand. Die Geleiſe der Schlitten glänzten wie Stahl und pfeilſchnell ſchoß ich mit meinen Holzfuhren darüber hinaus. Die Arbeit ging über alles Erwarten gut. Mit innerem Behagen ſah ich die Beige unter dem Holzapfelbaum neben dem Hauſe des Vetters wieder um ein Bedeutendes gewachſen und rechnete heraus, daß ich heute wieder beinahe vier Groſchen verdient habe.

Eines Abends, als ich auf dem abgeladenen Schlitten ſaß und rechnete, kam ein Reiſender daher und bat mit kläglicher Stimme, „um Gottes willen ihn doch über Nacht zu behalten.“ Noch mit meinen Gedanken beſchäftigt und ohne den Fremden anzuſehen, ſagte ich ihm: „Ich hätte da nichts zu befehlen, glaubte aber kaum, daß der Hausherr ihn aufnehmen werde.“ — „Es kann ſchon ſein,“ ſagte der Fremde. „Aber wenn er es nicht tut, ſo mußt du mich aufnehmen — wenigſtens für dieſe Nacht.“

Was war das für eine Rede und welche Stimme? „Seppel!“ rief ich jubelnd und ſprang zu ihm, der mir lächelnd die Hand entgegenſtreckte.

Ja, es war der leibhaftige Seppel, zwar viel größer und ſonnverbrannter, als da er mich verließ, aber ſich doch noch ſo ähnlich im Ausſehen und Stimme, daß ich mich ordentlich tadeln mußte, nicht ſchon beim erſten Wort ihn erkannt zu haben.

Nun ging er zum Vater und zur Schweſter, die beide bei den Kühen im Stalle waren. Die Schweſter grüßte ihn fröhlich und verſicherte dabei, daß er nun nicht mehr auf die Alp am Widderſtein ziehen müſſe, da der Vater dieſelbe verkauft habe. Dann — ohne noch Jemand zum Worte kommen zu laſſen — erzählte ſie, welche von den Kühen, die er bereits kenne, noch im Stalle ſeien und wie man heuer andere gekauft und verkauft habe. Auch die Geſchichten der vielen

Kälber bekam man zu hören, welche ſeit Seppels Abreiſe geworden waren.

„Es ſcheint mir, du ſeieſt noch immer der alte Stallpatron geblieben," ſagte Seppel mit wehmütigem *Lächeln*.

„Eben iſt ſie," rief der Vater, welcher, die Streue erleſend, bisher ſtill auf dem Boden kniete und dabei warf er einen großen Stein, den er eben gefunden hatte, ſo heftig in die leere Krippe vor ihm, daß er gleich wieder herausflog. „Sie," fuhr er nach einer Weile fort: „Sie wäre ſchon ein anderer Bauer geworden als du. Lache ſie nicht aus, daß ſie ſich Mühe gab, mir dich zu erſetzen. Ich war einmal froh darüber; jetzt aber, da wir die Alp nicht mehr haben, wäre mir freilich eine tüchtige Haushälterin lieber."

Als der Vater durch dieſe wenigen Worte — die erſten, die er ſprach — ſeine Gedanken angedeutet hatte, erlas er wieder Streue, als ob es das ewige Leben gelte, und die gefundenen Prügel und Steine flogen klirrend in die leere Krippe. Seppel und ich gingen in die Stube.

„Ich glaube doch, ich dürfe da bleiben," ſagte er etwas bitter.

„Du biſt lang mit Schmerzen erwartet," antwortete ich. „Leider kommſt du ſchon faſt zu ſpät."

„Warum?"

„Der Vater will heiraten. Es soll schon alles ausgemacht sein.“

„Da hat er ganz recht.“

„Ja, für sich; aber du wirst als Stiefkind kein gut mehr tun, und ich möchte dich so gerne daheim.“

„Wann soll Hochzeit sein?“

„In einigen Monaten.“

„Bis dahin also hab' ich mich schon mit dem Vater versöhnt. Es geht das um so schneller, weil das Nachgeben an mir ist. Ich hab' nicht das Meine getan bisher und der Vater tut recht, wenn er sich um bessere Versorgung umsieht. Weiß ich ihn glücklich verheiratet, daß ich ruhig werden darf, so gehe ich ein rechtes Handwerk zu lernen. Dazu reichen die Mittel meiner seligen Mutter aus.“

Meine Freude über diese Worte Seppels war größer noch, als sie selbst über sein Kommen gewesen war. Jetzt ging mir das Herz auf. Ich erzählte von Allem, was ich seit seiner — Abreise erlebte. Am längsten hatte ich vom Dorfbarbier zu berichten.

Ich war noch nicht fertig, als auch Mariann, die Schwester, zu uns hereinkam. Sie wischte die Hand an der Schürze ab und gab sie meinem Freund. Dann sagte sie lächelnd: „Der Franz Michel steckt auch noch immer in seinen Schriften wie ich im Stall.“

„Ihr beide,“ rief Seppel, „seid recht liebe, gute, närrische Leute; aber was macht der Vater, daß er nicht auch kommt?“

„Er hat mich geſchickt, um dir etwas zum Eſſen zu richten. Er ſelbſt will noch die Streu ganz erleſen, bevor es ſo dunkel wird, daß man Licht dazu verbrauchen muß."

„Ich darf alſo da bleiben?" fragte Seppel.

„Verſteht ſich."

Das Mädchen rieb ſich vor Vergnügen die Hände, während es in die Küche ging. Sonſt aber gab es ſeiner Freude nur noch durch die Eile Ausdruck, mit welcher dem Seppel ein Kaffee gemacht wurde.

Auch der Vater kam nun endlich in die Stube und befahl Zucker und Honig zu bringen. Man ſetzte ſich zuſammen um den runden Tiſch und begann zu plaudern, als ob gar nichts vorgefallen wäre und man geſtern und vorgeſtern und immer beiſammen gelebt hätte.

Auch ſpäter wurde des Vergangenen vom Vater nie erwähnt; dafür durfte Seppel nichts vom Thereſle ſagen — das gab man ihm zu verſtehen, ſobald er einmal ein Wort über die Stiefmutter fallen ließ.

Von den Dorfbewohnern im allgemeinen wurde Seppel freundlich, mit einer faſt ängſtlichen Schonung, etwa wie ein bekehrter Sünder behandelt. Seinem Selbſtgefühl war das bald etwas peinlich und er begann die tollſten, unglaublichſten Streiche von ſich zu erzählen. Machte ich ihn tadelnd auf die böſen Folgen dieſes Übermutes aufmerkſam, ſo ſagte er mir, daß er

lieber etwas gefürchtet als bemitleidet ſein wolle. Wenn ich kein Gefallen an ſeinen Erzählungen finde, brauche ich ſie einfach gar nicht zu glauben. — Er hatte noch immer die alte Gewalt über mich. Bald wurde ich von ihm tief verletzt, bald wieder angezogen und aus den lieben, quälenden Beſorgniſſen um ihn kam ich nie recht heraus. Er behandelte mich noch immer als Kind und hatte ſeine Freude an meinem Staunen über das, was er mir vom ſtädtiſchen Leben und beſonders von München erzählte. Noch lieber freilich hätte ich von Leipzig, der Heimat des Dorfbarbiers, gehört, aber auch München ward mir durch ihn, der längere Zeit dort und in der Gegend an der Eiſenbahn arbeitete, immer wichtiger. Meine Sehnſucht jedoch, einmal aus der engen Heimat mit den engen Begriffen hinaus zu kommen, iſt mir dabei für eine Weile gewaltig vergangen. In die ſchönen Häuſer der Städte und auf die ſauberen Straßen hatte ich mir lauter gute, gebildete Leute gedacht, keine ſo gemeine, ſelbſtſüchtige, ja geradezu mehr als bäuriſch rohe Weſen, wie ſie ſich in den Erzählungen meines Freundes ausſprachen und bewegten. Auch ihn ſelbſt fand ich rückſichtsloſer und in manchem unwiſſender, als ich von einem Gereiſten erwartete. Freilich hätte ich mir ſagen ſollen, daß ein Eiſenbahnarbeiter nur mit Leuten aus den unterſten Klaſſen verkehrt; aber ich ſagte mir das nicht und hatte überhaupt keine Ahnung von dem Riß, der

durch die ganze Gesellschaft geht und mehr abschließt als unsere Berge. In meiner Heimat gehörte alles zusammen. Sogar die wenigen Zeitungsleser dachten bei aller Anfeindung nie daran, eine eigene Gesellschaft zu bilden, sondern waren stets bemüht, Aufmerksamkeit und Gunst der Menge zu gewinnen.

Auch ich hatte das in letzter Zeit mit gutem Erfolge versucht. Jetzt aber stellte Seppel mich in Schatten. Als Schüler hatte er neben tollen Streichen nie Besonderes geleistet, aber ein Redner war er und die Gabe, im entscheidenden Augenblicke das rechte Wort zu finden, besaß er in viel höherem Grade als mancher, der ihm sonst wohl überlegen war. Er ging gerne zuweilen ins Wirtshaus und saß dort bald neben den ersten Männern der Gemeinde. Ich freute mich, daß es ihm gelang, sich beliebt zu machen; aber doppelt weh tat mir dann der Leichtsinn, mit welchem er den gemachten guten Eindruck wieder zerstörte. Ich ging immer seltener mit ihm in Gesellschaft, wenn er mir auch ein Glas Bier zu zahlen versprach. Allein aber war ich recht gern neben ihm und wir richteten es ein, daß wir uns gegenseitig bei der Bearbeitung unserer Anwesen helfen konnten. Ihm ging es mit mir gerade so, wie mir mit ihm. Wenn ich den Wunsch aussprach, er möchte doch bei anderen Leuten auch so ordentlich tun, wie bei mir, so wünschte er dagegen, daß ich in Gesellschaft so gute treffende Einfälle hätte,

wie unter uns. Zuerſt verletzte mich der Tadel, der in dieſem Wunſche lag. Nach längerer Selbſtprüfung, wie ich ſie nach jedem ungünſtigen Urteil über mich anſtellte, mußte ich mir geſtehen, daß ſeine Anweſenheit mich in Geſellſchaften allerdings ungewöhnlich ſtill mache. Ich hatte immer das Gefühl, als ob ich ihn zurückhalten müſſe und mir daher auch ſelbſt nicht ſo viel erlauben dürfe, als da, wo ich das Geſpräch immer wieder beherrſchen konnte.

Dieſer Gewiſſenserforſchung aber folgte weder Reue noch Bekehrung. Ja ſogar die Entdeckung einer kleinen Eiferſucht auf den bevorzugten Freund beſchämte mich nicht. Es war doch ärgerlich, daß er mit Spotten und Übertreiben weiter kam als ich mit dem beſten Willen. Nun — ihm, der nichts weniger ertrug als Einſamkeit, war dieſe Freude vom Herzen zu gönnen, wenn ſie ihn nur nicht zur Windfahne machte. Daß aber da Nichts zu fürchten ſei, verſicherte ſchon die Sorgloſigkeit ſeines Benehmens. Er war halt doch ein ganzer Kerl und das Beſte behielt er immer für ſich und mich. Ja, mit mir lachte er über die, mit welchen er umging, und ſeine luſtigen Schilderungen vermochten ſo ziemlich mir die Geſellſchaft zu erſetzen. Ich war zuweilen froh, daß er mehr unter Menſchen kam als ich. Vieles, was ich nicht zu erleben wünſchte, hörte ich ihn gern erzählen, und dabei blieb mir zum Troſte noch ſein Zugeſtändnis, daß ihm doch am wohlſten

ſei, wenn er mit mir und dem Vater unſeren Dorfbarbier leſe.

Der war ihm womöglich noch lieber als mir. Ich fand ihn oft zu kurz, zu wenig gründlich, und das behagliche Niederlachen aller ernſten Fragen konnte ich von meiner Zeitung noch weniger leiden als von meinem Freund. Mit wachſender Erregung las ich daher von der im nämlichen Verlag erſcheinenden Gartenlaube, die der Dorfbarbier häufig genug lobte. Sie ſollte neben dem Unterhaltenden auch Belehrendes aus allen Fächern menſchlichen Wiſſens bieten. Im Dorfbarbier konnte ich ihren Inhalt jede Woche leſen und die appetitlichen Aufſchriften reizten mich immer mehr. Seppel lachte mich oft aus, daß ich den Inhalt eines Blattes ſo gut auswendig wiſſe, welches ich noch nie geleſen habe. Da ſagte ich ihm denn, ich wolle es nun ſchon leſen, er dagegen müſſe den Dorfbarbier halten und wir machten dabei gemeinſchaftliche Sache. Seppel wollte zuerſt nicht dran. Er verdiente wenig und dabei war es ihm Bedürfnis, zuweilen ein Glas Bier zu trinken. So erfüllte er mir meinen Wunſch erſt im Sommer und Nr. 27 der Gartenlaube 1854 war die erſte, die ich erhielt. Ich wartete nicht, bis der Bote ſie mir auf den Platz vor der Kirche brachte, ſondern ging am Sonnabende nach Au zum Boten und nahm die Langerwartete in Empfang. Selbſtverſtändlich traten ich und mein Freund auch mit

anderen Zeitungslesern in Verbindung, und hielten einander Gegenrecht.*) So konnte ich denn nebenbei im „Neuigkeitsblatt“ die Tagesereigniſſe und größere, meiſtens aus dem Franzöſiſchen überſetzte Romane leſen. Lehrer Albrecht gab mir nun auch die Bücher, welche er einſt dem Werktagſchüler vorenthalten zu müſſen meinte. Es entſtand zwiſchen mir und ihm ein freundſchaftliches Verhältnis. Er hielt bald die Gartenlaube mit, um mir zum Anſchaffen anderer Bücher ſparen zu helfen.

So hatte ich denn auch daheim nie lange Weile und es fehlte mir ſchon minder an Schriften als an Zeit zum Leſen. Die Mutter hatte ſich in den letzten Jahren zu ſehr angeſtrengt und konnte jetzt den einen Arm kaum noch regen. Es war ihr ſchon faſt zu viel, nur die Küche zu verſorgen, und Stall und Wieſe und Wald blieb mir allein überlaſſen. Da gab es nie mehr einen ganz freien Tag, und nur noch in abgekargten Stunden hätte ich mir Etwas verdienen können zu Büchern, wenn ich nicht, wie mancher Andere, ſo nebenbei auch ein Handwerker geweſen wäre. Noch einmal ſuchte ich daher meinen kleinen Webſtuhl hervor und begann ſelbſt beim Licht daran zu arbeiten, bis die Mutter mich zur Ruhe ſchickte, weil ihr immer ſchon am Abend bang ſein mochte, mich morgens

*) Das Recht von der Gegenſeite, Recht und Gegenrecht im Austauſch (alemanniſch).

fünf Uhr wieder aus dem Bette zu hämmern. Das war auch manchesmal keine Kleinigkeit. Die gute Mutter begriff nicht, wie man so fest schlafen könne. Ihr fehlte der Schlaf oft, und daß ich jeden Abend auf der Kammer noch eine Weile bei verstohlen gekauften Kerzen saß und las, wußte sie nicht. Ich hatte irgendwo gehört, daß man sich den Schlaf abtreiben könne, wenn man Unschlitt esse. Meine Lernbegierde überwand den Ekel und ich konnte geschlossenen Auges bald ziemlich große Stücke verschlingen. Von da an vermochte ich wirklich ganz leicht bis nach Mitternacht zu wachen. Nur das Aufstehen schon um fünf Uhr kam mich dann recht hart an und ich war an manchem Morgen halb krank. Nach und nach war aber auch das durch mein Hausmittel oder durch Gewohnheit und festen Willen zu überwinden. Aber dabei verlor ich die frische blühende Gesichtsfarbe. Ich glich gar nicht mehr der Mutter, der ich sonst so ähnlich sah, und ward so mager, daß man mich allgemein für kränklich hielt. Ich selbst merkte nichts, als daß mir der frühere ruhige Schlaf gänzlich fehlte und ich in wüsten Träumen das Unsinnigste, meinem Wesen Fremdeste dachte, wollte und tat. Dennoch gab ich das Lesen nicht auf, und als wieder der kalte Winter kam, füllte ich meinen Stuhl und die vielen Spalten in den Wänden des Altarkämmerleins mit Heu aus. Ging ich einmal etwas früher zu Bette, so fand ich keinen

Schlaf, und ein unerklärliches Unbehagen trieb mich bald wieder auf. In die hieſige Geſellſchaft paßte ich gar nicht mehr, und doch könnte ich nicht ſagen, daß ich mich ernſtlich fort wünſchte. Ich war am liebſten allein. Als ich einmal von einem viatizierenden Studenten — Gymnaſialſchüler — von einem Buch über die Einſamkeit hörte, gab ich ihm Geld, es mir gleich in der Buchhandlung in Feldkirch zu beſtellen. Kein anderes Werk — ich hatte freilich nur wenige — ſagte meiner damaligen Stimmung ſo gut zu, als das von Zimmermann. Seppel hielt mich auch für krank und wollte mich immer in Geſellſchaft ziehen. Es gelang ihm aber nie, als am Hochzeitstage ſeines Vaters. Da ging ich mit, trank ein Räuſchchen, ward ungemein geſprächig und erzählte Allen, daß ich dieſe Hochzeit für die Gartenlaube beſchreiben werde.

Am anderen Tag fühlte ich mich unſäglich elend und quälte mich mit den bitterſten Vorwürfen. Da kam Seppel, dem es diesmal bald gelang, mich zu erheitern. Er ſagte mir, daß er nächſtens in die Schweiz abreiſe, um bei einem Uhrenmacher, der ſeines Vaters Schwägern perſönlich bekannt ſei, als Lehrling einzutreten. O, wie gönnte ich ihm's, daß er nun ſelbſtändig werden, der Bauernarbeit und — den Bauern entrinnen konnte. Ich wußte, wie ſterbungern er mit Rechen und Gabel arbeitete. Auch ſah ich, obwohl er mir noch nie Etwas davon geſagt hatte, daß es ihm

hier viel zu eng, zu einförmig war. An mich ſelbſt und daran, daß ich nun wieder ganz allein ſein werde, dachte ich in der erſten Freude gar nicht. Als er fort war, fiel es mir freilich ein, aber ich tröſtete mich damit, daß ich ja Zeitungen habe und wir uns allenfalls auch ſchreiben könnten. Ich fühlte mich überhaupt in einer Stimmung, in der ich Geſellſchaft leicht zu vermiſſen meinte. Aber von Tag zu Tag nahm ich es ſchwerer. Ich war häufiger um ihn, doch konnte ich mich unſeres Zuſammenſeins nie mehr recht freuen und empfand den Schmerz der Trennung, ſo oft ich in ſeiner Nähe weilte. Der Gute hatte mir nicht nur die Zeitungen leſen, ſondern auch zahlen helfen. Nun ſtand ich auch da mehr allein.

Um mir etwas Geld zu verdienen, handelte ich nun in Ziegenfellen. Freilich durfte ich die jungen Tierchen nicht ſelber ſchlachten, kaum konnte ich die blutigen Felle ohne Grauſen und einen prickelnden Schmerz in allen Gliedern anſehen. Ich aſſoziierte mich daher mit dem Peterle, welches ebenfalls gern ein wenig handelte. Wir dingten uns einen Metzger, das Peterle ſtreckte das nötige Geld vor und ich lief beinahe jeden Tag von Haus zu Haus. Da noch mehrere in der Gegend dieſen Handel betrieben, mußte man ſehr rührig ſein. Wenn einem Bauer eine junge Ziege wurde, war er durchaus nicht handelſüchtig, ſondern wollte ruhig den Meiſtbietenden abwarten. Man glaubt gar nicht,

wie pfennigkarg die Bregenzwälder beim Handeln ſind. Da galt es, mit aller Beredſamkeit, mit Scherz und Ernſt, ſie nur zum Anbieten zu bringen und dann durchaus nicht mehr ruhen zu laſſen. Gewiß brachte ich's hierin ſo weit als Einer. In den Monaten März und April, wo die Ziegen ihre Jungen werfen, zappelte beim Heimgehen faſt immer eines der niedlichen Tiere auf meinem Arm und ſchaute mich vertrauensvoll fragend an. Ich aber mußte meine Pfeife anzünden oder mich gewaltſam aufregen, daß ich noch vorwärts gehen konnte. O wie bedauerte ich die armen Tiere und ſollte ſie nun doch ans Meſſer liefern!

Freilich wären ſie auch ohne mich ihrem Schickſal nicht entgangen. Wars auch gar ſo traurig, das Leben zu verlieren? Oft hatt' ich mich gefragt, und dann mußte ich an ſoviel Böſes auf der Welt denken, an ſoviele Sorge, nur um auch übermorgen noch ſorgen zu können, wovon einzig der Tod erlöſt. Sagte ich einmal dem Peterle meine Gedanken, ſo tröſtete es mich lachend mit der Ausſicht auf den hübſchen Gewinn, den wir machen könnten. Hatte es nicht ganz recht? Warum die Tiere ſo bemitleiden, wenn ſie ſchnell der Plage des Lebens entriſſen werden! Schonen doch auch die Menſchen einander nicht im geringſten, wenn ſie etwas dabei zu gewinnen wiſſen.

Die Forderungen des Lebens ſind alle ſelbſtſüchtig. Wer das Heft in der Hand hat, der ſchneidet. Ich fühlte jetzt, daß das Peterle weit ob mir ſtand. Ich paßte nur zu meinen Büchern, nicht in dieſe nüchterne, berechnende Welt.

XIV.

Immer weiter vermochte die Sonne ſich über die Berge hinaus zu wälzen, bevor ſie ſank, und im Tale begann es zu erwarmen. Die Ach hatte ihre eiſige Decke geſprengt und trug laut ſcheltend die letzten Überreſte der zu Waſſer gewordenen Winterherrlichkeit fort. Alles begann friſch aufzuleben — nur ich nicht. Ich wollte mir auch wohl ſein laſſen, wenn's einmal aus wäre mit dem Ziegenfellhandel, wenn ich nicht mehr in jedem Traume den letzten Schmerzensſchrei der armen Tierchen zu hören hoffte. Ja, dann hatte ich mich an dem Gewinne freuen und Waizeneggers Geſchichte Vorarlbergs kaufen wollen, von der ich in einer Tiroler Zeitung las. Es kam anders. Der Preis der Felle fiel und wir mußten mit Schaden verkaufen. Das Peterle konnte den Verluſt ruhig ertragen, mir aber machte er manche ſchlafloſe Nacht. Ich ſah Alles gegen mich verſchworen. Der Mutter durfte ich nicht Kummer machen mit der Mitteilung, daß ich gar noch in Schulden gekommen ſei. Ach Gott! wie ſollte ich mir heraushelfen? Zuweilen wollte ich verſtohlen Geld entlehnen, dann empörte ſich wieder Alles in mir

gegen ſo ein halbes Notmittel, das ich ſelbſt nur einen Spitzbubenſtreich nennen konnte. Ich ſann oft halbe Nächte, denn ich mochte nicht leſen, und konnte trotz aller Anſtrengungen des Tages nur wenig ſchlafen. Auch mein ſonſt ſo geſunder Appetit begann zu ſchwinden. Mit rieſiger Kraftanſtrengung arbeitete ich immer fort, bis ich einmal mitten im Vormittag unter freiem Himmel mich niederlegen mußte. Einige Arbeiter eilten beſorgt herbei, und nur der Wunſch, ihren ängſtlichen Fragen zu entrinnen und ungeſtört zu ſein, gab mir noch die Kraft zum Heimgehen. Ich legte mich gleich zu Bette. Der durch die erſchrockene Mutter herbeigerufene Dr. Beck fand mich ernſtlich krank. Ich dachte ans Sterben, ſchon bevor ich ihn von einer ſehr gefährlichen Bauchfellentzündung reden hörte. Der Tod hatte für mich durchaus nichts Schreckliches. Ich paßte doch nicht recht in dieſe Welt. Gab es noch eine beſſere, ſo war's recht; kam nichts mehr, ſo war's gleichgiltig. Nur, wenn ich die Mutter mit dem Ausdrucke tiefſten Schmerzes an meinem Bette ſitzen ſah, kam ich aus meiner dumpfen Gleichgiltigkeit auf Augenblicke heraus. Einmal ſagte ich ihr von meiner Notlage und daß ich ſchon von dem Gelde genommen, welches mir von ihr zur Beſtreitung anderer Auslagen übergeben wurde. Ich jammerte, daß ich es jetzt nicht mehr als Tagwerker wieder verdienen und zurückgeben könne. Wehmütig lächelnd ſuchte die Mutter mich zu be-

ruhigen. Wir hätten ja Alles miteinander, das ſei das allerunbedeutendſte. Sie wollte gerne viel Schlimmeres ertragen, wenn ich geſund würde, wenn ich wieder handeln und das Verlorene vielleicht einbringen könnte.

Ich ſah, wie lieb ich ihr trotz aller meiner Sonderbarkeiten war, und nun begann ich es bitterlich zu bereuen, daß ich — in dem Glauben, ſie verſtehe mich nicht recht — zuweilen auch ihr gegenüber ſo verſchloſſen war. Sie wollte Alles mit mir gemein haben; hätte auch ich das immer wollen, ſo wäre uns beiden wohler nebeneinander geweſen. Am dreizehnten Tage meiner Krankheit, die ſich immer verſchlimmerte, begann die Mutter vom Empfange der heiligen Sterbeſakramente zu reden. Ich war dazu gerne bereit und es tat mir wohl, dem Pfarrer Stockmayer in der Beichte Alles zu ſagen und gleichſam von mir abzuſchütteln, was mich drückte und quälte. Fürchtete ich mich auch nicht ſo vor dem Zorn Gottes wie viele Kranke, die den Tod vor ſich ſehen, ſo wollte ich doch im Frieden von der Welt ſcheiden. Nach der Kommunion bat ich Seppeln, doch ja nicht vor meiner Beerdigung abzureiſen, was er mir feuchten Auges verſprach.

Ich wurde nun ruhiger, heiterer. In der folgenden Nacht verlangte ich zum erſtenmal ſeit zwei Wochen ſelber etwas zu eſſen — ein kleines Süpplein aus geriebenem Brot. Das war immer mein Lieblingseſſen geweſen. Die Mutter machte erfreut ſogleich ein Feuer

an, und da ſie in ihrer unglaublich einfachen Hauseinrichtung keinen Brotreiber wußte, ſuchte ſie auf der Rumpelkammer unter den Werkzeugen des Vaters eine alte Holzraſpel — Feile — hervor, auf der nun das Brot gerieben wurde. Ich aß mein Süpplein, wenigſtens einige Löffel voll, denn ich fürchtete, daß ich's, wie Alles, was die Mutter bisher in mich hineinbettelte, gleich wieder mit Schmerzen von mir geben müſſe. Es lief ganz gut ab. Ich konnte mehrere Stunden ſchlafen und am anderen Morgen fand mich Dr. Beck ſo munter, daß er wieder zu hoffen begann. Nach einigen Tagen fühlte ich mich etwas beſſer und ſchon war es mir lieb, daß Pfarrer und Doktor etwas länger an meinem Bette verweilten.

Der letztere, erſt ſeit kurzer Zeit in Au, der Nachbargemeinde anſäſſig, lernte mich auf dem Krankenbette kennen. Es fiel ihm auf, daß ich, kaum wieder ein wenig beſſer, nach den Ereigniſſen in der Krim fragte. Sofort ſetzte er ſich auf einen Stuhl und begann zu erzählen. Von jetzt an war er ſo freundlich und mitteilſam, wie ich's von dem ernſt blickenden Manne nie erwartet hätte. Wenn ich ihn einmal ohne Gruß durchs Dorf ſchreiten ſah, dann war es mir ſtets geweſen, als ob er gegen jeden das allerdings berechtigte Gefühl ſeiner Überlegenheit herauskehre. Nun gewann ihm das Offene, Einfache ſeines kernigen Weſens ſchnell mein ganzes Herz. Als Seppel von mir

Abſchied nahm, ſagte ich ihm: daß ich durch meine Krankheit wieder einen neuen Freund gefunden, deſſen Gewinnung mit einem vierwöchentlichen Leiden nicht zu teuer erkauft ſei. Ich war jetzt immer ſehr geneigt, überall das Gute herauszufinden, und frei von der früheren Unruhe, geläutert von kleinlichen Sorgen, trat ich bald wieder neukräftig unter die Schaffenden hinaus. Auch in mir wars Frühling und wie ein Wiedergeben des Jubels ringsum in der neuverjüngten Welt. Den Anblick der blumigen Wieſen und der ſtolzen, laubbekränzten Berge, ſogar den Genuß jeder Speiſe, empfand ich als eine Wohltat, ein Geſchenk, und konnte gottlob nicht mehr begreifen, wie ich bei dem Allen einmal ſo unzufrieden geweſen war. Das Leſen gab ich freilich nicht auf, aber ich quälte mich nicht mehr darum und war auch bei der Arbeit vergnügt. Jeden Tag geſchah Etwas, woran man am Abende mit Behagen denken konnte. Nirgends ruht ſich's behaglicher aus als auf der Erinnerung an ein glücklich vollbrachtes Tagwerk. Die Wochen vergingen ſchnell; der Sommer war da, bevor ich den Doktor Beck ein einziges Mal beſucht hatte, wie freundlich er mich auch einlud und mir einige Bücher zu leihen verſprach. Ja zum Teil unterließ ich den Beſuch gerade darum. Ich wollte nicht mehr ganz ans Leſen kommen und wünſchte daher keine Bücher, wie ſie wohl ſo ein Mann hatte — nämlich ſolche, die mir wieder den Kopf füllten

und mich an nichts anderes mehr, oder an Alles nur in ihrer Weise denken ließen.

Nach der ersten Heuernte ging ich wieder auf unser stilles Älpelein. Die Mutter bat ich, mir doch die Zeitungen, die ich natürlich nicht aufgab, zuweilen durch Bettler oder mit anderer Gelegenheit zu schicken. Es tat mir bisher so wenig gut, wenn ich gar nicht las, als wenn ich's zu strenge trieb. Von jetzt an wollte ich in der Mitte bleiben. Lesen und Leben, Denken und Handeln mußte sich doch versöhnen lassen. Unser Senn war ein Bruder meiner früheren Schulfreundin Mariann und er war wert, es zu sein.

Die Sennen sind überhaupt sehr interessante Menschen. Bei ihrer Arbeit kommt es hauptsächlich auf Umsicht, Geduld und richtige Beurteilung der wirkenden Naturkräfte an. Das lebt sich schnell in ihr Wesen ein und gibt ihm eine Würde und Ruhe, welche merkwürdig absticht gegen das Vorlaute, Lebhafte, nicht selten Ängstliche der anderen Bauern, die mehr selbst einzugreifen als ruhig abzuwarten gewohnt sind. Wenn ich so einen Käsemacher bei seinem eingemauerten Kessel stehen sehe, auf nichts in der Welt achtend als auf das Feuer, und die Wärme der Milch jeden Augenblick durch Eintauchen der rundlichen Hand so richtig als ein Thermometer angebend, dann muß ich oft an geheimnisvolle Gestalten in den wunderlichen Erzählungen meines Alten denken, die in abgeschlossenem Raum allerlei

Zaubertrank zu bereiten wußten, ruhig deſſen Wirkungen berechneten und durch allerlei Zutaten erweitern und beeinträchtigen konnten. Kein Menſch wohl ſieht es dem großen kräftigen Burſchen mit der weißen Schürze und den aufgeſtürmten Hemdärmeln an, wieviel er ſinnt und rechnet, während er ein luſtiges Liedlein pfeift, welches er drunten im Dorfe von der Herzallerliebſten lernte. Schon am frühen Morgen hat er von der nächſten Lawine eine ganze Milchgepſe*) voll Schnee fürs Butterfaß geholt, damit der Rahm, welcher heute verarbeitet werden ſoll, ſich bei der herrſchenden Hitze nicht zu ſchnell und daher nur zum Teil von der Buttermilch ſcheide. Dabei hat er dann auch dort, wo geſtern die Kühe weideten, das Gras unterſucht, um zu wiſſen, welche Eigenſchaften er der heute zu verarbeitenden Milch zuzuſchreiben habe. Iſt er einmal darüber mit ſich im Reinen, ſo blickt er hinaus über die von der Morgenſonne übergoſſenen Berge, die ſich wie ein goldener Kranz ringsum durchs Grüne, Blaue und Rötliche hinziehen. Er ſieht ſich um, was die ſtillen Felſenköpfe für ein Geſicht machen und ob ſie etwa die langen Denkerrunzeln auf ihrer Stirne beſonders ſtark hervortreten laſſen und Einem plötzlich näher zu kommen ſcheinen. Sollte das der Fall ſein,

*) Kreisrunder, hölzerner Zuber, ſehr weit, aber nicht tief, hauptſächlich verwendet, um Milch in den Kellern der Sennhütten vom Abend bis zum Morgen aufzubewahren.

ſo weiß er, daß die Luft ziemlich gefüllt iſt und daher ſein heutiger Käs ſogleich einen Witterungswechſel, vielleicht gar den noch gefährlicheren Föhn,*) den Feind aller jungen unſchuldigen Schöpfungen dieſer Art, zu erleben hat. Die Käſevorſehung hält daher Rat, welche Eigenſchaften ihrem Geſchöpfe diesmal vor allen anderen beizubringen ſeien. Erſt mit einem wohlbegründeten Entſchluß kommt er in die Hütte zurück. Während des Abrahmens der Milch, die man geſtern abends in den Keller getan, und während er für den Küher und die übrigen, welche bei der Heerde ſind, das Morgeneſſen anrichtet, erſchaut ſeines Geiſtes Blick den noch Ungeſchaffenen, wie er morgen im Keller bei ſeinen älteren Brüdern liegen wird. Sein Frühſtück nimmt er ſchon unter dem Kochen ein und während die anderen Alpknechte, nachdem auch die letzten Kühe im Stall ſind, behaglich plaudernd um die große Nußpfanne auf dem wackeligen Tiſchchen herumſitzen, dreht er unermüdlich das Butterfaß. Es wäre das zwar nach dem Melken die Arbeit des Kühers, aber der würde auch keinen müheverlängernden Schnee geholt haben, um länger als eine Stunde „rühren" zu müſſen. Der Senn, mehr als dieſer auf reichlichen Ertrag bedacht, möchte ſein unwilliges Murren nicht hören. Lieber will er für den geholten Schnee ſelber büßen, als ſich in lange Erörterungen einlaſſen. Das iſt überhaupt nicht ſeine

*) Südwind.

Sache; wer ihn aber dazu auffordert, der wird ihn überall ſtich- und kugelfeſt finden. Ruhig, aber des Erfolges ſicher wie ſeine Arbeit, iſt auch ſeine Rede. Jedem zwingt er Achtung und Vertrauen ab, ſo daß er unter dem Melken ohne Widerſpruch die Milch, die er nicht recht gut findet, in den Schweinetrog leeren darf. Man traut ihm zu, daß er das kenne, und wenn der Küher am Morgen eine Kuh über eine andere recht zornig oder ſonſt unwohl ſah, ſo fordert der ſelbſt ihn auf, zu unterſuchen, ob man der Milch Nichts davon anmerke. Der Senn tut das mit größter Sorgfalt, denn er weiß nur zu gut, wie ſchon ein einziger böſer Schoppen die ganze Sennet*) verderben, alle ſeine Berechnungen zu Schanden machen könnte. Findet er aber beim Melken Alles in Ordnung, dann ſteht er hernach ruhig und ſicher und groß neben dem vollen Keſſel, und kein Menſch ſieht ihm an, wieviel er nebeneinander im Kopfe haben muß. Leiſe, ſeines Schätzchens Lieblingsweiſe brummend, verrichtet er ein Wunder der Verwandlung nach dem anderen, bis er den Käs in der Lade, den zurückgebliebenen Fettſtoff, der morgen mit dem Rahm verbuttert werden kann, im Vorbruchkübel**) und den Zieger im Trog hat.

*) Das Quantum Milch, das auf einmal verläßt wird.

**) Vorbruch iſt hier die erſte, dem Rahm abgewonnene, beſſere und fettreiche Butter; ſonſt auch der erſte an der Oberfläche ſich bildende Käſeſchaum: beides Leckerbiſſen.

Nach dem Mittageſſen putzt er die gebrauchten hölzernen Milchgefäße rein und den Keſſel, daß er glänzt. Dann hat er bis gegen Abend mit Salzen und Reinhalten der bereits entſtandenen Käſe zu tun, die am Schluſſe des Sommers in langer Reihe übereinander im kühlen Felſenkeller auf ſauberen ſalzbeſtreuten Brettern liegen. In freien Stunden hilft er den anderen Knechten Holz von der Holzgrenze da zur Hütte hinauftragen, düngen oder den Grasboden räumen, wo im Winter kirchturmhohe Lawinen allerlei Unrat mit in die Alp herunterſchleppten. So geht dem Unermüdlichen der Tag und der Sommer herum.

Der Küher und die anderen Knechte ſind hauptſächlich Hirten. Doch ſuchen ſie nebenbei ſtets auch die Alp in gutem Stande zu erhalten und zu verbeſſern. Auch in ihrem Leben, wie in dem des Sennen, gleicht ſo ziemlich ein Tag dem anderen. Nur das Erſcheinen irgend eines Menſchen aus dem Dorf, das Verklettern einer Kuh, das Walten des den Käſen ſo gefährlichen Föhns, ja ſelbſt das Verlieren der einzigen Nadel, womit die einzige ordentliche Hoſe des Kühers noch dorffähig erhalten werden ſollte: nur das und Ähnliches bringt einige Abwechslung in dieſes einfache Leben und wirkt viel wichtiger, als man ſich unter anderen Verhältniſſen zu denken vermag. Tagelang kann man von ſo etwas reden und über kleine und doch ſo große Sorgen lachen, ſobald ſie über-

ſtanden ſind, wo nicht gar zu große Eigenheiten Einzelner dem friedlichen Zuſammenleben und Wirken im Wege ſind.

Leider hatten wir einen Küher, mit welchem ſich durchaus nicht auskommen ließ. Ich glaube, ihm das mit gutem Gewiſſen nachreden zu dürfen, weil ſelbſt der Senn beim beſten Willen mit ihm nicht im Frieden zu leben vermochte. Einer früher angeſehenen, jetzt herabgekommenen Familie entſtammend, glaubte er ſich ſchon dadurch zurückgeſetzt, daß er Dienſtbotenarbeit zu verrichten hatte, und wir mußten oder ſollten das bei jeder Gelegenheit entgelten. Was der Senn ihm nicht auftrug, wurde nicht gemacht, und was er ihn zu heißen wagte, wurde ſo getan, daß es ſchließlich dem Sennen zum Vorwurf werden und des Kühers Widerſpenſtigkeit rechtfertigen ſollte. Ging etwas nicht recht, ſo hatte er es wohl gewußt, und was gelang, hatte man ihm zu verdanken. Mußte er bei ſchlechtem Wetter aus der Hütte, ſo klagte er, daß man ihn daheim viel zu ſehr verweichlicht habe, und ſuchte dann an mir zu zeigen, wie man einen Mutterbuben behandeln ſollte. Hart mußte er freilich manches Mal tun; trotzdem wollte er ſich vom Sennen weder raten noch helfen laſſen, und wäre der nicht ſo gemäßigt in Allem geweſen, ſo hätte das oft die ärgſten Händel geben müſſen.

Was war unter dieſen Verhältniſſen natürlicher, als daß ich mich doppelt innig an Mariannens Bruder,

den Sennen, anſchloß. Er, nicht an ein ſtummes, unfriedliches Zuſammenleben gewohnt, gewann mich hier, wo es ihm an jeder anderen Geſellſchaft fehlte, trotz aller meiner Sonderbarkeiten recht lieb und half dem Schwachen, ſo oft er Zeit und Gelegenheit hatte. Nun gab unſer Gegner ſich Mühe, wenigſtens den letzten, den Pfiſter, zu gewinnen. Der durfte ſich nur freilich dem Küher nicht gerade gegenüberſtellen,*) er wollte aber auch von uns nicht laſſen, ſuchte es bei beiden Teilen zu treffen und ward ſo zum Zwiſchenträger und Händelſtifter, ohne daß er es eigentlich wollte. Der Küher merkte bald, wie wenig auch dem letzten zu trauen ſei. Häufig redete er vom Fortlaufen, um uns zu ärgern, aber wir überließen das ruhig ihm ſelbſt, indem wir verſicherten, daß darum denn doch keine Kuh ungehütet und ungemolken bleibe.

So machten wir Vier uns ſchlimme, lange Tage ſchon in der erſten Hälfte des Sommers. In der zweiten ſollte es noch ärger werden. Es brach nämlich unter den Kühen und Ziegen die Maul- und Klauenſeuche aus. An einem ſchwülen Morgen kam die ganze Herde ungeholt zur Hütte. Die Kühe ſtanden ſo traurig herum und ließen die Ohren hängen, daß der Küher ernſtlich vom Verhextſein redete. Der Senn ſah bei manchem Tiere einen weißen Schaum auf der Schnauze, Er öffnete nun mehreren Tieren das Maul und fand

*) Entgegenſtellen, feindſelig.

ihren Rachen mit kleinen Bläschen belegt. „Tausendmal in Gottes Namen!“ rief er aus: „Nun haben wir gar auch noch die Klauenkrankheit da!“ An den Klauen war freilich noch wenig von der Entzündung zu bemerken, aber ich eilte doch sofort ins Dorf, um die Sache vorschriftsmäßig anzuzeigen.

Die Nachricht, der Feind sei im Lande, hätte kaum mehr Bestürzung und Schreck in der Gegend verbreiten können, als mein Bericht. Die Krankheit war zwar schon in mehreren Alpen, aber ziemlich weit von uns. Nun hatte man sie auf einmal nahe und zudem sah man aus dem von ihr gemachten großen Sprung zu uns, daß bei sorgfältigster Bewachung doch keine Alp vor derselben sicher sei. Die Nachbaralpen waren von jetzt an durch keine Vorsichtsmaßregel mehr so gut geschützt als unser Älpelein bisher durch seine Lage. Trotzdem tat man Alles, was man konnte, und von uns und Anderen wurde fast Unmögliches verlangt, denn in der Angst dachte jeder nur noch an sich selbst. Wie weit das ging, soll ich schon bei meiner Rückkehr auf die Alp erfahren. Zwei Bauern, ein großer und ein kleiner, überfielen mich förmlich und nur das Hinzutreten mehrerer meiner Nachbarn hinderte die Wütenden, mich tätlich dafür zu strafen, daß ich mich noch aus der Alp wagte, und vielleicht den ansteckenden Geruch an meinen Kleidern mittrage, wenn es auch nicht die Stallkleider seien. Damals ärgerte mich schon das, später kam noch viel

Ärgeres. Unſere Bezirksbehörde, ſelbſt im Unklaren über das Weſen der Krankheit, wurde durch die angeſehenſten Männer der Gegend, alſo die größten Viehbeſitzer, zu einer Verordnung veranlaßt, die das Übel für uns noch viel ärger machte. Wir mußten alle Kühe im Stall füttern und durften keine mehr vom Band ablaſſen, obwohl Berge und Felſen uns von jeder Nachbaralp trennten. Die Krankheit konnte ja durch die Vögel verſchleppt werden. Mochte das uns vorkommen, wie es wollte, wir durften nicht mehr aus der Alp, um unſere Gründe vorzubringen. Wir mußten um ſo eher gehorchen, als jede auf der Alp geſehene Kuh für vogelfrei erklärt war. Nun ſtanden die kranken Tiere in dem ſchlechten Stall unſerer Alphütte, welcher, da es uns an Streue fehlte, nicht einmal trocken und rein zu erhalten war. Reinlichkeit, Bewegung und friſche Luft wären die beſten Mittel, die Seuche ſo ungefährlich als möglich zu machen. Hier fehlte das Alles und das Heu zum Füttern mußte, da unſere Notlage ſogar noch ausgebeutet wurde, faſt um die Hälfte zu teuer gekauft und ſtundenweit hergetragen werden, während die gute friſche Weide nun zu ſehr auswuchs, herbſtlich gelb wurde und zu verderben begann. Täglich mußten wir dreißig Kühen die faulenden Klauen ausſchneiden, ſie dann aber mit dem friſchen Verbande in dem naſſen, ſchmutzigen Stalle ſtehen laſſen, der nie gereinigt und gelüftet werden konnte. Viele

der beſten Tiere kamen um die Milch und wurden lange nicht mehr geſund. Aber wer kümmerte ſich um das? Wäre einer aus der Alp hinuntergegangen ins Dorf, um ſich zu beſchweren, ſo hätte er Schläge ſtatt Hilfe mitnehmen müſſen. Nur wenn der Gemeindediener an die Alpgrenze kam und Lebensmittel brachte, konnten wir uns beſchweren. Er gab uns ganz recht und fand auch, daß man uns vergeblich plage, aber den ratloſen Leuten müſſe nun einmal Etwas geſchehen. Auf unſere vielen Beſchwerden wurden uns endlich einige Tagwerker geſchickt, um uns beim Heimbringen des Heues zu helfen.

Nun bekam unſer Küher Geſellſchaft. Da konnte er erzählen, wie man ihn geplagt habe und wie nun das Alles nur eine Strafe Gottes dafür wäre. Er ſei daher nicht der Narr für uns, die eigentlich an Allem die Schuld hätten, noch immer das Ärgſte zu tun. Wir ſollten nur jetzt auch zuſammenhalten und ſehen, wie wir fertig würden.

Das taten wir denn auch redlich genug. Der Senn fand zu Vielem Zeit, weil die gemolkene Milch ihm wenig mehr zu tun machte. Ich aber mußte nebenbei die Ziegen hüten, die man uns merkwürdigerweiſe nicht im Stalle zu halten befahl. Ich hatte mehr als dreißig Stück und ſollte nie eines aus dem Geſichte verlieren. Nun legte ich ihnen kleine blecherne Schellen, ſogenannte „Kleppern“ an, ſo viele ich in der Alpenhütte

finden konnte und bei Nebelwetter trieb ich meine Herde in eine Schlucht unter der Alp, wo gute Weide für Ziegen war und ſie mir unmöglich entrinnen konnten. Ich ſelbſt ſetzte mich dann oben unter eine rieſige Tanne, die mir bald Allerlei zu erzählen begann. Die Bäche, welche rechts und links an mir vorüber rauſchten, erhielten meine Gedanken in Verbindung mit der Welt, in die ſie ſo fröhlich eilten. Drunten im Achtale gab man ihnen Holz mit, das mußten ſie nach Bregenz bringen und dann dafür ſchwäbiſches Korn auf dem Dampfſchiff über den Bodenſee tragen. Wie wohl ſo ein Dampfſchiff in Wirklichkeit ausſehen mochte? Ich ſuchte mir es einzubilden, indem ich an die geſehenen Zeichnungen dachte. Dann ſchüttelte ich den Regen von dem ſchweren Hut, wand das Waſſer aus den Kleidern und dachte mir, wie es jetzt wäre, wenn es immer fort regnete, wie bald wohl das Waſſer da herauf ſtiege und was dann meine Ziegen machten? Ich ſelbſt konnte auf die Künzel klettern und ſah vielleicht, bevor ich unterging, noch ein Dampfſchiff vom Bodenſee hereinſchwimmen. Es war doch gut, daß das nicht kam, die Tannen ſtanden ſo ſtolz und die Ziegen weideten ſo froh, bis ſie genug hatten. Dann aber kamen ſie zu mir herauf und erzählten mir Allerlei von ihren Erlebniſſen. Ich dachte daran, es zuſammenzuſtellen und arbeitete oft in Gedanken an der Geſchichte einer langhörnigen Alten, die ſchon viele Herren

gehabt und Allerlei durchgemacht hatte. Oft ſaß ich lange gedankenlos auf dem äußerſten Rand eines Felſens und ſtreckte die ſchwerbeſchuhten Füße über den Abgrund hinaus. Ich wußte nicht, war's Vormittag oder Nachmittag, aber was ging mich das auch an? Erſt wenn's dunkelte, durfte ich wieder heim. Früher wußte ich aus dem Milchbuch des Sennen, wo jede Maß aufgeſchrieben war, welchen Wochentag wir eben hatten, jetzt kümmerte ich mich ſelbſt um das nicht mehr. Ich war ganz ſtumpf. Zuweilen fiel mir ein, ich könnte auch in den Abgrund ſpringen, dann wäre Alles aus. Dieſer Gedanke gab mir dann wieder Spannkraft. Ich wollte doch noch leben und zuſehen, wie es jetzt gehe, aber das Gefühl, jeden Augenblick Herr über Leben und Tod zu ſein, tat mir doch eigentümlich wohl. Ich ſah auf zu den Rieſentannen, die in den Nebel hineinragten und verſuchte zu berechnen, wie viel Zündhölzle ſo ein Stamm gäbe und was man damit Alles anfangen könnte. Dann ſchüttelte und hüpfte ich Kälte und Näſſe von mir ab oder ſuchte durch gefährliches Herumklettern mich zu erwärmen, durch Angſt und Gefahr Abwechslung in dieſes Einerlei zu bringen. Dann ſang ich meine Kinderlieder, dachte an meinen Alten, an das Gottle, den Seppel und das Mädchen, welches mich zuerſt ein Lied gelehrt hatte und nun ſelber nicht mehr ſingen mochte. Daß es geſtorben war, erfuhr ich erſt im Herbſt. Jetzt hörte ich gar nichts mehr aus dem

Dorf und konnte mir nur einbilden, wie es da drunten zugehe. Ich zog wieder in Gedanken von Haus zu Haus, dann hielt ich ihnen Allen eine Predigt, und dann endlich dunkelte es und ich durfte in die Hütte zurück zu den brüllenden Kühen und den unzufriedenen Knechten. Nach dem Melken kroch ich ins Heu und ließ mir die Kleider am Leibe trocken werden.

Zuweilen hatte der Gemeindediener neben den Lebensmitteln auch eine von der Mutter geschickte Zeitung mitgebracht. Es war wunderbar, wie fremd und vornehm dann die sauberen Buchstaben mich ansahen. Der Dorfbarbier war noch immer der Alte und ich konnte mich recht ärgern über seine Lustigkeit, die mir ganz unnatürlich vorkam. Von den Schlächtereien in der Krim hörte ich ganz gleichgiltig; nur die naturwissenschaftlichen Artikel der Gartenlaube vermochte ich mit einigem Interesse zu lesen. Doch im Ganzen fühlte ich mich unbehaglich, so oft meine Blätter mich zwangen, an ein von dem meinen so verschiedenes Leben draußen in der großen Welt zu denken. Kein Mensch kümmerte sich um mich, warum sollte ich mir mit so Vielem Kopfarbeit machen?

Freilich änderte sich meine Stimmung auch mit dem Wetter. An schönen Tagen, die aber diesem Sommer nur selten wurden, war mir wohl und ich fühlte mich frei und leicht. Jauchzend trieb ich meine Herde den höchsten Bergen zu und ließ ihr ziemlich

freien Lauf, indem ich ſelbſt mit meinen Tieren um die Wette zu klettern begann. Auf den Felſen, über welche die ſtolze Künzel ſtarr und grau ins Blaue hineinragt, ſaß ich manche Stunde und freute mich an der verſchiedenen Bildung der ſchimmernden Steinköpfe. Lächelnd überſah ich den ganzen inneren Bregenzer Wald und ſendete ſeinen Bewohnern da unten, welche die bergige Landſchaft gleichſam in ihre Taſchen ſteckte, meine Grüße zu, dann fühlte ich mich den Menſchen wieder näher, verkehrte in Gedanken fröhlich mit Allen und der Abendſchatten kroch früher aus dem Tale herauf, als mir lieb war.

Doch ſolche Tage erlebte ich, wie geſagt, ſehr ſelten und es war gut, daß ich ſchon an einem einzigen immer wieder ein Dutzend ſchlechte vergaß.

Die Klauenſeuche war unterdeſſen trotz aller Vorſicht wieder da und dort ausgebrochen. Man hielt uns nun doch etwas minder ſtreng und die geplagten Kühe durften wieder ins Freie. Nun beſſerte es ihnen faſt von Tag zu Tag und wir erhielten mit dem Beginne des Herbſtes die Erlaubnis, unſer Vieh heim zu nehmen und überall neben anderem aufzutreiben.

Der Tag der Heimfahrt war uns Allen ein fröhlicher, aber mir doch nicht ſo fröhlich, als ich früher gedacht hatte. Der Abſchied vom Sennen fiel mir ſchwer, obwohl er nur einen guten Schuß weit von unſerem Hauſe wohnte, ſo daß ich ihn auch im Dorfe

faſt jeden Werktag ſah. Sogar von meiner Schlucht und dem Felſen, auf welchem ich ſo manchen langen nebligen Tag verbracht hatte, nahm ich wehmütig Abſchied. Der Platz, wo ich ſo oft ſaß und ſann, war und blieb mir immer lieb.

Am erſten Sonntag, den wir wieder im Dorfe verbrachten, feierten wir den Alpſonntag. Wir gingen nämlich vormittags mit blumenbekränzten Hüten zur Kirche und nachmittags ins Wirtshaus. Da erzählten wir den anderen Alpknechten von den ausgeſtandenen Plagen und waren eigentlich froh, recht viel erzählen zu können. Alles erſchien uns jetzt in viel freundlicherem Licht und ſogar mit dem Küher haben wir innerlich verſöhnt angeſtoßen. Wir fühlten, daß wir denn doch auch zu weit gingen und ihm in Ermanglung anderer Eindrücke Manches zu lange nachtrugen.

XV.

Es ging wieder dem Winter entgegen. Die Seuche richtete kein weiteres Unheil mehr an, aber Viele litten noch unter dem, was sie hinterließ. Die von ihr Heimgesuchten nahmen wenig ein für ihre Sommermilch und dabei gab es überall noch zu zahlen. Das Schlimmste aber war der Unfrieden, welchen die Seuche ins Tal brachte. Die meisten hatten zur Zeit der Gefahr nur an sich selbst gedacht. Jetzt warfen Nachbarn und Verwandte sich ihre Rücksichtslosigkeit vor. Die so entstehende Verbitterung glimmte lange fort und brach beim nächsten Windstoß in helle Flammen aus. Auch wir dachten denen lange daran, welchen wir es zuschreiben mußten, daß unser Vieh nicht mehr auf die Weide getrieben werden durfte.

Wir Besitzer der Alp Schideln, ich, des Vaters Bruder Johann Josef und seine Schwester Serafine, berechneten den Schaden, der uns aus der Krankheit erwuchs, auf wenigstens 500 Gulden. Das hieß also nicht bloß rein umsonst gebauert, und es hätte von jetzt an notwendig recht gut gehen sollen. Es ging

aber noch nicht beſſer, und was uns faſt am wehesten tat, ſtand erſt bevor.

Wie gewöhnlich wurden die Kühe, welche wir nicht ſelbſt wintern konnten, auf den zweiten Herbſtmarkt nach Dornbirn getrieben. Nicht um ſie zu verkaufen, ſondern einem biederen Schweizer zu übergeben, der noch jedes Jahr auf dieſen Markt gekommen war. Der nahm dem Onkel Johann Joſef noch immer alle hergebrachten Kühe um ein Billiges zum Wintern an, auch denen gute Plätze beſorgend, die er nicht ſelber behalten konnte. Diesmal trieben wir dreizehn Stück hinaus und waren froh, daß wir ſie gleich einem zuverläſſigen Manne übergeben konnten. Man hatte ein ſchlechtes Heujahr gehabt und die guten Winterplätze waren daher ſehr geſucht. Daß unſer Mann kam, konnte nicht bezweifelt werden, es verſtand ſich von ſelbſt, da er ſchon im letzten Frühling dem Onkel die Hand darauf gab. Ich überließ mich daher ſorglos der Freude, nun einmal — zum erſten Male — das vielgerühmte Dornbirn zu ſehen, welches in letzter Zeit faſt zu einer Stadt herangewachſen ſein ſollte. Glücklich kamen wir gegen Abend beim Gaswirt an, der ſo ſicher auf meinen Onkel, als dieſer auf ſeinen Schweizer rechnete. Es waren daher ſchon mehrere Bauern mit ihrem Vieh abgewieſen worden, um für uns Stallung und Platz zu haben. Mir fiel das auf. Der Onkel fand es ganz natürlich. Am Markttage

fühlt ſich der Bauer ſchon auch was. Alle Welt weiß ja, daß er immer in ſeinem Wirtshaus iſt, und da käm's doch kurios heraus, wenn nun er nicht da wäre. Auch den Schweizer ſuchte jedermann in der Gans. Heute aber war er noch nicht da. Dennoch fiel es dem Onkel nicht ein, mit Anderen zu unterhandeln, die ſich um unſere Kühe herumſtellten und einige derſelben zu übernehmen wünſchten. Erſt am anderen Tage während des Marktes begann uns bange zu werden. Jetzt wären wir bereit geweſen, Kühe wegzugeben, aber es fand ſich Niemand mehr, der uns darum anging. Das Beſte hatten wir alſo mit Warten verſäumt. Während die Leute fertig und fröhlich heimgingen, ſollten wir Plätze für die Kühe ſuchen. Wir beſchloſſen, da wir nun wohl doch in die Schweiz mußten, gleich zuerſt in Rorſchach unſeren Mann zu fragen, ob und warum nichts mehr mit ihm zu tun ſei. Unter anderen Umſtänden hätte ich mich gefreut, wenn dieſe Reiſe notwendig geworden wäre. Jetzt hatte ich kein Auge für die herrliche Landſchaft am Bodenſee und lernte begreifen, warum meine Landsleute gewöhnlich ſo wenig von ihren Reiſen zu erzählen wußten. Sie kamen, wie ich diesmal, nur mit einer Sorge, einem Wunſch auf den Weg und waren dadurch ſo beſchäftigt, daß ſie für ſonſt nichts mehr Augen und Ohren hatten. Es wäre mir früher unglaublich vorgekommen, daß ich den Schweizerboden ſo gleichgiltig betreten könnte, wenn mir dieſes Glück ein-

mal werden ſollte. Den Onkel brachte ich nur mit Beſprechung unſerer Angelegenheit zum Reden und ich tat das um ſo mehr, weil mich eigentlich die Sache viel mehr ängſtigte als ihn. Gegen Abend kamen wir nach Rorſchach und erfuhren da mit Schrecken, warum der Erwartete nicht gekommen war. Der Röslewirt von Schoppernau, ein naher Verwandter unſeres Rühers, war vor einigen Tagen dageweſen und hatte ſeine Kühe zum Verwintern angetragen. Er bemerkte dabei, daß wir doch nichts mehr auf den Markt bringen könnten, weil wir durch die Seuche und unſere ſchlechte Wirtſchaft um alles Vieh gekommen wären, welches man allenfalls in einem ordentlichen Stalle zu wintern begehrte. Daraufhin hatte ſich denn unſer Schweizer mit Kühen verſehen und, um ſich unſertwegen nicht mehr plagen zu müſſen, ſtellte er ſich verletzt, daß man ihm gar nicht geſchrieben habe.

Traurig ſchlichen wir fort und begannen, zuerſt in der Gegend, dann im Appenzellerländchen und im Rheintal Plätze für die Kühe zu ſuchen, die unterdeſſen in Dornbirn warten mußten. Wir brachten das eine Stück dahin, das andere dorthin, faſt alle an ſchlechte Plätze, da die guten ſchon beſetzt waren. Auch betrogen wurden wir, daß uns die Augen übergingen. Mehrere Kühe fütterte man mit gepfändetem Heu, welches wir bezahlen mußten. Der Schaden, den wir erlitten, war wenigſtens ebenſo groß als der, den uns die Seuche

ſelbſt verurſacht hatte. Ich muß geſtehen, daß ich böſe war auf den Röslewirt. Es macht aber gewiß nicht das in dieſer Zeit aufgeleſene Gift, wenn ich ſeiner ſpäter noch mehrmals gedenken muß.

Der einzige Gewinn dieſes Sommers für mich war das mit dem Sennen angeknüpfte Verhältnis, welches auch im Dorfe noch an Innigkeit gewann. War ich doch ſonſt auch hier noch ſo ziemlich allein, ſo daß ich durch Nichts und Niemand abgehalten war, mich noch ſo innig und ganz wie auf dem einſamen Älpelein an ihn zu ſchließen. An jedem Sonntag ſtanden wir auf dem Platze vor der Kirche beiſammen, halfen uns gegenſeitig mit Rauchtabak und Feuer aus und teilten uns unſere kleinen Erlebniſſe mit. Dann ſuchte ich ihn auch an Werktagen in ſeinem Hauſe auf und es währte gar nicht lange, bis ich der tägliche Gaſt der Familie Oberhauſer wurde.

Es war aber auch eine recht liebenswürdige Familie, ein Kreis, der Einen ſchon feſſeln konnte, wenn es ihm auch nicht ſo ganz, wie mir, an anderweitigen Verbindungen gefehlt hätte.

Marianne, die älteſte der drei Schweſtern — aber nein, ich will doch beim guten Vater anfangen! Dieſer hatte ſechzig Jahre — zuerſt mit ſeinen Brüdern, ſpäter mit ſeinen Söhnen — alle Häuſer von Schoppernau in gutem Stand erhalten. Da war kein Bauer, bei dem der alte Oberhauſer noch nie als Schreiner oder als

Zimmermann gearbeitet hatte. Dabei hatte er ſich einen reichen Schatz von Erfahrung und Menſchenkenntnis geſammelt, den er jetzt, im Sorgenſtuhle ſitzend, den ſechs Kindern mitzuteilen ſuchte. Ja, ſein Geiſt war noch recht friſch und kräftig, während der Körper mehr und mehr der Laſt mühevoller Jahre erlag. Als Arbeiter war er Allen überlegen geweſen, das hatte ihm eine ſtolze Sicherheit gegeben, die ihm recht gut ſtand. Jeder konnte und mußte vom alten Oberhauſer die Wahrheit hören. Es hieß: er könne machen, was man wolle, und reden, wie man's nicht wolle. Man verzieh ihm aber das Letztere leichter als den meiſten Handwerkern, denn ſeine Ausſprüche hatten etwas ſo Schlagendes, daß man eigentlich nicht mehr an Gegenwehr denken konnte und ihm gleich wieder herzlich gut war. Er hatte ſo Etwas vom Muſikanten in Schillers Kabale und Liebe, nur mit dem Unterſchied, daß er es nicht gerade gegen ſeine Frau herauskehrte. Dieſe gab ihm aber dazu wohl auch nie Veranlaſſung. Sie war die Gutmütigkeit ſelbſt und hätte gerne ſich und Anderen zuweilen ein Freudlein gegönnt als Erſatz für Mühen und Entbehrungen, wie ſie die Verhältniſſe einer Handwerkerfamilie fordern. Sie hatte beſſere Tage geſehen, aber ſie fand ſich auch gut in die jetzige Lage und umgab Gatten und Kinder mit zärtlichſter Sorgfalt, ſo daß ſie bei Manchen für zu gut, zu weiblich galt und wegen der in ihrem Reden

und Tun ſich ausſprechenden Herzensgüte getadelt wurde.

Man neigt ſich hier ſehr der Anſicht zu, daß unerbittliche Strenge die beſte Erzieherin ſei. Ich habe daher ſchon früher die Erziehung, wie ſie Vielen zuteil wird, eine Abrichtung genannt. Nun — wo ſie nur das ſein ſoll, wo man nie fühlen und denken, nur gehorchen ſoll und ſich ducken und kriechen und heucheln, da iſt allerdings unerbittliche Strenge das beſte Mittel. Heimtückiſch und verlegen macht ſie freilich, aber das ſchadet wenig, weil man es im Allgemeinen gar nicht bemerkt. Sind ja doch das die brauchbarſten, beliebteſten Menſchen, die man um einen Finger wickeln kann. Beſonders bei uns gelten ſie viel; in der Kirche ſind ſie die Erſten und die Letzten, außer der Kirche haben wir noch keine Dampfmaſchinen, die ſie erſetzen. Meine Freunde nun, die einen eigenen Willen hatten und nicht nur denken lernten, ſondern ſogar laut zu denken wagten, hätte man gewiß allen nachſichtigen Eltern als warnendes Beiſpiel gezeigt, wenn ſie nicht trotz der vielgetadelten Erziehung die Tüchtigkeit des Vaters geerbt hätten. Sie mußten der Gemeinde Achtung und Vertrauen abzwingen, aber ſie hatten die Kraft dazu ſo gut als ihr Vater, mit deſſen Werkzeugen die beiden Brüder des Sennen ſich ihr Brot verdienten. Beſonders Joſef, der älteſte, wurde das treue Ebenbild des wackern Vaters. In ſeinem ent-

ſchiedenen Weſen ward jeder Gedanke augenblicklich Wort und Tat. Ohne lang an den Erfolg zu denken, mußte er immer mit voller Kraft für eine einmal erkannte Wahrheit, ein unterdrücktes Recht, einſtehen. „Biegen oder Brechen“ war immer ſein Grundſatz, und er hat damit gar Manches erreicht. Etwas weniger ſchnell pflegte ſein Bruder und Berufsgenoſſe Kaſpar alle Schiffe hinter ſich zu verbrennen. Er vermochte ruhig und klar aus den beſtehenden Verhältniſſen — mit denen er zufriedener war als Joſef — den Erfolg zu berechnen und ſeine Handlungsweiſe danach einzurichten. Johann Joſef, der Senn, hatte etwas von ſeinen beiden Brüdern, aber es trat weniger ſcharf hervor. Sein friſches, klares Weſen, ſeine aus Überlegung entſpringende Tätigkeit, die ihn zu Allem geſchickt zeigte, ließ mich mit einer Art Bewunderung zu ihm aufſehen, während ich unter ſeinen Brüdern bald inniger an dem tatenluſtigen Joſef, bald an dem etwas behaglichen Kaſpar hing. Ihre Schweſter Marianne war ſo hübſch, als ſie in der Schule zu werden verſprach; „ja noch viel hübſcher“, ſagte ich mir, ſo oft ich ſie ſah. Ihre lieblichen Züge hatten noch ganz das Kindliche von früher, ihr Auge aber war tief und ernſt. Mir wurde oft wunderbar Angſt ihr gegenüber, während ich fröhlich und unbefangen mit ihren liebenswürdigen Schweſtern ſcherzen, lachen und die unbedeutendſten Dorfereigniſſe verhandeln konnte.

Tat mir ſchon die freundliche Aufnahme in dieſem Hauſe recht wohl und ließ mich einmal ordentlich aufſchauen, ſo machte Marianne mich überglücklich mit der Bitte, doch einmal die Gartenlaube zu bringen, aus der ich ſchon ſoviel Schönes erzählt habe. Man kann ſich denken, daß ich ſchon am folgenden Abend das Gewünſchte brachte. Ich kam auch ſo früh ſchon ins Haus, daß ich die Leute noch beim Nachteſſen antraf. Nach dem Tiſchgebete wurden waſſergefüllte Glaskugeln um das Licht herum geſtellt, bei deren Schein nun die Mädchen zu ſticken begannen. Raſch zogen weiße Hände den weißen Faden durch den faſt durchſichtigen Boden auf und ab, die Mutter ſtrickte und der Vater beim Ofen ſchnitzte an einem Kinderſpielzeug herum, nur die Brüder gönnten ſich Ruhe vom ſtrengen Tagwerk. Kaſpar und der Senn ſtreckten ſich rauchend auf den langen Bänken aus, Joſef aber hatte heut auch eine Glaskugel beim Licht und begann laut vorzuleſen. Dabei ging die Zeit ungemein ſchnell herum. Nicht nur ich, auch die Anderen hatten ſich ſo gut unterhalten, daß ſie eine ſolche Kurzweil für jeden Abend wünſchten. Ich ging mit Freuden darauf ein, alle meine Bücher und Zeitungen, auch bereits geleſene, hier vorleſen und — das war mir das Wichtigſte — hernach beſprechen zu laſſen. Es gab dabei manche Meinungsverſchiedenheit, aber alle Urteile hatten etwas Richtiges. Das Herauskehren

verſchiedener Standpunkte war ſowohl unterhaltend als lehrreich und brachte uns einander nur näher. Beſonders Mariannens Urteil verriet ein ſchönes reiches Gemüt und war mir auch in den ſeltenen Fällen wertvoll und anregend, wo es mit meiner Anſicht nicht übereinſtimmte. Der Vater ließ uns die ſtille Unterhaltung nicht ungerne, obwohl er am meiſten gegen das Geleſene einzuwenden hatte, und Manches verzärtelt, übertrieben und unpraktiſch fand.

Jetzt war ich einmal glücklich. In dem lieben Kreiſe war ich ganz daheim und wurde auch wie ein Eigenes*) behandelt. Ich fühlte mich doppelt, ſeit ich nicht mehr nur für mich lebte, las und ſann. Ich lernte auch andere Meinungen berechtigt finden und Widerſpruch mit der Ruhe desjenigen ertragen, dem es nicht bloß um das Rechthaben, ſondern um das Auffinden der Wahrheit zu tun iſt. Zuweilen plauderten wir bis Mitternacht und ſuchten in unſerer Mundart Worte für unſere neuen Gedanken. Am beſten ſprach ich mich mit der Feder aus. Ich ſchrieb zuweilen — wenn ich nicht ſchlafen konnte — ganze Geſpräche von unſerer Nachtſtubat nieder; aber ich wagte nie, eines derſelben vorzuleſen, weil ich die Eigenart meiner Freunde und Freundinnen, wenn auch liebevoll, doch zu treu wiedergegeben fand. Von meinen Schreibereien und dem nie

*) Angehöriger der Familie.

erloſchenen Wunſch, einmal Etwas zu veröffentlichen, redete ich überhaupt nicht gern, weil mir die Wirkung ſolcher Äußerungen immer peinlich war. Die Freunde ſahen mich beſorgt, ihre Schweſter lächelnd an und nur der Vater wagte dem Gedanken Aller Ausdruck zu geben. Er frug mich, was ich denn noch Neues zu ſchreiben wüßte? Ich hätte mit dem Titel meines Tagebuches antworten können: „Aus Heimat und Herz“, aber ich unterließ das. Ich fühlte, daß ich da ſchwerlich Widerſpruch ertrüge, und wünſchte jeden Mißton zu vermeiden. Ohne dieſe Leute wollte ich nicht mehr leben. Wie ſehr ich ſchon an ihnen, beſonders an Einer von ihnen hing, ward mir erſt klar, als Mariannens Ausſehen mich ernſtlich beſorgt um ihre Geſundheit werden ließ. Schon im Februar ſah ich ſie viel bläſſer und ſtiller. Ihre Reden waren kurz und das Spruchartige derſelben hatte zuweilen beinahe Etwas Prophetiſches. Die Tage verlängerten ſich. Schon im April wurde abends kein Licht mehr angezündet. Jetzt hatte das Leſen am Werktag ein Ende, aber mir war das lieb, weil ich's Mariannen gönnte, daß ſie nicht mehr ſolang ſticken mußte. Öd war es mir freilich, wenn ich eine Woche nicht mehr ins Haus kam, dafür aber freute ich mich auf den Sonntag wie ein Tanzluſtiger auf die Kirchweih. Gleich nach dem Gottesdienſt war ich dort — mußte dann aber das gute Kind immer noch leidender ſehen. So war auch dieſe Freude verdorben. Ich ging

wieder traurig weg und nur bei der beginnenden Feldarbeit fand ich einige Zerſtreuung.

Einmal mußte ich für mehrere Tage in unſer Vorſaß,*) um dort Dünger auszuführen. Ich nahm keinen Gehilfen mit, um den Taglohn zu ſparen und allein zu ſein. Die Vögel ſangen luſtig in den friſch ergrünten Wäldern, die wieder freien Bächlein ſtürzten jubelnd zu Tal und ſpiegelten eine wunderſchöne Landſchaft, Alles lebte neu auf. Mir aber war, als ob ich wieder eine ſchwere Krankheit in mir fühle, wenn ich an das liebe Mädchen dachte, welches ich am Sonntag ſo bleich und ſtill beim Tiſche ſitzen ſah. Und doch mußte ich immerfort an es denken. Schon der Gedanke, daß es leide, war mir unerträglich. Wäre das nicht geweſen, dann hätte dieſer Sonntag einer der ſchönſten, ja der glücklichſte Tag meines Lebens ſein müſſen. Wir ſaßen längere Zeit allein beiſammen in der Stube, was ſonſt nur ſelten vorkam.

Wir ſprachen von einer eben geleſenen Erzählung, von Elfried v. Taura, die unſer Liebling war. Marianne ſagte: das Schönſte ſei doch immer, wenn ein fühlendes Herz ſich ausſpreche. Die unbedeutendſten Verhältniſſe und ganz gewöhnliche Menſchen könne der Gefühlvolle mit ſeinem inneren Reichtum umgeben und

*) Voralpe, Frühlingsweide, bevor mit dem Vieh die hohe Sommeralpe bezogen wird.

ſchmücken. Sie ſehe gar nicht ein, warum nicht auch ein Unſtudierter einmal etwas Schönes ſchreiben könnte, und an meinem Platz täte ſie es gleich verſuchen. — Ja, ſo hatte ſie geſagt, und ein Wonneſchauer durchzitterte mich, während ſie ſprach. Sie hatte meinen Lieblingsgedanken, meinen heißeſten Wunſch ausgeſprochen — ſie war die Erſte auf der Welt, die das tat, und nun war es mir doppelt quälend, die mir leidend zu denken, die mich ſo glücklich machte. Ich zählte die Stunden, zuletzt die Minuten bis dahin, wo ich wieder ins Dorf, zu ihr zurück konnte. Endlich war die kleine Vorſaßhütte geſchloſſen und ich konnte gehen.

Den Erſten, der mir begegnete, frug ich nach Mariannens Befinden, obwohl ihre Unpäßlichkeit nur Wenigen bekannt war.

Ich erwartete, daß er nichts wiſſen werde, und ich wünſchte das.

Er wußte aber Etwas. — Im Hereingehen hatte er ihr das Sterbeglöcklein läuten hören.

Ich würde weniger erſchrocken ſein, wenn ich die Häuſerreihe unſeres Dorfes in Flammen erblickt hätte. Zuerſt ſtand ich eine Weile da, als ob ein Schlag mir alle Beſinnung genommen, dann ſah ich das Mädchen vor mir, ſo lebhaft, ſo lieblich — und ich konnte das Gehörte gar nicht mehr glauben. Mein Trauerbote ſagte mir, daß nach Allem auch der Doktor kein ſo ſchnelles

Ende erwartet habe, ſo daß das Mädchen kaum noch mit den heiligen Sterbeſakramenten verſehen worden ſei.

„Die wäre dennoch gut geſtorben," ſagte ich unwillkürlich, aber ich dürfte nicht behaupten, daß mir in dieſem Augenblicke die Erinnerung an ihren ſtillen frommen Wandel beſonders zum Troſte geworden ſei. Wohl gedachte ich ihrer Tugenden und Vorzüge, aber bloß mit dem ſchmerzlichen Gefühle, daß nun dieſes edle Weſen mich verlaſſen habe für immer.

Ich eilte dem Dorfe zu und wollte gleich — — aber ach Gott! — konnte ja nicht mehr zu ihr! Bei den jammernden Ihrigen war nur noch die Leiche zu ſehen.

Ich weiß nicht, wie ich heim kam, nicht, wie ich den Reſt des Tages verbrachte. Erſt abends kam ich mit denen in — meine zweite Heimat, welche dort für die Verſtorbene beten wollten. Als die Ihrigen mich erblickten, weinten ſie laut auf; meinen brennenden Augen aber entſtürzten die erſten Tränen, als ich neben der lieben Leiche ſtand und ihr vom Tode mehr verklärtes, als entſtelltes Engelsgeſichtchen lächeln ſah, wie es nur in den glücklichſten Stunden gelächelt hatte. Ja, es war mir leichter neben ihr, deren Geiſt im Scheiden dem Geſichte dieſen Ausdruck des Himmelsfriedens zurückließ. Vorher peinigte mich's furchtbar, daß ich gar nicht mehr mit ihr geredet hatte, daß ſie gegangen war, ohne vielleicht auch nur noch einen Gedanken an mich mitzunehmen. Jetzt mußte ich ihr vom

Herzen gönnen, was ich ihr Haupt gleichſam umglänzen ſah. Jetzt glaubte ich einmal feſt an die Vergeltung in der anderen Welt, an ein ewiges Leben, denn ſo durfte das nicht auf einmal aus ſein. Ich betete, wie ich lange nicht mehr gebetet hatte, denn mir war, als ob ich dabei der Seligen viel näher ſtünde. Ich gewann ſoviel Kraft, daß Viele gar nicht merkten, was in mir vorging. Ich hatte das Gefühl, als ob die Selige mich zu ihr emporziehe. Warum ſollte man ihr den Frieden des Himmels nicht gönnen, warum durch ſelbſtſüchtige Wünſche die Gute beunruhigen wollen, die vielleicht jetzt ſegnend auf uns herabſah?

Es waren wunderbare Tage, die nun folgten. Feuchten Auges blickte ich der Geſchiedenen nach und ſah in ein beſſeres Land. Es war das Land der Ruhe und Klarheit und ich kam ihm ſo nahe, daß ein verklärender Schimmer daraus durch die gleichſam noch halb offene Pforte auch auf mein Alltagsleben fiel.

Lebhaft erinnerte ich mich noch an Alles, was ſie in der letzten Zeit geſagt oder getan hatte und Alles, auch das Kleinſte, wurde mir wichtig und bedeutungsvoll. Am wichtigſten aber blieb mir, daß ſie noch am letzten Tage mich zum Schreiben aufgefordert hatte. Ja, das konnte ſie erſt, als ſich ihr Geiſt über die erbärmlichen Rückſichten und Vorurteile dieſer elenden Welt zu erheben begann. Noch ſah ich ſie am Tiſche ſitzen, wie ſie jene wichtigen Worte ausſprach, die mir

nun ihr Teſtament werden ſollten. Ich fand eher wieder Troſt und Freude beim Leſen und Schreiben, weil ſie dieſen Arbeiten eine höhere Weihe gegeben hatte. Sie ſagte: man dürfe nur ſein Gefühl ausklingen laſſen. — O, das wollte ich, und ihr zum Denkmal ſollte werden der Schmerz, welcher fürderhin mein Teil blieb. Aber das ging nicht ſo leicht, als ich in der Begeiſterung glaubte. Mancher Verſuch in Vers und Proſa mißlang. Früher ſchrieb ich oft Verſe, meiſtens komiſche oder bittere, in mein Tagebuch und war damit recht zufrieden; für mein jetziges Fühlen fand ich nichts mehr gut genug und habe nur folgende wenige Zeilen aufbewahrt:

Ausgekämpft haſt du den Kampf des Lebens,
Gefunden haſt du, was mein Geiſt noch ſucht;
Siegreiche Kämpferin! es hat vergebens
Die böſe Welt zu halten dich verſucht.

Ich folge dir! O, ſende von der Klarheit,
In der du wohneſt, mir nur einen Strahl,
Der mich wie dich erwärmt für Tugend, Wahrheit,
Den Weg zu Gott mir zeigt in dieſem Jammertal!

XVI.

Zuerſt nach Mariannens Begräbnis glaubte ich, das nun von ihr verlaſſene Haus mein Lebtag nie mehr betreten zu können. Ich fürchtete die Erinnerungen, die mich dort wohl noch enger als anderwärts umgeben mußten, aber bald wurden gerade dieſe zu Banden, welche mich noch feſter mit den Ihrigen verknüpften. Wir redeten zuſammen von der Guten und ich war dankbar für Alles, was von ihr erzählt wurde. Ich kannte jetzt keine liebere Unterhaltung, obwohl ich mir dabei oft die Augen feucht werden fühlte.

Unterdeſſen ging in der Welt und auch in unſerem Dorfe Alles unbarmherzig regelmäßig ſeinen Gang. Unſere halb verhungerten Kühe kamen aus der Schweiz zurück und neben meinem Tagebuch hatte ich auch das Wirtſchaftsbüchlein zu führen. Ja, der Welt meines Herzens konnte ich bald nur noch in Stunden ſchlafloſer Nächte gedenken und mußte dann mein Tagebuch in der verborgenſten Schublade meines Kleiderſchrankes aufbewahren, wo auch Gottles Andachtsbuch und der ſilberne Roſenkranz des Vaters lag. Die „Welt des Herzens“ mußte den Leuten verſchloſſen bleiben, mit

denen ich lebte, wenn ſie nicht entweiht werden ſollte. Nur der Mutter hätte ich mich anvertraut, wenn's möglich geweſen wäre, ohne ihr Kummer zu machen. Vor den Übrigen mußte ich mich verſchließen, das fühlte ich erſt recht, wenn ich einmal, mich einer weicheren Stimmung überlaſſend, meinen Empfindungen Ausdruck geben wollte. Man ſchaute Einen an, daß er ſich beinahe ſchämen mußte.

So bettlerhaft nun wollte ich nicht auftreten mit meinem Reichtum, dazu war mir zu wohl im geiſtigen Verkehre mit der Geſchiedenen. Ihr gehörte mein Innerſtes, mein Heiligſtes; der herzloſen Umgebung nur, was ich ihr nicht nehmen konnte. So begann mein Weſen ſich immer mehr in zwei Hälften zu teilen, die durchaus keine Ähnlichkeit mehr miteinander hatten. In den Augen der Leute gewann ich dabei ſehr viel. Alle — meine Mutter ausgenommen — ſahen bloß eine Hälfte, entweder die oder jene. Für die Meiſten war es genug, daß ſie mich fleißig bei der Arbeit ſahen, ſparſam bis zur Kargheit, und dabei zuweilen die luſtigſten Einfälle von mir hörten. Ja, mitunter war ich recht ausgelaſſen; denn was ich nur mit Anſtrengung aller Kraft und Selbſtbeherrſchung aus mir herausbrachte, wurde manchesmal unnatürlich und ging zu weit, wenn es einmal ging. Das ſchrieb man dann meinen Büchern zu, wie alles, was an mir nicht gefiel. Man glaubte, nur durch Leſen ſei ich ein liebloſer

Spötter geworden, weil man mich früher nur ernſthaft geſehen hatte. Etwas mochte freilich auf Rechnung des Dorfbarbiers kommen. Jetzt aber hielt ich dieſen gar nicht mehr, ſondern bloß noch die Gartenlaube, zuweilen ließ ich auch ein von dieſer empfohlenes Buch von Lindau kommen; und vor allem fleißig und gerne las ich in Zimmermanns Werk über die Einſamkeit. Dieſes mit ſeinem roten Schnitte ganz ernſthaft ausſehende Buch gab meiner Verbitterung, meiner Menſchenſcheu, die mir freilich niemand anmerkte, einen idealen Schein, nährte meine Selbſtbeſpiegelungsſucht und ſchärfte dabei meinen Blick für die Torheiten der Welt. Ja, es hatte vielleicht mehr Schuld an meiner Spottſucht als der witzige Dorfbarbier; daneben jedoch regte es mich zu geiſtiger Tätigkeit an und gab Kraft und Mittel, mir ſelbſt genug zu werden, ſo daß ich gleichgiltig blieb gegen die Ereigniſſe und Meinungen des Tages oder mit ihnen auf meine Weiſe ſpielte. Gerne hätte ich den Sommer oder wenigſtens einen Teil desſelben wieder auf unſerem Älplein verbracht. Aber die Mutter ließ ich nicht gerne allein. Sie war jetzt immer etwas unwohl. Auch nach weniger ſtrenger Arbeit fühlte ſie die Arme ganz erſchlafft und mußte ſich ungemein ſchonen. Das konnte ſie aber nicht wohl, wenn ſie allein zu Hauſe blieb, wo es doch auch neben der Heuernte ſtets wieder Etwas zu tun gab. Sogar das Melken unſerer Kaffeekuh war ihr ſchon faſt zu

viel. Sie freilich hätte ſich immer gelitten*) und angeſtrengt, das wußte ich wohl und ſagte daher kurz, daß ich nicht mehr auf die Alp möge, was unter dieſen Umſtänden auch richtig war.

Ich blieb alſo im Dorf, wo ich aber gewiß ſo einſam wie auf der Alp lebte. Auch die Geſellſchaft des Sennen vermißte ich nicht, weil mir ja dafür das Haus der Seinigen immer offen ſtand. Dort las und erzählte ich jetzt zuweilen Etwas aus meiner Welt des Herzens und gab überhaupt Manches, was ich ſonſt überall ängſtlich verbarg. Ja, da ſprach die andere, nach meiner Anſicht beſſere Hälfte ſich frei aus — und natürlich gerade ſo einſeitig als anderwärts die erſte, die ich den Bauern an mir nannte. Die guten Leute hielten mich für ungemein ernſthaft. Ich wäre aber von ihnen ganz gut verſtanden worden, wenn ſie nicht nebenbei von meinen erztollen Streichen gehört hätten, die ſie gar nicht mit ihrem Bilde von mir in Übereinſtimmung zu bringen wußten. Ich ſchien wirklich zuweilen ein Heuchler, der ſich überall zu ſtellen wußte, wie er am beſten zu gefallen glaubte. Ich empfand das oft ſchmerzlich genug, aber ich konnte nicht dafür, daß immer nur ein Ton meines Weſens angeſchlagen, nur eine Seite verſtanden wurde, ſo daß ich

---

*) Sich leiden (liden): den Zuſtand des Leidens geduldig ertragen.

mich nirgends frei und ganz geben konnte. Zuweilen war ich böſe auf meine Freunde, zuweilen auf mich; ihnen ging es mit mir nicht beſſer, ja ſogar noch ſchlimmer. Was ich ſagte, machte den Eindruck des Wahren, Empfundenen und gewann mir immer wieder — auch gegen den eigenen Willen — ihr Herz; aber gerade das bedauerten ſie am meiſten, war ihnen am unbegreiflichſten, daß ich mit meinen ausgeſprochenen Gedanken und Empfindungen mich auch in Geſellſchaften wohl fühlen konnte, wo ich nur zur allgemeinen Beluſtigung den Narren machen durfte. Du lieber Gott! Ich wußte ſelber nicht, wie das kam. Genug, es war ſo, und mich austoben und erlachen*) und entgiften**) mußte ich zuweilen um jeden Preis. Zu meiner Verteidigung berief ich mich auf unſeren Dr. Beck in Au. Der ſei doch ein ernſter, gebildeter Mann und laſſe ſich doch bei Gelegenheit mitten unter den derbſten Bauern auf ihre Weiſe wohl ſein. Als nun das auch getadelt wurde, ſtand ich mit großer Leidenſchaftlichkeit für ihn ein und redete ſoviel, daß ich mir dabei über mich ſelbſt etwas ins Klare half. Beſonders ſprach ich von dem Riß in jedem Menſchen, der ſich noch ein bißchen Eigenart abzuringen die Kraft habe. Ich verteidigte unſeren Doktor ſolang, daß er mir recht lieb

*) Sich tüchtig, voll auslachen.

**) Das Gift aus dem Leibe bringen.

wurde und endlich der Wunſch erwachte, etwas mehr mit ihm zu verkehren.

Seine freundliche Einladung nach meiner Geneſung hatte mich recht glücklich gemacht, und doch dachte ich bisher nie daran, ihr zu folgen. Teils war es Scheu vor dem ernſt blickenden Gelehrten, zum Teil wohl auch die Furcht, daß ich, durch ihn hingeriſſen, noch weiter von dem Wege abkommen möchte, der mir nun einmal durch die Verhältniſſe unerbittlich vorgeſchrieben ſchien. Empfand ich ja eine Art Neid oder doch Unbehagen, ſo oft ich nur einen Gymnaſiaſten ſah, der mich mit dem Hute in der Hand um eine Gabe anſprach. Ich kam mir bei ſo Einem wie ein armer Lazarus neben dem reichen Praſſer vor. Auch jetzt noch hätte ich ſchwerlich einen Beſuch gewagt, wenn nicht durch die Erkrankung des Webers ein Gang zum Doktor notwendig geworden wäre. Das galt mir nun wieder einmal für einen wichtigen Tag. Ich war nicht in größerer Erregung nach Au gekommen, als ich zum großen Wundertäter in Schwarzenberg geführt werden ſollte.

Mit zitternder Hand klopfte ich ſo leiſe an, daß es erſt das dritte Mal gehört wurde. War es nicht gefehlt, dreimal zu klopfen? Auf ein kräftiges „Herein“, in welchem mir doch etwas von einem leiſen Tadel zu klingen ſchien, ſtolperte der Schwerbeſchuhte, auf den ſauberen Fußboden blickend, in die helle Stube.

Die Flaſchen und Fläſchchen der Apotheke verbreiteten einen geheimnisvollen Geruch, die langen Bücherreihen an der Wand ſchauten mich ernſthaft an, und mir war zu Mute wie früher in der Kirche. Wenn ich dem Doktor eine Frage um den kranken Weber beantworten mußte, ſchloß ich unwillkürlich immer die Augen und konnte beim Reden durchaus nicht ruhig ſein. Erſt in längerem Geſpräche gelang es ſeinem einnehmenden Weſen, meine Scheu zu überwinden. Nachdem das mehr Geſchäftliche abgetan war, frug er mich, wie ich denn mit meiner Umgebung auskomme, und nun bekam er eine lange Jeremiade zu hören. Ja, da ward ich warm und immer wärmer, ſowohl wenn ich widerlegt wurde, als wenn ich mich verſtanden ſah. Meine Bücher lernte der Doktor, wie es ſchien, ſchon aus meinen Reden kennen, denn er ſagte zuletzt geradezu, daß es beſſer wäre, meinen Geiſt an unſeren Klaſſikern, an Schiller, Goethe und Leſſing, zu kräftigen, die Welt, wie ſie ſei, erträglich zu finden, als ſich auf eine Höhe heben zu wollen, wo unſere Luftſphäre aufhöre und man fallen oder erſticken müſſe.

Als ich von Schiller und Goethe hörte, ward mir ſiedend heiß. Ich hatte ſchon viel über unſere Dichterfürſten in der Gartenlaube geleſen, von ihnen ſelbſt aber noch nichts. So ſtanden ſie denn, obwohl eigentlich unbekannt, in übermenſchlicher Größe vor meiner Seele. In unerreichbaren Fernen ſah ich ſie, hoch oben

am Himmel, gleichſam alles überſchauend und bis zum Grund erkennend, mir aber ewig unerreichbar. Und nun auf einmal ſollten ſie mir ſo nahe ſein! Wie groß erſchien mir der Doktor, als er Schillers Gedichte ſo ruhig wie irgend ein anderes Buch aus der langen Reihe zog und für mich in einen Zeitungsbogen ſchlug. Was war jetzt der oft beneidete Herr Bibliothekari in Innsbruck, der Niemand ein freundliches Wort gönnte, gegen meinen väterlichen Freund!?

Wie ich aus dem Hauſe kam? Ob ich mich auch ordentlich bedankte und Ähnliches — weiß ich nicht, das aber weiß ich, daß ich ſo ſchnell heim lief, als ich konnte. Die Leute ſahen mir aus allen Fenſtern heraus nach und fragten, ob ich an eine Feuersbrunſt wolle oder was um Gottes willen bei mir daheim fehle?

Heute ſtand ich Keinem Rede. Heim eilte ich, daß ich beinahe die Medizinen abzugeben vergaß, welche ich für den Weber erhalten hatte. Einen Botenlohn wollte ich durchaus nicht. Es ſei gerne geſchehen, und wenn man wieder einen Gang zum Doktor machen müſſe, ſolle man's mir herzhaft ſagen. Ich hätte es ſogar ungern, wenn man einmal einen Anderen ſchickte.

Aber wie ſehr ich mich auch beeilt hatte, kam ich doch erſt heim, als die Kühe wieder gefüttert werden mußten. Nach dem Nachteſſen erſt ging es an mein Buch. Die Verſe gefielen mir außerordentlich und

mancher Gedanke prägte ſich mir in ſeiner gefälligen Form ſo ſchnell ein, daß ich ihn ſofort wörtlich auswendig konnte. Dennoch fand ich keinen rechten Zuſammenhang und Manches kam mir ganz fremdartig vor. Wenn ich die Gedichte an Laura noch ſo oft las, es war mir doch immer, als ob ich mit allerlei Gepäck belaſtet und totmüde einem raſchen Zweiſpänner folgen ſollte. Gleich war er über alle Berge und mir blieb das ſehnſüchtige Nachſehen. Ich würde zufriedener mit Schiller und mit mir ſelbſt zu Bette gegangen ſein, wenn ich weiter im Buche herumgeblättert hätte, doch das war nicht meine Gewohnheit und ich habe das bloße Dreinſehen und Herumſchauen auch an Anderen nie leiden können.

Am folgenden Tage klagte ich meinen Freunden, daß ich nun endlich ein Buch von Schiller hätte, es aber durchaus nicht verſtehe und daher auch nicht ſchön finde. Kaſpar meinte: bloß des berühmten Namens wegen möchte er ſich mit keinem Buche Kopfweh machen. Ihm müſſe das Leſen ein Genuß, eine Erholung, nicht quälende Anſtrengung ſein. Ein Buch, vor deſſen Gelehrſamkeit und Künſtlichkeit ihm ſo angſt würde wie mir, ſchaffte er ſich ſo ſchnell als möglich wieder vom Halſe. Dieſer Rat war ſo vernünftig wie Alles, was mein Kaſpar ſagte; er glich dem Burſchen auf ein Haar. Ich aber vermochte ihn doch nicht zu befolgen. Hätte ich mit dem Buche auch die

quälenden Gedanken weggebracht, die es in mir weckte — und die schönen, die ich darin verstand — ja dann weiß ich nicht, was noch geschehen wäre. Darauf aber war nicht zu rechnen und ich lernte jedenfalls mehr aus dem Buche, wenn ich darin las, als wenn ich es weglegte. Es kam mir zu demütigend, ja geradezu vernichtend vor, für einen Belesenen zu gelten, sich selbst dafür zu halten, in der Welt des Herzens zu schwärmen, ohne nur ein Blatt von dem ersten deutschen Volksdichter zu verstehen. Bisher hatte ich geglaubt, daß ich nur nicht in meine Umgebung paßte. Alle Dichter und Denker hatten mit in meine Welt des Herzens gehört und jetzt fand ich sie schon für einen Einzigen viel, viel zu eng. Ich war Nichts unter Bauern und Nichts unter denen, die nach Höherem, nach wirklich Hohem strebten. Zwischen Türe und Angel sah ich mich stehen und es war mir, als ob ich jeden Augenblick erdrückt würde. Zum Glück mußte ich bald wieder für den Vetter nach Au und konnte da dem neugewonnenen Freunde mitteilen, was mich quälte. Recht offen durfte ich's freilich nicht, wenn ich nicht zum Weinen kommen wollte — jener Hochmut, der alles Gelobte wieder lobt und sich dabei groß dünkt, war meinem Wesen fremd, er hat nie mein Reden oder mein Schweigen bestimmt. Der Doktor schien mich trotz meiner Halbheit ganz gut zu verstehen. Er sagte: es sei leicht erklärlich, daß ohne die griechische Götterlehre kein rechtes

Verſtändnis möglich ſei. Einigermaßen vermochte das mich zu beruhigen, aber ich nahm doch Klopſtocks Meſſias ohne beſonders große Erwartungen mit heim, obwohl mich der Doktor verſicherte, daß ich da nun eine mir bekanntere Welt finden werde.

Des guten Mannes freundliche Worte hießen mir — ins gute Bregenzerwälderiſch überſetzt — etwa ſo: wenn du nun auch das nicht verſtehſt, dann iſt es wahrhaftig ein Elend mit deinem Leſen.

Ich glaubte, der Doktor müſſe ſo denken, und machte mich nicht ohne Angſt und Sorgen abends an das Buch. Aber wie ſchnell war das Alles weg! In der bibliſchen Geſchichte hatte man mich als Schüler gut genug unterrichtet, um dieſe großartige Darſtellung leſen und ſchon das erſte Mal auch genießen zu können. In jeder freien Minute ſaß ich bei dem Buche, halbe Nächte lang las ich oder unterhielt mich mit ſeinen herrlichen Geſtalten. Jetzt war ich nicht mehr einſam. Das Unendliche hatte ſich vor mir aufgetan in göttlicher Herrlichkeit. Heilige Freudenſchauer durchzitterten mich und ich war fromm und glücklich wie als Kind, wo mein Glaube noch den hl. Klaus vom Himmel ſteigen und mein Beten und Lernen mit ſchönen Geſchenken belohnen ſah. So ganz war noch kein Buch für mich geſchrieben geweſen unter allen, die ich las. Der Dichter ſang „für wenige Edle", die ihn hören wollten. Alſo auch er hatte ſich einſam ge-

fühlt und daher den Verkehr mit einer beſſeren Welt geſucht. Jetzt zog er auch mich ſich nach. Ja ich fühlte mich ſeiner kleinen Gemeinde, Marianne und dem ſeligen Vater, ſchon viel näher und ſo nahe, daß meine Gedanken nur noch mit ihnen verkehren wollten. Des Doktors zwar freundliches, aber doch etwas kühles Lächeln über mein begeiſtertes Lob verletzte mich ſo, daß mir der Verkehr mit ihm etwas peinlich wurde, wie ſehr ich mich auch zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet fühlte. Ihm entging es nicht, wie mein Leſen mich von der Wirklichkeit abzog. Und er überließ mich ſcheinbar gleichgiltig meiner Stimmung. Nur ſo nebenbei gab er mir Schriften von Wieland und Leſſing und ſprach manches recht gut gemeinte Wort. Aber was er zur Heilung meiner Schwärmerei verſuchte, hatte einſtweilen nur den Erfolg, daß mir das ihm gegenüber ſich regende Gefühl der Dankbarkeit läſtig wurde.

Die Bücher, die ich von ihm bekam, waren alle aus der verhältnismäßig wohlfeilen Klaſſikerausgabe, welche damals bei Cotta in Stuttgart erſchien. Sie war, wie ich auf den Umſchlägen las, in Lieferungen von zehn Bogen für zwölf Kreuzer wöchentlich zu beziehen, und konnte das früher Erſchienene in beliebiger Weiſe nachgenommen werden. Das waren alſo günſtige Bedingungen. Man brauchte wenig Geld, um ſich Herrliches anzuſchaffen; aber mir fehlte ſogar das Wenige. Die ganze Woche mußte ich jetzt immer arbeiten, faſt

wie ein Knechtlein, und getraute mir nicht einmal durchſchnittlich lumpige drei bis vier Batzen zu erübrigen.

Nun wurde wieder mit Vorſtehers Peterle geredet und beſchloſſen, unſer Glück mit dem Ziegenfellhandel noch einmal zu verſuchen. Die Preiſe wurden ſchon darum diesmal nicht mehr ſo hoch hinaufgetrieben, weil die Erfahrungen des letzten Jahres Viele vom Handeln abgeſchreckt und die Übrigen vorſichtiger gemacht hatten. Ich lief nun wieder täglich durchs Dorf, um ja recht viele Ware zu bekommen. Der Verkehr mit der Bevölkerung brachte mich wieder etwas aus meiner idealen Welt heraus. Ich bekam wieder Freude an meinen Beobachtungen, an den Siegen, die zuweilen meine Beredſamkeit über den Geiz eines Bäuerleins feiern konnte. Freilich bedauerte ich noch immer die guten Tierchen, die ich ans Meſſer liefern mußte. Dieſes Bedauern beſtand ſogar die Prüfung durch den geradezu glänzenden Erfolg, den diesmal unſer Handel hatte.

Der 1. Mai 1857 war der große Tag, an welchem ich beim Reiſenden der M. Riegerſchen Buchhandlung in Lindau die in dieſem Jahre erſcheinenden Hefte der Klaſſikerausgabe beſtellte. Am Pfingſtfeſte erhielt ich die erſte Sendung und trug ſie mit einem Gefühle heim, mit dem ich wohl recht vornehme Gäſte unter mein Dach geführt hätte. Dieſe Wände umſchloſſen

und verbargen jetzt teure Schätze, ja mehr, liebe, große, herrliche Geister, die meinem Hause eine Weihe verliehen. Von Wieland erschienen damals gerade seine frommen Jugendarbeiten. Diese versöhnten mich bald wieder mit ihm, den mir der Doktor in ganz anderem Lichte gezeigt hatte. Jetzt war ich der glücklichste Mensch auf der Welt. Nur das fehlte mir, daß man sich bei den Oberhausern nicht recht mit mir zu freuen vermochte. Wenn ich ins Haus kam, sah man mich mit einer gewissen Scheu an und frug mich, ob ich denn schon über sie hinaus wolle, daß ich mich immer seltener mache? Ich wußte dieses Benehmen nicht zu erklären, bis mir Kaspar offen sagte: er sehe es für sich nicht gerne, daß ich nun daheim so gelehrte Freunde habe, die mich wohl bald leicht alle anderen entbehren ließen. Er war dann aber doch der erste, der zu mir kam, um sich mit mir über die Bücher zu freuen, darin — oder doch in den frömmsten derselben, Goethe und Lessing schnitt ich noch gar nicht auf — zu lesen und ein wenig zu schwärmen.

XVII.

Der Frühling zog wieder warm und prächtig ins Land. Er kam ziemlich ſpät und ſchien jetzt zeigen zu wollen, daß er in der Welt draußen denn doch noch nicht alle ſeine Herrlichkeiten vertan habe. Früher ſchien mir das manchesmal der Fall — vielleicht gerade darum, weil ich's ihm nicht verargt und an ſeinem Platze ſo gemacht hätte. Dachte ich mir doch Herrliches und Großes nur in die Welt hinaus, von der unſere Berge mich abſchloſſen. Jetzt aber war's anders. Ich las ja täglich Zimmermanns Klagen über die Welt, ihre vergängliche, auch an und für ſich elende Herrlichkeit, deren Schein nur oberflächliche Menſchen zu blenden vermochte. Selbſt Wielanden — ich kannte nur ſeine „Sympathien“ und ähnliche fromme Schriften — ſah ich eine geiſtige Gemeinde um ſich verſammeln, gerade wie ich es nicht nur in ſchlafloſen Nächten, ſondern zuweilen auch in lauter Geſellſchaft verſuchte, wo ich mich allein und unverſtanden ſah. Ich war alſo doch nicht ein ganzer Sonderling. Andere hatten ähnliche Gefühle. Ich begann mich für etwas zu halten, gönnte meinen Altersgenoſſen ihre lärmenden Ver-

gnügungen und fühlte mich in meiner Welt des Herzens, die ich mit Klopſtock jetzt Wingolf nannte, glücklich und groß. Ins Wirtshaus kam ich ſchon darum nie, als wenn es durchaus ſein mußte, weil das Geld immer zu Büchern geſpart wurde. Auch in die Familie Oberhauſer kam ich jetzt nur noch ſelten. Ich fühlte mich zuweilen unverſtanden und das tat mir ſo weh, daß ich noch lieber in Geſellſchaften ging, wo ich nie weniger und oft mehr fand als ich erwartete. Ich hatte jetzt auch mit meinen Kühen zu tun. Ihren Weideplatz hinter dem Dorf umgab ich mit einem Hag und machte mir das Hüten leicht. Stundenlang konnte ich in dem kleinen Hüttchen ſitzen, welches ich mir aus Hagſtecken gebaut und mit Tannzweigen aus dem nahen Wäldchen hübſch und auch ziemlich dicht gedeckt hatte. Da las ich Klopſtock, Zimmermann und Wieland, während die weidenden Kühe um mich herum läuteten. Die Tiere nährten ſich hier vom Heu für den künftigen Winter; dennoch ſehnte ich mich nicht beſonders nach der Zeit, wo man auf die Gemeinweide im Vorſatz ziehen und die Heuwieſe ſchonen konnte.

Mein Weide- oder Etzplatz*) war hart am Weg, der ins innerſte Achtal — nach Hopfreben und Schröcken führte. Manch einer der Vorübergehenden ſchaute mitleidig zu mir herauf, und wenn er gerade Zeit hatte,

*) Etzen, füttern, weiden; Etzplatz, Futterplatz.

kam er für eine Viertelſtunde ins grüne Hüttchen. Ich ſuchte dann mein Buch zu verbergen, aber die meiſten trieb gerade nur die Neugierde herauf, einmal zu ſehen, was ich leſe. Hätte ich mich dagegen eigenſinnig geſtellt, ſo würden meine Bücher in noch ſchlechteren Ruf gekommen ſein. Nur zuweilen gelang es mir, ein Geſpräch anzufangen, meiſtens aber mußte ich meine Heftlein wieder auspacken. Dann las ich etwas recht Frommes vor. Das gefiel Manchem ſo wohl, daß er warm wurde und auch aus ſeinem „Wingolf“ zu erzählen begann. Ja, auch dieſe Bauern, denen ich nur noch Sinn für Erwerb und rohen Genuß zutraute, hatten ihre Ideale. Manche Sorge, die ein reiches, edles Gemüt verriet, religiöſe und andere Fragen, wurden bald in meinem Hüttchen durchgeſprochen. Es plauderte ſich allerliebſt, während die Ach rauſchte, die Vögel ſangen und das Geläute der weidenden Tiere klang. War ich wieder allein, ſo eilte ich nicht beſonders ans Leſen, ſondern ſchaute hinaus ins Dorf, wo ich mir jetzt manches Haus als einen Tempel dachte. Aber um ſo weher tat es mir dann, Leute, die ich nicht mehr zum großen Haufen zählte, nachher wieder ſo gewöhnlich zu ſehen, als ob ſie ſich ſchämten, ihre beſſere Seite zu zeigen. Beſonders gegen mich benahmen ſie ſich ſo kühl, als ob wir nie beiſammen in der grünen Hütte geweſen wären, oder als ob jene Viertelſtunden aus dem Gedächtniſſe erlöſchen ſollten. Ich ſuchte das jetzt billig

zu beurteilen, und da fiel mir denn ein, daß ich meine innere Welt auch vor dem Haufen verſchließe. Nun begann ich zu unterſuchen, warum denn das von mir geſchehe. Ich kam darauf, daß Alles, was man in der Geſellſchaft tut, etwas Ämtliches hat. Die öffentliche Meinung, die Richterin, iſt nicht Ausdruck aller einzelnen Meinungen, auch nicht ihrer Mehrzahl. Man urteilt ſtrenger, als man iſt, und ſucht ſich dabei vor Allem ungemein fromm zu geben. Die öffentliche Meinung iſt bei uns ein uraltes Weib mit allen Vorurteilen ihrer Zeitgenoſſen und deren Vorfahren; aber man fürchtet ſie ſo, daß man immer ihre Farbe trägt — oder man fürchtet vielmehr, daß auch die Anderen ſie fürchten, und will nicht allein ſtehen. Ein Liebespaar, das mehr dem Zuge des Herzens als kalter Berechnung zu folgen ſcheint, hat nirgends eine freundliche Beurteilung zu erwarten, obwohl faſt Jeder unter vier und acht Augen ſagt, daß das eigentlich ganz das Rechte wäre. Schon in der Schule hatte ich etwas von dieſer Unnatur empfunden. Im Aufgabenheft eines Mitſchülers fand ich hundert und zwanzig Briefe. Er verkaufte da Heu, wollte Geld entlehnen, dingte Knechte, beſtellte Töpferarbeiten, kurz alles Mögliche fand ſich in den Briefen, und jeder ſchloß folgendermaßen: „Ich will alle Tage zu Gott dem Allmächtigen beten und ihn anflehen, daß er dich in beſter Geſundheit erhalte.“ Hätte der Schüler ſich in die Lage des Schreibenden

gedacht, ſo wäre das wohl mitunter vergeſſen worden, aber er dachte auch nur an die öffentliche Meinung, wie er ſie kannte. Vielleicht ſah auch der Pfarrer einmal ins Briefbuch, und dann mußte der ſeine Freude haben an dem guten, frommen Schüler. Andere hatten es ähnlich gemacht und machten es auch jetzt noch nicht beſſer. Hinterm Ofen hatten ſie ihre Gedanken und ihren Grimm ſo gut als ich, aber das durfte beileibe nicht ins Briefbuch kommen. Jeder wich zurück, wo er gegen die herrſchende Unnatur und Heuchelei auftreten ſollte, und ſtreckte und wand und krümmte ſich, bis er auch auf den Leiſten paßte, den einige kuhumgebene Dorfgrößen vielleicht ſchon vor einem halben Jahrtauſend für ſich ſelbſt geſchnitzt haben mochten. Mein Stolz begann ſich zu regen. Was war ich mit meinen beſonderen Gedanken? Nichts als ein Feigling oder ein beſonderer Narr, der ſich einbildete, es vermöge hier herum Niemand ſo ſchön zu empfinden als er. Wie ſollte es beſſer werden, wenn Jeder ſich vor dem Hergebrachten beugte? Und war Schweigen nicht auch Anerkennung?

Klopſtock und Zimmermann waren mit ihren Anſichten offen aufgetreten und hatten dafür die volle Kraft ihres Geiſtes eingeſetzt. Die Furcht, lächerlich zu werden, hielt ſie nicht zurück. Ihnen war es gegeben, ihre Gedanken durch den Druck zu veröffentlichen. Wie herrlich, zu Tauſenden, die man nicht kennt, und denen

man doch geiſtig verwandt iſt, ja noch zu kommenden Geſchlechtern, reden, ihnen das Beſte, Heiligſte mitteilen zu können! Mir war das nicht vergönnt. Schwerlich las jemals ein Menſch meine Tagebücher und die Verſe, die ich in ſchlafloſen Nächten ſchrieb, weil es mir an Gelegenheit zum Ausſprechen fehlte. Aber warum fehlte es mir daran? Hatte ich je einen Verſuch ſo gemacht, wie er hier gemacht werden mußte? Was nutzte mein Klagen im Tagebuch und mein verbiſſener Spott über dies oder das? So fragte ich mich und zankte mit mir ſelbſt und verſchloß mein Tagebuch und begann herzhaft zu ſagen, was ich früher nur niedergeſchrieben hatte.

Der Widerſpruch, den ich überall erregte, überwand den letzten Reſt von Schüchternheit, der mit Vernunftgründen vergebens bekämpft wurde. Da begann ein Schütteln mächtiger Häupter und ein Reden, daß ich gerne wieder zurückgetreten wäre. Es ging nicht mehr. Niederſpotten ließ ich mich zu ungern und meine Anſichten wurden daher mit wachſender Leidenſchaftlichkeit verfochten. Es war ein Kampf wie auf Leben und Tod. Ich konnte bald mit keinem Menſchen mehr die kurze Strecke bis zur Kirche gehen, ohne in einen Wortwechſel zu geraten. Ich ſtritt über Glaubensſachen, über den Lauf der Sonne, über den Wert der Kalenderzeichen, über die Berechnung der Gemeindelaſten und über Alles. Da es mir darum zu tun war, Etwas

auszurichten, verkehrte Ansichten und verjährte Übelstände wegzubringen, kam ich mit Jedem gerade auf das, was den Anderen am schmerzlichsten treffen mußte. Es suchte mich daher auch Jeder zu schlagen und zu demütigen. Ich mußte immer für alle Angriffe bewaffnet sein, wenn ich mich unter die Leute wagte, und kam aus der Aufregung nie mehr recht heraus.

Auch dem ruhigsten Menschen ist es gefährlich, für etwas Besonderes zu gelten. Er wird von Jedem gleich auf eigene Weise behandelt und sogar mit Gewalt auf sein Steckenpferd gehoben, wenn er auch einmal ruhig neben den Anderen bleiben, sich auf ihre Weise benehmen möchte. Anfangs ist ihm das lästig, nach und nach aber muß er sich für den anerkannten Vertreter einer Sache, und diese selbst für immer wichtiger halten, je mehr die Leute mit ihm ihren Spaß oder ihren Ärger haben. Er wird nun immer wärmer und das finden Andere kurzweilig. Wie Kletten hängen sie sich an ihn und ergeben sich nicht mehr, bis sie ihn zur Verzweiflung gebracht oder zum Narren gemacht haben.

Ich kannte selbst einen Menschen, dem es so erging. Er war ein talentvoller Schüler gewesen und auch später hatte man nur sein Lesen zu tadeln. Seine Mittel erlaubten ihm die Anschaffung von Büchern, die er bestellte und las. Natürlich kam er bald in offenen Streit mit der nüchternen Auffassungsweise

unſerer Landsleute und ward mit der Zeit der Prediger reiner, idealer Liebe. Als ſolcher erlangte er im ganzen Bregenzerwald eine traurige Berühmtheit und man ließ ihn kein vernünftiges Wort mehr reden, wenn er auch wollte. Die Aufmerkſamkeit, die man ihm ſchenkte, machte ihn kühn und ließ ihn das Überſpannteſte behaupten, weil ja gerade das am meiſten Staunen erregte. Er glaubte ſich von allen Mädchen, die ihn neckten und ausfragten, verſtanden und geliebt. Es war ja natürlich, daß er mit ſeinen Anſichten den rohen Bauernburſchen überall vorgezogen wurde. Dieſe Einbildung ſuchte ihm auch Niemand zu nehmen, bis man ihn vollends verrückt gemacht hatte und aller Widerſpruch vergebens war. Zu meiner Zeit hielt er die wohlgemeinteſten Zuſprüche nur für die Sprache des Neides und der Eiferſucht, weil er — ſchon ein ſtarker Fünfziger — noch alle Jungen verdrängen könnte. Er hieß Biſchofberger, welchen Namen man in „Biſcher“*) abkürzte und auch Anderen beilegte, die ſich von einer närriſchen Einbildung beherrſchen ließen. Ich hörte mich in dieſer Zeit mehrmals „Biſcher“ nennen, ſo daß mir der Unglückliche beſonders wichtig wurde. Nach und nach fand ich bei meinem ängſtlichen Suchen uns einander nur zu ähnlich. Biſcher kam damals

*) Biſchen heißt ſchweizeriſch bei den Kindern „fangen ſpielen“; vielleicht wirkt auf den Namen hier eine ſolche Etymologie ein.

viel zu einem Mädchen in der Nachbarſchaft, wo ich ihn zu beobachten Gelegenheit hatte. Es wurde mir ordentlich bang, wenn ich ihn ganze Viertelſtunden ſo vernünftig ſprechen hörte. Er wußte Eines aus dem Anderen zu folgern, und baute aus einer Menge ganz richtiger Schlüſſe zuletzt das ungeheuerlichſte Ganze auf. Hatte ich's vielleicht auch ſo? Das Aufſehen, welches ich machte, begann mir immer peinlicher zu werden. Ich machte den Vorſatz, ſowenig als möglich zu reden, aber man ließ mich nicht gehen, und da ich unverteidigt zu weichen nicht mehr imſtande war, blieb alles beim Alten; nur daß ich ſtets unzufriedener mit mir ſelbſt und mit den Anderen heim ging. Die Geſellſchaft, das Leſen und Alles wurde mir zur Laſt. Seufzend ſtand ich am Morgen auf, erſchrak den Tag über, wenn Jemand mich anredete, und ging abends mit dem Wunſche zu Bett, nun gleich und für immer einſchlafen zu können. Ich fürchtete allen Ernſtes, verrückt zu werden. Ja zuweilen glaubte ich es ſchon zu ſein, denn Alles kam mir nicht vor wie Anderen, ſo ſehr ich mich auch in ihre Anſchauungsweiſe hineinzuleben bemühte. Wie jetzt wünſchte ich mich noch nie zwiſchen dieſen Bergen hinaus, die alle auf mir zu liegen ſchienen. Ich mußte ins Freie, weg von hier und unter Menſchen, die mich nicht immer als Sonderling behandelten. Trotz der drängenden Frühlingsarbeit trug ich mich einer armen

Nachbarin ſelbſt an, ihrem Söhnchen im Allgäu irgendwo einen leichteren Hirtendienſt für den Sommer zu ſuchen. Meine Mutter wollte mich durchaus nicht gehen laſſen, aber diesmal war ich zu eigenſinnig, als daß ſelbſt ſie etwas gegen meinen Entſchluß hätte ausrichten können.

Wie ein Flüchtling wanderte ich eines Morgens in aller Frühe durchs Achtal hinaus. Ob mich auch hungern oder dürſten mochte, ich kehrte in keinem Wirtshauſe des inneren Bregenzer Waldes ein, um keinem bekannten Menſchen zu begegnen. In Schwarzenberg dachte ich wehmütig an meine erſte Reiſe zum berühmten Wundermann. Ich wiederholte ſeinen frommen Zuſpruch und ſagte: „Ja, ich hätte doch nicht ſoviel leſen ſollen. Es macht mich unglücklicher als das, wogegen ich damals Hilfe ſuchte.“ — Wäre ſein Grab hier und nicht im Dorfe Andelsbuch drüben über der Ach geweſen, ich hätte es beſucht und nach Landesſitte, Weihwaſſer daraufſpritzend, dem Geſchiedenen die ewige Ruhe gewünſcht. Das Letztere tat ich nun auch hier, während ich den Lorenenberg beſtieg. Ich hätte da die ſchönſte Ausſicht über die an beiden Seiten der Ach ſich hinziehenden Dörfer des Innerbregenzerwaldes gehabt, aber ich mochte ſie nicht genießen. Mich drängte es fort aus dieſem Tale wie von einer Wegſtelle, wo man jeden Augenblick das Niederſtürzen einer Lawine beſorgt. Ich ſtieg ſchneller aufwärts, als ich eine

Stunde ſpäter auf der anderen Seite bergab ging, obwohl ich in dem Tal, das ſich unter mir von Oſten gegen Weſten auftat, nichts mehr vor mir ſah, was eine trübe Erinnerung, ein ſchmerzliches Gefühl weckte.

In Alberſchwende kehrte ich in der Taube ein. Der Anblick des mit Zeitungen belegten Tiſches weckte gleich ein günſtiges Vorurteil für dieſes Dorf. Ich wußte nicht, daß die Taube hauptſächlich den Fremden gehört, die hier durchreiſen. Mir kam es da ſchon ganz großſtädtiſch vor, denn Zeitungen waren in unſeren Wirtshäuſern eine wahre Seltenheit. Ich begann zu leſen und las noch, als mein hungriger Begleiter mit Schmerzen das für uns aufgetragene Mittageſſen verdampfen und kalt werden ſah. Der Arme mußte lange huſten, bis ich wieder an ihn und den eigentlichen Zweck meines Hierſeins dachte. Unter dem Eſſen redeten der freundliche Wirt und noch ein Gaſt mit mir vom Zeitungsleſen. Letzterer bedauerte, daß nur Wenige für ſo etwas Sinn hätten, und meinte, die ſchlechten Schulen wären an den Rückſchritten der Bevölkerung ſchuld. Von Rückſchritten hatte ich nun freilich nie gehört, er aber wies nach, wie der frühere Gemeinſinn abhanden und ſchäbiger Geiz und elende Kriecherei an ſeinen Platz gekommen ſei. Recht und Geſetz wachſe nicht mehr aus den Bedürfniſſen des Volkes heraus und habe daher ſeine rechte Geltung verloren. Es ſei ein Fehler, Etwas zu wiſſen und eigenen Willen zu haben.

Das Volk fühle dunkel, wie ſehr es von geiſtig Überlegenen mißbraucht werden könne und verdamme daher ſchon zum voraus alle Aufklärung. Dem Ehrgeize des Talentvollen ſtehe keine andere Bahn mehr offen, als zu erwerben und im Genuſſe zu verkommen.

Jetzt ging mir das Herz auf und ich konnte wieder einmal reden. Wir kamen auf die frühere freie Verfaſſung des inneren Bregenzer Waldes — die älteſte Republik in Deutſchland — zu ſprechen, und meinem Begleiter mag wohl die Weile lang geworden ſein, bis ich endlich daran dachte, daß wir heute wenigſtens noch nach Bregenz kommen ſollten.

Als wir wieder ins Freie traten, kam mir die Welt ganz beſonders weit vor, obwohl wir auch hier noch genug Berge in der Nähe hatten. Ich wünſchte jedem Begegnenden einen guten Tag und ließ mich womöglich in ein Geſpräch mit ihm ein. O, es tat mir ſo wohl, daß hier mir keiner gleichſam bewaffnet und als Angreifer entgegenkam. Sonſt pflegte ich mich auf dem Wege weder nach rechts noch nach links umzuſehen, jetzt aber hatte ich für Alles einen offenen Blick und an der Schwarzach beſuchte ich mehrere Steinſchleifereien, deren eigentümliches Knarren eine wehmütige Stimmung in mir geweckt hatte. Auch den Arbeitern im Steinbruch ſah ich zu, bis mein ungeduldiger Reiſegefährte zum Gehen drängte und auf die ſinkende Sonne wies. Trotzdem kehrte ich im Dorfe

Schwarzach ſchon wieder ein. Ich hatte weder Hunger noch Durſt, aber es tat mir ſo wohl, Zeitungen auf einem Wirtstiſche zu ſehen und von anderen Dingen als Kühen, Käſen und den kleinen Fehlern des Nebenmenſchen friedlich plaudern zu können. So kam ich denn erſt mit einbrechender Dunkelheit nach Bregenz und ſah die Sonne golden und herrlich in den Bodenſee hinabſinken. Im Städtchen ſchien es mir recht lebendig. Ich ſah junge Herren mit einem Buch in der Hand vom Abendſpaziergange heimkehren. Eine Geſellſchaft hörte ich gar von Lenau reden. Dabei ward mir zumute wie Einem, der in fremdem Lande, weit, weit von den Seinigen, plötzlich ein heimatliches Lied ſingen hört. Ich ſagte mir, daß man mich hier für keinen „Biſcher“ hielte und ich auch keiner werden müßte.

Wir gingen ins erſte Haus, wo wir gerade ein Schild heraushängen ſahen. Herzhaft trat ich ein mit den Kleidern meines Gefährten auf dem Rücken in einem großen Sack. Man muſterte unſere Anzüge, die uns allerdings nicht beſonders empfahlen, aber nach meinem Dafürhalten die unfreundliche Begrüßung ſchwerlich entſchuldigen konnten. Als ich ein Glas Bier verlangte, frug man, ob ich's auch bezahlen könne, und als ich gar noch um Nachtherberge zu bitten wagte, wurde ich zum Löwenwirt gewieſen, der als Herbergsvater der Zünftler Alles behalten müſſe. Ich

zog hungrig, durſtig und auch ein wenig beſchämt ab, um vor einbrechender Nacht noch den Löwen zu ſuchen. Dort fand ich denn aber Alles beſſer, als ich nach den erhaltenen Andeutungen erwartete. Schade, daß meine Stimmung mir ſo gänzlich verdorben war. Ich ging gleich nach dem Nachteſſen zu Bette, obwohl ich mich nichts weniger als ſchläfrig fühlte.

Am anderen Morgen in aller Frühe ſchon verließ ich das Bett und das Zimmer, in welchem mein Begleiter noch wie eine Holzſäge ſchnarchte. Ich lief in dem ganzen Städtchen herum und entdeckte nun an mir ſelbſt, daß ich jeden Begegnenden nach ſeinen Kleidern und ſeinem Ausſehen ſchätzte. Das hatte ich daheim nie getan, da ich dort die Verhältniſſe eines Jeden genau kannte, die oft mit dem Äußeren im grellſten Widerſpruche ſtanden. Nun begann ich — wohl zum erſten Male im Leben — meinen Anzug ſorgfältig zu muſtern. Der kurze Spenſer, die engen Hoſen, mir ſchon als Schulbube angemeſſen und ſpäter nur durch Flicken der Zunahme meines Körpers gemäß erweitert, kurz Alles, außer den Stiefeln, kam mir recht elend und einfältig vor. Ich ging in einen Laden und gab den größten Teil meiner Barſchaft für einen neuen Anzug aus, in dem ich nun wieder zu meinem Reiſegefährten zurückeilte. Dieſer glaubte, er träume noch, als er, bei meinem Eintreten ins Zimmer erwachend, die vorgegangene Veränderung ſah. Er verſicherte

wiederholt, daß man mich in dem langen Städterröcklein unmöglich mehr für einen Schoppernauer halten könne. Das ſchmeichelte mir, denn ich war böſe auf ſie Alle da drinnen und wollte künftig nicht mehr mit ihnen gemein haben, als ich mußte. Nicht Stolz, aber doch ein gewiſſes Selbſtgefühl hatte mich mit dem Röcklein zu umgeben angefangen. Haſtig tranken wir unſeren Kaffee und machten uns dann über die bayeriſche Grenze.

Ich fragte vor jedem ſtattlichen Hof um Hirtendienſt, aber es währte lange, bis endlich — ſchon wieder auf dem Heimwege — meinem Schützling ein Plätzlein gefunden ward. Nun ging ich noch nach Lindau, obwohl ich dort eigentlich nichts zu tun hatte. Der kleine Umweg ließ ſich wohl gelegenheitlich einbringen. Wieder warf die ſcheidende Sonne ihre letzten Strahlen aus dem ſtillen See, als ich über die lange Brücke der freundlichen Inſelſtadt zuſchritt. Ich hörte das Pfeifen und Schnauben des Dampfroſſes und eilte ſogleich auf den Bahnhof, während ich wieder einmal recht lebhaft an meinen guten Seppel denken mußte. Der hatte uns oft von der Eiſenbahn erzählt, aber wir konnten ihm nie recht glauben. Es war zu traumhaft, zu wunderbar. Und nun ſah ich die eiſernen Stränge vor mir, die Leipzig und Paris und ganz Europa mit dieſer Inſelſtadt verbanden. Mir wurde weit und frei neben den glänzenden Schienen. Es war alſo doch nicht bloß

Geſchwätz, was man von dem Siege des Menſchengeiſtes über Raum und Zeit ſagte. Wir in unſere Tale mußten uns freilich den Naturkräften beugen und faſt alle waren da als Feinde bekannt. Feuer, Waſſer und Luft blieben uns im Ganzen furchtbar, hier aber ſah ich ſie zum Arbeiten für das Menſchengeſchlecht, zur Vermittlung des geiſtigen und materiellen Verkehrs gezwungen. Und den Erfinder des Dampfroſſes hatte man ſeinerzeit auch für einen „Biſcher“ gehalten. Mir war das ein rechter Troſt, obwohl es mir nicht einfiel, mich neben ihn zu ſtellen. Nun „Biſcher“ nannte man wohl Jeden, mit dem man ſchnell fertig zu werden wünſchte, ohne Etwas zugeſtehen zu müſſen. Meinetwegen wohl! Ich hatte genug, daß es kein Traum war, was man von den Wundern unſeres Jahrhunderts ſagte. Hier lag Etwas ganz Anderes in der Luft als zwiſchen unſeren Bergen, Etwas, das ich wie das Wehen eines Unendlichen empfand, dem ich mich aber verwandt fühlte, wie ein Glied dem ganzen Körper. Mit unbeſchreiblichem Behagen ſchaute ich dem bunten Treiben im Bahnhofe zu. Gewiß hätten das meine Landsleute Alles ebenſowenig begriffen als mich und meine Worte. Dennoch war es ſo und war recht für die Welt und nur zu groß für ſie in den engen Tälern mit den engen Begriffen. Jetzt wußte ich, warum es dem Seppel bei uns nicht mehr gefiel, warum er mit den Leuten eigentlich nur noch ſpielen

mochte. Was konnte man Anderes tun, wenn man das Enge ihrer Urteile, das Unbedeutende ihres Lobes und ihres Tadels einmal erkannte? O, von jetzt an wollte auch ich nicht mehr so empfindlich sein und in bösen Tagen immer an diese schöne Stunde denken!

Aufrechter, sicherer als ich sonst durch mein Dorf ging, schritt ich jetzt durch die Stadt und suchte die Riegersche Buchhandlung auf. Beim Eintreten dachte ich an meines Fuhrmanns Beschreibung einer Buchhandlung. Ich machte mich auf Großartiges gefaßt aber vor den vielen Büchern hier ward mir denn doch so angst, daß nur Herrn Stettners gewinnende Freundlichkeit den Mut zum reden wieder weckte. Die Mundart meiner Heimat vermied ich so gut als es Einer kann, der in ihr zu denken und zu reden gewohnt ist. Jeder Bregenzerwälder lernt als Schüler jedes Wort ins Hochdeutsche übersetzen; aber seine Briefe und alles Hochdeutsch, das er verbraucht, kann man nur mehr oder minder gut übersetzte Mundart nennen, deren Wortfolge Jeder beibehält, der sich nicht später in ein unnatürliches Bücherdeutsch mit endlosen Sätzen verliert. Geschrieben fällt das weniger auf und nimmt sich zuweilen recht gut aus; schlimmer ist's, wenn man einem Fremden zu Ehre seiner Rede das Festkleid anziehen will. Ich hatte das schmerzlich empfunden, so oft ich mit Jemand reden wollte, dem ich kein Verständnis meiner Mundart zutrauen durfte. Wie war

ich jetzt beſchämt, ſogar die kleinen Kinder des Buchhändlers ein Deutſch reden zu hören, wie ich's nur von Gelehrten erwartet hätte. Ich ſollte ihnen von meiner Heimat, ihren Schönheiten und den Sitten ihrer Bewohner erzählen, aber ich brach die Unterhaltung ſchnell ab und ging. Auch im Gaſthofe, wo ich übernachtete, erſchrak ich, ſo oft ein Wort an mich gerichtet wurde. Im Bette machte ich mir darum Vorwürfe. Solang ſchon hatte ich mich da heraus geſehnt und nun verdarb ich mir alles aus Furcht, mich bei weiß Gott wem lächerlich zu machen. Jetzt ſah ich, daß wir Bregenzerwälder nicht nur durch unſere Berge, ſondern vielmehr noch durch Erziehung und Gewohnheit von der Welt abgeſchloſſen waren. Nicht einmal das hatten wir, daß wir zwölf Stunden von der Heimat noch ordentlich mit den Leuten reden konnten. Auch ich war noch nicht ſo weit, nicht aus der Enge heraus, nur zwiſchen Tür und Angel vermochte ich mit aller Mühe mich zu bringen.

Am anderen Morgen machte ich mich früh nach Bregenz hin auf. Ich hätte gerade auf einem Dampfſchiffe fahren können; aber ich wollte nichts mehr, was nicht auch daheim zu haben war. Das Schickſal beſtimmte mich zum Gehen und ſchloß mich ab von den Errungenſchaften unſerer Zeit. Nun — es ſollte ſeinen Willen haben. Lange haderte ich mit der Glocke, die drüben am Hafen zur Abfahrt läutete, und ich glaubte

ihr einen rechten Poſſen zu ſpielen, wenn ich ſo ſchnell als möglich lief. Mancher Bregenzerwälder will aus Furcht vor dem großen Waſſer auf kein Schiff. Dieſe Furcht kannte ich nicht. Wenn ein Schiff mit mir unterginge, was wäre daran gelegen? Ich ſtand ſtill und ſuchte mir's auszumalen, bis ich das Ziſchen und Toſen zu hören meinte. Es ließe ſich wohl herrlich ruhen da drunten in der ſtillen blauen Tiefe. Meine Landsleute — ich hörte ſie ſchon — hätten dann geſagt: „Da hat er's nun! Immer wollte er weiter als Andere — nun tröſt ihn Gott und gebe dem Ruheloſen die ewige Ruhe! Es iſt ihm leicht wohler als bei uns und wir können's haben ohne ihn.“ — Ja, ſo hätten ſie geſagt, und mit Recht. Mein Gut wäre von Anderen ſo geſchickt als durch mich und mit mehr Freude verwaltet worden, und alles Träumen und aller Unfriede hätte ein Ende gehabt für immer. Die Mutter — nun ſie hätte kummerfrei gelebt — vielleicht — und neben mir konnte ſie das nicht. Aber warum nicht? War ich denn gar Nichts? Zu allem unfähig? Ich konnte ja arbeiten ſo gut als Einer, wenn ich meine Kräfte recht zuſammen nahm. Hier in der Welt war ich doch auch Nichts. Es erfaßte mich ein Heimweh, welches mich nicht mehr ermüden ließ, bis Abends ſpät in Schoppernau unſere Haustür hinter mir ins Schloß fiel.

XVIII.

Das gab ein Reden und Lachen, als ich am folgenden Sonntag das erſte Mal im halblangen Röcklein mit dem fremden Schnitte zur Kirche ging. Einige meinten, der Hochmutsteufel in mir werde nun über die Berge fliegen wollen, daß er ſo lange Hochgeierflügel anlege. Andere muteten mir die Abſicht zu, noch die einzige gute Hoſe an Bücher umzutauſchen und den Schaden ſo gut als möglich mit dem langen Rocke zu bedecken. Wäre das nicht, ſo machte ich ſicher eine Mode mit, die weniger, nicht eine, die mehr Tuch brauche als ein gewöhnliches Kleidungsſtück. Wie geteilt auch die Meinungen ſein mochten, gegen mich waren alle und ließen keinen Zweifel mehr aufkommen, daß ich ein ausgemachter „Biſcher“ ſei. Mich aber vermochte das nicht mehr auch nur im Geringſten zu beunruhigen. Ja, es war mir eigentlich lieb, daß ſie es recht arg machten und dadurch ihre Kleinlichkeit verrieten und den beſchränkten Sinn, der alles verdammte, was nicht nach ihrem Leiſten gemodelt war. Wie gut war es, daß dieſe Leute nie aus der Geruchsweite einer Suppe kamen, welche die Mutter daheim

ein bißchen anbrennen ließ. Wo man anders lebte, ſprach und ſich kleidete als hier — alſo faſt auf der ganzen Welt — hätten ſie nur lauter „Biſcher“ angetroffen. Hu! Da wäre es denn aller Welt ſchlecht gegangen und es wäre eine große Frage geworden, ob man nicht der Eiſenbahn, dem Dampfſchiff und allem hätte Halt gebieten müſſen, was etwa meine wackern Landsleute nicht recht begreifen konnten. So ſpottete ich über die, welche mich lächerlich machten. Mein Röcklein gab mir eine Sicherheit, die nicht frei von Selbſtüberhebung, aber mir jetzt doch Wohltat war. Ich machte den Vorſatz, mich nie mehr um das Urteil der Leute, das Geklingel leerer Schellen zu kümmern. Und wollte ich dem in der Folge einmal untreu werden, ſo brauchte ich nur mein viel getadeltes Röcklein anzulegen und an die Viertelſtunde zu denken, wo ich im Lindauer Bahnhofe ſtand. Ich habe das auch an Werktagen, und immer mit gutem Erfolge getan. Da ſtand ich denn ſtich- und hiebfeſt, Niemand vermochte mich mehr in einen Streit zu verwickeln über Etwas, das nach meiner Anſicht ſchon eine Tagreiſe weit von hier überall eine ausgemachte Sache war.

Bald wußte man nicht mehr viel von mir zu erzählen, weil ich mich nur noch gegen die Oberhauſer offen ausſprach. Die fremde Kleidung war gleichſam eine Mauer geworden, die mich gänzlich von den Leuten abſchloß. Mochte ich nun für ſtolz gelten,

oder was man wollte, ich war herzlich froh, daß ich Ruhe hatte. Was gingen die Leute mich an? Nur die gute Mutter ſollte mit mir zufrieden ſein. Ich arbeitete nun fleißiger als in der letzten Zeit und meinen Büchern wurden oft nicht einmal mehr die freien Minuten gegönnt. So ging der Reſt des Frühlings und der Sommer vorbei. Die Kühe wurden aus den herbſtlich gelben Alpen ins Vorſaß zurückgebracht. Hier wäre mir am meiſten Zeit zum Leſen geblieben. Aber ich erwähnte ſchon früher, daß ich im Vorſaß immer ein ganz Anderer wurde. Es war, als ob ſchon etwas in der Luft liege, das Einem nie lange ruhig ſitzen laſſe. Wenn ich noch ein ſo ſchönes Werk vor mir hatte, hörte ich Abends das frohe Jauchzen der Burſchen, die auf die Nachtſtubat zogen, ſo empfand ich ein ganz eigenes Brennen in den Augen; das Buch flog in einen Winkel — ich zur Hütte hinaus auf die Nachtſtubat.

Dieſe pflegte ſich in der Hütte zu verſammeln, welche der Schneider mit ſeinen ledigen Geſchwiſtern bewohnte. Mehrere der Kinder hatten ſich in den letzten Jahren verehelicht. Ein Bruder, Namens Kaſpar, lebte ſeit mehreren Jahren als Beamter in Ungarn und ließ nur noch ſelten Etwas von ſich hören. Trotzdem wurde beinahe täglich ſeiner gedacht. Nach dem, was ich von ihm hörte, mußte er ein ganzer Menſch ſein. Seine Geſchwiſter fanden mich ihm in Manchem

ähnlich und kamen mir daher mit einer Freundlichkeit entgegen, wie ich sie bisher nur in der Familie Oberhauser erlebt hatte. Den Schneider kannte ich seit länger und habe auch schon früher seiner gedacht. Jetzt aber war mir seine jüngste Schwester merkwürdig, die ich früher kaum beachtet hatte. Sie wußte nicht nur vom studierten Bruder zu erzählen, sondern sie schien auch viel von ihm zu haben. Ich verkehrte sehr gerne mit ihr, obwohl es mir, als ich den Reichtum ihres Gemütes ein wenig ahnen lernte, nicht mehr so leicht ging als mit anderen Mädchen. Ich empfand ihr gegenüber eine gewisse Scheu, die aber nicht so mächtig war, als der Wunsch, mich doch auch zuweilen verstanden zu sehen.

Nanni, so nannte man das Mädchen, war in meinem Alter, eine kleine volle Gestalt. Der Ausdruck ihres blühenden Gesichtes war ganz eigen und mir doch so bekannt, als ob ich Ähnliches auch schon einmal in glücklichen Stunden — vielleicht in einem Bild — einem Traum gesehen hätte. Und wie das kam Alles an ihr mir so bekannt vor, daß ich mich oft besann, was wir denn schon miteinander erlebt hätten. Es fiel mir aber Nichts ein, als daß man sie mir vor fünf Jahren als die beste Schülerin der Gemeinde Au gezeigt hatte. Dann traf sie ein von der Üntsche*) niederstürzender Stein gefährlich an den Kopf,

*) — Ilentscherspitze.

als ſie die Kühe von der Weide holen wollte und ich ſah, wie ſie blutend heimgetragen wurde. Später hörte ich, daß ſie langſam beſſer werde, aber noch arbeitsunfähig ſei und daher faſt immer in den zurückgelaſſenen Büchern ihres ſtudierten Bruders leſe. Jetzt ſah man ihr von Allem nichts mehr an. Ich ſage abſichtlich „von Allem“, denn ſie war ſo friſch und geſund an Leib und Seele, ſo freudig zu jeder Arbeit, ſo ſicher und kräftig in ihrer Rede, wie ich mir ein Mädchen nicht vorſtellen konnte, welches im Bregenzer Walde gelebt und viel Geleſenes verdaut haben ſollte. So ein Weſen hatte ich mir bisher nur blaß und kränklich und unzufrieden zu denken vermocht. Ihr heiteres, glockenrein klingendes Lachen ging mir durch mein Innerſtes und doch kam ich mir neben ihr wie ein Bettler vor, der Gold klingen hört. Das Bild paßt nicht, aber es fehlt mir ein anderes, welches beſſer paßte. Ich vermochte mich nicht recht zu erfreuen am Reichtum ihres Gemütes und an der Ganzheit ihres Weſens, in dem ſo viele Vorzüge ſich harmoniſch vereinigten. Oft verſuchte ich, durch ausgelaſſenſte Luſtigkeit den beengenden Druck von mir abzuſchütteln, den ich in ihrer Nähe empfand. Aber ich ermüdete bald von dem Zwang, den das forderte und ſaß dann wieder ſo ſtill und launig neben dem Mädchen, daß es Allen auffiel und ſie mich neckend fragten: wo ich denn wieder einen Kapuziner verſchluckt habe?

Einmal, als ich wieder ſo geneckt wurde, ſagte Nanni zu mir: „Siehſt du, ſo haben ſie es! Wenn du dich zu ihrem Narren hergibſt, biſt du ihnen recht; ſonſt aber lachen ſie dich aus. Iſt wohl dieſer Beifall wert, daß du ſo oft das Beſte an dir verleugneſt?“

Dabei traf mich ihr ernſter Blick. Er traf mich tief, tief. —

Ich blieb den ganzen Abend ſtill, wie arg man mich auch auslachen mochte.

Auch an den folgenden Abenden war ich ſo ſtill und wortkarg, daß der Schneider mich ernſtlich tadelte. Man begann zu vermuten, daß mir etwas ganz beſonders Schweres auf dem Herzen liege. Zu meiner Erheiterung wurde nun von den Burſchen ein abendlicher Spaziergang auf die Nachtſtubat in dem eine halbe Stunde entlegenen Vorſaße Salzbach am anderen Ufer der Ach verabredet. Mit ging ich, aber es gelang mir ſchwer, mich zu Reden zu zwingen; ſo ſehr war es mir ſchon Bedürfnis für ſie zu reden. Ich begriff kaum noch, wie ich es ohne das, einzig bei geiſtloſen Späßen und leerem Gerede, auf unſerer Nachtſtubat in Hopfreben ſolange hatte aushalten können. Jetzt wäre mir das unmöglich geweſen. Ich hatte und wollte nichts mehr von der Nachtſtubat als — ein wenig Verkehr mit ihr.

Nie hatte ich die Kühe am Abend ſo frühzeitig heimgeholt als dieſen Herbſt. Dann wurde gemolken, die Milch in den Keller gebracht und das Nachtmahl eingenommen,

ſo ſchnell als das nur möglich war. Kam ich in Nannis Haus, ſo war das Mädchen in der Regel noch mit der letzten Küchenarbeit des Tages beſchäftigt. Ich ging dann in die Stube und wartete ungeduldig, bis ſie kam. Sollte ich unterdeſſen eine Geſchichte erzählen, ſo fiel mir nichts ordentliches ein und im Ausnahmefall dünkte es mich ſo ſchade, das jetzt zu verſchwenden, daß ich lieber ſchwieg. Schnell gewöhnte ich mich daran, nur an ſie zu denken und mit ihr zu reden, während ich den Übrigen etwas zu erzählen ſchien. Mein Betragen wurde — ohne daß ich mir einen Zwang antat — in kurzer Zeit ruhiger und gemeſſener. Jedermann bemerkte an mir eine Veränderung; ihre Urſache wurde um ſo weniger erraten, weil ich die nächſte Nähe des Mädchens beinahe ängſtlich mied. Ich tat das nicht etwa nur wegen des Geredes der Leute. Dem Mädchen gegenüber, das mir ſo — ich weiß kein anderes Wort als ſo — ganz, ſo eins mit ſich ſelbſt und der Welt erſchien, begann mich das Gefühl meiner Kleinheit recht zu drücken. Hätte ich mich für verliebt gehalten, ſo würde ich gegen dieſes Gefühl gekämpft haben. Ich bekam aus meinen Büchern die Vorſtellung, daß ſich nur liebe, was ſich ergänze. Dieſes Mädchen ſah ich ſo vollkommen, ſo in ſich ſelbſt abgeſchloſſen, daß ich nicht gewußt hätte, was meine Liebe ihr bieten, wie die ſie noch glücklicher machen könnte. Ich mit meiner Unruhe, meinem unbefriedigten Weſen, meiner inneren

Zerriſſenheit, ſah mich ihr ferne, ferne. Aber die Strahlen der Sonne tun Jedem wohl, wie ferne ihm das herrliche Tagesgeſtirn auch immer bleiben mag.

Ich ließ ſie ganze Abende nicht mehr aus den Augen und ſah nun, daß ſie von Allen, auch von den Roheſten geſchätzt und hochgeachtet wurde. Nichts Gemeines ſchien ihr nahen zu können, ohne ſich ſofort zu veredeln. Unſere Mundart klang wunderſchön, wenn ſie etwas ſagte. Die Lieder, die ſie ſang, wurden mir bei der Arbeit der liebſte Zeitvertreib, weil ich auch ſie beſtändig ſingen hörte, wenn ſie allein war. Mit ihren Liedern ging Alles viel leichter. Sogar meine Stallarbeit verrichtete ich lieber, ſeit ich hörte, daß ſie den Sommer hindurch beim Schneider in ihrem Älpelein die glücklichſten Tage verlebt habe. Der Schneider war dort Senn, ſie hütete die Kühe und mußte nebenbei überall helfen.

Schnell und viel zu ſchnell waren die drei Vorſaßwochen vorüber. Zwar lag mein Haus nicht ganz eine Stunde von dem ihren entfernt, ich fand ſicher Ausreden, nach Au zu gehen und — den Schneider zu beſuchen; aber ich hatte mich ſchon ſo an den täglichen Verkehr mit ihr gewöhnt, daß ich gar nicht wußte, wie ich von jetzt an die Abende und die Wochen herumbringen ſollte.

Es hatte mir immer wohler getan, ihr klangvolles Lachen zu hören, aus dem der ganze Reichtum

ihres Gemütes herausjubelte; aber am letzten Abend unſeres Beiſammenſeins machte es mich doch noch glücklicher, daß ich auch ſie ein bißchen traurig zu ſehen meinte.

Vierundzwanzig Stunden ſpäter ſaß ich beim Kerzenlichte daheim in meiner Kammer. In das Tagebuch, welches vor mir auf dem Troge lag, den ich als Schreibtiſch zu benutzen pflegte, hatte ich nichts als folgende drei Fragen gebracht:

Woher komme ich?

Wo bin ich?

Und was nun?

Ich ſann lange und gab mir endlich folgende Antworten:

Du kommſt von Hopfreben, aus der Sommerfriſche der vielgeplagten Bauern, wo es Jedem, auch dir, vergönnt war, frei aufzuatmen, mit Torheiten den Riß zu überbrücken, der dich ſonſt von anderen trennte und mit deinen ärgſten Gegnern ſogar recht närriſch luſtig auf dieſer Brücke herumzutanzen. Erſt am letzten Tage, wenn die ſchlechten Hütten wieder verlaſſen waren und Jeder zu ſeiner ſtrengen Berufsarbeit, ich zu meinen Büchern, zurückeilte, wurde der Riß wieder größer und verſchlang unſere Brücke. Aber Alle waren zu beſchäftigt, zu ſehr wieder in Anſpruch genommen von ihren eigenen Angelegenheiten, um es nur noch zu bemerken. Sogar ich, der nun wieder einſam ſtand,

war meiſtens froh, nun wieder ganz auf meine Weiſe leben zu können. Hundert liebe Erinnerungen grüßten mich im Hauſe meines Vaters. Ich freute mich der wohnlicheren Zimmer, die in der ſchlechten Vorſaßhütte fehlten, und ich war ſo gewohnt, ihre Wände als Mauern zwiſchen mir und Anderen zu denken, daß es mir nie mehr einfiel, den gähnenden Riß überſpringen zu wollen. Wer bleibt auch unter Gleichen der Gleiche in Kirche und Wirtshaus? Und ſtehen ſich Dorf und Vorſaß nicht in ähnlicher Weiſe gegenüber? Warum alſo traurig werden, daß es wieder iſt, wie es hier ſein muß? Denke daran, daß du wieder im Dorfe biſt, wo es dir nie gut anſchlug, wenn du über den Riß wollteſt, vor dem du einſam ſtehſt! —

Aber wenn ſich hier etwas finden ließe, um eine Brücke zu bauen? —

Dort drüben, unter denen, die mir nicht lieb ſind, höre ich ein Lachen, deſſen froher Klang mehr inneren Frieden verrät und gibt, als meiner Einſamkeit jemals wurde.

Und ſie, die ich höre, iſt kein gedankenloſes Ding. Es iſt das Mädchen mit dem bekannten Geſicht und dem tiefen Blick, der mir durch Leib und Seele ging. Wo ſie das Köpfchen mit den goldenen Zöpfen ſo fröhlich aufrichten kann, da muß es ſich doch auch vergnüglich leben und auf menſchliche Weiſe froh werden laſſen. Nie und nimmer hätte ich ſo ein Weſen unter

dem großen Haufen gesucht. Wo sie war, muß noch mehr, muß viel Gutes sein. Bei Gott, ich wollte, daß ich bei ihr wäre!

Die Sätze, welche vor diesen in meinem Tagebuche standen, hatte ich noch an meine Marianne gerichtet, jetzt dachte ich nicht mehr an sie. Erst beim Überlesen des heute Geschriebenen fiel mir ein, daß sie nun eine andere Gestalt vor meine Seele rufen, und ich beschloß, nächstens ein frisches Heft zum Beschreiben herzunehmen, obwohl dieses noch ziemlich viel leeren Platz hatte.

Gewiß kam heute Keiner der Vielen, welche in letzter Zeit einen großen Teil der Nächte fröhlichem Vorsaßleben opferten, so spät wie ich ins Bett. Dennoch stand ich am anderen Morgen auf, bevor die Mutter mich weckte. Sonst ging mir das schwer. Ich hatte schon den guten Rat bekommen, den armen Seelen im Fegefeuer jeden Abend ein paar Vaterunser zu beten, dann würden diese mich immer wecken zur gehörigen Zeit. Ich aber glaubte nicht recht daran, und es wirkte viel mehr, als ich einmal hörte, daß Nanni jeden Morgen um fünf Uhr aufstehe und in die Küche eile, wie spät sie auch zu Bette gekommen sei. Seit damals ärgerte mich's ordentlich, wenn ich einmal nicht auch ungeweckt in der nämlichen Stunde mit ihr an die

Arbeit kam. Während des Melkens und „Stallens“*) ſang ich ihre Lieder, vom einſamen Haus auf der Alm und dem wunderſchönen Mädchen, welches mit tränennaſſen Augen an der Quelle ſaß. Es war mir dabei, als ob ich mich in Nannis Geſellſchaft befinde, und alles ging unvergleichlich beſſer vonſtatten als ſonſt. Ich war überhaupt zu Allem viel aufgelegter, ſeit ich auch ſie ſich ſo freudig ihrem Berufe hingeben ſah. Sollte mir Etwas zu klein oder zu mühevoll ſein, während ſie ſich auch im Kleinen groß und im Großen beſcheiden zeigte?

Bald waren zwei Wochen vorüber, viel eher, als ich's am letzten Abend in Hopfreben für möglich gehalten hätte. Nur noch zwei Tage, dann kam ein Sonntag, und zwar einer, auf den ich ſchon meine Ausrede zu einem Sprünglein nach Au geſucht hatte. Dieſe zwei Tage waren freilich faſt ſolang, als vorher die zwei Wochen. Endlich aber hatte ich ſie doch überſtanden.

Das Dorf Au, das größte und bedeutendſte in der Gegend, beſteht nur aus kleinen Weilern, die mit ihren Häuſerreihen an beiden Ufern der Ach liegen. Sanfte Hügel ziehen ſich von denſelben bis an die Füße der Fluoh, des Didamskopfes, des Geislitterſpitzes und der Nanisfluh, die im Weſten das Tal abzuſchließen ſcheint. Von den Weilern hat jeder ſeinen Namen und, wenn man dem Volksmund glauben darf,

*) Stall reinigen, ausmiſten.

auch ſeine Eigenheiten. Im Argenzipfel wohnte Kraft, in Argenau das Geld, in Rehmen der Mut und in Schrecken die Heiterkeit. In Schrecken, dem ſonnigen Dörfchen, hart neben der Fluoh, ſtand Nannis Haus. Ihr Bruder Jakob, der nebenbei auch Zimmermann war, hatte früher, als der Vater noch lebte und bauerte, gar Manches daran verbeſſert. Die Stubenwand war mit ſchön abgerundeten Schindeln gepanzert und der Stall weiter gemacht, wie es der wachſende Wohlſtand der fleißigen Leute forderte. Vor dem Hauſe, hart an der Straße, war ein kleines Gärtchen. Es ſtand ſo wohl gepflegt da, wie man es hier herum ſelten findet. Was von Blumen in dieſer Gegend mit aller Sorgfalt zum Wachſen und Blühen zu bringen iſt, ſtand ſo herrlich da, wie wenn der längſt vertriebene Frühling ſich hier ein Denkmal errichtet hätte. Gewiß war es Nanni, die dieſes Fleckchen Erde ſo gut gegen die Macht des Herbſtes zu ſchützen wußte. Große Stangroſen und weiße „Italiener“ winkten mir entgegen, als ich auf das Haus zuging. Ich ſtand lange neben dem Gärtchen, und wenn der Wind die Blätter zu ſchütteln begann, daß ihr lieblicher Duft mich durchſchauerte, dann war mir's, als ob ich ſchon das liebe Mädchen lachen und ſingen hörte.

Endlich kam der Schneider aus der Stube und rief mich in den Schopf, wo ich von ihm und ſeiner Schweſter aufs freundlichſte gegrüßt wurde. Nur Nanni

war noch nicht da. Ihre freundliche Mutter, eine lebhafte Greisin von achtundsechzig Jahren, sagte mir: das Mädchen sitze an Sonntagen immer in einem Winkel und lese, so oft ihm ein freier Augenblick werde und es auch nichts im Garten zu tun gebe.

„Hat sie den so gut gepflegt?“ frug ich.

„Versteht sich,“ antwortete das Mütterchen mit einer frischen Freudigkeit, die mir wohltat. „Sie ist ihr Lebtag eine ganz eigene Blumenfreundin gewesen. Sie hat auch eine recht glückliche Hand, unter der Alles aufkommt und schön wird. Als sie vor Jahren beim Heimtreiben der Kühe ein Stein getroffen hat — gerade an den Kopf hin — da ist es dem Doktor zuerst fast ein Unmögliches gewesen, Etwas für sie zu tun. Auch mein Zureden half nichts. Von dem fremden Mann wollte sie sich nicht anrühren lassen. Als er ihr dann aber auf meinen Rat hin schöne und seltene Blumen mitbrachte, ja da war er der rechte Mann und wurde täglich erwartet und konnte die Wunde untersuchen und daran machen, was er wollte. Auch jetzt noch kann sie Alles für ihre Maien*) und mitten in aller dringenden Arbeit weiß sie noch eine Viertelstunde für die Pflege ihres Gärtchens zu gewinnen oder sie tut's in der Zeit der Ruhe, wie karg ihr die auch zugemessen ist.“

---

*) = Blumensträuße (auch schweizerisch).

„Ja," bemerkte eine von Nannis haushälteriſchen Schweſtern, „ſie iſt geradezu unermüdet für ihre Liebhaberei. Wenn das nur mehr nutzte, es iſt ſchad um ſo viele Arbeit. Denke nur: im Sommer kam ſie an Sonntagen bis aus unſerem Älpelein, mehr als eine Stunde weit herab, einzig um zu ihrem Garten zu ſehen."

„Oder vielleicht doch eher, um in die Kirche zu gehen und zu beten," meinte ihr Bruder Jakob, der unterdeſſen auch zu uns in den Schopf gekommen war.

„Nein," erwiderte die Schweſter mit Entſchiedenheit, „ich kenne ſie zu gut, um ſo Etwas zu glauben. Sie ſagt ja manchesmal ſelbſt: ihr ſei gar nirgends auf der Welt ſo andächtig zu Mut, als wenn ſie im grünen Wald ſitze. Da wölbe ſich hart drüber der blaue Himmel, man ſei wie in einer Kirche und der Geſang der Vögel und das Rauſchen der Blätter gebe viel zu denken und manche erhebende Empfindung. Ja, ſogar die Stille im Wald predige Einem beſſer, als Menſchen es könnten. So redet Nanni. Sie hat ſogar behauptet, daß es für ſie droben auf dem ſtillen Älpelein in jeder Woche ſieben Sonntage gebe, d'rum weiß ich ganz gewiß, daß die nur des Gartens wegen zuweilen ſtatt des Pfiſters heruntergekommen iſt."

„Hätteſt aber nicht auch du ihr den Garten verſorgen mögen?" frug ich unwillkürlich.

„Ich bin nicht ſo Liebhaberin," ſagte die Schweſter. „Wenn er auch irgend Etwas nutzte! Aber mit den

Blumen iſt's im Herbſt wieder aus. Ich möchte mich nicht ſo plagen, bloß um dieſes quälende Bild der Vergänglichkeit immer vor mir zu haben."

„Wenn ich im Sommer auch als Schneider daheim wäre, ſo tät ich's nicht anders, als daß Feldfrüchte gepflanzt würden. Ich wollte doch lieber Kraut, Salat und Rüben."

„Auch ich," ſtimmte Jakob dem Schneider bei, „möchte Grund und Boden beſſer benutzt ſehen."

Mir hatten die letzten Ausſprüche doppelt weh getan, weil ich unterdeſſen Nannis liebliche Geſtalt unter der Haustüre erſcheinen ſah. Sie grüßte mich mit einem freundlichen Blick.

Ich hatte mich ſchon mit einer geharniſchten Rede gegen die übergroße Sparſamkeit gerüſtet, wie ſie des Menſchen unwert ſei und gleich einem Wurm an jeder ſchönen Freude nage, bis ſelbſt der kräftigſte Stamm, der tüchtigſte Menſch, in den Staub ſinke. Aber Nanni ſah zu heiter drein, als daß ich mit meinem etwas bitteren Vortrag hatte beginnen können. Ich kam aus dem Staunen hierüber nicht heraus und ſchwieg daher, bis ſie mit wahrhaft bewunderungswerter Ruhe ſagte: „Da ſcheint es über meinen Garten her zu gehen. Ihr ſolltet doch nicht ärger ſein als die Ziegen, gegen die ich ihn auch immer verteidigen muß, ſeit man von Hopfreben zurück iſt und alles Vieh ungehindert herumlaufen läßt."

Und nun durch den Schopf hinaus gehend und ſich vor ihr liebes Gärtlein ſtellend, fuhr ſie fort: „Iſt es nicht ſchön? und ſo klein! Raum für eine Woche würde einer hungrigen Ziege da genug Heu wachſen. Alſo ſieben Tage kaum könnte eine Ziege ſich an dem Platze freuen, ich aber freue mich das ganze Jahr daran. Iſt das nicht auch Etwas? Im nächſten Jahr will ich die Einteilung ſo machen, daß auch noch Kraut und Rüben geſetzt werden können. Dann müßt ihr mir aber dieſes kleine Flecklein Erde überlaſſen — nicht wahr?“

„Ja wohl,“ antworteten die im Schopf. Ich aber ſagte: „es iſt doch ein Elend auf der Welt, daß man ſich Alles ſo mühevoll erwerben muß.“

„Und mich,“ ſagte Nanni, „dünkt gerade das ſchön, daß man ſich etwas erwerben kann, und daß ſelten leer ausgeht, wer ſich nur ein wenig rühren und regen mag.“

Noch keine Predigt hatte auf mich einen ſo tiefen Eindruck gemacht, wie das, was ich hier ſoeben ſah und hörte.

Auf dieſe Art ließ ſich allerdings fröhlich leben und mit Allem gut auskommen. Und doch war es nur die einfachſte, die natürlichſte Art.

Der Schneider bemerkte jetzt: man müſſe der Nanni dieſe Freude von Herzen gönnen, ſie verlange ſonſt ſelten Etwas und entbehre leicht, was jetzt faſt

alle Mädchen wollten, wenn ſie auch nicht gerade hoffärtig ſeien. Manche meine, ſie müſſe auf jeder Hochzeit, bei jeder Tanzgelegenheit ſein. Nanni tanze wohl auch gerne, trotzdem ſei daheim ihr die Weile nie lang und wenn einmal Alles im Hauſe der Luſtbarkeit nachlaufe und nur ſie bei der Mutter bleibe, ſo ſetze ſie ſich fröhlich hin und ſchreibe ein Gedicht.

„Wie, ſie ſchreibt auch Gedichte?“ frug ich freudig überraſcht.

„Ja und was für!“ antwortete der Schneider. Auch die Anderen lobten begeiſtert ihre ſchönen Verſe. Nanni aber ſprach: „glaub ihrem Lobe nicht! Die Sache iſt ſo: ich drückte ſo gern in Verſen meine Gedanken und Gefühle aus, daß noch alle mißlungenen Verſuche mich nicht haben abſchrecken können.“

Ich konnte mir nichts ganz mißlungenes von ihr denken, wenn ich auch gerne glaubte, daß ſie ſich unmöglich genug tun könne. Jetzt hätte ich ſo gerne eine ihrer Arbeiten geſehen, daß ich mehrmals darum bat, wiewohl ich ihre Verlegenheit bemerkte. Sie ſtand unſchlüſſig, bis der Schneider den Schreibkalender holte und die den Monaten beigehefteten grauen Blätter überblickte. Auf den meiſten hatte Jakobs kräftige Hand etwas für die Bauerſchaft Wichtiges eingetragen. Nur neben dem Monat Mai fand ſich unter dem Preisverzeichnis der damals gekauften Kühe von leichter Hand zierlich hingeworfen, folgendes Gedicht:

Der Frühling.

O liebe, liebe Frühlingszeit,
Kehrſt wieder du zurück
Und gönneſt uns, die lang verſchneit,
Den holden Gnadenblick.

Von deines Mundes warmem Hauch
Belebt ſich Berg und Tal,
Es ſchmilzt der Schnee in Bergen auch,
Auftaut der Schöpfungsſaal.

Es plätſchern von der Felſen Höh'n
Schneebächlein auf die Flur,
In ihrem Spiegel iſt zu ſeh'n
Dein ſchönſtes Bild, Natur.

Da breitet ſich in Tal und Schlucht
Der grüne Teppich aus;
Und jedes Tier und Tierlein ſucht
Im Freien ſeinen Schmaus.

Es jubelt froh ein Vogelſchwarm
Faſt hinter jedem Strauch;
Mein Lied iſt einfach nur und arm,
Doch fröhlich bin ich auch.

[illegible]

Ich kann nicht ſagen, wie mir dieſe reine Freude an den Schönheiten der Natur wohltat, die ſich hier ſo ſicher und ohne alle Reflexion ausſprach. Mir wäre es ganz unmöglich geweſen, ſo zu ſchreiben, gerade ſo

unmöglich, als vorhin mit dieſem liebevollen Humor um das Plätzlein vor der Stubenwand zu bitten. Lange ſaß ich ſchweigend und ſah bald das kleine und doch ſo große Mädchen an, bald ſeine zierlichen Buchſtaben im Kalender.

Ihr mochte dieſes Schweigen peinlich werden. Sie ſagte endlich: „gelt, wie kann man doch kindiſche Freuden haben? Ich muß ſchon geſtehen, daß ich's eigentlich nur für mich ſelber ſchrieb und Niemand ſehen zu laſſen wünſchte. Beſonders dir nicht.“

„Warum nicht?“

„Ich habe beim Schreiben bloß dem Gefühle gefolgt und mich nicht lange mit dem Zählen der Silben abgegeben. Ein Kritiker kann an meiner Arbeit keine Freude haben.“

Ich antwortete: „im Ganzen haſt du leider nur zu recht, wenn du mich für einen müßigen, verbiſſenen Kritiker halteſt, das habe ich noch nie ſo lebhaft empfunden als jetzt, aber diesmal will ich nicht kritiſieren, ſondern genießen.“

„Das iſt freilich das Angenehmſte,“ meinte das Mädchen, indem es ſich ſetzte. „Ich habe einmal eine Naturlehre gefunden unter den Büchern meines Bruders Kaſpar und habe dann eine Weile darin geleſen. Aber nicht lang. Denn es tat mir ordentlich weh, da Alles ſo trennen und zerfaſern zu ſehen. Nachher aber ließ es mich doch nicht mehr ruhen, und ich las wieder

und wieder, bis ich, wie Humboldt ſo ſchön ſagt: auch in der Vielheit wieder die Einheit ſah."

Ich könnte noch lange erzählen, wenn ich Alles anführen wollte, wodurch ſie mich in Erſtaunen ſetzte, bis ſie uns verließ. Dies geſchah, ſobald der Bruder Jakob, der uns verlaſſen hatte, mit ſeinen ſechs Kühen von der Wieſe heim kam. Der Schneider hatte die Sonntagskleider noch nicht abgelegt, daher wollte Nanni für ihn die Tiere in den Stall und jedes an ſeinen Platz bringen helfen.

Erſt jetzt hatte ich Zeit, mich auch ein wenig in der Stube umzuſehen. Die getäfelten Wände ſchmückten einige Holzſchnitte und das Bild des abweſenden Bruders. Auf dem Sims am Fenſter lag noch das Buch, in welchem Nanni geleſen hatte. Sie konnte alſo nicht einmal in ein eigenes Winkelchen gehen, wenn ſie leſen wollte. Nichts auf der Welt gehörte ihr, als das Gärtchen, und doch hatte ſie mehr Freuden als Mancher, der ſeinen Beſitz kaum zu überſehen vermag.

Den Schneider fand ich ganz anders als im Vorſaß. Auch auf ihn mußte die Dorfluft einigen Einfluß haben. Er war nicht aufgelegt zu Scherz und Poſſen, ſondern redete faſt nur von der Arbeit der kommenden Woche oder dem Viehhandel. Dafür aber hatte ich jetzt durchaus keinen Sinn. Ich machte mich daher auf den Heimweg, ſobald ich merkte, daß Nanni, ſchon mit dem An-

richten des Abendeſſens beſchäftigt, nicht ſobald wieder in die Stube kommen werde.

„Komm bald wieder!“ rief mir des Mädchens klangvolle Stimme nach. Jeden Scheidenden pflegt hier mit dieſen Worten entlaſſen zu werden, heute aber taten ſie mir ſo wohl, daß ich ſie für weit mehr als für eine Form nahm.

XIX.

Wenn ich mir bisher zu Manchem unfähig, in vielen Stücken ein Sonderling erſchien, ſo pflegte ich mich mit dem Gedanken zu tröſten: ich beſitze dafür andere Fähigkeiten, welche die hierzulande geſchätzten und geſuchten weit überwögen. Ich ſei nur nicht an meinem Platz auf der Welt und habe daher nichts zu verantworten, wenn ich mich auch nicht zur allgemeinen Befriedigung bewege. Ja, es gab Stunden und Tage, wo die Betrachtung meiner Unfähigkeit zu ſo Vielem mir ein Gefühl gab, das ich beinahe Schadenfreude nennen möchte. Davon aber ward ich durch den eben erzählten Beſuch für immer geheilt. Ich begann mich vor dem herrlichen Mädchen und vor mir ſelber zu ſchämen. Was war denn meine Bildung? Nicht nur Anderen, auch mir ſelber eine Laſt und doch Alles, was ich hatte. Nanni dagegen hatte durch Leſen ihr Geiſtesleben bereichert, ohne daß ſie ſich darum dem Alltäglichen abwandte.

Auch das Feindliche verſtand ſie heiter und in liebevoller Weiſe zu überwinden, während ich mich Allem feindlich gegenüberſtellte, was nicht gerade nach

meinem Leiſten geſchnitten war. Das mußte anders werden oder ich war wirklich ein „Biſcher“!

Es ward auch wirklich anders, aber nicht ſo ſchnell, als ich wollte. Ich fand den Gedanken, ich ſei nicht auf meinem Platze, ſchon viel tiefer in meine beſte Kraft eingefreſſen, als ich es je geahnt hatte. Zu ſeiner Bekämpfung brauchte es alle Verehrung des Mädchens, deſſen fröhliches Walten in Haus und Stall meiner eigenen Berufsarbeit eine höhere Weihe gab. Ich könnte hundert Beiſpiele erzählen, wie ich Alles mit den Augen Nannis anzuſehen, mit ihren Worten zu beurteilen ſuchte und mir darin ordentlich Mühe gab, aber man könnte leicht glauben, ich habe nur irgend einen recht verliebten Roman abgeſchrieben. Die Furcht, daß man über mich lachen würde, wenn man mich auf ihre Art raſch den Kopf aufrichten ſähe, um einen unangenehmen Gedanken gleichſam abzuſchütteln, habe ich nicht, denn mir ſcheint das Nachahmen eines geliebten Weſens ganz natürlich. Als Kind ſchon — und Verliebte werden auch wieder wie Kinder — ahmen wir das Tun derjenigen nach, die wir lieben. Wir behalten für die Beſchäftigung der Älteren immer eine gewiſſe Vorliebe, wie beſchwerlich dieſelbe auch ſein mag. Der Schüler will den Lehrer ſpielen, der Lehrling ſtolziert mit den Eigenheiten ſeines Meiſters, und immer bleiben wir mehr oder minder die Nachahmer derjenigen, die uns gefallen. Warum ſollte der

Verliebte hiervon eine Ausnahme machen, während doch ein teilweises Aufgeben der eigenen Persönlichkeit schon im Wesen der Liebe liegt? Aber auch schon der Wunsch, sich selbst zu gefallen, macht den Liebenden unbewußt zum Nachahmer und es tut ihm wohl, sich etwa durch die Lieblingsreden des geliebten Wesens dasselbe immer gegenwärtig zu halten.

Ich übte das Nachahmen Nannis und das Hineinleben in ihre Denkungsart ganz bewußt und hielt mich dennoch, oder vielleicht eben darum, durchaus nicht für verliebt. Ich arbeitete ja nur an meiner Selbsterziehung. Wie konnte ich verliebt sein, da ich mich nicht einmal nach dem Tage sehnte, an dem man wieder, und zum dritten, letzten Mal im Jahre, nach Hopfreben zog, um das Heu zu füttern, welches man dort im Sommer gewann. Wäre Nanni meine Geliebte gewesen, so hätte ich diesen Tag wohl kaum erwarten können und die Tage vor diesem wären mir ganz leer gewesen. Sie war aber nur meine Lehrerin und ich der Schüler, der seine Aufgabe, sich mit seiner Umgebung eins zu machen wie sie, noch lange nicht fertig hatte.

Wie freute mich's, wenn es mir gelang, in ihrer liebevollen gewinnenden Weise mit den Leuten zu verkehren. Selbst was ich schrieb, mußte die heiteren Farben ihres Frühlingsgedichtes haben, während früher durch alle meine Arbeiten hindurch der Riß ging, den

ich auch auf meinem Lebenswege immer mir entgegengähnen ſah.

Gewiß — ich wage die gegebene Vergleichung nochmals feſtzuhalten — gewiß lebte kein Schüler noch der Zeit ſeiner Prüfung mit mehr Sorge entgegen, bereitete ſich fleißiger darauf vor als ich. Nicht ohne geheime Angſt ſah ich die Dorfwieſen gelb und kahl werden, ſo daß die Kühe kaum noch ihr Futter fanden. Der November kam und es fiel der erſte Schnee. Ich und die Mutter packten unſere Kleider und die nötigſten Lebensmittel zuſammen und begannen das Haus zu ſchließen. In meinem Altarkämmerlein machte ich die Fenſterläden zu. Dann betete ich noch geſchwind ein Vaterunſer, um mich auf den mir ſo wichtigen Gang vorzubereiten. Wie war es wohl in etwa vier Wochen, wenn man wieder heimzog? Dieſe Frage beſchäftigte mich auch noch, während ich meinen vier Kühen durchs engſte Achtal hinein voranging.

Nannis Hütte im Vorſaß ſtand ſchon offen. Aber wer war wohl darinnen? Dieſe Frage begann mich nun zu beſchäftigen. Unter dieſem Dache waren faſt nur Stallungen. Alle ihre Geſchwiſter pflegten ſich nach dem Beginne des Winters nie mehr hier aufzuhalten, da es den Brüdern an aller Beſchäftigung, den Schweſtern an einem ordentlichen Zimmer und an einer ordentlichen Schlafſtelle gefehlt hätte. Vielleicht kam Nanni gar nicht herein. Das begann mich ſo

zu beunruhigen, daß ich nun merkte, wie ſehr ich mich doch nach dem Umgange mit ihr geſehnt hatte. Ich richtete raſch den Kopf auf, wie ſie es zu tun pflegte, wenn ſie einen unangenehmen Gedanken von ſich gleichſam abzuſchütteln ſchien, ich begann ein Liedchen zu ſummen, aber diesmal waren alle Mittel umſonſt und ich kam traurig in meine Hütte.

Hätte ich nun dort in irgend einer Krippe des kalten Stalles oder in der engen Wohnſtube das Wertvollſte, einen Schatz gefunden, ſo groß als nur einer in den wunderbaren Erzählungen meines unvergeßlichen Alten, ich wäre dadurch nicht ſo glücklich geworden, als da ich Nanni mit zwei großen Eimern zum Brunnen gehen ſah und ein luſtiges Liedchen ſingen hörte.

Am Abend ging die Mutter ungewöhnlich früh in ihr enges Schlafkämmerlein, das einzige Zimmer, welches die Hütte außer der Stube hatte. In dieſer war es noch nicht recht warm, wie ſtark man auch eingeheizt hatte. So ein Ofen mit ſeinen dicken Mauern aus Sandſtein (und Kachelöfen ſind ſogar in den Dörfern ſelten) braucht mehrere Stunden, bis er ordentlich wärmt. Ich hatte nicht Luſt ſo halb erfroren ins kalte Heu zu gehen, und eilte in Nannis Hütte, um dort erſt ordentlich zu erwarmen.

Ich fand auch andere Burſchen dort, welche mit Nannis Bruder Jakob bei den Karten ſaßen. Mädchen

waren außer dem von mir gesuchten keine da und ich hörte, daß auch keine kommen werden und wir die ganze Zeit allein Nachtstubat würden halten müssen.

Ich setzte mich zu Nanni, die nicht spielte, und bei dem Lichte, welches ob dem Tische hing, auch keinen Platz mehr zum Sticken hatte. Die Burschen spielten ziemlich teuer und waren dabei so verhitzt,*) daß sie auf unser Geplauder im unteren Ofenwinkel gar nicht achteten.

Und in diesem Winkel, hart neben der schweren Stubentüre auf der schmalen Bank, die sich um den warmen Steinhaufen herumzog, habe ich die schönsten und glücklichsten Stunden verlebt.

Ich könnte stundenlang erzählen, was wir plauderten, denn alles, was sie sagte, hat sich meinem Gedächtnisse tief eingeprägt und ist mir recht ein liebes, inneres Eigentum geworden. Von unseren Lieblingsdichtern, denen wir manche Stunden schenkten, kamen wir darauf, daß es auch geistige Verwandtschaften gebe, wie Wieland in seinen Sympathien so schön sagte. Nanni gestand mir, daß sie sich mir viel verwandter fühle als Vielen, denen sie in der Kirche eine Kerze brennen müßte, wenn sie stürben.**) Wir kamen dazu, uns Bruder und Schwester zu nennen, und wir waren auch so offen gegen einander, wie es

*) In heißen Eifer geraten.

**) Also leiblichen Verwandten.

Geſchwiſter nur ſelten zu ſein pflegen. Dabei erfuhr ich, daß auch Nanni ſich ihre Heiterkeit, ihr Sicheinsfühlen mit der Umgebung nur durch ſchwere, blutſaure Gedankenarbeit gewonnen hatte. Sie zeigte mir einmal Goethes Sprüche und ſagte: ihr ſcheine, dieſem Dichter ſei zuweilen geweſen wie den ſogenannten Weltſchmerzlern. Er habe aber gleich wieder einen großen Gedanken gefunden, an dem er ſich aufzurichten vermocht habe. Ihr ſeien Goethes Sprüche zum Brevier geworden. Auf ſeine Weiſe ſei es ihr gelungen, das Berechtigte fremder, den ihren entgegengeſetzten Anſchauungen zu ertragen oder auf ſie einzuwirken. Ich klagte, daß mir das immer ſo ſchwer werde; das Mädchen aber tröſtete mich, indem es leuchtenden Auges ſagte: „du brauchſt dich nicht in Alles zu finden. Du haſt die Kraft in dir, den Kampf mit dem Schlechten und Gemeinen aufzunehmen; ich nur die Fähigkeit, Alles zu ertragen. Du kannſt Anderen Etwas werden, ich verbrauche meine Kraft, mir ſelbſt erträglich zu bleiben.“

Mir tat dieſes Lob recht in der Seele wohl, wenn ich es auch für nichts Anderes nahm als eine Andeutung deſſen, was ich nach ihrer Anſicht könnte und ſollte. Das aber fühlte ich, daß Nanni den Kern meines Weſens richtig erfaßt hatte, und ich ging mit tauſend guten Vorſätzen von ihr heim.

Ein anderes Mal erzählte ſie mir von ihrem Vater. Sein Leben war auch ein kampfreiches geweſen,

voll Mühe und Entbehrung. Mit hundert Gulden Vermögen hatte er eine luſtige Bizauerin geheiratet. Fünfzig Gulden gingen darauf für hochzeitliche Kleider und für die Geſchenke an die Verwandten. Für die anderen fünfzig Gulden hatte er eine Kuh auf das kleine, überſchuldete Anweſen gekauft, welche man aber am Morgen nach der Hochzeit tot im kalten Stalle fand. Nun ſahen die jungen Eheleute ſich gänzlich auf die eigene Kraft angewieſen. Das erfüllte den Vater mit einer Art von Trotz gegen ſein Schickſal. Er pachtete ein größeres Anweſen, konnte aber dabei keine andere Bürgſchaft ſtellen, als ſeinen guten Ruf. Das Beiſpiel des Erſten, der ihm Vertrauen ſchenkte, wirkte bald auch auf Andere, ſo daß er Kredit hatte, ſoviel er brauchte. Er mietete nun bald da, bald dort Etwas, das ſonſt Niemand mochte und zog ſo mit der jährlich wachſenden Familie von einem Orte zum anderen. Von ſeinen vierzehn Kindern kam faſt jedes an einem anderen Orte zur Welt. Fünf davon ſtarben, die anderen aber mußten dem Vater helfen oder bei Fremden dienen, ſobald ſie ſich ſelber ankleiden konnten. Fleißige Arbeit auf fremdem Grund und Boden machte nach und nach den Pächter zum Grundbeſitzer, zum Bauern. Er begann ſo nebenbei einen kleinen Viehhandel, und war dabei um ſo kühner, weil er im Grunde nicht viel verlieren konnte. Jahrelang kämpfte er den Verzweiflungskampf um ſeine Exiſtenz, aber

ruhig und ſicher. Er war ſtrenge gegen ſich ſelbſt, aber nie hart gegen Andere. Die Zahl der Kinder konnte ihm nicht zu groß werden, denn er ſagte, er wüßte ſich nichts beſſeres zu erſparen als ſie.

Und die wackeren Kinder wurden wirklich der Troſt und die Freude ſeines Alters. Schade, daß er ſie nicht länger zuſammenwirken und ihren Wohlſtand wachſen ſah. Alle bauten fleißig weiter, wo er und die Mutter aufhörten. Die Liebe zu der Letzteren und das Gedächtnis des ſeligen Vaters und ſein Beiſpiel, dem jedes der Kinder folgen wollte, verband ſie aufs Innigſte und war die Wurzel ihrer Kraft. Nanni verſicherte mich: ihre eingebildeten Leiden ſeien ihr immer lächerlich geworden, wenn ſie daran gedacht habe, wieviel der Vater durchmachen mußte und was die Mutter auszuſtehen gehabt habe. Sie hätte es nicht übers Herz gebracht, ſich deſſen unwert zu zeigen, und habe alles überwunden in ihr und um ſie, was ſie hindern wollte, ein rechtes Bauernmädchen zu werden, deſſen man ſich nicht zu ſchämen habe.

Sie ſagte auch, daß ſie den Kaſpar ordentlich beneidete, weil dieſer, von einem geiſtlichen Vetter unterſtützt, zum Studieren kam. Die ſchönſten Stunden habe ſie immer in ſeiner Vakanzzeit gehabt. Ihr ſei dieſe Zeit geweſen, was einem Bauernburſchen das Vorſaßleben ſei. Nach Kaſpars Abreiſe nach Ungarn habe ſie viel in ſich überwinden müſſen, um wieder

heiter zu werden. Ja, da hätte ſie zuweilen auch fortziehen mögen und die Reize der Heimat hätten ſich erſt wieder geoffenbart, als zwei ihrer Schulfreundinnen nach Amerika auswandern wollten. Sie habe gefühlt, daß ſie ſich doch nicht von der ganzen Vergangenheit trennen könnte. Das Abſchiednehmen ſei ihr ſo zu Herzen gegangen, daß ſie darüber einige Verſe gemacht habe, die Erſten, aber doch nicht die Beſten, da es ihr gar nicht eingefallen ſei, ſich an eine Regel zu halten. Man ſehe ihnen das an, obwohl ſie nachher etwas verbeſſert worden ſeien. Als ich ſie bat, mir dieſelben mitzuteilen, zog ſie ein Blatt aus einem neben ihr liegenden Büchlein und las mir — zum erſten Male — mit ſeltener Lebendigkeit folgendes vor:

Fort von Heimat, Tal und Feldern,
Fort von eures Vaters Haus;
Fort von Hügeln und grünenden Wäldern,
Zieht ihr ins Weite hinaus.

Kaum daß noch der Morgen dämmert
Über heimatlichem Grund,
Euch nun die Kirchenglocke hämmert
Die letzte, ach, die Abſchiedsſtund'.

Dann geht ihr aus dem Dörflein klein,
Wo ſelige Tage verfloſſen,
Wo ihr zuerſt geſpielt im Freien,
Die erſten Tränen vergoſſen.

Fort von allen Orten und Stellen,
Wo ihr gelacht, geſcherzt,
Wo Freude euer Herz geſchwellet
Und nichts euch ſo arg geſchmerzt.

Euch iſt ja manch' ſchöne Stunde verſtrichen,
Wenn ihr getanzt und geſungen;
Und jetzt ſind dieſe Zeiten gewichen,
Nun iſt all das verklungen.

Könnt ihr in Frühlings ſchönſter Zeit
Von Allem, Allem gehen
So viele Tauſend Meilen weit
Vielleicht auf Nimmerwiederſehen?

Wagt ihr euch in die Welt hinaus,
In Schickſals ſtarre Hand,
Fort aus dem ſicher'n Elternhaus,
Wo eure Wiege ſtand?

Fort von eurern Eltern Grabe,
Die groß gezogen euch
Mit ihrem Schweiße, ihrer Habe,
Nun fort von Öſterreich?

Es gebe euch des Schickſals Hand
Recht frohe, ſchöne Tage;
Daß in dem großen Talerland
Euch nie das Heimweh plage!

O lebet wohl auf fremder Au,
Vor Übeln bleibet befreiet;
Die Zukunft euch hold entgegen ſchau,
Daß euch der Schritt nicht reuet!

Das Mädchen bat mich nun, ihm die Formfehler nicht etwa nur zu zeigen — denn es finde manchen jetzt selbst — sondern zu verbessern.

Ich antwortete: der Reiche behauptet das Recht sich seiner zu bewegen, und er gefällt, wenn er sich auch nicht um alle althergebrachten Formen kümmert. So ist's aber auch mit dem Gemütsreichtum. Man würde sie nur verderben, wenn man sie beschneiden wollte.

Mir war das auch heiliger Ernst. Wenn man das Mädchen selbst lesen hörte, fand man keinen Fehler. Man hatte Angenehmeres zu tun und folgte lieber dem Gange seiner Gedanken und Empfindungen, als daß man da lang ängstlich die Silben abzählte.

Nanni sagte lieblich errötend: sie würde mir durchaus nicht glauben, wenn sie von mir jemals auch nur eine halbe Schmeichelei gehört hätte. Da aber das nicht der Fall sei, so bekomme sie Mut, mir auch andere kleine Arbeiten mitzuteilen. —

Ich möchte aber hier am wenigsten ermüden und breche daher ab. Sollte ich meiner Neigung schon zuviel nachgegeben haben, schon zu breit geworden sein, so möge man daraus sehen, wie wichtig mir jene Abende waren, die meine Freunde nachher scherzweise die „Ofenbankabende" zu nennen pflegten.

Die Spieler machten überhaupt allerlei Bemerkungen über uns, wenn sie dazu einmal Zeit fanden. Mir

aber lag wenig daran, wenn nur Bruder Jakob gegen unſer Zuſammenſein nichts hatte. Ich ſah aber zu meiner Freude, daß er mir herzlich gut war. Er lud mich ein, auch untertags zuweilen zu kommen, damit er an unſerer ſchönen Unterhaltung — die ihm viel beſſer gefalle als das Spielen — doch auch einigen Anteil nehmen könne. Daß ich dieſer Einladung folgte, verſteht ſich wohl von ſelbſt, beſonders, da wir uns in ſeiner Gegenwart durchaus keinen Zwang anzutun brauchten. Er war durch die Bücher ſeines ſtudierten Bruders, beſonders in naturwiſſenſchaftlichen Werken, faſt beleſener als ich. Für Herder ſchwärmte er förmlich und verſprach, mir nächſtens deſſen Ideen zur Geſchichte der Menſchheit zu geben, indem er bemerkte, daß der eigentlich noch gar nichts geleſen habe, welcher nicht einmal dieſes herrliche Werk kenne. Früher hätte mich eine ſolche Behauptung beinahe verletzt, jetzt aber bildete ich mir auf meine Beleſenheit ohnehin nicht mehr beſonders viel ein. Meine Bücher hatten mich nur von der Wirklichkeit abgezogen, während dieſe guten Leute ſo ganz mit der Umgebung verwachſen blieben, daß man ſie immer mit Leib und Seele verbauert und nur auf Erwerb und Gewinn bedacht hielt. So eitel aber war ich denn doch nicht, daß dieſe Erkenntnis mich nur im Geringſten geſchmerzt hätte. Es war mir vielmehr ein Troſt, zu ſehen, daß eine beſſere Ausbildung nicht unfähig mache, in meiner Heimat

nach der Väter Weiſe zu leben und zu arbeiten, wenn ich ſelbſt es auch noch nicht ſoweit gebracht hatte.

Und noch eins war mir erfreulich und ein rechter Troſt. Nanni und ihre Geſchwiſter hatten von jung auf gewiß nur vom Sparen und Erwerben gehört. Was in der Schule für ſie zu lernen war, konnte ich mir denken, und neben der Schule mußten ſie ſo ſtreng arbeiten, ſoviel entbehren, daß ſie nach allgemeiner Berechnung träge Ruhe und behaglichen Genuß des Erworbenen für das höchſte Erdenglück halten mußten. Woher nahmen ſie die Spannkraft, nach blutſaurer Arbeit noch freudig dem Fluge unſerer edelſten, kühnſten Geiſter zu folgen, wenn nicht die Allmacht des Gedankens ſie ihnen gab? Ein Student hatte während ſeiner Vakanzzeit die Kluft auszuebnen vermocht, welche dieſe an die Sorgen des Bauernlebens Geketteten ſcheinbar für immer von der Welt abſchloß. Er war ihr Prieſter geworden, der ihnen den Tempel menſchlichen Wiſſens erſchloß. Zwar nicht, um ſie zu Altardienern darin zu machen, aber doch, daß ſie dort nach ſtrengem Tagwerke Erholung und neue Kraft holen konnten. Das vermochte ein einzelner Tüchtiger in wenigen Wochen. Was mußte mir in meinem Dorfe unter meinen Schulfreunden möglich ſein, wenn ich der Mann dazu wurde? Und ſonſt zeugte es nur vom geſunden Sinn des Volkes, wenn es mir wie immer feindlich blieb.

XX.

Die unvergeßlichen Ofenbankabende waren zu Ende. Ich hatte unſer Heu verfüttert und in wehmütiger Stimmung, aber doch nicht ſo ſchweren Herzens, als man vielleicht nach den vorhergegangenen Schilderungen glauben könnte, zog ich wieder ins Dorf zurück. Ich nahm ſo manche ſchöne Erinnerung, ſoviel von der Geliebten mit, daß ich auch von ihr getrennt doch immer in ihrer Geſellſchaft leben zu können hoffte. Und darum mußte ſich's von nun an recht angenehm lernen und arbeiten laſſen. Vor Allem mußten jetzt Bücher, die ganze Klaſſikerausgabe mußte her. Um Geld hierzu erwerben zu können, lernte ich das Schindelmachen und bekam bald ſo viele Aufträge, als ich für die wenige freie Zeit, welche mir die Bauernarbeit ließ, nur wünſchen konnte. Man fand meine Schindeln ſo ordentlich gearbeitet, daß ſie jeder Stubenwand zur Zierde gereichten. Ich gab mir auch Mühe, ſie nicht nur vorn ſchön abzurunden, ſondern auch auf der Seite, wo ſie aneinander ſtoßen ſollten, ſo zu fügen, daß der, welcher ſie anſchlagen ſollte, recht leicht arbeiten konnte, denn es ließ ſich berechnen, daß er

ſchließlich über meinen Ruf als Schindelmacher entſcheiden würde.

Abends las ich in meinen Büchern, deren Anzahl ſich nun raſch vermehrte. Schillers Räuber begeiſterten mich, ein Drama zu ſchreiben. Der Held war Seppel, ſein Vater ein von religiöſen Vorurteilen befangener Mann, den ſein blinder Eifer zu allem Schlechten trieb, um den Sohn zum Guten zu zwingen. Entſtanden war der Gedanke durch den Streit, der indeſſen zwiſchen dem Genannten und ſeinem Vater, dem Weber, entſtanden war. Seppel hatte in der Schweiz über Manches ein Urteil gewonnen, welches der Weber für den Ausdruck des verſunkenſten Heidentums hielt. In ihren Briefen begannen die Beiden nun über religiöſe Fragen ein hitziges Wortgefecht, welches damit endete, daß der Vater dem Sohne jede weitere Unterſtützung verſagte. Seppel kam, bevor er ausgelernt war, auf die weite Gaſſe. Das war ganz nach dem Willen des Vaters. Dieſer hatte gehört, daß auch mein Schulfreund Hieronymus, der, wie er beim Austritt der Schule ſchon im Sinn hatte, nach Wien zu ſeinem Vetter kam, ſich auf Koſten ſeiner unſterblichen Seele wohl ſein laſſe und es daher trotz ſeiner Geſchicklichkeit nicht weit bringe. Ein Anderer von denen, die neben Seppel und mir aufwuchſen, hatte ſtudieren wollen, ward aber ſchon im Gymnaſium verjagt und trieb ſich jetzt elend in der Welt herum. Auch das war dem

Weber zu Ohren gekommen, und nun meinte er: man müſſe die Burſchen zum Heimkommen zwingen, weil ſich zeige, daß in der Welt draußen nichts Rechtes aus ihnen werde, während es aus Allen, welche daheim geblieben ſeien — den Franzmichel etwa ausgenommen, der mit dem Kopf auch immer draußen ſtecke — ganz ordentliche Leute abgegeben habe.

Seppel kam aber nicht. Er ſchrieb mir, daß er jetzt um keinen Preis mehr heim ginge, ſondern lieber das Schlechteſte treibe. Das machte mich beſorgt und meine Briefe begannen ihm zu predigen, bis er mich in einem Brief auch für ſo dumm als die Anderen erklärte und mir ſeine Freundſchaft kündete. Der Vater aber glaubte, ich habe den Sohn gegen ihn und die Stiefmutter aufgehetzt, weil er vom Vetter in Bezau erfuhr, wie ſehr ich anfangs gegen ſeine Heirat mit dem Theresle geweſen war. So machte mir Seppel noch Sorgen und Verlegenheiten bei vielen Dorfbewohnern, obwohl er Tagreiſen weit von mir entfernt lebte. Zuerſt machte mir die Sache ſchlafloſe Nächte. Dann verſuchte ich, was mich quälte, dichteriſch zu geſtalten. Auf dieſe Weiſe hatte ich mich ſchon als Werktagſchüler von manchem Verdruſſe befreit, hatte die Quelle des Unmutes ſo ſtark fließen laſſen, daß ſie gar bald verſiegen mußte und dann klein und lächerlich erſchien, was mir vorher unerträglich geweſen war.

Unglücklicherweiſe wählte ich, wie geſagt, diesmal ſtatt der erzählenden die dramatiſche Form, in der ich mir bald wie in der Kleidung eines Rieſen vorkam. Ich begann daher etwas beſcheidener eine Abhandlung zu ſchreiben über die Frage: Warum kommt der Bregenzerwälder in der Welt draußen ſo leicht auf Abwege? Dieſe Arbeit, die recht gründlich werden ſollte, regte mich zum Beobachten und zu lebhafterem Verkehr mit der Bevölkerung an. Ich verſäumte kein Volksfeſt mitzumachen und, wenn es anderwärts nichts zu ſehen gab, ſetzte ich mich ohne Bedenken in irgend einem Wirtshauſe zu den Schnäpslern an den ſchlechteſten Tiſch. Auf dieſe Weiſe lernte ich oft die talentvollſten Leute kennen. Erkundigte ich mich nach ihren Vergangenheiten, ſo erfuhr ich immer ſo ziemlich das Nämliche. Sie waren Söhne wohlhabender Eltern geweſen oder hatten durch ihre Geſchicklichkeit ungewöhnlich viel verdient. Nun aber gab ihnen ihr Talent und das, was ſie hatten oder leicht erwarben, eine Sicherheit, die ſich wenig um hergebrachte Formen oder alte Sitten und um die öffentliche Meinung kümmerte. Ihr Ehrgeiz konnte ihre Kraft nicht anders verbrauchen, als daß ſie ſich nicht auf den Leiſten legen ließen, nach welchem man hierzulande alles ſchneiden und modeln will. Nun ſahen ſie ſich plötzlich im Kampfe mit der ganzen Geſellſchaft, alles trieb, neckte und hetzte ſie und nur bei denen fanden ſie — nicht Hilfe, ſondern Beifall — die

ihr trauriges Schickſal ſchon früher ausgeſtanden hatten. Das war dann vollends ihr Untergang.

Man tut und unterläßt hier faſt Alles des lieben Scheines wegen. Das Gewiſſen iſt der Beifall des Vorſtehers und der Zorn des Pfarrers. Wer davon nicht beſtimmt wird, ſteht ohne ſittlichen Halt. So geſchoben und gezogen bewegt man ſich auf der breiten Straße des Gewöhnlichen und braucht darum faſt mehr Kraft, auszuarten, als nach den Vorſchriften der öffentlichen Meinung zu leben, die beſonders gegen Reiche und Erwerbsfähige in vielen Stücken unglaublich nachſichtig iſt. Das Alles wurde mir nach und nach ganz klar und nun begriff ich auch, wie wenig meine Heimat ihren Söhnen in die Fremde mitgeben kann und wie haltlos ſie in der Stunde der Verſuchung daſtehen, wo ſie unbeachtet und von der öffentlichen Meinung nicht mehr bewacht ſind.

Das Alles kam nun mit vielen Beiſpielen in meine Abhandlung, die ſo über den anfänglichen Plan hinauswuchs, daß ſie gar nicht fertig wurde. Ich ſah nämlich, wie tief die geſtellte Frage in das geſellſchaftliche und religiöſe Leben eingriff, und verlor mich mehr und mehr ins Einzelne. Ein großer Gewinn von dieſer Arbeit aber blieb, daß ſie mich zum Studium heimatlicher Zuſtände anregte. Ein anderer Vorteil war die Erkenntnis, daß der Menſch verliert, wenn er ſich im Reden und Tun Formen anbequemt, welche nicht

ſeiner Eigenart entwachſen ſind. Der Menſch ſollte die eigenen Fähigkeiten pflegen, ſtatt ſich fremden Muſtern anzubequemen, denn es bleibt noch immer genug, wozu er ſich Zwang antun muß. Auch der Einfachſte gefällt, wenn er ſich ſeinem Weſen gemäß gibt, und da er ſeine beſte Kraft nicht verbraucht, ein ſchlechtes Schattenbild zu ſein, kann er in irgend einer Weiſe bedeutend werden.

Wenn Nanni bei der Arbeit ein luſtiges Liedchen ſang, ſo war das ganz natürlich und mußte Jedem gefallen. Wenn aber ich es nachmachte, mit einer Stimme, die Gott zum Reden, aber gewiß nicht zum Singen ſchuf, ſo — ich geſtand mir das — wäre es vielmehr lächerlich. Ich gab mein Singen ziemlich auf und ließ mir durch den Fuhrmann, welcher mir einſt den Kalender brachte und vom Bibliothekari erzählte, eine kleine Ziehharmonika kommen, auf der ich nun raſch mehrere luſtige Weiſen und Tänze ſo gut ſpielen lernte, als ich's von Anderen gehört hatte.

Da ich gleich gegen meine liebſte Angewöhnung ſo ſchonungslos vorging, läßt ſich leicht denken, daß ich mir auch keine beſondere Mühe gab, mit Anderen in ihrer Weiſe zu verkehren. Was mir vernünftig ſchien, eignete ich mir ſo gut als möglich an, und Unvernünftiges ſollte man von keinem, wenigſtens von mir nicht, verlangen. Daß ich mit dieſer Anſchauung mir keine Freunde machte, läßt ſich denken. Ich kümmerte

mich aber auch nicht darum, da ich ja meine Bücher, die liebenswürdige Familie Oberhauſer und tauſend liebe Erinnerungen vom letzten Herbſt hatte. Mit dem Allen und mit ſtrenger Arbeit im Feld und am Schindelſtocke*) vermochte ich mir die Langeweile leicht zu vertreiben. Ich weinte mit dem jungen Werther, klagte mit Lenau, ſchwärmte mit Klopſtock und forderte mit Karl Moor Alles zum Kampfe heraus. Aber wenn ich einmal von den Bauern ausgelacht wurde, weil ich mich ein wenig frei ausſprach, ſo ertrug ich das, auch ohne das lange Röcklein anzulegen, ganz leicht und konnte herzlich mitlachen, ſo daß ich ſie ordentlich in Erſtaunen ſetzte. Es ward mir doch immer leichter, auch fremde, den meinen entgegengeſetzte Anſchauungen berechtigt zu finden. In meinem Tagebuche kamen nicht mehr halb ſo häufig Klagen über die hieſige Geſellſchaft vor als früher. Dafür aber waren die vorkommenden kräftiger, und die ihnen folgenden Abhandlungen zeigten, daß ich mich immer ernſtlicher um alle Zuſtände der Heimat, ihre Urſachen und ihre Wirkungen, zu kümmern begann.

Je mehr ich über meine Landsleute ſann und ſchrieb, deſto angenehmer ward mir das Leben unter ihnen. Auch wenn ich Widerwärtiges von ihnen erfuhr, ward es mir in der Regel vielmehr zum intereſſanten Denkſtoff als zur Qual. Ich ſtellte mich mit

*) Bank, auf der man die Schindeln ſchnitzt.

Behagen auf fremde Standpunkte und lachte dann herzlich über mich ſelbſt, wenn wieder etwas, das eigentlich nur vor lauter Kleinheit ſpitzig war, ein Löchlein in meinen Geduldſack machen wollte. Vielleicht konnten ſich Kleinigkeiten darum ſo tief in mich einbohren, weil ich mir's auf meinem ſtillen, einſamen Lebensweg angewöhnt hatte, auch das Unbedeutendſte wichtig zu behandeln und ſo lange daran herumzutragen, bis ich müde war und ſie mir recht ſchwer vorkamen. So erklärte ich mir's wenigſtens in meinem Tagebuch, wenn ich wieder einmal ruhig über mich ſelbſt urteilen wollte. Das geſchah auch viel häufiger, als man es einem neunzehnjährigen Bauern zumuten würde. Ich ſuchte mir über Alles Rechenſchaft zu geben und arbeitete mit heiligem Ernſte an meiner Selbſterziehung. Daß das dann zuweilen auch in müßige Selbſtbeſpiegelung ausartete, läßt ſich denken, aber eben ſo klar iſt, daß es mir im Grunde doch ernſt mit der Sache war, ſonſt würde ich die Kraft nicht gefunden haben, hier unbeirrt von Allen meinen Weg zu gehen.

Meine Nanni beſuchte ich nur zweimal. Am Neujahrstage und am Faſchingſonntag. Schon aus der Wahl dieſer Tage ſieht man, wie wichtig der Gang mir jedesmal war. Am Neujahrstage hatte ich eigentlich nicht im Sinne zu gehen, denn das Wetter war ſo ſchlecht, als es hier nur immer ſein kann. Aber als

mir den Morgen hindurch jeder Begegnende ein gutes neues Jahr wünſchte, begann ich mir's auszumalen, wie lieblich es klingen müßte, wenn jetzt Nanni dieſen Wunſch ausſpräche. Ich machte mich daher nach dem Mittageſſen trotz Sturm und Wetter auf den Weg. Wie kalt auch der Wind blies, mir war's doch ſiedend heiß, als ich vor ihr Haus kam. Einen wehmütigen Blick auf das verſchneite Gärtchen werfend, ging ich — jeden Tritt ſchneller — durch den Schopf in die Stube, die ſo voll von Menſchen war, daß ich kaum noch auf einer der an den Wänden ſich hinziehenden Bänke Platz zum Sitzen fand.

Alle Angehörigen reichten mir die Hand zum Gruß, wie einem lang vermißten, lieben Bekannten, nur Nanni drängte ſich nicht herbei. Wie angebannt blieb ſie im Ofenwinkel neben der Gadentür ſtehen, und mir war das lieb. Ich hätte nicht gewußt, wie ich vor ſo vielen Leuten daſtehe, was für ein Geſicht ich machen ſollte, wenn jetzt auf einmal des Mädchens kleine runde Hand in der meinen läge. Und gewiß war es nur ein ähnliches Gefühl, was das Mädchen ſo unbeweglich in ſeinen Winkel bannte. Ich glaubte das wenigſtens, und Nannis Verhalten, das wohl manchem aufgefallen wäre, machte mich viel ſeliger, als mich in dieſem Augenblick ihr Glückwunſch zum neuen Jahre gemacht hätte. Aber auch der kam noch. Als ich einmal aus der Stube zum Herd hinaus ging,

hatte ſie zufällig etwas in der Küche zu tun und da konnten wir nebenbei einige Worte wechſeln. Es waren nur wenige; wie überhaupt ein großer Augenblick den kleinen Menſchen belaſtet und die ſich drängenden Empfindungen nur das Kleinſte, Unbedeutendſte zwiſchen ſich heraustreiben. Glücklicherweiſe macht die Liebe auch das Kleine groß. Ich bekam Kopf und Herz von Nannis wenigen Worten ſo voll, daß ich für jetzt und für lange genug hatte. Keiner der anweſenden Nachbarn war mir im Wege. Fröhlich ſaß ich bis gegen Abend in ihrer Geſellſchaft, die mir ſchon darum unterhaltend war, weil ich in jedem heiteren Gelächter auch Nannis klangvolle Stimme hörte.

Wohl faſt jeder Bregenzerwälder an meinem Platz hätte das Heimgehen der Fremden, ja wohl auch das Zubettegehen der Hausbewohner abgewartet und wäre dann wenigſtens bis Mitternacht bei dem Mädchen auf dem Strich*) geblieben. Ich war ſchon mit dem Erlebten herzlich zufrieden. Auch ſollte von unſerem Verhältnis — ſo wagte ich es zum erſten Male mir ſelber zu nennen — kein Menſch etwas erfahren. Mein Inneres empörte ſich dagegen, es an allen Brunnen und auf jeder Nachtſtubat in zwei Gemeinden beſprechen zu laſſen. Auch eine andere Sorge begann ſich leiſe zu regen. Ich war kein echter Bauer und kein Burſche, wie man ihn hier zu Lande einem geſchätzten Mädchen

*) Abendliche Zuſammenkunft des Liebespaares.

zum Liebhaber wünſchte. Nannis Angehörige ſchienen mir jetzt freilich ſehr geneigt, wie würde das aber, wenn das Mädchen mit mir ins Gerede kam? Sie alle waren ungemein fleißig und ſparſam, ſo daß ſie gewiß mit Schrecken hörten, wie viele Pfund neue Bücher mir der Gerichtsbote ſchon gebracht habe. Und weiß Gott, was alles auch ſonſt ſie noch von mir hören mußten, ſobald man ſich mit unſerem Verhältniſſe zu beſchäftigen begann? In ſolchen Fällen war noch ſtets auch der Beſte, Beliebteſte vom Ärgſten nicht verſchont, wie ſollte es erſt mir gehen? Ich ſah voraus, daß die, welche über Nannis guten Ruf zu wachen hatten, mir ſofort ihr Haus verbieten würden, weil ſtets ein Mädchen mit allem Unrat beworfen wird, den die ärgſten Dorfhecheln aus dem Leben ſeines Geliebten und dem ſeiner ganzen Verwandtſchaft herauskratzen können.

Als es zu dämmern begann, machte ich mich auf den Heimweg und das von Nanni mir ſo herzlich nachgerufene „Komm' bald wieder" klang noch in meinen Ohren, als ich ſchon bei meinen vier Kühen im Stalle war.

Spät in der Nacht, als die Burſchen jauchzend in meinem Dörfchen herumzogen und unter die Fenſter der Häuſer gingen, in denen ſie ein Liebespaar beiſammen wußten, ſaß ich im ſtillen Altarkämmerlein und ſchrieb in mein Tagbuch:

Wär ich nun auf dem Strich bei ihr, ſo kämen auch ſolche Lärmer zu uns unters Fenſter und redeten und witzelten mit verſtellter Stimme, bis ſie genug und wir übergenug hätten. In Geſellſchaft war ich lange neben ihr, allein aber habe ich ſie nur hier im ſtillen Kämmerlein.

Berge, Hügel, Täler, Wieſen
Deckt des Winters Hülle zu;
Und die Menſchen ſind mit dieſen
Eingeſchneit zu ſtiller Ruh'.

Alle nun erquickt der Schlummer
Die am Tage ſich gequält,
Die nicht mehr ein tiefer Kummer
Oder Sehnſucht wach erhält.

Jedes Bild des Leids und Schmerzens
Hüllt die Nacht in Dunkel ein;
Und in meiner Welt des Herzens
Gönnt das Glück mir froh zu ſein.

Am Faſchingſonntag kam ich etwas früher in Nannis Haus und konnte nun allein mit dem Mädchen zum Nachmittagsgottesdienſte gehen. Abends entſtand daheim folgendes Gedicht:

Der Glocken Feierklänge riefen
Die Chriſten in das Haus des Herrn;
Von allen Seiten Beter liefen
Der Kirche zu aus nah und fern.

Die Buchenbäume ſtanden traurig
Und ſchmucklos auf der toten Flur,
Gleich Grabeskreuzen ernſt und ſchaurig
Am kalten Grabe der Natur.

Der Äſte Reif, vom Sonnenſcheine
Erwärmt wie von der Lieb' das Herz,
Fiel von dem Baum, als ob er weine,
In großen Tropfen niederwärts.

Doch immer ſchweift der Blick ins Weite,
Dem du dich gönnteſt, liebes Kind!
Mir war ſo wohl an deiner Seite,
Die Kirche kam nur zu geſchwind.

Ich wünſchte ſie da draußen ſtehen
Im kalten Schattentale weit,
Ich möcht mit dir durch's Leben gehen
Durch Lenz und Winter, jede Zeit!

Wer dieſe Verſe bereits überſchlug, hat mich darum noch durchaus nicht verletzt. Ja, ich möchte mich ihm gerne gefällig zeigen, mit dem guten Rat, allenfalls gleich auch den folgenden Abſchnitt zu überſchlagen, der nur wieder von meiner Liebesgeſchichte erzählt und die Handlung nicht gerade beſonders fördert.

XXI.

Der Frühling des Jahres 1858 war der ſchönſte, den ich noch erlebt hatte. Er brachte nicht nur Blumen und Blüten, ſondern auch die Hoffnung, bald wieder in Hopfreben neben Nanni zu ſein. Freilich durfte ich keine Ofenbankabende mehr erwarten, aber ich freute mich ſchon darauf, das liebe Mädchen zu ſehen, zu hören und durch die Helden der Geſchichten, die ich auf der Nachtſtubat erzählen wollte, einige Worte an es zu richten, ohne daß es Jemand merkte. Ich konnte das ganz vortrefflich und hatte auch ſchon die Freude gehabt, zu ſehen, daß ich nicht umſonſt redete, nicht vergebens mich bei den anderen Zuhörern in den Ruf brachte, daß ich zuweilen denn doch ein etwas unverſtändlicher, langweiliger Erzähler ſei.

Unter Allen, die jauchzend und ſingend zwiſchen dem Ütſcherberg und dem Gräsalpenfelſen mit ihren Rühen durchs enge Achtal hineinzogen, gab es gewiß keinen Fröhlicheren als mich. Im Zwerchſack auf meinem Rücken ſtak neben den allernotwendigſten Kleidungsſtücken auch meine Ziehharmonika, mit der ich Nanni zu überraſchen gedachte. Ich wartete mit dem

Auspacken derſelben nicht einmal, bis ich in meinem kleinen Hüttle war, ſondern zog, einen luſtigen Hopper aufſpielend, im Vorſaß ein, wobei ich mich ſo ſehr zuſammennahm, daß ich nicht mehr gewahrte, ob die Kühe oder die Leute mir erſtaunter nachblickten. Das aber ſah ich denn doch, daß Nanni einige Schritte vor ihr Hüttchen heraustrat, um mich beſſer und länger zu hören. Schon dieſer Erfolg hätte mein Lernen im Winter genugſam belohnt, aber es war nicht der einzige. Auch daß ich nun auf der Nachtſtubat recht beliebt und der Freund aller Tanzluſtigen wurde, erwähne ich nur ſo nebenbei, obſchon es für mich nicht viel Gutes haben konnte, wenn Nanni allenfalls einmal mit mir ins Gerede kam. Wichtiger war mir, daß das Mädchen den Wunſch äußerte, mir meine Künſte abzulernen, am wichtigſten aber ſein während der erſten Lehrſtunde gemachtes Zugeſtändnis: es habe ſeine Freude daran, von mir Etwas zu lernen, obwohl es nicht weit zu kommen hoffte. Es war gut, daß Nanni nicht viel verlangte, denn ſie wäre nicht weit geweſen, wenn ſie auch ihren Meiſter erreicht hätte. Das aber machte uns wenig Kummer, wenn ſie mit dem Inſtrumente nur etwas Lärm machen konnte, während wir vertraulich plauderten. Das war ja doch bald der Hauptzweck, den wir in unſeren Lehrſtunden verfolgten und auch nur da erreichen konnten. Sie ſagte mir manches beglückende Wort, während wir einen gewaltigen Lärm machten.

Die gemeinſame Bewachung unſeres ſüßen Geheimniſſes brachte uns immer näher. Waren die Viertelſtunden ſelten, die wir für einander erliſteten, ſo waren ſie dafür um ſo koſtbarer und wurden um ſo gewiſſenhafter benutzt, uns wieder alles zu ſagen, was wieder aus dem beſtändigen Aneinanderdenken für dieſe glücklichen Augenblicke aufbewahrt worden war. Ich fühlte mich ſchon ſo Eins mit dem Mädchen, daß mir ſogar der Abſchied viel leichter wurde, als im vorigen Herbſt, wenn ich von der Ofenbank aufſtand und nur für wenige Stunden „B'hüt Gott“ ſagen wollte. Ich nahm ſo viele liebe Erinnerungen, ſo manches ermunternde, tröſtliche Wort von ihr in meine Heimat mit, daß ich leicht den ganzen Sommer davon zehren zu können meinte.

Nanni zog mit dem Schneider auf ein kleines Älpelein — nicht etwa als Sennerin, ſondern um dem Bruder bei Allem zu helfen. Mich lud ſie vor den Anderen ein, ſie im Sommer einmal zu beſuchen. Meine Freude über dieſes Wort weiß ich keiner früher erlebten zu vergleichen, denn mein Glück war noch größer, als da Pfarrer Stockmayr mich einlud, ihm bei der Meſſe zu dienen. Ich ſagte nicht, daß ich kommen werde; denn ich wagte nicht, mich ſo glücklich zu denken. Dennoch ging ich dann unter dem Heuen, welches gleich nach dem Heimziehen begann, oft von den Leuten weg und mähte ſtundenlang allein auf

einem Platze, nur um mir's auszumalen, wie es wäre, wenn ich jetzt das herrliche Mädchen einmal beſuchte. Dabei verlor ich mehr und mehr den Glauben, daß ich nur zum Dulden und Kämpfen da ſei und mir alles ſchief gehen müſſe. Ich liebte mich mehr, ſeit ich mich von ihr geliebt glaubte. Vier Sonntage lang war ich glücklich durch den Gedanken, daß ich nun gehen könnte. Am fünften jedoch wollte kein Buch mehr mich feſſeln und von einem Spaziergang ins nahe Tannenwäldchen, wo ich ſonſt ſo manchen Sonntag verbrachte, kehrte ich ſchon auf halbem Wege zurück. Der Mutter ſagte ich, daß ich einmal den Schneider auf ſeiner Alp zu beſuchen gedenke, und ſie dürfe keine Angſt haben, wenn ich heute abend nicht von Au zurückkomme.

„Du gehſt alſo nach Au?“ fragte die Mutter.

Ich war ſchon zum Hauſe hinaus. Aber auf dem Wege klang mir noch immer die Frage der Mutter nach. Es konnte nicht glücken, wenn man ſo ging. Ich kehrte um, und erſt als ich zu Allem die Erlaubnis hatte, hielt ich mich für würdig, vor dem braven Mädchen zu erſcheinen.

Auf dem Wege ſagte ich mit Klopſtock:

„Wer nicht fürchtet, nicht hofft, nur der iſt glücklich.
Alſo denkt er: der Weiſ' erwartet ruhig
Was ihm ſenden die Vorſicht
Werde, Freud' oder Schmerz.“

Ich vermochte mich aber damit nicht zu beruhigen. „Iſt ſie noch in ihrem Gärtchen? Läßt ſie mich mit auf die Alp oder hat ſie mich am Ende nur aus Höflichkeit eingeladen?“ So fragte ich mich immer wieder, bis mir ihre Mutter begegnete. „Geſchieht dir ſchon recht, daß der Vogel ausgeflogen iſt, warum haſt du ſie auch ſolange warten laſſen!“ rief ſie mir ſchon von Weitem entgegen.

„Wer hat auf mich gewartet?“ frug ich mit unſicherer Stimme.

„Du ſollteſt dir doch denken können, wer ſo närriſch iſt,“ ſagte das Mütterchen etwas ſtreng, aber doch mit freundlichem Lächeln. „Schon am letzten Sonntag kam ſie zwei Stunden zu ſpät fort. Heute nun wollte ſie ſich denn doch nicht mehr ſolang auslachen laſſen und iſt früher gegangen.

Ich erſchrak über dieſe Mitteilung, doch war ſie in einer Weiſe gemacht, die mich Manches wieder verſchmerzen ließ. Es machte mich glücklich, mir das gute Mütterchen ſo geneigt zu ſehen. Das war den Gang ſchon wert. Ich plauderte lange mit ihm und verſprach dann am nächſten Sonntag, den 15. Auguſt, ganz beſtimmt und rechtzeitig zu kommen.

Ich ſchied in der fröhlichſten Stimmung, die ſich aber bald verlor. Wie wär's jetzt ſo herrlich geweſen, wenn ich ſie getroffen hätte, und nun ſollte ich aus eigener Schuld noch eine ganze Woche warten. In

Schoppernau angekommen, fühlte ich mich zum Leſen ſo gar nicht aufgelegt, daß ich nicht einmal heim, ſondern ſogleich auf einen Kegelgraben ging, was ſonſt nicht jedes Jahr geſchah. Ich brauchte Aufregung, Lärm: das fand ich da und lärmte ſchließlich ſelbſt mit. Am anderen Tage geſtand ich mir, daß ich zuviel getrunken habe. Schaudernd dachte ich daran, wie ſchlecht ich jetzt ohne das Mädchen werden könnte. Sonſt warf ich jeden Sonntag drei Batzen in die Sparbüchſe für meine Bücher und ging dann, ſtatt zu Anderen ins Wirtshaus, mit einem Buch in mein ſtilles Wäldchen hinter dem Dorf und ſetzte mich unter die Tanne, von der ich einſt meinen erſtaunten Geſpielinnen friſche Kühe herunter warf. Geſtern, als ich zu ihr wollte und nicht konnte, trieb mich der Unmut ſchon ein wenig auf den Abweg. Wie ſollte das werden, wenn ich ſie einmal wieder ganz verlöre? „Mein Herz iſt weg und nur noch bei ihr," ſagte ich mir; aber ich tröſtete mich, „daß es ja an keinem beſſeren Orte ſein konnte."

Trotzdem ward mir die Woche länger als die fünf vorherigen.

Am folgenden Sonntag war ich in Au beim Gottesdienſt und ſah Nanni mit dem glänzenden Schappale,*) unter dem ihr Geſichtchen noch roſiger

*) Der aus künſtlichem Flitter aufgebaute Kopfputz der Mädchen im Bregenzerwald und Montafon, altdeutſch schapel.

erſchien, bei der Prozeſſion, die die Himmelfahrt der Muttergottes feierte.

Ein Vergnügungsreiſender, ich glaube es war ein Münchner, der mit mir dem langen Zuge ganz gleich gekleideter Wälderinnen nachſah, ſagte: daß Eine der Anderen gleiche. O ich fand das nicht, aber es fiel mir nicht ein, ihn auf die lieblichſte aufmerkſam zu machen.

Nach dem Gottesdienſte eilte ich gleich in ihr Haus. Mittags ſaßen wir zum erſten Male zuſammen beim Mahl und aßen aus einer Schüſſel. Daheim war ich nie zufrieden, wenn ein Schmarren auf den Tiſch kam, heute aß ich ihn mit größtem Appetit. Ich wüßte nicht, was mir da nicht geſchmeckt hätte.

Auf Anraten der Mutter Nannis verließen wir das Haus nicht, bis der Nachmittagsgottesdienſt wieder angegangen war, der hier faſt ſo fleißig als die Meſſe beſucht wird. Auch ſie ging und nahm ihre anweſenden Kinder mit. Ich und Nanni blieben allein im Hauſe. Das Mädchen zeigte mir die kleine Bibliothek ſeines ſtudierten Bruders und was ihm ſonſt noch wichtig war. Es hatte alle ſeine Schätze in einer kleinen Kiſte ohne Schloß, die es unter ſeiner Bettſtelle aufbewahrte. Den Kleiderkaſten hatte es mit den Schweſtern und der Mutter gemein, und doch war er nicht beſonders voll. Es gehörte ihm ſo wenig von der Welt, und doch war es glücklich und genoß viel mehr als mancher Beneidete beſaß.

Die letzten Kirchgänger waren vorbei. Wir machten uns auf und ſchritten langſam die Halde hinter dem Hauſe hinauf. Von jeder Stelle grüßten das Mädchen liebe Erinnerungen. Da hatte es geſpielt, hier dieſen kleinen Kummer gehabt und dort mit dem Vater gearbeitet. Schon überſahen wir das ganze Tal, Nanni ward durch den Anblick ſo vieler Häuſer an manche Geſchichte erinnert. Sie urteilte über alle Menſchen liebevoll, wie es nur kann, wer gleich bei Jedem den Kern ſeines Weſens zu erfaſſen weiß. Auch von Büchern wurde geredet. Sie hatte den Werther geleſen und dabei geweint. Auch jetzt wieder wurden ihre Augen feucht, während ſie ſagte: es iſt ſo ſchön, ſich im Stillen einen Altar aufzubauen von allem Teuren und Verehrten und ihn mit einer Mauer abzuſchließen von der Welt, die uns doch nicht verſteht. Erſt von Goethe habe ich das recht gelernt und zuerſt bin ich ihm faſt böſe geweſen, daß er ſo ſchonungslos zeigt, wohin es führen kann. Hätte Werther ſtatt ſeines Oſſian die Geſchichte geleſen, er hätte ſich wohl daran aufrichten und retten können. Man ſollte nicht „ſein Herzchen halten wie ein kleines Kind“, ſondern auch auf's Allgemeine ſehen, damit Einem weniger ſchwer werde, was davon auf den Einzelnen fällt. „Drunten im Tale, wo ich kaum über unſere Arbeit hinaus zu blicken vermag, hab' ich ſchon manches Kapitel dieſes wunderbaren Buches erlebt. Da iſt unſere

Wohnung ſo groß, daß ich meine, die Häuſer drüben über der Ach zum Fenſter hereinlangen zu können, wenn allenfalls ein Sturmwind die kleinen Schächtelchen herübertragen ſollte; von hier aus ſehe ich alle Häuſer ſo ziemlich gleich drunten ſtehen und unſeres iſt eines der kleineren. Und ſo geht es mit all' dem Unſ'rigen und dem Meinigen, wenn ich mich darüber erhebe, daß ich's neben Anderen ſehe. Von hier aus gleicht nicht nur ein Haus dem anderen; es gibt auch in allen Freuden und Leiden, in allen iſt man ſich dadurch gleich, daß man an einem gegebenen Zuſtande trägt und daß das Heimweh in jeder Menſchenbruſt, die Sehnſucht nach Höherem, Beſſerem keinen ermüden und keinen ruhen läßt. Bin ich drunten, ſo ſage ich: ich gehöre in jenes Haus. Dabei denke ich ſchon an jeden Winkel in demſelben und jeder Winkel erzählt mir Etwas. Hier heißt es: ich gehöre in dieſes Tal — dann verſchwindet augenblicklich alles Beſondere und ich ſehe mich nur noch arbeiten und ſehnen und hoffen mit den Anderen. Alles wird erträglich, wenn man's mit Anderen trägt oder als die natürliche Folge eines Vorherigen erkennt, und bedenkt, wie wenig ein vollkommen befriedigter Zuſtand dem noch ungeläuterten Menſchen zur Veredlung nützte, und wie viel er zur Unterdrückung der gleichberechtigten Mitmenſchen beitragen würde."

Wir ſetzten uns auf einen moosbedeckten Stein und ſchauten ins Tal hinab. Die Leute waren wieder

aus der Kirche gekommen und ein bläulicher Kaffeerauch lag ob ihren Häuſern, in dem ich allerlei Geſtalten auftauchen, ſich erfaſſen und miteinander herumtanzen ſah.

Es war ſo ſtill, daß wir die Dorfmuſikanten eine luſtige Weiſe ſpielen hörten. Wohin ſie zogen, ſahen wir nicht.

„Ein Gruß aus dem Tal," flüſterte Nanni.

„Nicht nur aus dem Tal," ſagte ich. „Auf den Wellen der Töne wird ſchnell überall hinaus, und bis in des Ärmſten Hütte hineingetragen, was den gottbegabteſten Geiſtern aller Zeiten in Stunden der Weihe geoffenbart ward, und Alle können es verſtehen. Ich möchte gleich eine Rede über die Muſik und beſonders über die große volkserziehende Miſſion des Liedes halten."

„Ei, tue das," bat Nanni.

Und ich ſtand auf, hielt meine Rede. Es war die erſte und ich ſtockte nicht, bis mein Auge Nannis leuchtendem Blicke begegnete. Dann aber war ich plötzlich ſtill und neben uns flogen zwei Vögel auf, welche gelauſcht zu haben ſchienen.

Wir reichten uns die Hände. — Zum erſten Male.

Die Alp, welche wir zu erreichen uns nicht beſonders beeilten, hieß der Sattel. Sie lag auf dem Rücken eines Berges, von dem ſich im Weſten, der

Ranisfluh gegenüber, der Liggstein wie ein Roßkopf über dem Achtal erhebt. Die Alphütte lag in einer Schlucht und wir wunderten uns nicht, die Tür geschlossen zu finden. Auch ich pflegte auf unserem Älpelein jeden Sonntag, wenn ich Zeit hatte, die Stelle aufzusuchen, wo die beste Aussicht über die Dörfer des Innerbregenzerwaldes war.

Sobald ich jauchzte, sprang der Schneider — jetzt der Senn — in seinen schweren Holzschuhen so schnell von einer felsigen Anhöhe herunter, daß ich beinahe Angst hatte. Während wir uns begrüßten, machte Nanni Feuer an und noch plauderten wir gar nicht lange, als sie uns schon zu einem Heideldum*) (Rahmkaffee) in die Hütte rief. Diese war so dunkel und eng, als es eine Alphütte nur immer sein kann.

Die Fensterlöcher in den Wänden, aus jahrhundertalten Stämmen lose aufgestrickt**) und mit Moos beschoppt,***) waren zu klein, als daß ein Mensch hätte den Kopf hinausstecken können. Und hier, in dieser dunklen Stube, in der engen Sennerei und im niedrigen Stall mußte Nanni den größten Teil der Zeit ver-

*) Schweizerisch ist das der Anfang von Spielversen, aber Eideldum bezeichnet Eiderdaunen, mit denen vielleicht der Schaum des Rahmes beim Kaffee verglichen wird.

**) Aufstricken — Bäume, Balken übereinander legen und verbinden, den Ausdruck gebrauchen Holzhauer und Flößer.

***) Verstopft, ausgefüllt.

bringen! Ich bedauerte ſie. Da ſah ich in einem Winkel die kleine Ziehharmonika und einige Bücher aus meiner Bibliothek. Jetzt ward es immer heller in der Stube. Ich lachte und ſcherzte und fühlte mich behaglich, während wir beim dampfenden Heidelbum ſaßen und uns die friſchgerührte, goldgelbe Butter ſchmecken ließen.

Als das wackelige Tiſchchen wieder abgeräumt war, nahm Nanni die Harmonika zur Hand und ſpielte meine Stücke ſo genau, daß mir dabei die Finger unwillkürlich zu jucken begannen. Selbſt was ich ſie nie gelehrt hatte, gab ſie ſo treu wieder, als ob ſie es vom Blatt abſpiele. Als ich mein Erſtaunen hierüber ausſprach, ſagte der Schneider: ihn nehme das gar nicht Wunder: in jeder freien Viertelſtunde leſe, ſchreibe und harmoniere ſie, als ob es das ewige Leben gelte.

„Was ſchreibt ſie denn?“

„Du mußt ſie ſelber fragen. Ich hab' nie etwas davon finden können, ſo daß ich glaube, ſie trag' es — da hier in der Hütte kein verſtecktes Plätzlein iſt — beſtändig mit ſich herum.“

Nanni ſchlug errötend vor, ein wenig aus der Hütte zu gehen. Draußen auf dem Hügel ſei die herrlichſte Ausſicht, aber ſchon färbten ſich die Berge und bald breite ſich ein dunkler Schleier über die Täler aus.

Wir brachen gleich auf. Es war herrlich draußen auf dem Hügel. Gleich unter uns zogen ſich die Häuſer-

reihen von Schnepfau und Hirſchau längs der glänzenden Ach hinaus. Dort rechts in Bizau, der Heimat von Nannis Mutter, läutete die Feierabendglocke. Welche Erinnerungen hätten dieſe Klänge jetzt in ihr wach rufen müſſen! Alles da drunten wäre ihr lebendig geworden. Mir aber war Reute, dort ganz unten, wichtiger. Dort ſtand die erſte, älteſte — Reute liegt bei Bezau am Eingange des Tales gegen Bizau — Kirche des Innerbregenzerwaldes, freundlich winkte ſie Grüße frommer Vorfahren zu uns herauf.

Wie mag ihnen zumute geweſen ſein, wenn ſie Sonntags aus all den Tälern ſich da zuſammenfanden? Wenn man ſich ſo nach den kleinen Sorgen des einſamen Werktagslebens hier zuſammenfand und ſich in der Geſamtheit fühlen lernte, mußte das faſt in Jedem eine Stimmung wecken, wie den Juden ihr Oſterfeſt, wo Alle, die zum Volke gehörten, ſich in dem einzigen Tempel verſammelten. Jetzt hatte jedes Dorf ſeine Kirche. Man blieb daheim und ſah das Nachbardorf zum Stubenfenſter hereinkommen, wie Nanni zuweilen die Häuſer drüben über der Ach. Ich hätte mit den Alten einen Blick in die jetzige Zeit tun mögen.

Mellau lag bereits in Dämmerung und ein regenbogenartiger Schleier ſchwebte über den Häuſern. Er hob ſich immer höher und breitete ſich weiter übers Tal und hing ſich an die Spitzen der Berge, von denen einzelne Zacken ins endlos Blaue hineinragten.

Es war uns, als ob auch wir uns erhöben, als Himmel und Erde ſich errötend zu umfangen begannen. Wenn Beten mit dem Allgeiſt reden, vertrauensvoll dem Nahegefühlten — ach, das Wort paßt nicht — dem Allgegenwärtigen erzählen heißt, dann hab' ich gebetet; aber ohne Worte. Reden konnte ich nicht und Nanni auch nicht. Dem Schneider war's langweilig neben uns und er ging in die Hütte zurück.

Als wir endlich nachkamen, hatte er ſeine zwanzig Kühe mit Hilfe des Pfiſters bereits in den Stall gebracht. Ich half melken und ſo waren wir damit ziemlich bald fertig. Aber jetzt ging erſt noch das Sennen an. Gegen Ende des Sommers hat man nämlich bedeutend weniger Milch. Da aber der Senn ſeinen Käſen ſo ziemlich die gleiche Größe geben will, muß er in kleineren Alpen mehrere „Melketen"*) zuſammen nehmen. Wird nun mit drei Melketen einmal geſennt, ſo geſchieht das Sennen, da man täglich nur zweimal melkt, jeden zweiten Tag am Abend und den dritten gar nicht. Den morgigen Tag hatte alſo der Schneider frei und er verſprach, mich ein Stück heimzubegleiten, wenn ich ihm heute wachen helfe.

Das nun tat ich vom Herzen gerne, da ja Nanni ſicher auch aufblieb. Wir drehten ihm abwechſelnd das

*) Das Quantum Milch, das auf einmal (des Morgens oder des Abends) von ſämtlichen Kühen auf der Alp gemolken wird (auch ſchweizeriſch).

Butterfaß und halfen ſonſt, was wir konnten. Dabei aber fanden wir auch Zeit, beiſammen in der Stube zu ſitzen, wo mich dann das Mädchen ihre Tagebücher ſehen ließ, die ſie in dieſer Einſamkeit mit Bleiſtift ſchrieb. Die kleinen Heftchen enthielten kurze Gedichte, Urteile über Bücher und Menſchen, kleine Erlebniſſe und große Gedanken darüber und manches beglückende Wort an den fernen Freund. Hier laſen und plauderten wir, während draußen das Feuer praſſelte, der fleißige Senn ſang und nebenan im Stall die Glocken der wiederkäuenden Kühe leiſe zuſammenläuteten. Ich weiß gar nicht, wie der Senn es machte, daß er mit ſeiner Arbeit in ſo kurzer Zeit fertig war. Gewöhnlich braucht man zum Sennen und aller Arbeit, die dabei und gleich hernach getan werden muß, wenigſtens vier Stunden. Ich hätte gerne nach der Uhr geſehen, um zu wiſſen, wie lang er denn brauchte, aber es war keine da. Ungemeſſen rauſchte die Zeit hier vorüber und nur von den Forderungen des Augenblickes beſtimmt.

Da wir die Tagebücher bereits durchgeſehen hatten, war uns die Geſellſchaft des aufgeweckten Burſchen durchaus nicht unerwünſcht. Ich bekam wie gewöhnlich mit ihm ſogleich einen kleinen Streit. Er ſagte beim Hereintreten: „Aber das ſtimmt wunderlich zuſammen! Ihr redet vom Göttle und vom Klopfſtecken und von ſolchen Stutzköpfen*) und dazwiſchen ſchellen die Kühe,

*) Seltſame, eigenartige Köpfe.

klingt der Milchkeſſel und klappern die Milchgepſen und rumort das ganze Bauerntum, als ob es euch auslachen wollte."

„Das," antwortete ich, „geht wohl nicht ſo ſcharf gegeneinander, als es dem erſten Blicke ſcheint. Eins kann und ſoll das Andere ergänzen. Das Denken und Streben derjenigen, die auf der Höhe der Kultur ſtanden, darf uns nicht verloren ſein, wenn wir keine toten Räder in der Maſchine bleiben wollen. Du findeſt wohl nichts Beſonderes mehr darin, wenn der einſame Rüher ein Lied von unſeren Dichtern ſingt und ſich dadurch auf eine Höhe gehoben fühlt, von der vielleicht ſein ehemaliger Schulmeiſter keine Ahnung hatte. Das Gefühl der Edelſten ſpricht im Lied ſchon jetzt zu Allen, durch Gutenbergs Kunſt hat nun auch der Gedanke ſeinen Mittler gefunden. Ich ſehe eine Zeit kommen, wo der Bauer mit in die Kulturſtrömung hineingezogen wird, während er ſich jetzt noch wie ein Bleigewicht an jeden Fortſchritt hängt, weil er — und zu ſeinem Schaden — ſtatt das Gemeinſame nur bloß das Trennende aufſucht und hervorhebt."

Nanni wiederholte Einzelnes aus meinem Vortrag über das Lied. Wir plauderten und ſtritten lange und es ging ſchon ſtark gegen Morgen, als wir uns unters Dach auf den duftenden Heuſtock begaben, wo der Pfiſter vor dem Schlafengehen Jedem ein eigenes Neſt gemacht hatte. Dieſe Neſter waren ſo nahe beiſammen,

daß ich und Nanni unſere Hände ineinander legen konnten. So ſchliefen wir ein. Das Klingen der Kuhſchellen unter uns im Stall wurde mir nach und nach Glockengeläute. Ich und Nanni gingen mitſammen zur Kirche. Sie hatte das Schappele auf wie bei der Prozeſſion und war — was ich wachend nie zu denken wagte — meine Braut. Jetzt aber ſah ich mich wieder unterm Dach im Heu und hatte ihre Hand in der meinen, trotzdem hörte ich noch immer jene Muſik, welche mir im Traum zur Kirche voranging. War vielleicht auch das nur Traum, daß ich mich bei ihr in der Alphütte befand und ihre Hand in der meinen hatte? Oder umſchwebten uns Geiſter in dieſer Einſamkeit? Hellwach war ich und auch der Schneider und Nanni erwachten und richteten ſich ſo erſtaunt horchend auf wie ich. Eine Sekunde ſpäter kletterten wir die Leiter hinab und eilten vor die Hütte. Der Schneider ging voran und hatte nun die Freude, mehrere Alpknechte aus der Nachbarſchaft begrüßen zu können. Der eine ſpielte dieſes, der andere jenes Inſtrument und geſtern hatten ſie verabredet, heute eine kleine Wallfahrt über die Berge auf die kleinen Alpen des Vorderbregenzerwaldes, hart an der bayeriſchen Grenze, zu machen. Dort gab es noch luſtige Sennerinnen, von denen ein gutes Wort und ein Glas Kirſchenwaſſer zu erwarten war. Einzelne von dieſen Burſchen kamen ſchon mehrere Stunden weit und hatten

andere auf dem Wege mitgenommen. Auch den Schneider wünschte die luſtige Geſellſchaft bei ſich zu haben. Ich ſah wohl, daß er Luſt zum Mitgehen hatte und rückte daher mit dem Antrage heraus, heute für ihn einzuſtehen. „Ich habe nichts dagegen und da die Blauäugige ſicher auch nicht," ſagte er mit einem eigentümlichen Lachen, während er in die Hütte eilte, um ſich etwas beſſer anzukleiden.

Nanni hatte wirklich nichts dagegen. Lächelnd ſah ſie fünf Minuten ſpäter den Fortziehenden nach. Die von ihnen geſpielten Weiſen verhallten in den Bergen und die Vögel begannen ihre Spottlieder über den wunderlichen Lärm. Dann war's wieder ganz ſtill.

Der geſtrige Tag war für mich ein wahrer Glückstag; der heutige wurde noch ſchöner. Wir blieben faſt immer allein, denn der Pfiſter hatte zuerſt immer mit den weidenden Kühen zu tun und dann auch die Ziegen zu beaufſichtigen. Unſere Hauptarbeit war Vormittags das Melken. Sonſt hatten wir wenig zu tun, Nanni wollte dieſen Tag „feiern" und wir ſaßen die meiſte Zeit auf dem Hügel ob der Hütte. Die Sonne ſchaute freundlich vom tiefblauen Himmel auf uns herab. Kein Bächlein rauſchte, kein Blatt flüſterte, kein Weſen regte ſich mehr, als einmal die Kühe im Stall waren und in den Wäldern um die Alp herum die Vögel zu ſingen aufhörten. Nur wir plauderten. Es

klang ganz eigen in dieſer Stille. Mir war's, als ob ich vor Gott ſtehe, und um Alles hätte ich keine Unwahrheit behaupten können. Ich wog die Worte nie ſo gewiſſenhaft als jetzt. Zu ſagen hatten wir uns viel und alles war wichtig. Nanni erzählte, ihr habe geträumt, daß ich dableiben würde. Ich wagte nicht, etwas von meinem Traum zu ſagen. Als ich beſorgt von dem Gerede ſprach, in welches uns die Muſikanten bringen könnten, meinte die Nanni: die Alpknechte entwöhnten ſich das Klatſchen. In dieſen Höhen verſchließe man ſich ganz oder lerne, ſich neidlos an nichts mehr ſo wie an fremdem Glücke zu freuen.

Ein Wort gab nun das andere. Wir wollten gleichgiltig bleiben gegen das, was Gret und Hans etwa munkelten. Es wurde ſogar ausgemacht, am 28. Auguſt — der Auer Kirchweih — in Sonnenwirts Tanzſaal öffentlich als Paar aufzutreten.

Wunderbar ward mir zu Mute, als wir, da die Sonne von der Mittagshöhe braunte, mitſammen der Hütte zuſchritten. Wir gingen durch den Stall hinein. Die Kühe machten große Augen auf mich und ſahen dann wieder nach der noch offenen Stalltür, ob nicht auch der Schneider mitkomme. Nanni gab mir ein Meſſer und bat mich nun, während ſie koche, meinen Namen und die Jahreszahl und das Datum in eine Wand zu ſchneiden, damit doch dieſer ſchöne Tag ſein Denkmal habe.

Ich tat es.

Zum erſtenmal waren wir allein beiſammen am Tiſch. Wir aßen wenig und ſaßen lang, wir plauderten ſelten und doch fiel das keinem auf.

Nachmittags machten wir einen Spaziergang auf den Liggſtein. Über die Ach und ihr Tal herüber grüßte die ſtolze Ranisfluh. Sie ſtand freilich viel ferner, als es ſchien, aber doch nahe genug, um die Luftſtrömung der beiden Täler vor und hinter dem Schnepfauer Walde zu brechen. Man konnte ſeinen Hut über den Liggſtein hinaus werfen, die Luft ließ ihn nie hinab. Ja ſogar ziemlich große Holzſtücke wurden wieder nach oben auf die grüne Ebene hinauf gebracht. Da tief unten in blauem Dufte zog die Ach hinaus. Hören freilich konnten wir ſie nicht. Zuweilen meinten wir es wohl, aber es war nur Einbildung, wie wenn wir beim Überblicken der Dörfer viele viele Menſchenſtimmen zu hören glaubten. Wie mußte es da vor tauſend Jahren ausgeſehen haben, als ringsum noch lauter Wald war und Niemand arbeitete und liebte und ſorgte, Niemand die Ach toſen hörte als vielleicht ein einſamer Jäger? Da gleich unter dem Liggſtein, nahe dort, wo jetzt ſich der ſtolze Kirchturm von Au erhebt, ſtand ein kleines fürſtliches Jagdhaus und der Ort hieß Jaghauſen. Von hier aus zogen man nach Schnepfau, Hirſchau, Petzau auf die Jagd. Dann kamen Menſchen, Flüchtlinge aus dem Schwarz-

wald, und ſetzten ſich zuerſt an höheren Orten feſt, bis ſie Werkzeuge und Arbeitsvorrat hatten, die fruchtbarere, aber eben darum noch bewaldetere Niederung für ihre Herden zu gewinnen. Liebe und Sorge machte den Boden fruchtbar, das Gefühl der Verlaſſenheit ward den Zerſtreuten zum ſtarken Band der Freundſchaft, bis die Kirchenglocke ſie zuſammenläutete. Vor ſechshundert Jahren wurde das Ländchen durch die erſte Straße mit ſich und mit der Welt verbunden. In den vielen Auen erhoben ſich ſtattliche Kirchen bis hinein in die obere „Au“ — zur obern Au — welches nach und nach in „Schoppernau“ verhunzt worden iſt.

Auf ſo einer Höhe kommen Einem wirklich die Menſchen, ihre Wohnungen und all ihr Tun recht klein vor. Man will über Zeit und Raum hinaus. Es iſt Einem auch, als ob man ein geheimnisvolles Rauſchen aus der Vergangenheit höre und längſt Geſchiedenen die Hände reichen könne, wenn man neben einer Rieſentanne ſteht, die ſie als zartes Bäumchen gegenüber der Urgroßmutter unſerer Ziegen beſchützten. Mir wenigſtens war es jetzt ſo. Früher freilich, als ich noch die Ziegen auf unſerem Älpelein hütete, beſchäftigten meine Gedanken ſich weniger mit Anderen als mit mir ſelbſt. Ich mußte heute an dieſem Platz beſonders lebhaft an jene Zeit denken. Ich erzählte meinem Mädchen, wie ich da, nach Gedanken ſuchend, ſtundenlang tropfnaß im Nebel auf einem Felſen ſaß. Wie

unter allen Gedanken mir der liebſte der geworden, daß ich jeden Augenblick Herr über Leben und Tod wäre.

Das Mädchen erfaßte mich erſchrocken und hielt mich feſt. Ich ſchaute ihm ins klare Auge. Schweigend ſtanden wir auf des Felſens höchſter Spitze und hielten uns umſchlungen. Gottes Sonne ſchaute freundlich von ſeinem Himmel auf uns herab.

Das hätte ich nie geglaubt, daß einſt aus dem fruchtloſen Herbſt jener Nebeltage heraus mir die Seligkeit des erſten Kuſſes erwachſen würde.

Die Schatten fingen an zu wachſen. Wir ſprachen vom Heimgehen, blieben aber noch lange da, um die ganze Umgebung uns unauslöſchlich ins Gedächtnis einzuprägen. Ich hatte das Gefühl, daß wir nie mehr beiſammen auf dieſem Platze ſein würden. O Gott! wir Menſchen ſind doch klein und unſere Tage vergehen ſo ſchnell — wenn man auch ein bibliſches Alter erreicht!

In wehmütiger Stimmung kehrten wir in die Hütte zurück. Nanni machte mir noch einen Heideldum. Bis er auf dem Tiſchchen ſtand, kam auch der Schneider mit ſeinen luſtigen Gefährten. Wir ſcherzten und tanzten noch eine Weile und machten uns dann jauchzend auf den Heimweg.

Ich ging nicht ſo ſchweren Herzens aus der Alp als vom Liggſtein, wo ich vielleicht ahnte, daß wir zum erſten und letzten Male dort waren. Aus der Alp trug ich Nannis Bild heiter in meiner Seele mit und ging froh und freudig der Heimat, der Zukunft entgegen.

XXII.

Von der Auer Kirchweih könnte ich wieder viel erzählen. Nicht etwa nur, wie da die jüngeren Leute aus dem Hinterwalde zuſammenkamen, wie ſie ſich ſuchten und mieden, betrübten und erfreuten. Für das Alles hatte ich heute kein Auge mehr, denn ich ging mit Nanni zum Sonnenwirt. Wie eng es war, wie luſtig es zuging, wir vergaßen doch nicht, daß heute Goethes Geburtstag ſei, und es war, als ob der große Geiſt uns umſchwebte und unſer Geſpräch lenkte. Wahrhaftig, was ich heute erlebte, war ſchon wert, daß die Leute hernach ein wenig redeten, wenn's auch nicht gerade zu meiner Erbauung ausfiel.

Am Reden fehlte es denn auch wirklich nicht. Da wollte man jetzt geſehen haben, wohin dieſe einfältige Leſerei führe. Ein ordentliches, hübſches Mädchen vergaß dabei ſeiner ſelbſt ſo ſehr, daß es ſich an einen Menſchen hing, der weder ein rechter Bauer, noch auch nur ein halber Herr, zu witzig zum Gehorchen und zu dumm zum Befehlen war. Mit Mädchen ſollte nichts zu tun haben, wer nur den Gelehrten ſpielen und ſein Geldlein auf Bücher verwenden wolle. Das ja ſei meine Lieb-

ſchaft, und ich wäre keine beſſere wert. Ein bettelarmes dummes Ding, dem ich kein Anſehen, keine ſchöne Zukunft verdürbe, müßte man mir überlaſſen, da könnte man ſagen: wie der Käufer, ſo die Ware; aber dieſem Mädchen müſſe man mit einer Zange die Augen öffnen, wenn es etwa ſonſt gar nicht mehr ſehen ſollte.

Damit nun ſchien der Anfang ſofort gemacht werden zu ſollen. Wir gingen etwas nach zehn Uhr bei lieblichſtem Mondſchein in Nannis nahe Wohnung zurück. Kaum waren wir in der Stube und hatten Licht, als wild an die geſchloſſenen Fenſterladen geklopft wurde. Wir taten gleich auf.

Jedes Paar muß derlei Störungen ſich gefallen laſſen, und an Kirchweihtagen und Hochzeiten ſind ſie unvermeidlich. Jene Burſchen, die ſelbſt kein Schätzchen heim zu bringen haben, wollen doch ſehen, wie die anderen es treiben und was für ein Geſicht ſie zu ihrem Glücke machen. Singend ziehen ſie in den Dörfern herum und ſuchen Häuſer mit geſchloſſenen Fenſterläden, um die Paare dahinter zu belauſchen, oder aber ſich mit verkehrter Stimme mit ihnen zu unterhalten. Ich hatte das auch ſchon mitgemacht. Zwar nicht häufig, aber doch oft genug, um das Bräuchliche zu kennen. Man pflegt die Paare ein wenig zu necken, aber was ich zu hören bekam, ſchien mir denn doch mehr als Scherz. Einer meinte: dieſes

Mädchen wäre mit ſeinem Burſchen im Eheſtande bei weitem nicht ſo ſchlimm d'ran, als in allen Winkeln herum behauptet werde. Das Waſſer könne es gewiß noch weinen, wenn der Herr vor Leſen keine Zeit finde, ſolches vom Brunnen zu holen; das Mehl könne es aus den wurmſtichigen Wänden ſeiner Hütte herauskratzen; Prügel zum Kochfeuer werfe er ihm bald nach und an Papier fehle es auch nicht, um ſpäter gebetteltes Schmalz darin einzuwickeln. So und noch ärger ging es fort. Ich ſchrieb der Kirchweihſtimmung etwas zu und ließ mir lange Alles gefallen. Zuletzt aber trumpfte ich ſie ſo unbarmherzig ab, daß Nanni ängſtlich wehrte. Sie meinte, in einem fremden Dorfe müſſe man ſich viel gefallen laſſen, wenn man keine Schläge wolle. Mir wären jetzt Schläge lieber geweſen als Reden, wie Wein, Haß und die wüſteſten Leidenſchaften zuſammen ſie hervorbringen konnten. Später wurden wir von einer gemütlicheren Geſellſchaft geſtört. Es waren auch Schoppernauer dabei, die ſich mir zu erkennen gaben, und mit denen ich dann fröhlich heim ging.

Später lernte ich Ärgeres ruhig hinnehmen, als was ich an jenem Abende hören mußte, und ging mir einmal etwas gar zu Dickes im Kopfe herum, ſo nahm ich die Harmonika und machte meinen Lieblingstanz, der mir von der Kirchweih im Gedächtnis blieb und ſchon am folgenden Tage mit ziemlicher Fertigkeit geſpielt wurde.

Hätte ich nicht ſchon in kurzer Zeit — beſonders den folgenden Herbſt hindurch im Vorſaß — die Wahrnehmung machen müſſen, daß das Geſchwätz böſer, neidiſcher Leute über mich auf Nannis Geſchwiſter einigen Einfluß hatte, ſo würde es mir immer gleichgiltiger geworden ſein. Hier, wo ſo Weniges geſchieht, pflegt ſich das Tagesgeſpräch rein aus Stoffmangel auch mit der Zukunft jedes Einzelnen zu beſchäftigen. Jedem wird ſein Lebensweg haarſcharf vorgezeichnet, wobei man ſeine bekannten Verhältniſſe und guten oder ſchlimmen Eigenſchaften als bleibend ins Auge faßt und nach Belieben vergrößert oder verkleinert. Erwünſchte Fähigkeiten, Anſehen und Wohlſtand werden jedem das Maß ſeiner Bahn, und wehe dem, der ſich über die geſetzte Grenze hinauswagt! Man will natürlich nicht falſch gerechnet haben und verdammt lieber die gewordene Tatſache, als daß man ſeinen Irrtum eingeſtehe. Ich kenne ein reiches Mädchen, welches ſeine Neigung ſtark genug machte, einen armen Burſchen gegen den Willen der ganzen kuhſtolzen Verwandtſchaft zu heiraten. Das Paar blieb im beſtändigen Krieg gegen ſeine Feindin, die öffentliche Meinung. Dieſe fand die Sache nie in Ordnung und behandelte das Paar ſo ungleich, daß ſich zwiſchen den Beiden wirklich nach und nach der Riß auftat, der anfänglich nur in der Einbildung vorurteilsbefangener Leute vorhanden geweſen war. Auch mir hatte man meinen Lebensweg

vorgezeichnet. Ich ſollte einſam leben, tolle Streiche machen und nach und nach — allen Leſeliebhabern zum warnenden Beiſpiel — ein rechter Lümmel werden. In einem Liebesverhältniſſe mit einem ordentlichen Mädchen vermochte mich kein Menſch zu denken. Darum war es auch Vielen gar nicht recht, und ſie taten alles mögliche dagegen. Andere aber, die mir wohlwollten, konnten ſich recht herzlich darüber freuen. Das waren ſolche, die mich beſſer kannten, und glaubten, daß ich von lieber Hand mich leiten laſſe. Es gab auch außer den Oberhauſern ſolche Leute im Land. Erſt die Kirchweih und der aus ihr entſtandene Lärm verhalf mir zu dieſer Entdeckung. Teils waren darunter ſolche, die auch ſchon unter der öffentlichen Meinung Unrecht zu leiden glaubten, teils meine Freunde aus dem Vorſatz und ihre Kreiſe; dann auch Andere, mit welchen ich ſchon zu tun hatte, unter denen ich beſonders unſeres Vorſtehers erwähne, der jetzt mich die „Augsburger Allgemeine“, die er aus zweiter Hand hatte, um ein ſehr Billiges leſen ließ. Unter den zuerſt Genannten hielt ich mich beſonders an die jungen Muſikanten in Au. Es waren ſehr talentvolle Burſche dabei, die für Errichtung einer anſtändigen Kapelle um ſo mehr opfern und kämpfen mußten, da der neumodiſche Gedanke einer allgemeinen „Spielbettlerei“ nur allgemeine Anfeindung fand. Der junge, fleißige Kapellmeiſter Greußing, welcher ſeine muſikaliſche Aus-

bildung faſt nur dem eigenen Fleiße verdankte, mußte anfangs beinahe verſtohlen Unterricht geben. Nach und nach bildete ſich unter ſeinen viel angefochtenen Schülern eine Art Verein zu Schutz und Trutz. Einige dieſer Sonderlinge hatten ſich ſchon an der Kirchweih zu mir geſtellt, wenn Andere mich neckten; ſpäter wurde ich durch ſie auch mit den übrigen bekannt. Bald ſtanden wir überall für einander ein. Die neue Muſik in Au war mir wirklich ein Gruß aus dem Tal, wie Nanni auf dem Wege zum Sattel geſagt hatte. Unſer Verhältniß gewann eine Innigkeit, die den Bauern um ſo mehr Angſt machte, da ſie unſeren Kreis immer wachſen ſahen, ſobald ein feſter Punkt geſchaffen war, von dem aus öffentlich Pfeile gegen ſtarre Vorurteile geſchoſſen wurden. Stets kamen Mehrere herbei, die allein und für ſich nicht den Mut hatten, als Sonderlinge zu gelten. Durch mich und mit mir wurde die Geſellſchaft laut. Ich muß aber ſchon geſtehen, daß ich erſt durch den Gedanken an meinen Rückenhalt den rechten Mut, und durch die Sorge, ihn zu verlieren, die nötige Vorſicht gewann. Wir pflegten uns oft, aber nicht regelmäßig, bei der wackern Rößlewirtin zu verſammeln. Das freundliche Herrenſtüble wurde immer voller von ſolchen, die es wenigſtens gern hörten, wenn's einmal tüchtig über längſt veraltete Meinungen und ihre verknöcherten Götzen losging. Jeder teilte ſelbſt gemachte Erfahrungen mit. Es wurden in unſerer

wortreichen Mundart kurze und längere Reden gegen erkannte gesellschaftliche Übelstände gehalten, wobei es nicht an Belegen mit lächerlichen und traurigen Beispielen fehlte. Wer, wie wir zu sagen pflegten, wieder einer Dorfgröße im Kaffeesatze stecken blieb und also den Schweinen vorgestellt werden sollte, der war unser Schützling, für den wir fortan bei jeder Gelegenheit kräftig einstanden. Wir verteidigten durchaus nicht das Ungesetzliche, aber in Scherz und Ernst, ja zuweilen mit größter Leidenschaftlichkeit bekämpften wir jedes erkannte Vorurteil und jeden aus ihm entstehenden Eingriff in die persönliche Freiheit. Ich lebte neu auf und wurde eines der tätigsten Mitglieder dieser freien, frohen Gesellschaft. Hier vermochte ich mich von manchem Drückenden zu befreien, indem ich es in gefälliger Form zum Gemeingut machte. Auch Anderen ging es so, und wir hatten die Freude, auch die Stillsten auftauen zu machen, so daß sie ganze Gedankenlawinen über die Kartoffeläcker des Philistertums verheerend niederdonnern ließen. Es läßt sich denken, wie dabei sich auch etwas Selbstüberhebung breit machte, da ja nicht nur unsere Jugend, sondern auch der uns verbindende Gedanke dazu führte. Es galt nichts anderes, als mit vereinter Kraft dem verknöcherten Bauerntum mit seinen religiösen und gesellschaftlichen Vorurteilen Trotz und Hohn zu bieten. Schon zwei Jahre später waren wir soweit, daß die damalige

Gemeindevertretung von Au mit Hilfe des k. k. Bezirksamtes umsonst allerlei nergelnde Maßregeln versuchte.

Doch davon werde ich vielleicht später einmal erzählen.

Für jetzt muß ich vor Allem des wackeren Dr. Walser gedenken, den ich auch zuerst im Herrenstüble der Rößlewirtin kennen lernte. Dr. Beck war nämlich schon früher nach Feldkirch gezogen und man hörte nur noch, daß er dort glücklich verehelicht sei. Mir hatte die Abreise des geschätzten Mannes so weh getan, daß ich dessen Nachfolger gar nicht mehr kennen wollte. Sein erstes Erscheinen in unserer Gesellschaft freute mich nur, weil es ihr ein gewisses Ansehen gab. Später war ich glücklich, ihn jedesmal zu treffen und neben ihm auf dem Kanapee sitzen zu können. Er wußte manche jugendliche Ausschreitung leicht zu hindern, und war uns da bei allem Schönen und Nützlichen anregend und förderlich. Ich fühlte mich gehoben durch die Freundlichkeit, mit der ich von ihm behandelt wurde. Er brachte mich dahin, kleinere Gedichte vorzutragen. Die meisten waren in unserer Mundart geschrieben und sprachen hier besonders wegen ihres humoristischen Tones und der lokalen Färbung so an, daß sie vielfach abgeschrieben und auswendig gelernt worden sind.

Wie wir schon öffentliche Meinung zu machen anfingen, beweist der Umstand, daß mein Ruf ein halbes

Jahr ſpäter mich zum Abdanker bei den meiſten Hochzeiten machte, welche damals in Schoppernau und Au gefeiert wurden.

So ſtolz wie mancher neugebackene Schullehrer war ich auf dieſe Tätigkeit nicht, aber ich freute mich doch, einmal öffentlich auftreten und meine Anſichten ausſprechen zu können. Merkwürdig war mir, daß faſt alle Brautleute mich ängſtlich baten, ja doch nichts Lächerliches vorzubringen, weil das an ihnen mit der Erinnerung an ihren Ehrentag fürs ganze Leben hängen bliebe. Mir fiel es gar nicht ein, ſo etwas zu tun, ich wollte im Gegenteil nach und nach allerlei recht Ernſtes zur Sprache bringen, ſo daß meine Freunde am allerwenigſten beſorgten, ich würde es zu luſtig machen. Sie fürchteten vielmehr, ich werde mit dem Wichtigſten nach einem ſo überreichlichen Mahle nur Langeweile erregen in einer Geſellſchaft von Hochzeitsgäſten, die immer nur vom Zufall zuſammengeworfen ſei. Mich machte das nicht mutlos, die einzige Gelegenheit zum Ausſprechen meiner Gedanken beſonders über Liebe und Ehe, über geſellſchaftliche Verbindungen, Kirche und Staat, vor Freunden und Gegnern gehörig auszukaufen.*) Wenn's nur bei Einigen etwas nutzte; mochten die Anderen immerhin tadeln — ich war ja nichts Beſſeres gewohnt.

---

*) Auszunutzen, an den Mann zu bringen.

Mein erſtes Auftreten als Abdanker im Frühling des Jahres 1859 — und zwar im Hauſe des Rößlewirts zu Schoppernau — hatte denn auch einen bedeutend beſſeren Erfolg, als meine Freunde beſorgten. Es gefiel beſonders, daß ich ohne Stocken Pfarrerdeutſch ſprach und in kurzer Zeit ſehr viel ſagte. Zu hochgeſtellt ſollte es freilich geweſen ſein; aber man nahm doch immerhin ſoviel davon mit heim, als manches andere Mal aus einer ſalbungsvollen Predigt über das heilige Sakrament der Ehe, die ein Pfarrer ſeinem Schullehrer verſtohlen aufſchrieb. Die Oberhauſer, welche mit geweſen waren und jeden Zuhörer ängſtlich beobachtet hatten, verſicherten mir, daß Alles ſtaatsmäßig gegangen ſei. Mich freute dieſe Mitteilung, aber am beſten doch nur als Beweis für die Treue meiner alten Freunde, die mich eigentlich nicht gerne in der wilden Geſellſchaft der Auer zu ſehen ſchienen. Am Beifall der Menge lag mir nicht mehr beſonders viel. Ich hatte meinen gewählten Kreis, die übrigen Menſchenkinder waren nur noch Gegenſtände meiner Beobachtungen und ich ſah mit meinen Erwählten ſo ziemlich von oben auf ſie herab. Tat auch einmal Jemand freundlich gegen mich, ſo dachte ich kühl an Früheres, hielt ihm in Gedanken ſein Sündenregiſter vor und ging. Nach meiner erſten Abdankung ſah ich's Manchem an, daß er gerne ein paar vertraulichere Worte mit mir gewechſelt hätte, aber mich widerte das ordentlich an,

und weil es noch ziemlich früh am Abend war und meine Freunde — deren Geſellſchaft ich wünſchte — ſich in heiterſter Stimmung nach Tänzerinnen umgetan hatten, ging ich nach Au zu Nanni auf den Strich.

Es war das das erſte und einzige Mal, wo ich unter ihr Fenſter kam, um ſie, dem Brauche gemäß, zu wecken und ums Aufſtehen zu bitten. Es hätte das nicht viel Arbeit gemacht, wenn ſie leichter zu wecken geweſen wäre. Ich wollte aber doch keinen Lärm machen, daß das ganze Haus davon erwache. Am Sims hinter dem Fenſter mich feſthaltend, auf welchem die Blumentöpfe ſtanden, zog ich mich an der Wand hinauf und wollte den Kopf ganz ins Zimmer ſtecken, um dann recht laut rufen zu dürfen. Doch dazu kam ich nicht mehr. Ritſch! brach das Sims, die Töpfe mit Nannis Lieblingen ſtürzten polternd ins Zimmer, ich ſelbſt mit Ach und Krach auf den kiesbeſäten Gartenweg.

Jetzt war Nanni geweckt. Durch wen das geſchah, erfuhr ſie zuerſt durch den Schneider, welcher in ſeinem Zimmer mich längſt klopfen und rufen hörte. Wen allenfalls das durch meinen Unfall oder vielmehr durch meinen Fall erregte Gepolter noch ſchlafen ließ, den mußte das wahrhaft unbarmherzige Gelächter wecken, unter welchem er in abgebrochenen Sätzen durch die Wand der Schweſter zuſchrie: „Es iſt doch

ein Glück, daß das der Franz Michel getan hat. Einem Anderen tätest du dein Lebtag nicht mehr verzeihen."

Ich muß gestehen, daß mich das noch nicht gut dünkte. Als aber bald darauf mir das flinke Kind bis in den Schopf mit dem Lichte entgegen kam, lachten wir beide herzlich über den kleinen Zwischenfall und dann war er vergessen.

Das gute Mädchen freute sich mehr über meinen Bericht von der ersten Abdankung als ich selbst. Es sagte: „Ich wüßte freilich ohne das, wer du bist und was du kannst; aber auch die Meinen müssen es wissen und sollen es anerkennen, wider ihren Willen sogar. Du mußt Boden bekommen, daß du Allen werden kannst, was du dem Kreise deiner Freunde bereits bist. Ich begreife ganz leicht, daß das heutige bißchen Erfolg dich den Krauskopf noch nicht höher tragen läßt, mir aber mußt du schon erlauben, mich recht kindlich daran zu freuen. Ich habe das wahrhaftig not, damit ich stark bleibe im Kampfe für unser Verhältnis, der mir täglich und stündlich währt. Früher hattest du nur Abgeneigte dir gegenüber, seit du aber einem bestimmten Kreise angehörst und seine Bestrebungen teilst, hast du viele Gegner, die alle erdenklichen Schritte wider uns für Parteisache halten. Einer kommt und besorgt das Schlechteste für mein leibliches, der Andere für mein geistiges Wohl, und Gutes hört man gar nichts. Ist's

da ein Wunder, daß auch die Meinigen zweifelhaft werden, da ſie dem Treiben eurer wilden Geſellſchaft abgeneigt ſind?“

Das Mädchen legte mir ſeine Tagebücher vor. Sie waren voll Klagen. Da man im Leſen und Schreiben gleichſam ein Band ſah, welches das Mädchen an mich feſſelte und über den elenden Dorfklatſch erhob, wollte man ihm ſogar dieſe Freude nicht mehr unangefochten gönnen. Ach Gott, ich hatte dieſem Kinde nicht nur ſeine Blumentöpfe verdorben, als ich bäuriſch zu ihm kam, ſondern auch ſeine Bücher hatte ich ihm als Büchermenſch zerſtört! Hatte ich denn eine ſo unglückliche Hand, daß Alles ſchlecht geführt wurde, was ſie liebend umfaſſen wollte? Ich wollte dieſes edle Weſen nur glücklich machen, und was war durch mich aus ihm geworden? In wehmütigſter Stimmung nahm ich von der Weinenden Abſchied. Auf dem Heimwege frug ich mich: warum denn dieſes edle Weſen ſoviel ausſtehen müſſe? Ich erſann*) keinen Fehler, der Etwas an ihm unganz**) machte und Platz für das Gefolge menſchlicher Schwächen ließ. Daß das Erdenelend ſich ans Gemeine hängt, fand ich in Ordnung, mich hatte noch jede trübe Erfahrung zu einer neuen Erkenntnis gebracht oder in irgend einem Stücke gebeſſert. Wenn aber auch ſie ganz Gemeines leiden

*) Erſinnen = durch Nachdenken finden.

**) Zerbrochen, zerriſſen.

mußte, dadurch aber nicht gebeſſert, ſondern vielmehr niedergedrückt wurde, ſo konnte das nur von dem Kranken in unſerem Geſellſchaftskörper kommen, woran jeder Einzelne mitleiden und mittragen mußte. Endlich glaubte ich das Richtige zu erkennen. Überall ſah ich die Selbſtſucht des Einzelnen roh und künſtlich genährt. Von den meiſten Kanzeln aus wurde mehr oder minder gegen Fortſchritt und Aufklärung gepredigt. Die geiſtige Arbeit galt rein nichts, wo ſie nicht mit Privilegien und Titeln auftrat. Wir Hitzköpfe hatten einen viel größeren Kampf angefangen, als wir ahnten. Alle Zünftigen, alle Behaglichen und Alle, die fürderhin in dem durchlöcherten Geſellſchaftsbau ein Neſtlein machen wollten, hatten wir gegen uns, denn ſie Alle ſtanden ein fürs liebe Alte und für die Allmacht des Talers. Wie viele von den harmloſen Muſikfreunden, die gern über ihre Gegner lachten, blieben wohl noch feſt, wenn ſie einmal das Ganze ſo klar als ich jetzt zu überſehen vermochten? Ich ſah Einen nach dem Andern abfallen und mein Häuflein am Tage der Entſcheidung zuſammenſchrumpfen. Nun gut, es ſollte klein werden wie Gedeons Heer, denn nur mit den Tüchtigſten konnten beſſere Zuſtände geſchaffen werden. Jetzt war's noch den Meiſten um perſönliche Geltung zu tun, um die Sicherung ihrer Selbſtherrſchaft. Sie konnten unmöglich anders ſein, denn ſie wurden von Geſetzen und Lehrern dazu er-

zogen. Sicherten doch die meiſten gerichtlichen Verordnungen den Angebern ihrer Übertretungen die Hälfte der angeſetzten Straffumme zu. So hetzte man Nachbar gegen Nachbar, tötete allen Gemeingeiſt und baute Ordnung und Recht auf ſchäbigen Eigennutz, den ſaftloſeſten aller menſchlichen Fehler. Keiner traute dem Andern, denn Alle waren durch die geiſtliche und weltliche Regierung zu Aufpaſſern und Angebern gemacht, ſo daß die Tüchtigſten ſich ſcheu abſchloſſen und dem Volke die beſte Kraft verloren ging, wo ſie ſich nicht ſeiner Entwicklung feindlich gegenüberſtellte.

Nicht nur dieſen Abend, ſondern auch in den folgenden Tagen und Wochen beſchäftigte ich mich viel mit ſolchen Gedanken. Ich ſah das Volk einem Tiere gleich von den gemeinſten Leidenſchaften gefeſſelt und geführt. Von den Kanzeln aus hörte ich den Schacher mit Gott predigen. Das Einzige, was den arbeitsmüden, ſorgenbelaſteten Menſchen noch erheben und veredeln konnte, das Gebet, war zur Ware gemacht. Man betete nicht, um den Geiſt zu Gott zu erheben, ſondern man arbeitete betend beim lieben Gott im Stücklohn. Ein Vaterunſer nach dem andern wurde aufs große Kerbholz geliefert, als ob ſogar die Kirche ihr Proletariat haben müſſe. Überall ſah ich das Volk gedrückt und meine Verbitterung richtete ſich mehr und mehr nach oben. Mit einem wilden Behagen ſah ich dem Ausbruche des Krieges in Italien entgegen. Von

unſeren Geiſtlichen ward er ein Religionskrieg genannt, um die Begeiſterung des friedliebenden Bauernvolkes zu wecken. Ich ſah darin nur das gute Einvernehmen zwiſchen Staat und Kirche, denn ich konnte ſogar die bedrohte weltliche Herrſchaft des Papſtes unmöglich für einen Glaubensartikel halten. Doch derlei Gedanken wagte ich nur meinem Tagebuche mitzuteilen, aus dem ich hier gleich Einiges herſetzen will:

Am 1. Juni 1859.

Heute ſagte ein Bauer dem andern: der Staat iſt nur ein Stall, will mir ſcheinen, in dem man uns die Milch nimmt und unſere Jungen verwertet. Das Gleichnis paßt nicht, ſagte ein Anderer, denn zum Ziehen werden wir doch nicht im Stall abgerichtet, ſo wenig als unſere Rinder. Das tut man auf den blumigen Wieſen der Kirche, ſagte ich und ging.

Es iſt ein wahres Elend mit dieſem Staatsbegriff, aber woher ſollte ein beſſerer kommen?

Am 3. Juni.

Da ſagt man immer, wer unſer Feind ſei? Der Italiener, der Franzoſe, der Preuße, der Proteſtant. Unſer Feind iſt, wer unſere naturgemäße Entwicklung hemmt, wer uns das nehmen will, was wir unter Vaterländiſchem verſtehen. Wir aber ſind die Feinde Derjenigen, die wir auch mit ſo Etwas bedrohen.

Wenn aber beide Teile müſſen — wer iſt dann der Feind?

Am 6. Juni.

Im häufigen Verkehr mit der Bevölkerung wird mir klar, es hätten's Viele nicht ungern, wenn bei dem bevorſtehenden Krieg etwas Licht und Luft in die uns umgebende Doppelmauer geſchoſſen würde. Dabei iſt man aber doch erbittert auf den Feind, der unſer Behagen ſtört, uns nicht mehr ruhig mit den Angehörigen ſchaffen und erwerben läßt.

Am 14. Juni.

Nun ſoll man zur Landwehr ſpielen?*) Man hört überall die Frage: was wir denn zu verteidigen hätten? Wer uns unſer Los mißgönne und uns Bauern den Boden nehmen wolle, von dem wir Steuern und Abgaben und Zinſen abmühen müßten? Die Aufregung iſt groß, außer dem Vorſteher würde es Keinem gelingen, unſere Burſchen zum Spielen zu bringen. Dieſe Aufregung ſähe ich nicht ungern, wenn ſie nur einen weniger gräßlichen Hintergrund hätte. Ich bin in Hopfreben, aber es iſt gar nicht mehr, als ob man im Vorſaß ſei. Von Tanzen und Springen iſt keine Rede

*) Los ziehen.

und meine Zeitungen gehen von Hand zu Hand. Sie ist im Dorf draußen bei der kränkelnden Mutter.

Am 16. Juni.

Wie doch den armen Soldaten zumute sein muß! Früher konnte sich persönliche Tapferkeit zur Geltung bringen, jetzt entscheidet die Mordmaschine. Er ist nur noch Ware und nicht einmal so hoch geschätzt, als ein gutes Roß. Es ist gut für ihn, daß man ihn mit einem eigenen Stolz umgibt. Für ihn ist das gut — aber für die Seinen? Für die Gesellschaft? Ich bin nicht so beschränkt, um bei einem reinigenden Gewitter bloß an meinen zerschlagenen Salat zu denken. Ich denke ans Allgemeine, und eben daher kommt meine trübe Stimmung.

Am 18. Juni.

Geheimste Soldatengedanken.

Ihr nennt mich einen Feigling, weil zurück
Zur Heimat Auge sich und Herz verlor,
Bis — ach! ihr Bild dem tränenfeuchten Blick
In liebloß kalter Fremde fast gefror.

Ja wohl, ich bin Soldat und muß wie Ihr
Das Leben wagen; aber trugt ihr schon
Von je die Brust geschnüret — waren wir
Nicht alle früher Gatte, Bruder, Sohn?

Hat keine Hand die Eure heiß gedrückt,
Als hinter Euch die Haustür fiel ins Schloß?
Hat Euch kein Auge weinend nachgeblickt?
Kein teures Weib — kein lieber Spielgenoß?

Wie ihren Stab hielt Mutter meine Hand
In der vom Führen müd' Geword'nen fest;
„Nur Mut, es gilt das teure Vaterland!"
So predigte der Nachbar aus dem Nest.

Wer zög' nicht gern fürs Vaterland in Kampf?
Doch wo iſt er, der ihm Verderben ſchwur?
Es füllet Alles ſich mit Pulverdampf,
Ich ſehe Maſchinen, ach, und Knechte nur!

Wo iſt mein Gegner? Zeigt ihn mir geſchwind!
Der frech und ohne Grund den Frieden brach!
Ich ſeh' als Gegner mancher Mutter Kind,
Doch nur gezwungen geht's der Fahne nach.

Nun fehlt mir noch der Schluß, aber ich weiß ihn wahrhaftig nicht zu finden. Tröſtlich wäre hier die Hoffnung, daß faſt noch immer aus blutiger Saat eine neue Erkenntnis wuchs und Gemeingut wurde. Aber dieſes Gedankens wäre mein Mann nicht fähig. Er iſt zu ſelbſtſüchtig, zu ſehr ein Kind unſerer Zeit. Darum ſoll er jetzt auch troſtlos, unfertig vor den großen Ereigniſſen ſtehen bleiben. Wie, wenn jetzt das, was ich hier ausſpreche, durch den Krieg allgemein klar würde? Wenn man einſehen lernte, wie ſchwer ſich Knechte, bloße Knechte, für einen großen Gedanken begeiſtern!

Wenn aber Öſterreich ſiegt, iſt's auch gut für uns, beſonders für den Käſehandel. Einige fürchten, daß die Regierung noch ſtrenger würde, wenn ſie ſiegte, ich beſorge das nicht. Gut iſt's nur, daß der Geſundheitszuſtand meiner Mutter mich wieder auf die Alp läßt, wo es dieſes Jahr manche Lawine aufzuräumen gibt. Ich müßte nicht gerade gehen, aber ich will. Hier rede ich zu viel, ſeit man auf mich hört. Tun kann ich doch nichts hier, als die Aufgeregteſten mit Zeitungsartikeln beruhigen.

Am 15. September 1859.

Der Sommer iſt vorbei und der Krieg auch. Ich bin froh. Mit dem Krieg hat Öſterreichs Regierung viel verloren, und ich habe unterdeſſen auch umſonſt gearbeitet. Bei unruhigen Zeiten muß man ſein Molken*) billig verkaufen und der Käſehändler ſteckt den Profit ein — natürlich dafür, daß er etwas wagte. Jeder Erwerb unterliegt allgemeinen Geſetzen; dem Bregenzerwälder Milchwirt ergeben ſich leider aus den hieſigen Verhältniſſen gar keine günſtigen Fälle. Es iſt für die ganze Gegend hier herum nur ein einziger Käſehändler, dem die ängſtlichen Bauern trauen dürfen. Der hat Geld und beſtimmt die Preiſe. Was will man gegen ihn machen, wenn ſie nach dem Preiſe der Güter und Alpen, die nicht er regelt, auch viel zu klein ſein

*) Das Molken (auch ſchweizeriſch) — das Gemolkene.

ſollten? Verkaufen muß der Bauer und kann doch nicht ſelbſt auf den Weltmarkt. In einem mittelmäßigen Jahrgang habe ich von der Alpenwirtſchaft, wenn ich den Zins und Alles abrechne, rein nichts, und muß doch ſo gut mein Alles wagen dabei als irgend ein Käsgraf.*) Ich ſchätze die Alp. Sie gehörte meinem Vater. Aber jetzt würde der mir ſelbſt raten, ſie zu verkaufen. Es iſt das auch bei mir eine beſchloſſene Sache. Die Kühe, die ich nicht ſelbſt wintern kann, will ich zum Verkauf nach Schwarzenberg auf den Markt nehmen.

Wenn man die letzten zwei Aufſätze miteinander vergleicht, ſo ſieht man, wie ich auf der Alp wieder zu mir ſelbſt und meine Gedanken in engere Verhältniſſe zurückgekommen waren. Die Not macht eng und kleinlich. Ich beſuchte jetzt auch meine Geſellſchaft beim Rößlewirt in Au viel ſeltener, um einige Batzen für Bücher zu erſparen. Die Mutter hatte recht: Alles nebeneinander erlaubten unſere Mittel uns nicht. Zum Verkaufen meines Teiles an der Alp gab ſie ihre Einwilligung nicht halb ſo ungern, als ich erwartet hatte. Auch Nanni war mit mir einverſtanden. Ihre Geſchwiſter meinten: ich tue nur ganz recht, da ich doch nie wahre Luſt zur Sache bekommen werde. Es lag

*) Volkstümliche Bezeichnung der reichen Käsehändler.

ein Vorwurf in diesem Zugeständnisse, der nicht leicht entgehen konnte, aber ich war doch damit zufrieden.

Ich konnte nicht so schnell zum Handeln kommen. Die Güterpreise und sogar der Geldwert blieben den Winter über so schwankend, daß kein Mensch etwas anstellen wollte. Ich suchte vergebens Käufer und mußte mich wieder um Kühe für den folgenden Sommer umsehen. Durch gütige Vermittlung meines Vormundes gelang es mir, im Dorfe Schwarzenberg sechs stattliche Tiere zu pachten. Der Zins war freilich so hoch, daß ich dabei wenig oder gar nichts mehr verdienen konnte. Aber das ging ja auch nicht besser, wenn ich nun wieder einige hundert Gulden für eigenes Vieh daran setzte. Ich wollte daher lieber noch mit fremden Werkzeugen arbeiten, bis zum Verkaufe der Alp sich eine günstige Gelegenheit zeigte.

XXIII.

Der Winter war ungemein lang und schwer. Der Fasching aber ging vorüber, ohne mir frohe Tage zu bringen. Das erste Faschingsvergnügen haben hier und in Au die Zünftler gehabt. Am Montag nach dem Dreikönigsfeste ließ der Herbergvater Spielleute kommen und die zünftigen Handwerker brachten ihre Weiber und Mädchen zum Tanz. Mein Schindelmachen, welches ich nebenbei wieder sehr fleißig trieb, war leider kein zünftiges Handwerk. Ich konnte daher mir und Nanni an diesem Tage keine besondere Freude machen; es war aber schon ein Anderer da, der sie mit auf den Tanzplatz nehmen wollte. Es war ein ordentlicher Bursche. Wenn das Mädchen ihm absagte, so glaubte man es schon ganz an mich gebunden und das Reden ging von Neuem an. Auch Nannis Angehörige wollten den Burschen bloß meinetwegen keineswegs abgewiesen wissen. Man sagte ihr: daß sie nun die beste Gelegenheit habe, uns wieder einmal aus dem Gerede zu bringen. Das nun wäre uns Beiden recht gewesen, und das Mädchen ging. Mir tat es innerlich ungemein weh, obwohl ich durchaus nicht eifersüchtig

war. Nanni kam nun freilich aus dem Gerede mit mir, ich aber wurde von meinen Gegnern ausgelacht und bemitleidet von den Freunden. Als ich einige Tage später das Mädchen beſuchte, verſicherte es mich, daß ihm Tag und Stunde zum Sterben lang geweſen ſei; aber die Tatſache war darum doch da. Ich glaubte zu ſehen, daß mein Kommen den Übrigen im Hauſe — Bruder Jakob ausgenommen — nicht beſonders erwünſcht ſei. Das machte mich bitter und ungerecht auch gegen das gute Mädchen. Es wollte mich erinnern, daß ich ſelbſt ja nichts wider den Schritt geſagt habe. „Allerdings," war meine Antwort, „ich ſagte nichts dagegen, weil ich wohl ſah, daß du nicht mehr den Mut hatteſt, für die Meine zu gelten und mich lieber lächerlich machen mochteſt."

Das Mädchen redete viel dagegen, aber Keines von uns fand heute das rechte erlöſende Wort. Wir ſchieden äußerlich verſöhnt, aber mit einem böſen Tropfen Verbitterung im Herzen.

Fleißiger als je ſchrieb ich nun mein Tagebuch. Zu Nanni kam ich faſt nie, doch nahm ich mir vor, im Vorſaß häufiger mit ihr zu verkehren, wenn ſich's irgend wie machen laſſe. Das Etzen im Frühling währte mir viel zu lang. Ich wußte während des Hütens der Kühe kaum Etwas anzufangen und hatte zum erſten Male im Leben recht lange Weile. Kein Buch paßte zu meiner Stimmung und ich ſchrieb

die ſchwermütigſten Gedichte ins Tagebuch, während die Hirten um mich herum ihre luſtigſten Lieder ſangen. Beſonders die letzten zwei Wochen waren mir unendlich lang. Es regnete faſt in einem fort und der Nebel hing aufs Dorf herab wie im Herbſt. Die angeſchwollene Ach toſte ſo, daß ich kaum noch das Schellengeläute hörte, und Alles wirkte zuſammen, meine trübe Stimmung zu nähren. Vielleicht war mir auch ihre Nähe in Hopfreben nur zur Qual. Was iſt einem Reichtum, den man nicht ſelbſt beſitzt; neben dem man darben muß?

In der Nacht vor dem Einzug ins Vorſaß konnte ich kein Auge ſchließen. Ich ſtand daher ſchon um drei Uhr auf und ging in den Stall. Meine vier Kühe ſahen mich erſtaunt an, die gepachteten aber ſchüttelten unwillig die Köpfe, wie wenn ſie fragen wollten: ob man denn hier nicht einmal in der Nacht ungeſtört ruhen könne? Gemolken war's heute ſehr bald. Unterdeſſen hatte die Mutter Kaffee gemacht. Wir ſaßen dann ſtill beiſammen am Tiſch und beeilten uns, die unruhigen Kühe, die ſchon einen Umzug ahnten, ſo ſchnell als möglich aus dem Stalle zu bringen. Jetzt hatten wir den Weg ſicher allein, über den heute morgens [illegible] in die fünf Vorſaſſe des Hopfrebentales gebracht werden ſollten. Es war etwas über vier Uhr, als ich den zehn Kühen die Halsketten aufband und ſie aus dem

Stalle trieb. Die Mutter ging voran. Sie war nun über das ſechzigſte Jahr hinaus und mußte noch ſo viel tun. Jetzt ſollte ſie ins Vorſaß und dann gleich wieder heraus, um daheim noch Alles zu ordnen und zu ſchließen. Das konnte ich ihr nicht mehr abnehmen, aber allein hineinfahren konnte ich und ſie gleich zu ihrer vielen Arbeit ſchicken. Ich tat das. Nun aber beſorgte ſie, wenn kein Menſch bei mir wäre, könnte leicht eine der fremden Kühe über den Salzbacherſteg hinüber. Dann ſollte ich dem verirrten Tiere nach und dürfte doch auch die anderen unmöglich aus dem Auge laſſen. Ich meinte: die fremden würden den bekannten folgen. Als es mir endlich gelang, die Beſorgte zu beruhigen, fand ſie mich viel zu ſchwer beladen, obwohl ich nichts als einige Kleidungsſtücke, die neueſten Zeitungen und unſere Katze zum Mitnehmen in einen grob gewobenen Sack getan hatte. Die Mutter wollte ihn wieder mit zurücknehmen, daß ich mich frei bewegen könne. „Es geht ſchon," ſagte ich und ſprang mit meiner kleinen Laſt den Kühen nach.

Wie ſchön wär's geweſen, wenn jetzt Nanni das Haus geſchloſſen oder mich begleitet hätte! Warum war ſie nicht meine Schweſter und immer bei mir? Das hätte ein Leben abgegeben! Ich malte mir's aus — den einzelnen Tag und das ganze Jahr. Dann war ich wieder traurig, daß das nicht ſo war, nie ſo werden zu wollen ſchien. Einmal hatte ich ans Heiraten ge-

dacht; jetzt hatte ich keine ſo ſchönen Träume mehr. Die Mutter wäre dafür geweſen. Sie ſagte mir auch, um mich zu tröſten, daß ich nicht ans Unmögliche meinen Sinn hängen dürfe. Es gebe noch andere, mit denen ich glücklicher leben würde, als allein.

Ich aber war an die gebunden, der ich nie mit ſo einem Antrage kommen durfte, wenn unſer Verhältnis nicht gänzlich zerſtört werden ſollte. Früher wünſchten wir Beide beſtändig nebeneinander zu leben, jetzt war alles vertanzt und vertrotzt. Warum nun mißlang denn, was ich immer anfing? War ich denn nur dazu da, alles Elend dieſes Tales zu ſehen und zu tragen? Wo ich Heilung hoffte, war mir Verletzung geworden von den erſten Monaten dieſes Jammerdaſeins an bis zum heutigen Tag. Alles, was ich ſchon erlebt hatte, die vielen Kämpfe, Entbehrungen, Sorgen, Mühen und Verluſte durch den Tod, zogen an mir vorüber, ſo daß es für mich wie ein Spießrutenlaufen war, während ich meine Kühe durch die enge Schlucht hineintrieb. Halb geſchloſſenen Auges ſchritt ich vorwärts und ſann. Ich ſah es kaum, wie heiter der Himmel über Nacht geworden war. Den Geſang der munteren Vögel ringsum in den friſchergrünten Buchenwäldern hörte ich nicht wegen des Toſens der Ach, die ſich hoch angeſchwollen und grau neben mir hinauswälzte. Nichts brachte mich auf andere Gedanken. Erſt bei der Brücke, die von meinem Wege ab über

die Ach auf die Gräsalp und zum Salzbach führte, ſchaute ich auf. Mir mußte eben alles ſchief gehen. Jetzt war eine der gepachteten Kühe den meinen vorangekommen, die hungrig über den Weg hinauf nach einigen Grasbüſcheln langten. Und das dumme Tier wendete ſich richtig vom rechten Wege ab gegen die Brücke.

„Hoho wiſcht!“ ſchrie ich hintendrein aus vollem Halſe. Die närriſche Kuh lief nun ſchneller — aber auf die Brücke. Die anderen folgten. Sogar die meinigen gingen nach, oder ſie ſprangen vielmehr, als ob ſie dabei doch das Gefühl hätten, etwas Unrechtes zu tun, und meine Strafe fürchteten. Lärmend eilte ich dem Vieh nach auf die lange Holzbrücke, um es gleich drüben umkehren und womöglich auch ein bißchen abſtrafen zu können. Als die Kühe mich ihnen mit geſchwungenem Stock folgen ſahen, ſprangen ſie noch ſchneller. Trotz dem Toſen der Ach hörte ich das Gepolter der vielen Tritte auf den loſen Brettern. Plötzlich tat es einen furchtbaren Krach, als ob ringsum — ja ich wußte nicht mehr was. Die Brücke leerte um*) und ich ſtürzte neben Brettern und Kühen in den toſenden Strom. Ich ſank und ſank und ziſchend ſchlug's ob mir zuſammen. Dann hob es mich wieder und gurgelte ringsum: komm! komm! und wirbelte mich

*) Schlug um.

zwiſchen Balken und Brettern um die von der Himmelrieſe und vom Grat niedergeſtürzten Felsmaſſen herum und aus einem Strudel in den anderen. Mit allem Wehren kam ich zu nichts als der Erkenntnis meiner Ohnmacht. Ein Balken riß mir den Sack mit der jammernden Katze, den ich im Schrecken krampfhaft feſthielt, von der Schulter, ein anderer fuhr mir an den Arm, daß ich denſelben nicht mehr regen konnte. Nirgends etwas Feſtes, kein ſicherer Punkt, keine Hilfe — ſo mußte es jetzt aus ſein! Neben dem „Biſcher", den man heute begrub, ſollte ich liegen, wenn's mich nicht bis in den Bodenſee trug. Das Klügſte war auf den Bauch zu liegen und ſich hinauswerfen zu laſſen. Mußte ich nun ſo enden, unfertig, unbefriedigt, ohne irgend Etwas erreicht zu haben! Das biſt du kalte, herzloſe, elende Welt! So bringſt du die Menſchen zur Ruhe, und die Himmelrieſe und der Grat da oben ſchauen dumm und gleichgiltig zu. Nun es ſei! Dort ragt aus dem Fundamente des Weges, den ſie an den Felſen hingeklebt haben, ein roter, ſpitziger Stein mit weißen Punkten weit hervor. Die Strömung ſchießt auf ihn zu. — So, du rauher geſprenkelter Kerl, du kannſt jetzt mehr als Alle, die ſich mit mir Mühe gaben. Du machſt Feierabend. Dort draußen iſt ſchon Alles aus. Da — noch ein Blick zum blauen Himmel, zum goldig überglühten Felskopf droben — ſo und jetzt nun herzhaft!

Ich empfand einen Schlag. Er ſchmerzte jedoch nicht mehr; ich hatte aufgehört zu fühlen.

Dann — ich wußte aber nichts mehr von allem Vorherigen — war es mir, als ob ich ſchwer träume, ohne wach werden zu können, und dabei fror mich. „Komm, komm!“ rief es rings um mich herum und riß an meinen Händen und an den Füßen und an den Kleidern. Vor und hinter mir hörte ich ein Donnern und Rauſchen, wie von niederſtürzenden Lawinen. Ich glaubte wirklich im Schnee verſchüttet zu ſein und bemühte mich, mit dumpfer Gleichgiltigkeit den Tod erwartend, nur etwas bequemer zu liegen. Ich mußte recht tief eingelawinet ſein, denn überall drückte mich's und war dabei doch furchtbar kalt. „Mutter!“ rief ich, ſo laut ich konnte. — Ja die Mutter wartete wohl daheim auf mich. Nanni wartete nicht — oder doch auch? Ich glaubte die Mutter zu ſehen, ſie war ganz beſorgt und weinte. Nein, nein, das ſollte ſie nicht. Ich mußte mir ſchon Zwang antun und mich regen. Wenn man im Schnee ruhig liegen bleibt, ſchläft man ein und erfriert. — Ich fühlte mich ſchläfrig, aber Nanni ſagte, ſie könne das immer gleich überwinden, wenn ſie ſich nur ſchnell rege, aufſtehen und herumgehen ſei gut. Ich ſollte auch gehen; aber wohin? Wo war ich? Ich begann mich umzuſehen. Überall ſchauten ſtarre Felſenköpfe auf mich herab — um mich herum war ein Waſſer, ſo breit

als der Streifen Himmelsbläue, der ſich da oben in vielen Krümmungen hineinzog. Die Gegend war mir bekannt. Ich mußte auch ſchon da geweſen ſein. Ja richtig! Den Gräsalpenfelſen und die Himmelrieſe und den Grat erkannte ich noch ganz gut. Da hinter der Felſenecke, drinnen in der allerengſten Schlucht war ich einmal — wohl vor langer Zeit ſchon — mit ſamt der Brücke in die Ach gefallen. Sie lief gerade ſo ſchnell und groß und ſchmutzig wie jetzt. Aber auf welche Art kam ich denn damals wieder heraus? Ich verſuchte vergebens, mich darauf zu beſinnen. Gerettet war ich damals worden. Ich kam ſeither wieder oft zu meiner Nanni. Ach und jetzt ſollte ich ſie nie mehr ſehen! Ich kam ſicher nicht mehr hinaus. Hart am Ufer war ich wohl, aber das Waſſer war da ſehr tief — gerade die Hauptſtrömung. Ein großer Tragbalken war quer feſtgeklemmt zwiſchen einem Stein im Waſſer und dem Wuhr am Ufer, wo er ſich ganz langſam vorwärts bohrte. Ich lag hinter dem Balken bis an den Hals im Waſſer. Da, wo das lange Holz ſich ins Ufer einbohrte, hielt es meine Bluſe feſt, war ich da frei, ſo wirbelte mich's in die Tiefe. Mit einem Sprung kam ich auf den Wuhr, aber dieſer Sprung war nicht zu machen, wenn man nirgends feſtſtand. Wie war das denn ſo ſchrecklich, ſo ungeheuer gekommen? Ja, nach Hopfreben zu Nanni wollte ich ziehen, Alles zog heute hinein. Richtig, da waren ja

Leute genug drüben am Weg, bloß dreißig Schritte von mir. Sie mußten mich auch ſehen und dann über den Grasboden herüberſpazieren bis an den Wuhr. Ein Seil hat wohl Jeder bei ſich, wenn er Vieh herumtreibt; ein Stärkerer konnte mich auch mit leerer Hand retten. Ich wiſchte mir das Blut aus dem Geſicht. Die eine Hand hatte ich hierzu frei, während der andere Arm krampfhaft den Balken im Waſſer umklammert hielt.

Ich ſah wirklich Leute, ganz gute Bekannte, denen ich im Vorſaß ſchon manche Kurzweil gemacht hatte. Gerade gute Freunde waren es nicht — ſolcher hatte ich überhaupt nur wenige. Die Oberhauſer beſaßen kein Vorſaß, ſonſt würde ich ruhig auf die haben warten können. Aber Chriſten wollten die da drüben doch auch ſein — recht gute Chriſten — drum durften ſie mich nicht ſo hier liegen laſſen, wenn ich auch nur der Sonderling war. Ich wollte rufen, aber meine Lippen bebten, daß ich nicht ſchreien und nicht pfeifen konnte. Sie hätten es wohl auch ſchwerlich gehört, da ja das Waſſer immer lauter, immer furchtbarer toſte.

Gott Lob und Dank, jetzt ſah man mich, einer ſchaute herüber und ſtand ſtill. Dem hätte ich's kaum zugetraut. Er kam — aber nein — nur einen Schritt kam er gegen mich her — dann fingen zwei ſeiner Kühe, die er nie aus den Augen ließ, miteinander Händel an und er eilte, um abzuwehren. Mit geſchwungenem Stocke verſchwand er am Felsgrat vor

dem Eingang der inneren Schlucht. Wieder ein Anderer ſchaute heraus zu mir, mehrere ſogar — man ſtand zuſammen und plauderte, dann lief man wieder Kühen und Schweinen nach, um den vielen Folgenden den Weg zu räumen, welcher weiter drinnen fürs liebe Vieh ein bißchen gefährlich war. Keiner kam und die einzigen Oberhauſer, die mich mehr als ein Stücklein Vieh ſchätzten, waren nirgends, und Alle, mit denen ich's je gut meinte, waren nicht da. Ha! und dieſe Bauern zeigten ſich mir gerade ſo herzlos, wie ich ſie immer dachte. Unrecht geſchah ihnen von mir nicht. Aber mir von ihnen? Ich hatte mich immer von ihnen abgeſchloſſen und wollte höher hinaus. Wie die Arbeit ſo der Lohn. Jetzt war ich in der Einſamkeit. Dort kamen wieder Leute, ſchauten flüchtig herüber, ſchienen ſich etwas zuzurufen und gingen dann kopfſchüttelnd ihrer Wege. Herr Gott, ich wollte doch lieber da liegen, als bei ihnen ſein wie ſie! Du Allgeiſt, der du mich werden ließeſt, ich will dein ſein, nimm mich und mach aus mir was du willſt! Ich habe nur Vertrauen zu dir, keine Bitten als die einzige, laſſ' es Nanni wohl ergehen und der Mutter und den Oberhauſern und — —.

Ein hängengebliebener Balken fuhr pfeilſchnell daher und ſchlug den wider los, an welchem ich mich bisher feſthielt. Ich glaubte einen Schrei zu hören — vielleicht von denen, welche gerade herüberſchauten,

vielleicht von mir ſelbſt. Dann war's aus — Alles!

Diejenigen, welche mich pfeilſchnell hinter den beiden Hölzern hinaus aus einem Strudel in den anderen treiben ſahen, hielten es wohl für unzweifelhaft, daß nun zwei „Biſcher" nebeneinander auf den Friedhof kommen würden. Der Genannte — ich habe früher ſeiner erwähnt — war vor zwei Tagen geſtorben und ſollte heute begraben werden. Das Leid um ihn war natürlich nicht beſonders groß. Es ging wohl Niemand ſchlecht wegen ſeines Sterbens, als vielleicht den Oberhauſern. Er war ihr Götti geweſen und hatte ihnen regelmäßig das Neujahrbrot gegeben, ſo gut als ein Anderer. Nun waren ſie auch erkenntlich, gingen zu ſeiner Leiche, ſpritzten Weihwaſſer, beteten und taten Alles, was ein verſtorbener Götti nur verlangen kann. Joſef, welcher ſeit mehreren Tagen in Hopfreben an des Adlerwirts baufälliger Hütte herumflickte, war geſtern Abends ſpät noch ins Dorf geeilt, um den Pſalter für den Verſtorbenen beten zu helfen. Er blieb dann noch eine Weile bei denen, welche die Nachtwache hielten, und ſo begegnete ihm dann das gerade Unerhörte, daß er ſich am Morgen ein wenig verſchlief. Seine Abſicht war geweſen, vor dem Tagen wieder zu ſeiner Arbeit zu gehen. Nun aber kam er ſchon etwas ſpäter mit ſeiner Köchin auf den Weg — nur wenige Minuten zu ſpät, um von

dort mich zu holen, wo meine Seele ihn rief, aber er war wohl auch einem ſchwereren Stück Arbeit gewachſen. Gewiß, wenn Einer, ſo konnte er mich retten — „der kühne Mann der ſchnellen Tat“, wie ich ihn oft in Scherz und Ernſt zu nennen pflegte.

Aber noch wußte er nichts von meiner Not und ſchritt plaudernd mit der Köchin, des Adlerwirts Schweſter, langſamer als ihm lieb war, durchs freundliche Tannenwäldchen hinein gegen die Himmelrieſeſchlucht, wo der Weg und die Ach hart zuſammenkommen. Als er dort ankam, ſah er weiter drinnen ein Bäuerlein, Chriſtian Kohler, herausſpringen, als ob es mit der Ach um die Wette zu laufen verſuche. Da mußte wohl ein Unglück geſchehen ſein, ſonſt wäre der Mann gewiß nicht von ſeinen Kühen weg. Er ruft — aber man verſteht nicht viel beim Toſen des Waſſers. Nur Einzelnes: „Haltet ihn! ſpringt — im Waſſer — um Gottes und Chriſti Willen — zu ſpät — der Franzmichl!“

Joſef blieb erſchrocken ſtehen und ſchaute ins Waſſer. Da ſah er pfeilſchnell etwas Blaues dahertreiben. Das mußte ein Menſch ſein, und ſchon mit dieſem Gedanken hatte er den Sprung ins Waſſer gewagt.

Sein Gedanke war immer gleich Wort und Tat.

Die erſchrockene Begleiterin ſah ihn ſchon mit dem wütenden Elemente kämpfen, als ſie eine Frage an

ihn richten wollte. Noch ſtand er aufrecht — aber ſchon ſchwankend. Es zerrte ihn rechts und links, immer weiter hinaus. Noch zwei ſolche Riſſe — dann war er dort im Strudel. O Gott! jetzt nur noch einen und er verſchwand hinter dem Weidenwäldchen, welches gegen das Dorf hinaus zwiſchen der Ach und dem Wege ſtand. Dort war der Strom ſchmal und tief, Hilfe unmöglich. Es mußte ein Unglück — ein doppeltes Unglück geben. „Jeſus Maria!“ Jetzt erhob es ihn — gerade als hart neben ihm etwas Blaues, ein Kleidungsſtück, dem Strudel zuſchoß. Er erfaßte — er hatte es. Dadurch ward ſeine Körperlaſt ſichtlich größer. Halb gehend, halb ſchwimmend kam er einen Augenblick ſpäter mit einem Menſchen ans Ufer. Wer mochte das doch ſein? Der Körper war ſo entſtellt und zerſchlagen, daß zuerſt ſogar der Oberhauſer ihn kaum kannte. Es war ein großer Augenblick für ihn, als er ſeinen Freund gerettet ſah. Er hatte ihn verdient.

Aber war der Freund wirklich noch gerettet? Starr, kalt und leblos lag er da. Man begann ihn mit Eſſig einzureiben, den die Köchin bei ſich hatte. Ihre Anweſenheit war überhaupt ein großes Glück, denn ſie verſtand von jeher mit Kranken umzugehen, wie ſonſt wenige, und war längſt in der ganzen Gegend als „barmherzige Schweſter“ bekannt. Die nun herbeieilenden Bauern wollten mich auf den Kopf ſtellen, damit ich dann das etwa verſchlungene Waſſer wieder

von mir gebe. Sie war dagegen und ordnete das Einreiben von Eſſig an. Die Bauern folgten kopfſchüttelnd und murrten: ſie wollten dann keine Schuld haben, wenn ſo eine alte Leſerin mich noch ganz umbringe. Es kamen immer mehr Leute, denn die, welche nach dem Salzbach wollten, fanden die Brücke weggeriſſen bis auf einen einzigen Balken und mußten daher unverrichteter Sache wieder zurück. Einige von ihnen waren in Au daheim. Dieſen gab des Adlerwirts umſichtige Schweſter den Auftrag, ſo ſchnell als möglich den Doktor herzuſchicken, ein Anderer mußte den Pfarrer holen, während die Zurückbleibenden Anſtalten machten, mich in jenes kleine Häuschen dort auf dem Hügel zu bringen. Dort wurde mir unterdeſſen, da es an geräumigen Zimmern fehlte, das Bett mitten auf dem Boden der Wohnſtube gemacht.

Man rechnete jetzt nach und fand, daß ich im Ganzen länger als eine halbe Stunde im Waſſer lag. Auch die Verletzungen des Kopfes ſchienen gefährlich.

Schon fünf Viertelſtunden gab man ſich zur Wiederbelebung alle erdenkliche Mühe, ohne daß dieſelbe noch durch ein ſicheres Lebenszeichen belohnt war. Aber die barmherzige Schweſter ließ ihren Eifer nicht ermüden, bis Dr. Walſer kam und ſeine Unterſuchungen begann. Auch der Pfarrer kam, damit ich — wenigſtens nicht durch ſeine Schuld — nicht ohne die Tröſtungen unſerer Religion bleibe.

Die Nachricht von dieſem Ereigniſſe hatte ſich um ſo ſchneller verbreitet, weil heute viele Leute auf allen Wegen waren und man auch mit der Beerdigung des „Biſchers“ über die beſtimmte Stunde hinaus auf die Rückkehr des Pfarrers warten mußte. Meine Mutter, die alle Hände voll im Hauſe zu tun hatte, erfuhr beinahe zuletzt davon. Es kam eine Nachbarin und ſagte, daß der Franzmichl mitſamt den Kühen und der Salzbacherbrücke ins Waſſer gefallen ſei. Den Franzmichl habe man für tot aus dem Strom geriſſen, die Kühe ſeien ſpäter im Vorfaß geſehen worden. Die werden wohl ſchwimmen können, der Franzmichel aber habe das halt nie gelernt.

Die Mutter dachte nicht daran, daß von mir die Rede ſei. Ich mußte ja nicht über den Salzbacherſteg, mein Vetter und Namenspatron aber mußte hinüber — alſo war es der. Vielleicht wollte ein gütiges Geſchick den größten Schrecken ihr erſparen, ſonſt hätten die Beſorgniſſe, welche ſie früher äußerte, nicht ſo ganz zur Ruhe kommen können. Sie ſprach ihr Bedauern aus über des Vetters arme Mutter, und die Nachbarin hatte nicht mehr den Mut, ſie ihrer Täuſchung zu entreißen.

Am Arbeiten im Hauſe hatte die Mutter nun keine Freude mehr. Sie mußte doch ſehen, wie es dem armen Vetter ging, und machte ſich ſofort mit einem Päcklein friſcher Wäſche auf den Weg.

Vor dem Häuschen, in dem ich lag, erfuhr ſie nun das Wahre, aber gleich dazu auch etwas Tröſtliches. Aus der Stube wurde nach allen Seiten gerufen: „er lebt, er hat ſchwer aufgeatmet, und die Verletzung am Kopfe nimmt der Doktor nicht für gefährlich.“

Die Mutter ging in die Stube, wo nun Dr. Walſer ihr meinen Namen zu rufen befahl. Sie tat es und ich antwortete mit ſchwerer Zunge: „Ja gleich“ — wie jeden Morgen, wenn ſie mich zur Stallarbeit wecken mußte. „Jetzt iſt's geraten,“ ſagte der Doktor fröhlich, worauf ich gleich die Augen aufſchlug und mich erſtaunt in der Stube umſah.

XXIV.

„Jetzt iſt's geraten!“

Dieſe Worte Walſers waren die erſten, die ich hörte — von dem Rufen der Mutter wußte ich nichts — und nun ärgerte mich's, daß ein Menſch ſo jubeln konnte, während ich ein furchtbar ſchmerzliches Brennen in allen Gliedern empfand. Die Stimme klang mir bekannt. Sie weckte doch etwas, das ich ein leiſes Anklingen an liebe Erinnerungen nennen möchte. Ich war denn auch nicht beſonders überraſcht, den guten Walſer neben mir auf dem Boden knieen zu ſehen. Aber was wollten die Anderen, die ſo dicht um ihn her ſtanden, daß ich faſt ganz im Dunkeln lag und nur die getäfelte Stubendecke hart [illegible] den blonden und braunen Krausköpfen ſehen konnte? Es waren lauter bekannte Geſtalten; doch dachte ich mir bei keinem einzigen etwas Beſonderes. Auf Alle zuſammen war ich herzlich böſe und hätte ſie gerne fortgeſchickt, obwohl ich mir über den Grund meines quälend mächtigen Widerwillens keine Rechenſchaft geben mochte. Die Bauern aber, die jetzt ihre Kühe in Sicherheit wußten, hatten keine beſonders große Eile mehr. Trotz dem Verbote

des Doktors wollte Jeder ſich gleich von mir erkannt und angeredet ſehen. Die an mich gerichteten Fragen riefen ſchnell das jüngſt Geſchehene in mein Gedächtnis zurück. Man erzählte mir nun auch, was ich noch nicht wußte. Als ich erfuhr, daß der Oberhauſer mein Retter geworden, ſprach ich unverhohlen meine Freude darüber aus. Das verletzte. Der Kreis um mein Bett begann ſich ſchnell zu verkleinern und es ward hell in der Stube. Am weheſten tat den Leuten, daß ich geradezu ſagte: „Da hätte ich mich alſo doch nicht getäuſcht; mir ſei es vorgelegen,*) eine ſchöne männliche Tat — meine Rettung wäre nur vom Oberhauſer zu erwarten.“

Man ſchüttelte die Köpfe darüber, daß ich, ſtatt in Allem eine wohlverdiente Zurechtweiſung von Gott zu ſehen, das neue Leben gleich wieder aufs Neue mit Neckereien anfange. Auch die Mutter tadelte das. Mich aber freute die Tat meines Freundes beſſer als dieſes neue Leben, in welchem ich nur ein ferneres Gebundenſein an Leute ſah, die von mir, dem Hilfebedürftigen, weg und ihrem Vieh nachliefen. An das mußte ich immer denken, ſobald ich wieder Einen in die dunkle Stube kommen ſah, der ſich nach meinem Befinden erkundigen wollte. Ein furchtbarer Schmerz in allen Gliedern regte mich auf, daß ich Alles nur in trübſter,

*) Vorliegen = als Ahnung vorſchweben, ahnen.

widerwärtigſter Färbung ſah. Auch die düſtere fremde Stube und mein ſchlechtes Lager mochten das Ihre tun. Ich benahm mich ſo, daß es ziemlich laut hieß: ich hätte den rechten Verſtand verloren und es ſei zu beſorgen, daß ich mich noch ganz hinterſinnen*) werde.

Dr. Walſer ſah gleich, was mir fehlte. Er ſprach, daß ich noch heute heimgebracht werden ſollte. Eine halbe Stunde bei ſo ſchönem Frühlingswetter im Freien könne mir gewiß nicht ſchaden. Nachmittags kam er mit vier Trägern und einer Bahre. Ich wurde mit ſamt dem Bette aufgeladen und ins Freie gebracht.

Wirklich ins Freie! Die Welt war halt doch ſchön! Das empfand ich, als ich wieder unſeren tiefblauen Himmel und Gottes leuchtende Sonne ſah. Ich betrachtete meine zerſchlagenen Hände. Sie waren doch noch da und die Bewegung jedes Gliedes, ſogar ſeinen Schmerz empfand ich mit inniger Freude. Es war mir ſo wohl im ſicheren Bette — ziemlich weit ab von der toſenden Ach — daß ich leiſe zu ſingen begann. Dabei mußte ich wieder an meine Dichter denken. Manche ſchöne Stelle aus ihnen fiel mir ein und machte mich reicher, froher. Das Leben war halt doch ſchön!

Die Worte, mit denen ich zuerſt Neugierige und Teilnehmende von meinem Lager trieb, hatten ſich ſchnell

*) Irrſinnig werden.

überall verbreitet. Zuerſt geſchah das, um zu zeigen, daß ich von der Bevölkerung wirklich nichts Beſſeres verdient habe, als was mir geworden ſei. Aber das ging nicht mehr. Jeder Bauer, der heute ſein Vieh ins Vorſaß getrieben hatte, bekam von ſeinem Weibe oder der Mutter oder Beiden eine recht geſalzene Strafpredigt zu hören. Wer auch nicht bei der Sache beteiligt war, begann ſich zu ſchämen. Jeder empfand die bei dem Ereigniſſe zu Tage getretene Herzloſigkeit wie ſeine eigene Schuld. Unbewußt laſtete es auf Allen, daß nicht etwa der oder der, ſondern daß der Geiſt der Bevölkerung an mir geſündigt habe. Die Begegnenden näherten ſich mit ſcheuer Freundlichkeit, als ob ſie mir ein großes Unrecht abzubitten hätten. Ich war in der Stimmung, mit Jedem zu reden, denn mir tat der Verkehr mit Menſchen ungemein wohl und ich machte den Vorſatz, mich künftig freundſchaftlicher zur Umgebung zu ſtellen. Die Einſamkeit war doch ſchrecklich! So ſchied nun auch Jeder befriedigt — ich möchte ſagen erleichtert — von mir, und noch nie war ſo viel Gutes aus meinem Leben herausgeſucht und erzählt worden, als dieſen einzigen Tag.

Am Abend kamen die Oberhauſer und ſpäter auch einige gute Freunde aus Au. Sie freuten ſich herzlich, ſowohl über meine wirklich wunderbare Rettung als über den Eindruck, welchen das Ereignis auf die Bevölkerung zu machen ſchien. Alle wußten das Gleiche

zu erzählen — lauter Liebes und Gutes. Mir tat das ſo wohl, daß ich ſie bat, mir nie mehr zu ſagen, wie der und jener heute ſich in der Rieſeſchlucht benommen, ob er im Werte ſeines Viehes oder in meinem Unwerte ſeine Entſchuldigung ſuchte. Das Ereignis ſchien verſöhnlich zu wirken; da durfte keinem nachgerechnet werden, was vielleicht ſchon jetzt ihn ſelber mehr als mich ſchmerzte.

Die Mutter machte mir mein Bett auf dem Kammerboden, damit ich im unruhigen Träumen ja nicht falle. Ich ſchlief aber ganz ruhig und erwachte des anderen Tages erſt, als es ſchon zum Gottesdienſte, zur Feier des Fronleichnamsfeſtes läutete. Ich verſuchte aufzuſtehen, was mir denn auch ohne fremde Hilfe gelang.

Nachdem der Morgenkaffee getrunken war, ging auch die Mutter zur Kirche und ſchloß die Tür unſeres Hauſes hinter ſich zu. Ich war allein und begann in Goethes Sprüchen zu leſen.

Bald glaubte ich ein leiſes Klopfen an der Tür zu hören. Es wiederholte ſich immer ſtärker, bis ich endlich mein Buch beiſeite legte, um zu ſehen, wer jetzt, wo doch kein Geſunder den Gottesdienſt verſäumte, mich beſuchen wolle, wenn es nicht etwa der Doktor war, der jeden Sonn- und Feſttag in Au zur Frühmeſſe ging, um dann den ganzen Tag zu gewinnen und doch dem ſtrengen Kirchengebote zu genügen.

Ich öffnete die Tür und ſah — — Nanni, die ihr glühendes Geſicht mit beiden Händen bedeckte. Sie ſagte mit bebender Stimme: ſie habe mich nicht ſo gut zu finden erwartet, daß ich ihr ſchon ſelbſt wieder die Tür aufſchließen würde. Dann reichten wir einander die Hände und ſtanden lange ſchweigend nebeneinander im Schopf. Endlich beſorgte ſie, die Zugluft hier könnte mir ſchaden, und ich ging nun voran in die Stube.

Hier ſetzte das Mädchen ſich neben mich auf eine Bank, verbarg ſein Geſicht an meiner Bruſt und weinte.

„O Gott!“ rief es endlich aus, „was Alles hab' ich ſeit geſtern in mir erlebt! Nun weiß ich, wie ich an dir hänge; nun iſt mir Alles, Alles ganz klar geworden. Soviel mußteſt du ausſtehen, ſo furchtbar nahe ſein dem Tode, bis ich Eins mit mir geworden bin!“ Ich verſuchte vergebens, die Aufgeregte zu beruhigen, indem ich an den guten Ausgang erinnerte. Sie aber ſagte: „Du haſt Todesangſt ausgeſtanden, und ich konnte keinen heiteren Gedanken in deiner Seele erregen, ja die Erinnerung an mich mußte dir noch quälend ſein. Sie konnten ſich zwiſchen uns ſtellen, die ſo herzlos ſind, und ich war ſchwach genug, mich einmal um ihr Urteil zu kümmern und dir dadurch wehe zu tun. Gelt, an das haſt du gedacht?“

„Nein, gewiß nicht!“

„Aber wenn du in Gedanken Abſchied nahmſt von dem kleinen Kreiſe deiner Treuen und auch ich dir dann erſchien, ſo durchzuckte dich's ſchmerzlich. Ja, das ſah ich dir an, du hätteſt kein recht ſchönes, frohes Andenken an mich mit hinüber genommen."

„Laſſ' doch das! Du haſt mir immer das Liebſte, das Beſte getan, wo du nur konnteſt."

„Nein, ich hätte mehr können; aber ich bin halt an die Meinen gebunden, recht innig. Du hängſt auch an deiner Mutter, obwohl ſie dich nicht immer verſteht. Sie meinte es wohl oft gerade dann am Beſten, wenn ſie mit blutendem Herzen gegen dich redete, und du ſaheſt das und gabeſt nach. Siehſt du! ſo bin ich daheim zehnfach gebunden an Mutter und Geſchwiſterte. Das gibt Einem etwas Ruhiges, oder wenn du willſt, etwas Behagliches, Träges, daß man ſich ſchwer ablöſt und nur dem eigenen Gefühl überläßt. Hätteſt du dich auch in einen Kreis recht warm einleben können, ſo würdeſt du dich nicht von äußeren Strömungen immer ſo gewaltſam erfaßt fühlen. Aber du ſtehſt überall allein und mußt allein ſchaffen und ſtreben. Wie ſchön iſt's doch bei uns, wo Jedes bei Allen ſteht und ſich in Allen fühlt! O wie tät ich wünſchen, daß ich auch dich in den Kreis ziehen, oder auf deinen einſamen Wegen dich begleiten, dir helfen könnte!"

„Schon dieſer Wunſch von dir," ſagte ich mit vor Freude bebender Stimme, „macht mich glücklich

und viel, viel minder einſam. Übrigens — zu machen wäre das ſchon," fügte ich etwas unſicher bei.

„Wie?" fragte das Mädchen kaum hörbar.

„Wir könnten einander heiraten."

„Möchteſt du mich?"

„O, von Herzen gerne! Wie froh und ſicher und kräftig mich das machte, fühle ich ſchon, ſeit du neben mir biſt und mich daran denken läßt."

„Ich bin dein," ſagte Nanni und reichte mir freudig die Hand.

„Wollen wir heiraten?"

„Ja, wir wollen!"

Die Wonne dieſes Tages war ſchon die Not und Angſt des geſtrigen wert. Es kam aber noch Etwas. Nanni ſagte mir, daß ſie und die Ihrigen ſeit geſtern mehr Liebes und Gutes, als ſonſt Schlimmes von mir gehört hätten. Es ſei gerade, als ob Jedermann etwas von früher wieder gut zu machen wünſchte.

So eine Mitteilung wird keinem gleichgiltig ſein, der zwiſchen unſeren Bergen leben muß, wie hoch er ſich auch über die Urteile der Menſchen erheben zu können wähnt. Die Ehre und der gute Ruf ſind jedem ſein Leben und beſtimmen das Maß ſeines Könnens mit einer Strenge, der nur wenige Kräfte gewachſen ſind. Perſönliche Geltung iſt nicht nur zu einem behaglichen Leben, ſondern zu jedem Unternehmen durchaus unentbehrlich. Das Beſte und das Schlechteſte

bekommt Geltung durch den, der es ſagt oder gibt. Es war daher kein Wunder, daß mir nun eine neue Welt aufging, ein neuer Frühling, in dem tauſend ſchöne Pläne blühten. Wir Beide hatten ſchon damit unſere Freude, und erſt zuletzt kam ich darauf, wie notwendig zu unſerem Vorhaben die Gunſt der öffentlichen Meinung ſei. Ich ahnte, man überlaſſe mir ſo ein Mädchen ungern genug, wenn auch nicht nur das Schlimme von mir geſagt und gelogen werde.

Der Vormittag war ſchnell vorüber und die Mutter kam heim. Sie ſagte: es ſei ihr ſpät geworden, weil ſie überall von meinem Befinden habe Bericht machen müſſen. Über Nannis Anweſenheit war ſie nicht halb ſo erſtaunt, als ich erwartete. Sie grüßte das Mädchen freundlich und man merkte immer wieder, wie lieb und recht es ihr war. Nach dem Mittageſſen wurde ihm unſere Hauseinrichtung gezeigt. Es war Alles einfach, aber doch ſo gut, als man es hier herum gewöhnlich trifft, und ſo, daß ich mich nicht zu ſchämen brauchte, wenn ich an das dachte, was Nanni gewohnt war. Mir tat es wunderbar wohl, die Beiden ſo miteinander im Hauſe herum gehen zu ſehen, und ihnen folgend vergaß ich, daß mir nicht ganz wohl ſei. Die Mutter ſorgte beſtändig, ich erlaube mir zuviel und und werde nachher dafür zu büßen haben. Ich fühlte mich innerlich wohl und der Körper war gewohnt, meinem Willen und noch lieber meiner Stimmung zu folgen.

Gewiß hätte ich mir wehe getan, wenn ich ruhig auf dem Kanapee aus dürrem Buchenlaub geblieben wäre, während Nanni in meinem Altarkämmerlein bei meinen Büchern verweilte.

Der Abſchied war ein fröhlicher. Nanni wußte, daß ſie einen Glücklichen zurück ließ, und ſah mich, innerlich wenigſtens, geſünder als je vorher.

Mir war wirklich ein neues Leben geſchenkt. Nicht nur fühlte ich von der aufgeleſenen Verbitterung mich geheilt, auch die Umgebung ſtellte ſich freundſchaftlicher zu mir und aus jedem Auge ſah ich mir freundlich die Hoffnung auf ein fröhliches Zuſammenleben in der Zukunft leuchten. Es war eine wahre Freude, am Fenſter ſtehend, Allen zuzuſehen, die über die Gaſſe hart vor dem Hauſe auf und ab gingen. Jeder ſchaute viel freundlicher zu mir herauf als früher und war trotz der dringendſten Arbeit immer geneigt, ſich in ein kurzes Geſpräch mit mir einzulaſſen. Ja, das Leben im Dorfe war jetzt hübſch. Dennoch ſehnte ich mich ins Vorſaß zu Nanni, welche ich gleich nach dem Fronleichnamsfeſte mit ihrer Mutter hineinziehen ſah.

Schon in der folgenden Woche litt es auch mich nicht mehr im Dorf. Als ich wieder hart an die Ach kam, begann mich ein wenig zu fröſteln und alle Glieder durchzuckte ein krampfartiger Schmerz. Das kam auch ſpäter noch und ſogar jetzt bin ich etwas unſicher

und ängſtlich, wenn ich Waſſer unter mir ſehe. Sonſt aber hat das Ereignis mir gar nichts Schlimmes zurückgelaſſen als einige Körperverletzungen, die ſchon in wenigen Wochen wieder geheilt waren.

Freund Oberhauſer bewarb ſich um die Belohnung, welche von der Regierung Jedem zugeſichert war, welcher mit eigener Todesgefahr ein fremdes Menſchenleben rettet. Er bekam ſtatt der verſprochenen fünfundzwanzig Gulden nur zwanzig und hatte davon auch noch den vielen aufgerufenen Zeugen ihre Gänge aufs Gericht in Bezau zu bezahlen. Auf das, was ihm ſchließlich noch blieb, mußte noch gelegt werden, daß er ſich eine billige Taſchenuhr kaufen konnte. Möge ſie ihm nur glückliche Stunden zählen, oder ſolche, deren Unangenehmes nachher zum Segen wird, wie da, wo ſein kräftiger Arm dem Untergange mich entriß und einem wahrhaft neuen Leben wiedergab!

Daß für die Rettung meines Lebens die beſtimmte Belohnung nicht voll ausbezahlt wurde, gab hier herum viel zu lachen.

Es hieß, mein Leben ſei wenigſtens ein Fünftel weniger wert als ein anderes, das habe das Amt im Namen der Regierung nun ſelber beſtätigt mit Siegel und Brief. Ich lachte ſelber von Herzen mit. Früher hätte mich's wohl ein wenig geärgert, aber da wären auch beleidigendere Folgerungen daraus gezogen worden als jetzt, wo man damit abſchloß: die

Regierung habe für mich darum weniger bezahlt, weil ich doch — zum Soldaten untauglich ſei.

In Hopfreben verlebte ich glückliche, die glücklichſten Tage. Die Nächte waren jetzt kurz, aber wir hatten doch eine Nachtſtubat. Es war, als ob die Leute wieder einbringen wollten, was im Kummerjahr 50 verſäumt wurde. Man trieb das Tollſte. Ich machte nicht mehr gar Alles mit, ſo daß Viele ſagten, ich ſei doch etwas ernſter aus der Ewigkeit wieder zurückgekommen. Das war nun durchaus nicht der Fall. Ich fühlte mich heiterer als je, aber ich dachte mich nun ſchon als Mann — als Nannis Mann — und dieſer Gedanke ward oft mein Gewiſſen. Streng hielt es mich nicht, aber es veredelte meinen Geſchmack und hieß mich an Vielem keine Freude mehr finden, was ich früher neben Andern — wenn auch oft nur aus Verzweiflung — trieb. Das war nicht etwa nur darum ſo, weil die Nachtſtubat in des Mädchens Hauſe zuſammenkam und ich da mich von der vorteilhafteſten Seite zu zeigen wünſchte. Viele tun das freilich und glauben es dann auch von Anderen. Da werden Wünſche und Neigungen der Geliebten ſowohl als ihrer Eltern ängſtlich erforſcht und dann ein Plan gemacht, mit welchem man nicht nur Andere, ſondern auch ſich ſelber täuſcht. Wehe ihnen, wenn ſie einmal wieder zu dem zurück wollen, was ihrem Weſen gemäß iſt! Dann ſtürzt über ihnen das ſtolze Gebäude häuslichen Glückes

zuſammen, welches die Toren auf dem Sande aufführten. Die Liebe betrügt nie, Wahrheit iſt ihr Leben. Sie iſt nur durch das Glück des geliebten Weſens befriedigt und macht zu ſtolz zum Schmeicheln und Kriechen. Wenn ich jetzt fleißiger bei der Arbeit war und immer nebenbei etwas bares Geld zu verdienen wußte, ſo kam auch das nicht von Wohldienerei, ſondern von der wachſenden Freude an meiner Berufsarbeit, die nun meine und Nannis Ernährerin werden ſollte. Dieſer Gedanke gab Allem, ſogar dem Kuhſtall, eine gewiſſe Weihe. Ich ſuchte auch in der Hauseinrichtung, für die ich plötzlich ein ſehr ſcharfes Auge hatte, noch Manches zu ergänzen. Zu dieſem Zwecke arbeitete und ſparte ich ſo freudig als früher, wenn es die Anſchaffung eines lang gewünſchten Buches galt.

Das Haus, welches wir bewohnen ſollten, war mein Tempel, ſeine nächſte Umgebung mit Wieſe und Wald, Vorſaß und Alp meine Welt geworden.

XXV.

Es war mir nun doch auch einmal ordentlich wohl auf der Welt, ohne daß ich's mit der Einbildung und mit ſchwerer Gedankenarbeit jeden Tag neu gewinnen mußte. Kein Unfall entmutigte mich und nichts warf einen Schatten auf mein Glück, als die Frage, was wohl Nannis Angehörige zu unſerem Vorhaben ſagen würden? Noch hatten wir nicht recht davon zu reden gewagt. Nur zuweilen ließen wir ein andeutendes Wörtlein fallen — ſogenannte Fühler. Das wurde gewiß nicht überhört; aber man vermied es, darauf einzugehen, obwohl wir dahin drängen wollten. Die Vorſaßzeit war ſchon bald zu Ende und ich mußte mich nun entſchließen, mit der Sprache herauszurücken.

Zuerſt beſchloß ich, mit Bruder Jakob zu reden, den ich mir am geneigteſten wußte. An einem Sonntage wartete ich, bis er und der Schneider ihre 22 Kühe gemolken hatten, um dann, da der Schneider ſennen mußte, mit Jakob allein nach Schoppernau zum Gottesdienſte gehen zu können. Wir plauderten zuerſt von den Ausſichten des Jahrganges für die Milchwirtſchaft und kamen dann vom Allgemeinen unvermerkt mehr

ans Beſondere. Ich erzählte ganz begeiſtert, daß ich jetzt eine Freude an der Bauernarbeit, eine Liebe zur Heimat in mir erwachen fühle, wie ich's früher niemals auch nur zu ahnen vermocht hätte. Jakob ſagte mit Herzlichkeit: man ſehe mir das an, und Jedermann ſei mir darum gut. Wenn ich früher ſo geweſen wäre, hätte mir manches Bittere wohl erſpart bleiben können. Das Gute jedoch komme nie zu ſpät und man könne ſich freuen, daß die Ach mir und Anderen die Augen ausgewaſchen habe.

„Jenes Ereignis," antwortete ich, „könnte man ein Wunder nennen, wenn Einem das beſonders ſchmeichelte. Solche Wunder gäb's aber oft im Leben, wenn man nur bloß ihres Segens teilhaftig würde. Auch mir würde derſelbe ohne deine Schweſter verloren gegangen ſein, oder ſich gar noch in den Fluch neuer Verbitterung verkehrt haben."

Und nun ſchilderte ich mit der Begeiſterung des Liebenden, wie ich mit und durch Nanni ein ganz Anderer geworden ſei, wie ich mich jetzt hier daheim fühlte und mich gerne für immer an die Heimat binden möchte. Meine Mutter ſei alt und ſehe mich einſam. Sie würde freudig die ſegnen, welche ihr zweites Kind werden möchte. Ich hätte nun mit Nanni geredet und unſere Heirat ſei von uns aus eine ausgemachte Sache. Ich hoffte, daß man nicht zu viel dagegen einzuwenden habe, obwohl ich wiſſe, daß eine Haushaltung ſo ein Mädchen ungern ziehen laſſe.

Meine Rede war warm und dem guten Jakob wurden dabei die Augen feucht. Er ſagte: Das habe er ſchon lange kommen ſehen. Er ſei auch überzeugt, wenn je ein Paar, ſo wären wir Beide ganz beſonders für einander geſchaffen. Ihm tue es weh — recht weh — das Mädchen aus dem Hauſe zu laſſen, aber er ſei auch überzeugt, daß Nanni nichts anſtrebe, was zu ihrem Unglück werden müßte, und er hielte es für eine böſe Gewiſſensſache, ernſtlich gegen unſere Verbindung aufzutreten. Auch Nanni würde hier herum nicht zum Hundertſten paſſen, wenn ſie ſich auch ſo gut als Eine in alle Verhältniſſe zu fügen wiſſe.

Niemals habe ich vor oder nach einer Beicht mehr gute Vorſätze gemacht, als dieſen Vormittag unter dem Gottesdienſt. Bei der Meſſe ſang ich das Gloria halb laut mit und den künftigen Schwager neben mir ſah ich an, wie den großen Oberhauſer, meinen Lebensretter.

Nachmittags redeten ich und Nanni nun auch mit ihrer Mutter. Hier hatten wir ſchon einen Gehilfen und Fürſprecher an Jakob, aber wir brauchten ihn. Die Greiſin ſchauderte anfangs zurück vor dem Gedanken an eine Trennung von ihrem Liebling. Aber gerade weil Nanni ihr ſo lieb war, gab ſie deren Bitten allmählich nach.

Später freilich ward noch mancher Widerſpruch erhoben; aber das vermochte mich nicht mehr zu be-

trüben. Vielmehr ſah ich darin immer ein Zeugnis für den hohen Wert meiner Geliebten. Ja, das feſte Zuſammenhalten dieſer Familie war mir auch da wohltuend und bewundernswert, wo es der Erfüllung meines heißeſten Wunſches feindlich ſich gegenüberſtellen zu wollen ſchien. Jetzt ſah ich, wie recht Nanni hatte, als ſie das Wohltätige des Lebens in einem Kreiſe lieber Geſchwiſter pries.

Zuweilen erwachten unter Nannis Angehörigen denn doch auch allerlei Beſorgniſſe wegen der Zukunft des Mädchens, wenn mir jetzt die öffentliche Meinung auch ziemlich günſtig blieb und derartige Bedenken nicht mehr groß zu ziehen ſuchte. Es war doch eine wichtige Sache, das Schickſal eines Mädchens ganz in die Hand dieſes unberechenbaren Sonderlings zu legen; vielleicht um ſo bedenklicher, je vertrauender und gläubiger die Liebende ſich ihm überließ. Dieſe Beſorgniſſe wurden glücklich durch einen Brief des ſtudierten Bruders zerſtreut, an welchen ſich Nanni wendete. Er wollte mich früher in Hopfreben kennen gelernt haben als einen Menſchen, dem viel Tüchtiges zuzutrauen ſei, wenn er in der Heimat je gehörig Wurzel faſſen könne. Er ſprach daher die Hoffnung aus, daß die Verbindung nicht nur den beiden einſamen, unverſtandenen Leutchen, ſondern wohl auch noch der Gegend zum Segen werde, welche ſo ſehr eines Mittlers zwiſchen ihr und der „Welt“ bedürfe. Er verſprach bei unſerer Hochzeit zu

erſcheinen, da es ganz gewiß in wenigen Monaten mit der Herrlichkeit der deutſchen Beamten in Ungarn für immer aus ſein werde.

Nannis Geſchwiſter hatten, wie wohl die meiſten Bregenzerwälder, im Grunde des Herzens kein beſonders günſtiges Vorurteil für halb lateiniſche Menſchen mit langen Kitteln. Man ſah den Kaſpar nicht gerne ſo einen Herrn abgeben und nur das Kerngeſunde ſeines Weſens, die Überlegenheit ſeines reichen Geiſtes, hatten ihm ihr Herz wieder gewonnen. Ja, durch ihn wurden ſie überhaupt von ihren Vorurteilen gegen alle Aufklärung geheilt, deren Wohltaten er ihnen in ihrer Weiſe zu zeigen und zugänglich zu machen wußte. Sein Brief tat Wunder. Alle Beſorgniſſe waren zum Schweigen gebracht und im Faſching des kommenden Jahres wollten wir Hochzeit halten.

Es waren wunderbare Tage, in denen wir uns zur öffentlichen Feier unſeres Glückes vorbereiteten. Da gab's noch viel zu ordnen und anzuſchaffen. Der Schneider und ſeine älteſte Schweſter, die Näherin, bekamen viel zu tun, denn ſie hatten ſich's zur Aufgabe gemacht, uns hochzeitlich herauszuputzen und bei dieſer Gelegenheit einmal ihre Leiſtungsfähigkeit zu zeigen. Wir mußten oft lächeln, wenn wir wieder und wieder alles anprobieren und uns von allen Seiten, in jeder Stellung zeigen ſollten. Uns war es nicht beſonders wichtig, wie das und jenes nun ſitze, aber

wir erkannten gerne, daß es für sie eine Ehrensache sei; besonders für den Schneider, welcher beweisen wollte, daß er schon auch lange fremde Kleider, wie ich sie jetzt immer und ohne Anfechtung trug, zu machen verstehe. Uns aber war und blieb die innere Vorbereitung des Gemütes auf den Hochzeitstag am wichtigsten. Unsere katholische Kirche nennt die Ehe ein Sakrament der Lebendigen, derjenigen also, die in der Gnade leben und sich durch Beicht und Buße von früherer Schuld gereinigt haben.

„Deine Sünden sind dir vergeben," spricht der Stellvertreter Gottes im Beichtstuhl, und dann reichen die neugewordenen Kinder der Gnade, innerlich frei von der ganzen Vergangenheit, sich die Hände zum heiligen Bund. So kommt die Kirche den Bedürfnissen des Herzens zu Hilfe. Ich glaube nämlich, daß diese Reinigung jedem liebenden Herzen Bedürfnis werden müsse. Man will nichts Ungerades mit ins Leben des geliebtesten Wesens hinüber nehmen und ist froh, wenn die Erlösung von der Vergangenheit durch einen Machtspruch geschieht, wo man dieselbe nicht in sich selber findet. Wir arbeiteten schon jetzt an diesem Erlösungswerk, ich lernte verstehen, was es heißt, sich die Hände in Gott, dem Alliebenden, reichen.

Am 14. Jänner 1861 abends, nachdem ich noch einmal die nun fertigen Hochzeitskleider anprobiert hatte, ging ich zum Pfarrer in Au, um demselben vor-

ſchriftsmäßig unſer Vorhaben anzuzeigen. Ich fand ihn gerade nicht beſonders freundlich und er ſprach offen aus, er ſehe es recht ungern, daß ihm nun die beſte, liebſte Schülerin, die er gehabt, aus dem Dorf, und noch gar in das enge Schoppernau hinauf ziehen wolle. Ich verzieh das dem wunderlichen aber ſeelenguten Greiſe von Herzen gern. Er war einer der freiſinnigeren Geiſtlichen, noch der badiſchen Schule entſtammend und der jungbrixneriſchen Richtung innerlich abhold. Als Nanni in der Schule vom Lehrer nichts mehr lernen konnte, nahm er ſich ihrer an und gab ihr ſogar Schillers und Houwalds Schriften im Auszuge in die Hand. Auch gegen mich hatte er ſich immer recht freundlich gezeigt; nur daß ich ſeine Anna Katharina aus Au wegheiratete, konnte er mir nicht mehr verzeihen.

Als wir eine Woche ſpäter in den Pfarrhof kamen, um das übliche Brautexamen zu beſtehen, fanden wir ihn ſehr unfreundlich. Er war ſchon zu Bette gegangen, obwohl es erſt dämmerte, und entſchuldigte dies Nanni gegenüber damit: er habe noch immer gehofft, daß ſie gar nicht kommen werde. Ihm wäre es lieb geweſen, wenn er die für uns beſtimmte Stunde ruhig hätte ſchlafen können. Wir mußten uns nun auf zwei Stühle hart neben ſein Bett ſetzen, von dem aus er uns aus dem Katechismus fragte. Dabei ſuchte er beſonders mich in die Enge zu treiben. Das wäre ihm wohl ganz leicht gelungen, wenn er ſein

Buch bei ſich gehabt hätte. Da aber das nicht der Fall und von ihm ſelbſt Manches halb vergeſſen war, ging es mir ganz gut. Ich wurde nie um eine Antwort verlegen, mit der man ſchon zufrieden ſein konnte, wo nur der Gedanke, nicht aber der genaue Wortlaut des Katechismus verlangt wurde.

Nach dem Examen, welches vielleicht eine Stunde — alſo jedenfalls nicht lange — gedauert hatte, gingen wir zur Sonnenwirtin, bei der es heute ganz faſtnachtsmäßig zuging. Sie hatte Nachbarn und gute Bekannte zur Stubat eingeladen und ihnen Nachmittags ſchon alles Gute aufgetragen. Auch Nannis Geſchwiſter waren dort und wir hatten ebenfalls zu kommen verſprechen müſſen.

Schon vor dem Hauſe hörten wir frohes Gelächter. Beſonders Einer lachte ſo herzlich und ungezwungen, daß es Einem ordentlich wohl tat, wenn man auch nicht wußte, worum ſich's handelte. „Das iſt unſer Bruder Kaſpar, ganz noch wie früher ſchon," rief meine Braut und eilte voran ins Haus. Ich begrüßte meinen ſtudierten Schwager mit einer mir ſelbſt unerklärlichen Scheu, die ſich aber bald ein wenig verlor. Wir fanden Gefallen aneinander und ſaßen plaudernd beiſammen, bis mir von den tanzluſtigen Stubaiern in der Nachbarſchaft eine Ziehharmonika gefunden war. Nun half er Tiſche und Stühle aus der Stube räumen und eröffnete dann mit meiner Nanni den Tanz. Er

konnte es noch wie ein echter Wälder — mit Leib und Seele. Gewiß hatte nicht nur ich das Gefühl, als ob er nun viel von dem abschüttle, was uns noch fremd an ihm gewesen war.

Dann setzte er sich neben mich und lauschte meinen Stücken. Ich sagte ihm, daß ich ohne Noten, ohne jeden Unterricht gelernt habe. Er meinte, man höre das, aber ihn spreche das Gemütsleben an, welches zuweilen aus meinen Weisen klinge. Auch von meinen Gedichten, die Nanni ihm mitgeteilt hatte, sprach er in freundlicher Weise. Mir wurde dabei etwas Angst. Fremd war mir der Schwager nicht mehr, aber ich sah noch zu sehr den Beamten in ihm, um ganz und offen mich geben zu können. In diesem Stücke war ich noch ganz der echte mißtrauische Bauer des Innerbregenzerwaldes. Ich sah in allen diesen Herren Steuersauger, Angeber und fast mehr Verdreher als Vertreter des geschriebenen, in tausend Sackgassen von Zusätzen sich verlaufenden, dem einfachen Menschenverstande unbegreiflichen Rechtes. Die Rechtswissenschaft erscheint den Bauern leicht als eine Art von Taschenspielerei. Hier galt damals und gilt häufig noch heute ein Rechtshandel für eine etwas verdächtige Sache. Lieber gibt man in unerhörtester Weise nach, als daß man aufs Gericht laufen und sich in ein Gerede bringen mag. Mein Schwager schien das zu bemerken, was in mir vorging und sich noch zwischen uns stellte. Er

begann von der alten freien Verfaſſung des Innerbregenzerwaldes zu reden. Das machte mich bald warm und auch andere ſetzten ſich zu uns, um an dem immer lauter werdenden Geſpräche teilzunehmen. Unſer Mut wuchs, da wir den Beamten gleich als einen freiſinnigen, vorurteilsloſen Mann kennen lernten, der lächelnd mit unverkennbarem Behagen Hiebe hinnahm, die wohl nicht Jeder ertragen hätte. Er bekam es nun deutlich zu hören, daß wir den freien Bregenzerwälder Landsbrauch*), wie ihn unſere Väter aus deutſchem Rechtsbewußtſein ſchufen und unbehindert den Verhältniſſen gemäß ausbauten, noch recht gut im Kopfe hatten und die Herren Beamten leicht für Vertreter eines fremden Rechtes anſähen. Wie in Märchen das Ausſprechen eines Wortes oft einen Zauber löſt, ſo fiel auch hier nach dieſem Ausſpruche**) die letzte Mauer zwiſchen uns und dem Beamten zuſammen. Wir kamen erſt ſpät in der Nacht heim in Nannis Haus. Der Beamte blieb in der Stube, bis ich ging, und war mir durchaus nicht im Wege. Er hatte ſchon mein Herz gewonnen und ich ſchied von ihm mit der Ahnung, daß wir viel zuſammen erleben würden. Seine Anſichten ſtimmten mit den meinen in ſo Manchem

*) Siehe „Landsbrauch des Innerbregenzerwaldes". Zu beziehen von Joſef Feuerſtein in Bezau, Vorarlberg 1863. Preis 1 fl.

**) Sich ausſprechen, verſtändigen.

überein, daß wir, wenn wir uns auf gleichem Boden bewegten, auch Gleiches anſtreben und erfahren mußten.

Am nächſten Sonntag ſollten wir nun als Brautpaar von den Kanzeln in Au und Schoppernau verkündet werden. Mir gingen die Tage bis dahin bald zu langſam, bald zu ſchnell vorüber. Ich hatte noch ſo viel zu tun, daß ich gar nicht wußte, wo ich anfangen ſollte, da mir immer etwas Anderes noch notwendiger ſchien und eigentlich nichts recht zu meiner Feſtſtimmung paßte. Die Leute freilich merkten wenig von dieſer Feſtſtimmung. Ich hab's lernen müſſen, Leid und Freude tief in mich zu vergraben. Fremde Teilnahme hatte mich bisher nur verwirrt und gehofmeiſtert. Sogar die herzlichſten Glückwünſche meiner Freunde nahm ich mit einiger Scheu entgegen. Es war mir immer, als ob man gar nicht von der Sache reden ſollte, und Nanni ſagte das Nämliche. Aber trotz unſerer Scheu wollten wir doch keine ſtille, ſondern eine gehörige Bauernhochzeit mit Muſik und Tanz halten. Das ſollte noch das letzte Gerumpel ſein, welches wir auf der Welt machten; dann wollten wir ſtill und unbeachtet in unſerem Häuschen leben.

Endlich kam der Sonntag, an dem wir verkündet wurden. Ein Fuhrwerk, das erſte, welches ich zu einer Vergnügungsfahrt benutzte, brachte uns auf gut gebahntem Schlittweg in den äußeren Bregenzerwald, wo einige Verwandte meiner Braut in ſchöner, geachteter

Stellung lebten. Ich erwähne nur den hier überall bekannten Bruggmüller in Egg, einen Bruder ihres Vaters. Er galt im ganzen Ländchen für einen Ratgeber und Helfer aller Notleidenden. Sein gastfreundliches Haus ſtand Jedem offen und Jeder verließ es gehoben und erquickt. Ich fühlte mich da gleich heimiſch und freute mich, einen ſolchen Mann zum Vetter zu gewinnen. Vor Bruggmüllers Tochter aber, der Taubenwirtin in Alberſchwende, trat ich doch noch etwas ſcheu auf. Mit Weibern hatte ich überhaupt nicht gerne zu tun, da ich ihr Urteil meiſtens nur von der öffentlichen Meinung beſtimmt ſah, die mir faſt immer ungünſtig war. Es ging aber auch hier ganz gut. Wir wurden in ein freundliches Gaſtzimmer geführt, wo ich nach dem Gottesdienſte zu meinem Ergötzen die rotbackigen Alberſchwenderinnen ihr Pfeifchen rauchend beim Kirſchenwaſſer ſitzen ſah. Das war dem Innerbregenzerwälder einmal etwas Neues. Überhaupt gefiel mir das müßige Herumfahren im Ländchen viel beſſer, als ich vorher beſorgt hatte.

Ich lernte allerlei Menſchen, Verhältniſſe und Lebensſtellungen kennen, die mir neu waren und zu anderer Zeit wohl Monate lang zu denken gegeben hätten. So kamen wir dann am Montag Abends mit allerlei Eindrücken und auch mit Geſchenken bereichert in Au wieder an. Dienstag und Mittwoch beſuchten wir die dortigen Bekannten und Ver-

wandten, wobei wir in unſerem Feſtſchmuck auftraten. Alle gaben uns ein Geſchenk (etwas a d'Wicko,*) wenn ſie nicht zur Hochzeit zu kommen verſprachen. Nur die nächſten Verwandten und die beſten Freunde hätten ſich durch ein Geldgeſchenk nicht abfinden können. Sie machten aber zu unſerer Freude gar keinen derartigen Verſuch, und die Zahl der Gäſte ſchien eine ziemlich große werden zu wollen. Am Mittwoch Abends hatte Nanni ihre Kleider zuſammengepackt und das Brautfuder**) geladen. Nun war der Augenblick des Scheidens da. Die Stubenuhr, welche bisher des Mädchens Stunden zählte, ſchlug ſechs. In dem engen niedrigen Raume ſtanden die Mutter und die Geſchwiſter ſtill um uns herum. Wie viel hatten dieſe Leute mit und für einander erlebt! Oh dieſer Kreis, ich fühlte es, war ſo ſicher, ſo warm, ſo heilig, und nun wollte ich das Mädchen aus demſelben herausführen! Was Alles hätte ich dem lieben alten Mütterlein verſprechen, beſchwören mögen in dieſem großen Augenblick! Ich empfand ſo lebhaft, was in ihm, was in allen jetzt vorgehen mußte, daß ich keines Wortes mächtig war. Ich ſah die anderen gefaßter und heiterer, nur ſtill. Nanni hatte feuchte Augen, aber ihre Stimme klang hell und ſicher wie ſonſt.

*) An den Spinnrocken, Geſchenke für die Brautleute.

**) Wagen mit der Ausſtattung der Braut.

Plötzlich faßte ich die ſchwielenbedeckte Hand der Mutter und ſie feſthaltend rief ich: „Mutter, auch ich liebe ſie! Du haſt noch mehr Herzen, welche für dich ſchlagen, ich habe nur deine Nanni.“

„Ihr Beide habt uns Alle,“ riefen die Geſchwiſter wie aus einem Munde. „Wir ſind nun Eigene und gehören zuſammen.“

„Und bleiben uns immer nahe, im Glück und Unglück,“ ſagte ich erheitert.

Dann umfaßte ich noch einmal der Mutter Hand und tat im Stillen bei meiner Liebe einen Schwur, der mich wunderbar beruhigte — dann gingen wir.

Wie wir nach Schoppernau kamen, weiß ich kaum noch, aber bald waren wir daheim. Als Nanni mit dem Auspacken ihrer heraufgeführten Sachen beſchäftigt war, eilte ich ins Altarkämmerlein, wo meine Bücher und Schriften aufbewahrt waren. Ich nahm ein Leintuch mit und breitete es auf dem Boden aus; dann begann ich meine Schriften zuſammen zu nehmen. Tagebücher, Entwürfe, Gedichte verſchiedenſten Inhaltes, mein erſticktes Drama vom Seppel, kleinere Abhandlungen — kurz Alles, was mir in der Eile Derartiges in die Hände kam, wurde ohneweiters auf das ausgebreitete Leintuch geworfen. Nur Weniges iſt mir entgangen. Als ich fertig war, nahm ich die vier Zipfel des Tuches zuſammen, zwängte mich mit dem unförmlichen Pack durch die enge Kammertür und leerte alles auf den

Herd in der Hausflur aus, wo ein kleines Feuer brannte. Ich begann ein Stück nach dem andern anzulegen. Die Flamme ſchwoll und ſchwoll. Als ich den ganzen Raum erhellt ſah, rief ich meine Braut heraus.

„Aber was tuſt du denn?“ frug ſie lachend.

„Aufräumen.“

„Mit was?“

„Mit der Hanswurſtentracht des alten Sonderlings. Der letzte Fetzen iſt nun weg. Ich will ganz nur an dir hängen, dir leben!“

„Es waren Schriften?“ frug das Mädchen erſchrocken.

„Ja, meine Schriften. Ich habe deiner — unſerer Mutter bei mir ſelbſt geſchworen, mich frei zu machen von dieſer dämoniſchen Sucht, um ganz dir leben zu können.“

„Das hat die Mutter doch nie von dir gefordert?“

„Aber der große Augenblick hat es gefordert, in welchem du mir übergeben wurdeſt. Ich habe nun ſonſt zu tun, und wer nicht mehr ſpielen will, darf auch die Karten nicht bloß etwa hinter den Spiegel ſtecken.“

„Ich verſtehe dich, aber — es iſt doch ſchade!“

„Schade?“ lachte ich. „Um die Klagen — gereimte und ungereimte — über eine Welt, wie ſie wohl gar nicht exiſtiert? Schade um hundert Denkmale meiner Torheit, deren du dich immer ſchämen müßteſt? Um

nur ſo ſcharfe Unterſuchungen, wie man ſie mit der grauen Brille der Verzweiflung anſtellt? Na na, du gutes närriſches Leutlein,*) um das Alles iſt kein Bißchen ſchade!"

„Du gibſt doch der öffentlichen Meinung zuviel nach."

„Nur, damit ſie nicht recht behalte."

„Aber du haſt Freude an dieſem Schaffen und ich auch."

„Gut, dann ſoll einmal Beſſeres, deines Mannes Wertes entſtehen. Mit dir, für dich iſt's mir leicht, allem Anderen zu entſagen, wenn es ſein muß; aber ich werde auch noch mehr können."

Wir gaben uns die Hände und ſpäter wurde der verbrannten Schriften kaum noch mit einem Worte gedacht. Nur das ſah ich, daß Nanni ſich freute, ſo oft ſie noch etwas Zurückgebliebenes fand. Alles wurde von ihr ſorgfältig aufbewahrt.

Mir war wohl nach dieſer Tat. Ich konnte nun mit viel ruhigerem Gewiſſen an die Angehörigen Derjenigen denken, die ich von jetzt an mein Wible**) nannte. — -- —

Unſerem engen Achtale bringt der Winter, der ſelbſt die düſteren Berge mit ſchimmerndem Schnee bekleidet, die hellſten Tage. Ein ſolcher war auch der

*) Aus der Verkleinerungsform lütli verhochdeutſcht.

**) Weibchen.

4. Februar 1861, unſer Hochzeitstag. Heiter und ſchön, aber ſtill, ſtieg er im Oſten auf und glich dem Leben, welchem wir entgegen gingen. Etwas kalt wars im Dorf, aber um ſo lieber blieb man in der Stube. Dort wars jetzt beſonders hell und freundlich und man war ſicher vor den Schneeflocken, die ein ſcharfer Oſtwind hie und da aufwirbelte. Auch das noch kann mit zu meinem Vergleich genommen werden.

Auf dem Wege zur Kirche dachte Nanni an unſeren erſten gemeinſamen Gang zum Gotteshaus und an das Gedicht, welches nach demſelben entſtand. Sie flüſterte mir den Schluß desſelben zu:

Ich möcht mit dir durchs Leben gehn
Durch Lenz und Winter, jede Zeit!

Ich erzählte jenen Traum, den ich einſt hoch droben auf dem Sattel gehabt hatte. Jeden Schritt aus der Tiefe meiner troſtloſen Einſamkeit heraus bis zur Höhe des heutigen Glückes bezeichnete ein ſchönes, unvergeßliches Erlebnis, und ſelbſt was Hindernis ſchien, war uns Wohltat geworden, indem es uns zum Handeln drängte.

In der Kirche dankten wir Gott für alle Freuden und Leiden, die er uns zuſchickte. Dieſer Stunde wollten wir immer gedenken wie einer höheren Offenbarung und dann demütig und vertrauensvoll alle Fügungen des Schickſals hinnehmen und nach Kräften zu unſerem Beſten verwerten. Sogar an den Arzt in Tirol

drinnen konnte ich jetzt ohne Bitterkeit denken. Wo wäre ich unruhiger, sonderbarer Mensch jetzt wohl ohne ihn gewesen? Jedenfalls nicht glücklicher als hier!

Pfarrer Stockmayr legte unsere Hände ineinander und man sah ihm ordentlich an, wie gern er das tat.

Nannis „Ja" klang fest und sicher; den vielen in der Kirche anwesenden Dorfbewohnerinnen fast zu laut. Ein klein wenig hätte sie doch weinen sollen. Man sagt eine traurige Braut gebe ein fröhliches Weib. Im Allgemeinen mag dieser Spruch wohl etwas Wahres haben, aber an meinem Wible bewahrheitete er sich nicht. Es war halt eben auch — ein Sonderling.

Unser Hochzeitsmahl sollte beim Adlerwirte gehalten werden, der mein Nachbar und dem Wible ein Vetter war. Als wir vor das etwas enge Haus kamen, erklang im oberen Stocke, wo die Kammer zum Tanzsaal ausgeräumt war, laute lustige Musik — das nämliche Stück, welches ich auf dem Sattel in jenem Traume gehört hatte. War nicht etwa das, was ich jetzt erlebte, auch wieder nur ein Traum? Fast fürchtete ich's und blieb wie angebannt auf dem Tritt vor der Haustür stehen.

Da kam die Schwester des Adlerwirts und sprach feuchten Auges ihren Glückwunsch aus. Seit sie in der Himmelrieseschlucht für mein Leben zitterte und betete, hing sie immer fast mit mütterlicher Zärtlichkeit an

mir. Sie gedachte jener bangen Stunde. Aus ihr war uns das Glück des heutigen Tages erblüht.

Nachmittags hatten wir etwa siebzig Gäste zu begrüßen; lauter liebe Verwandte und gute Bekannte aus Nah und Fern. Mit dem Schwager Kaspar kam auch Dr. Walser, und sogar der greise Pfarrer von Au fand sich mit unserem Stockmayr ein und war recht heiter. Einer fehlte mir — der Seppel. Aber geschrieben hatte er auch, daß es ihm in Bordeaux recht gut gehe und daß er an meinem Hochzeitstage auf unser Wohl eine gute Flasche leeren und wieder einmal recht lebhaft an unsere kaffeedampfumnebelte, enge, löcherige und runzelige Heimat denken wolle.

Mehr konnte man nach dem Briefe, welcher die vollste Zufriedenheit mit seinen Verhältnissen aussprach, nicht von ihm verlangen.

Das Brautpaar sollte nun für die Unterhaltung der Gäste sorgen, aber das war in einer so fröhlichen Gesellschaft bald geschehen. Wir blieben daher fast immer auf dem Tanzplatze, bis Lehrer Albrecht seine Abdankungsrede hielt. In derselben wurde unter Berufung auf den anwesenden Dr. Walser darauf hingewiesen, daß die besten Medizinen immer etwas Gift enthielten und bitter schmeckten. So diene dem Menschen oft zur geistigen Gesundung, was gerade sein Verderben zu werden scheine. Man müsse nur auch gehörig einnehmen können, was Dr. Schickial zusammenrühre,

und nicht etwa glauben, daß nur das Angenehme, Süße gut und heilsam sei.

Mir tat es wohl, mich unter so vielen lieben Menschen zu sehen, die mir wohl wollten und heute so fröhlich mein Glück feierten. Ich hätte Allen etwas Liebes sagen, etwas Gutes tun mögen. Besonders glücklich machte es mich, daß ich nun den immer mehr geschätzten Beamten Schwager nennen durfte. Das mußte ihn stets an seine geliebte Schwester erinnern und noch inniger an mich fesseln; wir mußten Freunde werden!

Beim Heimgehen blieben wir trotz der kalten Winternacht lang unter Gottes heiterem, sternbekränzten Himmel stehen. Wir gaben uns die Hände, indem wir uns Alles nochmals versprachen, was wir uns heute vor dem Altar versprochen hatten und sonst noch viel, viel.

Dann gingen wir in unser Haus. Es stand recht klein da unter der schneeigen Schlafmütze, mit welcher der Winter es bedeckt hatte. O für uns war es doch groß genug! Sehen wir nicht durch die Fenster Gottes Sternenhimmel? Gehört uns nicht seine schöne herrliche Welt und Mut und Kraft, uns da fröhlich durchzuhelfen? Wer das hat, ist nicht mehr durch enge Wände beschränkt, wenn's aber vollends zwei Liebende miteinander haben, sind sie gewiß überall glücklich.

Und wir sind es auch geworden durch einander; glücklich und gut. Jedes achtete das Andere. Es suchte

ſeiner wert zu werden, und die immer noch wachſende Liebe machte, daß das ohne Mühe ging und unſere größte Freude, unſer Reichtum ward. Vielleicht erzähle ich ſpäter einmal, wie immer Eins im Anderen lebte, wie ſie mir Auge und Hand war und wie ſie mein Haus zu einem Tempel machte, zu einer ſicheren Stätte, wo der von mittelalterlichem Fanatismus Verfolgte ſtets Zuflucht und Troſt fand. Auch da wird ſich wieder zeigen, daß das Schickſal den Menſchen bloß darum zuweilen zu verfolgen ſcheint, damit er Etwas von dem ihn belaſtenden Gepäck abwerfe und um ſo ſchneller und ſicherer einem ſeiner würdigen Ziel entgegen komme.